Atlas.

Zur

Kunde fremder Welttheile.

In Verbindung mit Mehren herausgegeben

von

August Lewald.

1839.

Erster Band.

Mit zwölf Lithographien und einer geographischen Karte.

Stuttgart:

Literatur-Comptoir.

Druck der C. Courtin'schen Officin,
Firma:
F. F. Autenrieth'sche Buchdruckerei.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/atlaszurkundefre11lewa

RBR
Jantz
#1462
Bd. 1

Schilderung von Yucatan.

Vorwort.

Ein Deutscher, Friedrich von Waldeck, der vor mehrern Jahren als Ingenieur in die Dienste einer englischen Gesellschaft trat, welche die Ausbeutung der ehemals so reichen Bergwerke Tlalpurahua im mexicanischen Staate Mechoacan übernommen hatte, hielt sich lange Zeit in Mexico auf, begab sich darauf in die zum Staate Guatimala oder Central-Amerika gehörige Provinz Chiapa, um daselbst zwei Jahre lang die Ruinen der vor nicht langer Zeit erst wieder aufgefundenen, uralten Stadt Palenque zu untersuchen, und genoß dabei der Unterstützung des bekannten, seitdem aber verstorbenen Lords Kingsborough, der das große, kostbare Werk über Mexico herausgegeben hat. Später wollte er seine Untersuchungen über diese merkwürdige

Stätte längst vergangenen Cultur vervollständigen, sah sich jedoch wegen der in jenen Gegenden wüthenden Cholera, und der gleichfalls neu ausbrechenden politischen Unruhen genöthigt, in der mexicanischen Provinz Yucatan längere Zeit zu verweilen, die er zur Erforschung der eben so alten als merkwürdigen Stadt Urmal oder Izlan verwendete, und zugleich eine Menge Notizen über diesen Staat sammelte, des größten Theils seiner Zeichnungen und Bemerkungen aber durch die Mißgunst der mexicanischen Regierung beraubt wurde.

Die Früchte seiner Forschungen in diesen noch so unbekannten Gegenden gedenkt er in drei verschiedenen Werken herauszugeben, von denen das Erste enthalten wird: die alte Geschichte Mexico's, geschöpft aus alten, an Ort und Stelle aus ihren Hieroglyphen entzifferten Chroniken, nebst der wahren, aus der höchst seltenen, mexicanischen Handschrift Teamurtli genommenen Zeitrechnung der Tolteken und Azteken. Ihr wird sich anschließen die neuere Geschichte und Verwaltung Mexico's, eine Schilderung der in politischer Hinsicht wichtigsten Personen, und ein ausführlicher Bericht über die neueren Bergwerksunternehmungen deutscher und englischer Gesellschaften. Das zweite Werk soll eine genaue Beschreibung der Ruinen von Palenque umfassen, erläutert durch viele, dort selbst aufgenommene Zeichnungen. Das dritte Werk endlich, das vorliegende, und bis jetzt allein erschienene *), gibt die vom Verfasser während eines zweijährigen Aufenthaltes in Campeche und Merida über Yucatan gesammelten, statistischen und ethnographischen Bemerkungen, und eine sehr in's Einzelne gehende Schilderung der gleichsam von ihm entdeckten Ruinen der schon oben genannten, uralten Stadt Urmal.

Wir versuchen es in folgenden, diesem unlängst in Paris erschienenen Werke entnommenen Auszügen, unseren Lesern das Interessanteste daraus mitzutheilen, mit Hinweglassung jedoch des rein archeologischen Theiles, und der Untersuchungen über die fast verschollenen Sprachen der Ureinwohner.

*) Voyage pittoresque et archéologique dans la Province d'Yucatan (Amérique Centrale) pendant les années 1834–36, par Frédéric de Waldeck. Paris 1838, Prachtwerk in Großfolio, nebst einem Kupferatlas.

Im December 1833 machte Herr von Waldeck nach langem Verweilen in Tabasco, der Hauptstadt der zum mexicanischen Staatenbunde gehörigen Provinz gleichen Namens, den Versuch, sich von diesem Orte, der im südlichen Theile dieses Reiches unter dem 18° 34′ nördlicher Breite, und an dem in das Antillen-Meer sich ergießenden Fluß Tabasco oder Grizalva liegt, nach Yucatan, der nächstgelegenen Provinz zu begeben, um daselbst die Ruinen von Urmal zu untersuchen, mußte aber, weil er die der Cholera wegen überall aufgestellte Sanitätscordons nirgends durchbrechen konnte, wieder in diese Stadt zurückkehren, und in ihr bis in den Monat Mai 1834 verweilen. Lassen wir jetzt den Verfasser selbst reden.

II.

Tabasco.

Im Januar 1834 kam mein Freund Pieper von einer Reise in die nordamerikanischen Staaten zurück zu mir nach Frontera, einem erbärmlichen kleinen Neste am Ausflusse des Grizalva in das Meer, wo ich, traurig genug, unter den größten Verwüstungen der Cholera mich fast vier Wochen hatte aufhalten müssen, weil ich weder vorwärts noch rückwärts reisen durfte. Am 13. Januar schifften wir uns endlich, weil jetzt die Cholera in der ganzen Gegend wüthete, auf einem großen Canot ein, erreichten aber erst nach drei Tagen das nur vierundzwanzig Stunden weiter oben gelegene Tabasco. Mein Hauptzweck dieser Reise ging dahin, mir vom dortigen Militär-Commandanten einen Sanitätsschein geben zu lassen, um entweder eine abermalige Untersuchungsreise nach Palenque machen, oder nach Campeche in Yucatan gehen zu dürfen. Aus diesem Plane wurde aber nichts; die Cholera herrschte noch in ungezähmter Wuth, und eine nicht minder furchtbare Landplage, ein Bürgerkrieg, wollte eben ausbrechen. Der Civil-Gouverneur und der Militär-Commandant hatten sich nämlich den unschuldigen Spaß gemacht, sich in Schmähschriften, die auf ihre

Kosten gedruckt wurden, weidlich herumzuschimpfen, jetzt sollte es aber ernsthafter zugehen.

Was eine amerikanische Revolution eigentlich sagen will, ist heutiges Tages bekannt genug. Ein Ehrsüchtiger, der gegen die bestehenden Regierungen einige hundert Wagehälse und Taugenichtse in Bewegung setzt, Gesindel, das nichts zu verlieren hat, dem aber jeder Gedanke an Ordnung ein Greuel ist, Thoren, die, mit hochklingenden Titeln geschmückt, wie z. B. Gouverneur, Platz-Commandant u. s. w. von einer solchen Bande sich Gesetze vorschreiben lassen, ein, eine oder höchstens zwei Stunden lang dauerndes Gefecht, ein Personenwechsel, persönliche, unbarmherzig ausgeübte Rachsucht, das Ganze ein schmachvolles, sich im nächsten Monat erneuerndes Possenspiel, das ist's, was man in den Republiken von Süd- oder Central-Amerika eine Revolution nennt. Welch' unbegreifliches Aufsehen haben in Europa nicht manche solcher politischen Balgereien gemacht, die noch unbedeutender waren, als diejenige, die ich jetzt erzählen will. Die Ursache hiervon dürfte darin zu suchen seyn, daß die Amerikaner in der Kunst, Schlacht-Bulletins zu verfertigen, schon längst volle Meisterschaft erreicht haben. Santa Anna z. B. könnte sich in diesem Punkte mit den ersten militärischen Windbeuteln Europa's, ohne im Nachtheil zu stehen, messen. Dieses Talent muß, in Ermanglung fast aller andern, den Factions-Häuptern und Abenteurern zugestanden werden, deren Händel schon seit langer Zeit den Boden der neuen Welt mit Blut düngen.

Die beiden Haupthelden des Kampfes, dessen Theater während meines dortigen Aufenthaltes Tabasco war, heißen San Jago Estrada, der sich viel auf den Gouverneurstitel einbildet, und Nicolas Maldonado, der Inspector der Miliz. Don San Jago, dessen Vater, ein reicher Mann von gemeiner Herkunft, den Herzogstitel gekauft hatte, war ein Mensch, der sich durch seine Geschicklichkeit, alle Factionen der Reihe nach auszubeuten, auszeichnete. Jede Revolution hatte zu seinem Vortheile gedient; stets Freund des Stärksten, wenn auch nicht immer des Bessern, sah man ihn aus jeder Umwälzung als Sieger hervorgehen, wenn er auch nicht als handelnde Person aufgetreten war. Nicolas Maldonado war dagegen ein kecker Haudegen. Durch alten Familienhaß gegen den Gouverneur erbittert, und überdieß fast von Ehrsucht verzehrt, hatte er den Plan gefaßt, seinen Feind zu stürzen, und selbst seine Stelle einzunehmen. An einem schönen Tage zettelte er eine Revolution an, und ging nach Conduacan, das acht Stunden westlich

von Tabasco liegt. Der Gouverneur sendete eine Schaar Soldaten gegen ihn ab, um sich seiner Person zu bemächtigen; Maldonado wehrte sich aber seiner Haut, tödtete drei Soldaten, und schlug die übrigen in die Flucht. Panischer Schrecken ergriff den Gouverneur, der in der Nacht nach einem in der Nähe der Stadt liegenden, und ihm gehörenden Gute floh, und dadurch der gegen ihn angezettelten Verschwörung nicht wenig Vorschub leistete. Der Urheber des Aufstandes wurde jedoch nicht, wie er hoffte, zum Gouverneur ernannt, daher ließ Maldonado am 26. Januar bekannt machen, er wolle am andern Tag die Stadt angreifen, und total ausplündern, wenn er, wie es nicht anders seyn könnte, Sieger bleibe. Indessen schob er die Ausführung seiner Drohung noch auf; die Furcht vor der Cholera war stärker, als seine Ungeduld, die Stadt zu plündern; der Angriff fand, wie man sehen wird, erst zwei Monate später statt, und die Einwohner hatten folglich Zeit, sich von ihrem Schrecken zu erholen.

Während man so den Tag der Schlacht erwartet, wollen wir einen Blick auf die Sitten und Gebräuche von Tabasco werfen; nur muß ich dabei vorausschicken, daß meine Bemerkungen sehr rhapsodisch ausfallen werden, weil meine Tagebücher mir später heimlich weggenommen wurden, und mir nur einzelne Notizen übrig geblieben sind.

Als Amerika's Eroberung vollendet war, bemerkten die Mönche aller Farben, die von Spanien schaarenweise in den neuen Welttheil eingewandert waren, sehr bald, daß die Gewaltthaten und Grausamkeiten, deren sie sich schuldig gemacht hatten, sehr schlecht gewählte Bekehrungsmittel seyen, und machten in einigen Gegenden den Versuch, ihren Cultus den Vorurtheilen und Traditionen der Völker anzupassen, deren Bekehrung ihnen anvertraut wurde. Dieß war allerdings ein Mittel, diese Völkerschaften nicht allzusehr zu verletzen, und jedem verdrießlichen Nachdenken von ihrer Seite, über die Vortrefflichkeit der Religion, die man ihnen aufzwingen wollte, vorzubeugen. So besaßen z. B. die Mexicaner einen Gott, den sie Ixtlilton — den Schwarzen — nannten, daher hielten es die Mönche für sehr zweckmäßig, ihnen auch einen schwarzen Christus zu geben, und so hieß nun ein solcher in Vera-Cruz **Nuestro sennor de buen viage**, und in Tabasco **Esquipoula.** Letzteres ist ein sieben Fuß langer Christus, schwarz wie Kohle, und bedeckt mit handbreiten, siegellackrothen Wunden. Dieses ungeheuere Kunstwerk ist mit einer blonden Weiberperücke bedeckt, was

den grotesken Anblick nur um so mehr steigert. Am 9. Februar, an einem Sonntag, wurde das Fest dieses furchtbaren Schutzpatrons gefeiert. Die Ceremonie, deren Augenzeuge ich war, hatte folgenden Verlauf: Acht starke Indier trugen, vermittelst einer Stange, auf ihren Schultern eine Tafel, auf welcher, an sein Kreuz geschlagen, der mohrenfarbige Christus lag. Die dieß schauerliche Bild umgebende Begleitung war zahlreich und pittoresk genug. Vor dem Gotte schritten die hohen geistlichen und bürgerlichen Würdenträger von Tabasco und eine Musik, deren Anhörung ich kaum meinem ärgsten Feinde wünschen will; dann folgte eine Compagnie Soldaten; ein großer Haufen Volks, weiß gekleidete Weiber mit brennenden Kerzen, begleiteten die Höllenmusik mit den rauhen Tönen ihrer näselnden Stimmen. Diese fromme Maskerade durchzog alle die Straßen der Stadt, und blieb eine Stunde unterwegs. Das galt den Tabasquennos, die, ob ihnen gleich noch am Abend zuvor, wie gewöhnlich, Besuche in Masken zu machen, erlaubt worden war, sich am Morgen selbst, auf ausdrücklichen Befehl des Pfarrers, dieses Vergnügens beraubt sahen, als Entschädigung für die solchergestalt ihnen entgangenen, weltlichen Freuden des Carnevals.

Ist es nicht höchst beklagenswerth, daß Männer, die mit allen Kräften dahin streben sollten, einen für die tiefste Verehrung der Völker so ehrwürdigen Cultus ergreifend, und Achtung gebietend zu machen, ihn auf so unverständige Art verunstaltet haben? Und nicht in Tabasco allein wird die christliche Religion so entstellt; gleicher Fall findet überall im spanischen Amerika statt. In jeder Stadt muß der an solche schmachvolle Maskeraden wenig gewöhnte Reisende, an ähnlichen, gar häufig vorkommenden, lächerlichen Processionen Aergerniß nehmen.

Was kann man übrigens von einer in moralischer Hinsicht so tief gesunkenen Geistlichkeit, wie die in diesen Ländern lebenden erwarten? Unmöglich kann man sich nur einen Begriff machen, von dem liederlichen Leben dieser heiligen Schaar. Wollte ich eine nähere Schilderung ihrer Schändlichkeiten entwerfen, so würde ich keinen Glauben finden. Einige Beispiele könnten hinreichen, um die Tiefe dieser unheilbaren Wunde Amerika's zu ermessen. Hier nur eines unter Tausenden. Der Pfarrherr von Tabasco treibt Handelsschaft, wie ein gemeiner Krämer, hält einen offenen Laden, und lebt vor aller Welt mit einer öffentlichen Dirne. Und dieß findet man durchaus nicht anstößig, und im Gegen-

theil ganz natürlich. Führt man dagegen an, daß diese liederlichen Priester ja doch das Gelübde der Keuschheit abgelegt hätten, so antworteten beide Geschlechter einstimmig: „Haben wir, als wir uns verheiratheten, nicht fast dasselbe Versprechen auch gegeben; wer aber kann unter uns auftreten, und behaupten, es nicht verletzt zu haben?“ Gegen diese Behauptung läßt sich nichts einwenden, sie liefert aber einen Maßstab für die Hirten und für ihre Heerden.

Doch wieder zurück zu unsern Kriegsabenteuern — Am 25. März erfuhren wir des Morgens früh, daß Maldonado am folgenden Tage die Stadt angreifen wolle. Nun galt es, Sicherheitsmaaßregeln zu treffen, denn Flucht war unmöglich. Meine Freunde Pieper und Lobach konnten ihre Waaren nicht einschiffen; weil die Weiber alle Fahrzeuge in Beschlag genommen hatten, um der Gefahr so weit wie möglich zu entgehen, so waren keine Schiffe mehr aufzutreiben. Wir mußten folglich bleiben, und dem Feinde feste Haltung entgegen setzen. Ich, als alter Soldat, übernahm das Commando der Festung, nämlich des Hauses meiner Freunde, das, ganz aus Steinen erbaut, eine ziemlich lange Belagerung aushalten konnte. Pieper hatte zum Wiederverkauf hundert Stück englische Commiß-Gewehre eingeführt, die ich alle lud. Darauf ließ ich zweihundert gläserne Flaschen zerbrechen, und die Scherben in den Magazinen, im Hof und auf der Gasse umherwerfen; füllte ferner ein Dutzend große Bouteillen mit Pulver und zerbrochenem Glase, und stellte sie, jede mit einer Lunte versehen, neben die Eingänge des Hauses. Ferner errichteten wir mit den Waarenballen starke Barrikaden, hinter welchen wir ein lebhaftes Feuer auf die Stürmenden unterhalten konnten, die ohnehin bei ihren nackten Füßen an den überall umhergestreuten Glasscherben ein tüchtiges Hinderniß finden mußten.

Als diese Vorbereitungen getroffen waren, erwarteten wir ruhig den Angriff. Diese Fortificationsarbeiten gaben mir manchen heitern Augenblick; mehr als einmal mußte ich lachen, wenn ich mich so als Commandant eines zu einer Festung in größter Schnelle umgeschaffenen Bürgerhauses betrachtete. Als aber die erste Aufregung vorüber war, als ich meine und meiner Freunde Lage etwas näher in's Auge faßte, stiegen allerlei ernste Gedanken in mir auf. Die Cholera wüthete ärger als je, von zehn Kranken starben acht. Pieper lag im Bett; wir waren unserer nur fünf im Hause, die sich vertheidigen konnten, und Maldonado war nicht der Mann, der uns wohlfeilen Kaufes durchschlüpfen ließ. So

hatten wir folglich die Aussicht, entweder einem Feinde, der uns keinen Pardon gegeben haben würde, in die Hände zu fallen, oder der Krankheit zu erliegen, für welche eine ungewohnte, moralische Aufregung uns ohnehin schon empfänglich genug gemacht hatte. In Gedanken nahm ich Abschied von meinen Angehörigen und von Europa, und bedauerte nur, so manche, feurig begonnene Arbeit, unvollendet hinterlassen zu müssen, die über einen höchst interessanten Theil Amerika's neues Licht verbreiten sollte. Ich gedachte der seltsamen Launen des Schicksals, das mich nach so mancherlei Seefahrten endlich hierher in die neue Welt geschleudert hatte, um mich weit entfernt von Weib und Kindern umkommen zu lassen. Trübe Bilder umschwebten meine Phantasie, und leicht hätte ich eine neue Auflage von Hamlets Monolog liefern können. Wenn ich später mich des seltsamen, moralischen Zustandes erinnerte, in dem ich mich damals befand, so muß ich viel davon auf Rechnung des krankhaften Einflusses schreiben, der zu jener Zeit über diesem unglücklichen Lande schwebte.

Am 26. gegen Mittag wurde endlich der Generalmarsch geschlagen. Die Miliz trat sogleich unter das Gewehr, und wurde in das Castell und andere, einem Angriffe zunächst ausgesetzte Punkte vertheilt. Die von Maldonado befehligten Truppen standen auf der, das Dorf Esquipoula beherrschenden Höhe, einen halben Kanonenschuß weit von der Stadt. Panischer Schrecken bemächtigte sich der Einwohner, die einen Parlamentär an den feindlichen Anführer sendeten. Der Militär-Commandant Mariano Martinez machte sich anheischig, sein Amt unter der Bedingung niederzulegen, daß Maldonado und seine Gesellen sogleich abzögen, und das Gebiet des Staates verließen. Dieser Vorschlag wurde verworfen, und Maldonado, der seine Zeit mit solchen Verhandlungen nicht unnütz verlieren wollte, griff die Stadt gleich darauf an.

Jetzt beschloß Don Martinez, sich zu wehren, obgleich er eine kleine Gölette hatte ausrüsten lassen, auf der sein Gepäck eingeschifft war, und auf der er nach Vera-Cruz fliehen wollte, wenn er geschlagen worden wäre. Das Schicksal hatte es aber anders beschlossen. Die Tabasquennos sind tapfer, wie sie das auch schon früher bewiesen hatten. Maldonado, Meister der Kirche in Esquipoula, des Meson (des Wirthshauses), und der höchsten Häuser, drang keck unter dem Feuer einer Batterie des Castells vor, und bemächtigte sich der, zwischen diesem Dorf und der Stadt liegenden Pulvermühle. Er verlor jedoch in dieser Stellung viele Leute, auch unterhielten die Mili-

cianos von Tabasco, von den benachbarten Häusern herab, ein so wohlgenährtes Feuer, daß der Feind den Rückzug antreten mußte, und von einigen, ihn verfolgenden Reitern gänzlich in die Flucht geschlagen wurde. Das Gefecht hatte bis halb sechs Uhr gedauert.

Maldonado hatte seinen Plan nur wegen seiner unglaublichen Ungeschicklichkeit vereitelt gesehen. Jeder Unter-Officier irgend eines europäischen Heeres hätte die Stadt erobert, ohne zwanzig Mann einzubüßen, denn sie ist von allen Seiten zugänglich, mit Ausnahme derjenigen, auf welcher das Castell liegt, und gerade hier hatte er seinen Angriff gemacht! Diese Dummheit rettete uns.

Beim Anfange des Gefechts hatte ich mich in das Castell begeben. Die Soldaten schlugen sich kaltblütig und muthig: einige junge Leute aus der Stadt gingen ihnen mit gutem Beispiele voran. Ich schaute mich nach dem Commandanten um, um ihn in seiner Glorie zu sehen; seine Gegenwart wurde mir jedoch nur durch seine Stimme kund. Während seine Officiere dem Feinde herzhaft entgegen traten, hielt er sich hinter dem Pfeiler einer nahe gelegenen Kirche verborgen, und sprach von hier seinen Soldaten Muth zu. Der Verlust im Castell war übrigens höchst gering, er betrug nicht mehr als zehn Todte.

Am andern Morgen wurde Tabasco wiederum in Allarm gesetzt: Maldonado war nach Conduacan zurück gegangen, und rüstete sich zu einem neuen Angriffe. Am 28. brach aber die Cholera von neuem in solcher Stärke aus, daß seine Truppen auf diese Nachricht hin bis nach Huemanguillo flüchteten, das an der Grenze des Staates Vera-Cruz liegt. Erst von diesem Augenblicke an konnten wir die Gefahr als vorübergegangen betrachten. Zwei Tage später sammelten die Soldaten bei allen Kaufleuten eine Beisteuer ein, die auch wegen ihres guten Verhaltens recht reichlich ausfiel.

Nach dem Trauerspiele kam die Posse. Der Pfarrherr, der, wie wir oben bemerkten, mit allen Weibern entflohen war, kam nun eiligst zurück, um auch seine Rolle zu spielen. Auch er ließ im Namen der heiligen Jungfrau eine Collecte veranstalten, um ihr, wie er sagte, für das Mirakel zu danken, das sie durch die Schirmung Tabasco's gegen Plünderung verrichtet hatte. Später erfuhren wir, daß, wenn die Stadt genommen worden wäre, nur sieben Häuser zur Plünderung Preiß gegeben worden seyn würden, und unter diesen stand das Haus meiner Freunde oben an, weil Herr Pieper dem saubern Maldonado nicht hatte 5000 Piaster vorstrecken wollen, die er zur

Aufbringung und Bewaffnung seiner Bande nothwendig bedurfte. Das Haus des amerikanischen Consuls Pope sollte verschont bleiben, weil dieser Herr weit artiger gewesen war, und seine Börse dem Rebellen-Häuptling geöffnet hatte.

Als gegen Anfang Mai's die Ruhe in Tabasco vollkommen hergestellt, und die Cholera gänzlich verschwunden war, beschloß ich, nach Campeche zu gehen, und verließ meinen Freund Abends am 30. April.

In der Nacht fuhren wir den Fluß hinab, und gelangten am folgenden Mittag an den Einfluß des Chilapilla. Ganz erschöpft von einer, der Moskitos wegen, schlaflos zugebrachten Nacht, fiel mir ein, daß ich in einer am rechten Ufer liegenden Roncho bei zwei verschiedenen Gelegenheiten gastliche Aufnahme und stärkendes Frühstück gefunden hatte, folglich ging ich an's Land, und auf das mir wohl bekannte Haus zu. Kaum hatte mein Fuß die Schwelle betreten, so fuhr ich, von einem entsetzlichen Anblicke ergriffen, zurück. Alle die freundlichen Bewohner dieses Hofes waren der Cholera zum Opfer gefallen, und lagen vor mir, der Vater auf seinem Schilfbette, eine der Töchter auf dem Boden neben der Mutter, die noch ein kleines, auch todtes Kind in den Armen hielt, die zwei andern Töchter lagen in der Küche. Dem Ansehen nach zu urtheilen, mußten diese armen Leute wenigstens schon seit drei Tagen gestorben, und vor mir noch niemand in diese Wohnung des Todes eingedrungen seyn. Erschrocken wichen die Schiffleute, die mir gefolgt waren, von dieser Jammerscene zurück, bei der auch ich nicht länger verweilte. Weiter unten in Escobas mußten wir ein Frühstück zu bekommen suchen. Am 2. Mai langte ich gegen Abend in Frontera an. Die Goelette „die Perle" erwartete mich, an deren Bord ich sogleich mein Gepäcke bringen ließ. Zuvor erinnerte ich mich noch, daß ich mit einem hier wohnenden unverschämten Havanesen, der in Tabasco sehr unartig gegen mich gewesen war, etwas abzumachen hatte. Ich suchte also meinen Mann auf, der ganz keck mir Alles in's Gesicht hinein abläugnete, obgleich ich schriftliche Beweise in Händen hatte. Ich verlies ihn mit voller Verachtung, die ein Mensch verdient, der weder Muth hat, das was er gesagt oder gethan, auszufechten, noch sein Unrecht einzugestehen. Zwei Monate später verhalf mir ein Caïman zu meinem Rechte; mein Gegner jagte nämlich am Ufer, da packte ihn unvermuthet eines dieser furchtbaren Amphibien, und schleppte ihn in den Strom.

Bevor ich den Grijalva verlasse, will ich noch Einiges über die diesen Fluß bewohnenden Saurier mittheilen. Die Caïmans (das amerikanische Crokodil) finden sich in großer Anzahl an der Mündung dieses Stromes und in den sich in ihn ergießenden Nebenflüssen; doch halten sich die größten dieser Ungeheuer lieber an einsamen Stellen auf, und in der Nähe von sandigen, in den Fluß wie Vorgebirge ergießenden Ufern, auf welchen sie in der Sonne zu liegen, und ihre zahlreichen Eier zu legen pflegen. Haben die Jungen ihre Schalen zerbrochen, so werden sie häufig von den Alten, in Ermanglung anderer Nahrung, selbst wieder gefressen. Das Caïman hat einen Feind, der seine zu große Vermehrung hemmt, nämlich eine kleine Schildkröte, die im Lande Xicotea oder Potschitoque genannt wird. Es ist dieselbe, die in Aegypten Thirsé heißt, und von Forskal unter dem Namen **Testudo triungis** aufgeführt ist. Diese Schildkröte wird im Grijalva sehr häufig gefunden; sie ist sehr klein, und wird, ihres vortrefflichen Fleisches wegen, von den Einwohnern sehr häufig verspeist. Man glaubt, daß sie von den Caïmans ganz, unverbissen, verschlungen werden, und daß Erstere an ihnen ersticken. Ich war begierig, diese Sage zu untersuchen, öffnete viele, an den Ufern todt auf dem Rücken liegende Caïmans, und fand wirklich, daß jeder im Magen eine lebendige Xicotea hatte. Der Ocelotte, eine Tigerart, lebt auch in beständigem Kriege mit dem Caïman. Er lauert ihm auf, und packt ihn, wenn er am Lande, und ziemlich weit vom Wasser entfernt ist. Sehr häufig sah ich auch Schildkröten die Eier jener gewaltigen Eidechsen verzehren, und auch die Strandläufer vernichten deren eine beträchtliche Anzahl. Noch muß ich als eine auffallenden Erscheinung bemerken, daß der Caïman Menschen und Thiere nie anders anfällt, als wenn sie allein sind. So baden in Tepetitan zahlreiche Schaaren von Kindern gerade an Stellen, die von diesen Amphibien wimmeln, und zwar ohne die mindeste Gefahr. Ich selbst habe zu Pferde durch viele Flüsse, von Caïmans umringt, gesetzt, die mich anstierten, aber sich nicht zu nähern wagten. So sah ich auch in Frontera eine seltsame Art, wie Hornvieh auf Flüssen herab transportirt wird. Man befestigt nämlich auf jeder Seite des Vordertheiles einer großen Barke eine sieben bis acht Fuß hervorstehende Stange, treibt nun die Ochsen in's Wasser, und bindet sie mit den Hörnern fest an eine andere, quer über diesen beiden Stangen liegende, und zwar an jeder Seite zwei Ochsen: dann steuert man mitten in den Fluß. Die Ochsen, deren Kopf außer dem Wasser ist, schwimmen nun mit dem Strome. Zuweilen müssen sie zwei Tage in dieser beschwerlichen Lage

zubringen, bevor sie an ihrem Bestimmungsorte ankommen, und niemals werden sie von Caïmans, so viel ihrer auch sie gierig betrachten, angefallen.

II.

Schilderung von Yucatan im Allgemeinen. — Bemerkungen über dessen ältere indische Bevölkerung und über deren jetzige Lage.

Am **3.** Mai **1834** passirte ich ohne Schwierigkeit die Barre von Tabasco, und landete am **6.** Morgens acht Uhr bei der Stadt Campeche, im Staate Yucatan. Als die Spanier im Jahre **1517** von St. Domingo aus an der Küste dieser Halbinsel landeten, die, wie man später erfuhr, von den Eingeborenen Mayapan genannt wurde, legten sie nach Cogalludo's Angabe den Einwohnern vielerlei Fragen vor, erhielten aber von ihnen stets zur Antwort: „**tectetan.**“ (ich verstehe Euch nicht), glaubten das Wort Yucatan zu vernehmen, und bildeten sich ein, die Eingeborenen wollten damit den Namen ihres Landes bezeichnen, der ihm von dieser Zeit auch blieb.

Ungeachtet seiner Wichtigkeit, ist Yucatan nur sehr wenig in Europa bekannt. Es ist das letzte und östlichste Land, das zur großen mexicanischen Union gehört, und bildet eine Halbinsel, die zwischen dem achtzehnten und einundzwanzigsten Grad nördlicher Breite liegt, und sich über vier Längegrade erstreckt. Es gränzt im Westen und Norden an den mexicanischen Meerbusen, im Osten an das Antillenmeer, im Süden an die vereinigten Staaten von Central-Amerika, im Südwesten an Tabasco. Von der Insel Cuba, oder deren westlichstem Vorgebirge St. Antonio, ist das Vorgebirge Cotoche nur dreißig Meilen entfernt. Der Flächeninhalt, ohne die zu dieser Provinz gehörigen Inseln, beträgt **10,000** spanische Meilen, jede zu **5000** Varas, die Bevölkerung **600,000** Seelen. Sie enthält zweihundert und vierzig Städte und Dörfer, eben so viel Landgüter (**Haciendos**), die **Ranchos** ungerechnet, und neunundachtzig Pfarreien, in jeder zwei bis drei Priester. Die Geistlichkeit zählt jetzt **291** Köpfe; im Jahre **1830** waren es noch **370**.

Im ganzen mericanischen Staate hatte sich die Zahl der Weltgeistlichen in den Jahren **1830** bis **1834** von **3,284** auf **2,600**, das heißt, um **664** vermindert, und ebenso die Zahl der Mönche und Nonnen von dem Jahre **1829** bis **1835** um **1586** Köpfe. Yucatan ist die einzige Provinz, in der die Klostergeistlichen fast ganz verschwunden sind. Im Jahre **1800** zählte man deren noch **720**, und als ich Merida im Jahre **1836** verließ, waren nur noch zehn vorhanden.

Das Clima Yucatans ist heiß und trocken, und wechselt von **19** bis **26°** nach Réaumur. Das Land ist niedrig und nur in der Mitte von einer Hügelkette, durchzogen die sich zu den Cordilleren in Guatimala erhebt. Im Allgemeinen ist der Boden fruchtbar genug, um die Bedürfnisse der Einwohner zu befriedigen, und durch seine Producte den geringen Handel zu nähren, der im Lande getrieben wird. Wären die Yucateken thätig und industriös, so müßte sie die Ausbeutung der Reichthümer ihrer Provinz schnell zu großem und dauerndem Wohlstand führen. Die nothwendigsten Bedürfnisse gedeihen im Ueberfluß. Das in den Haciendos gezogene Vieh liefert eine Menge Häute und Talg; das Färbeholz, Campecheholz genannt, wird sehr häufig gefunden. Indigo, Baumwolle, Zucker, Tabak, der in Hinsicht auf Qualität dem Havannah in nichts nachsteht, und in Europa als solcher verkauft wird, vortreffliches, aus der Yucca bereitetes Mehl, eine Art Hanf, der aus den Fibern einer Pflanze gezogen, und zu Stricken und sehr fester Packleinwand verarbeitet wird, dieß sind Yucatans Hilfsquellen, die in wenigen Ländern so reichlich fließen. Alle diese Artikel werden allerdings ausgeführt aus den sichern und bequemen Häfen von Campeche und Sisal, von denen der erste vierzig, der andere zwölf Meilen von der Hauptstadt entfernt ist, doch ist dieser Handel höchst unbedeutend, wenn man ihn mit dem vergleicht, was er seyn könnte. Fügt man zu den oben genannten Artikeln noch Eßwaaren aller Art, als Fische, Wildpret, Fleisch, Geflügel, Früchte, welche Artikel sämmtlich im Lande gefunden werden, so kann man sich eine Idee von dem machen, was diese Provinz werden müßte, wenn ihre Einwohner die ihnen von der Natur verliehenen Gaben zu gebrauchen wüßten. Leider aber lieben die Yucateken es mehr, ihr Leben in weichlichem Müßigange zu verbringen, als sich ernsthaft mit Handel und Industrie zu beschäftigen. Die unglaubliche Masse von Caffeehäusern und Kneipen, die man in allen hiesigen Städten findet, beweist leider nur zu gut diesen Hang ihrer Bewohner.

Die Insel Cozumel, in früheren Zeiten Cuzam genannt, vier

Meilen östlich von Yucatan gelegen, ist eine für diesen Staat wichtige Besitzung. Von hier aus begannen die Spanier die Eroberung der Halbinsel. Sie fanden sie ungeheuer bevölkert; jetzt ist sie, ungeachtet ihrer unglaublichen Fruchtbarkeit, gänzlich verödet, obgleich sie Eben-, und Mahagoni-, Farbe- und anderes zu Kunstwerken und Schiffbau brauchbares Holz besitzt. An ihrer Küste fängt man viel Fische und edle Schildkröten in Menge. Sie erstreckt sich achtzehn Stunden von Norden nach Süden, und zehn Meilen von Westen nach Osten. An der Westseite liegt ein guter, gegen Nordwinde geschützter und sogar für Kriegsschiffe brauchbarer Hafen. Mit Ausnahme dieses Hafens ist das Meer rings umher mit gefährlichen Felsenriffen übersät. Diese Insel dürfte in gewisser Hinsicht der Schlüssel zum Golf von Mexico werden. Um die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf sie zu leiten, will ich noch bemerken, daß sie eine große Anzahl — alter, von schön behauenen Steinen errichteter Bauwerke enthält.

Der Staat Yucatan wird in sechs Districte getheilt, und enthält folgende größere Städte: Merida, ehemals Izo-Izo genannt, die Hauptstadt der ganzen Provinz; Campeche, Valladolid; Tekax; Ychmul u. s. w. Zur Zeit der Eroberung war dieses Land von vielen zahlreichen Völkerschaften bewohnt, die aber fast sämmtlich vom Erdboden verschwunden sind. Die Batialen, die Chumpichen, die Chutungen, die Chamen, die Coboren, und wie sie alle geheißen haben mögen, sind nur noch in schwachen Spuren zu finden. Die noch vorhandenen Indianer gehören zum Stamme der Azteken, und reden die Mayasprache, von der es einige Wörterbücher gibt, und in der ihnen auch von den spanischen Priestern gepredigt wird. Das weite, sonst von ihnen bewohnte Gebiet, in welchem sich ehedem stark bevölkerte Dörfer erhoben, ist in eine Wüste verwandelt, in welcher der Reisende auf wenige, aus einigen Hütten bestehende Weiler stößt. Dieß sind die kläglichen Folgen des Verfahrens der spanischen Geistlichkeit. Als Spanien diese reichen Provinzen mit Feuer und Schwert verwüstet hatte, vertraute es die Hut seiner neuen Unterthanen fanatischen Priestern, deren Brutalität das so schön begonnene Werk der Entvölkerung vollendete. Ohne die Forderungen des Clima's, der Gewohnheiten, der Bedürfnisse des Geistes dieser heidnischen Völker zu berücksichtigen, unterwarfen sie die christlichen Missionäre dem Joche ihres Glaubens oder Aberglaubens. Muthlosigkeit und Verzweiflung bemächtigten sich der Besiegten, die sich tödtlich verwundet sahen in ihren Sitten und ihrem Glauben. Wie viele unglückliche Indier starben aus Kummer

über ihre Taufe, und weil man ihnen die Vielweiberei verboten hatte! Dieſe erwieſene Thatſache ſagt laut genug, von welcher Art in Amerika der Einfluß des von den Apoſteln der heiligen Inquiſition gepredigten Chriſtenthums war.

Lange und tiefe Nachforſchungen über die heutigen Sitten der wilden Nachkommen der Mayas haben mir zur Genüge die Zweckloſigkeit der rohen Miſſionnäre bewieſen. Alle Lacandons, die ich geſehen habe, ſind Götzendiener, und reden die Maya- und Tſcholoſprache. Ihre jetzigen Religionsbegriffe ſind ſchwer zu erforſchen, gewiß iſt es aber, daß die meiſten dieſer Indier, ſogar die in den Dörfern anſäßigen, verborgene Tempel beſitzen, wo ſie ihren Cultus feiern. Obgleich ſie regelmäßig die Meſſe beſuchen und Zehnten bezahlen, die einzige Bedingung der Freiheit, deren man ſie genießen läßt, ſo würden ſie doch noch jetzt gleich wieder zu ihrer alten Kraft und Grauſamkeit zurückkehren, wollte man ihre hölzernen und ſteinernen Götzen zu zerſtören ſuchen. Von ihren alten Gebräuchen haben ſie nichts abgelegt. Ihre Tracht iſt noch dieſelbe, wie man ſie in den Ruinen von Palenqué oder Ototiun abgebildet findet. Der heutige Indier trägt nicht das mindeſte Bedenken, vor dem Bilde der Madonna oder im Namen aller Heiligen des Himmels einen falſchen Eid abzulegen. Bei jeder wichtigen Sache iſt es ſehr gefährlich, dem Zeugniſſe dieſer Leute den geringſten Glauben zu ſchenken, wenn ſie nicht bei Ballam geſchworen haben, denn dann kann man gewiß ſeyn, daß ſie nicht lügen *). Sind ſie auch jetzt weniger wild, als vor hundert Jahren, ſo liegt die Urſache nur darin, weil ſie furchtſamer geworden ſind. Der Anblick eines Feuergewehres flößt ihnen ſolche Angſt ein, daß ſie alle Orte meiden, wo ſie dergleichen vermuthen können. Folgende Thatſache, die ſich gegen das Ende des letzt vergangenen Jahrhunderts zutrug, möchte übrigens beweiſen, daß der Gebrauch, Menſchenfleiſch zu eſſen, bei ihnen noch nicht ganz ausgerottet iſt. Ein Lacandon hatte eine junge, ſchöne Indianerin geheirathet, und liebte ſie ſo ſehr, daß er ſich keinen Augenblick von ihr trennen konnte. Nach ſechs Monaten verſank er in tiefe Schwermuth, die man ſich um ſo ſchwerer erklären konnte, als man wußte, daß er noch eben ſo ſehr wie anfangs in ſeine Frau verliebt ſey, und von ihr eben ſo ſehr wieder geliebt werde. Endlich verſchwand die Indianerin

*) Dieſer Eid beſteht in den Worten: **u, lez in uit Ballam**, d. h. **que me lama el culo Ballam**, wenn ich nicht die Wahrheit ſage.

plötzlich. Die über dieß Ereigniß verwunderten Nachbarn bemerkten, daß der Gatte nicht im mindesten darüber betroffen, sondern im Gegentheil vollkommen ruhig schien. Sie gingen ihm nach, und fanden ihn vor einem Ofen *) im Walde sitzend, und mit seltsamer Gier an einem Menschenarme nagend. Man ergriff ihn, und entdeckte im Ofen noch Theile eines weiblichen Körpers. Der Indier wurde in's Gefängniß geworfen, und über seine schauderhafte That befragt, worauf er ganz unbefangen antwortete: er habe seine Frau aus gar zu großer Liebe getödtet und gebraten, und verzehre täglich ein Stück ihres Körpers mit immer größerer Lust. Der Indier wurde gerichtet und verurtheilt, nicht aber zur Todesstrafe, sondern dazu, daß er die Hinrichtungen in der Hauptstadt vollziehen mußte. Herr Espinosa, der Astronom von Merida, der mir diese Geschichte erzählte, hatte diesen Unglücklichen noch in Ausübung seines furchtbaren Amtes gekannt. Ein letzter Zug wird den Beweis vollenden, daß Nachbarschaft und Berührung mit christlicher Bevölkerung diesen nomadischen und barbarischen Stamm der Civilisation um keinen Schritt näher gebracht hat; weil ich wußte, daß die Lacandons und die Tscholen die Gewohnheit hatten, eine sehr große Affenart zu braten und gern zu essen, so fragte ich einst einen Indier nach der Ursache dieser Liebhaberei. Die Antwort, die ich erhielt, schien mir wegen ihrer Seltsamkeit des Aufbewahrens werth; ich führe sie daher wörtlich an: „Unsere Vorfahren tödteten und fraßen ihre Feinde; seitdem aber die Spanier gekommen, und die Stärkeren geworden sind, durften wir nicht mehr dieser unserer Väter Sitte frei folgen, weil sie mit uns Krieg führten, und uns umbrachten, unsere Götter vernichteten, und uns nicht einmal erlaubten, zu essen was uns gehörte, nämlich unsere Kinder. Nun griffen unsere Vorfahren die kleinen Waldmänner an, deren Fleisch eben so gut ist. Und weil man

*) Um ihr Fleisch länger aufbewahren zu können, braten es die Indier unter der Erde. Sie graben dazu ein großes Loch, und legen die Wände mit Kieselsteinen aus, füllen es dann mit trockenem Holze, und zünden es an. Wenn das Holz verbrannt ist, werfen sie in diesen Ofen die Stücke des Thieres, das sie zubereiten wollen, bestreuen es mit Blättern und Zweigen, und decken Erde und heiße Asche darüber. Ist dieß geschehen, so zünden sie über dem Ganzen ein Feuer von trockenem Holze an, und vier Stunden später ist ihr Fleisch fertig. So zubereitet bringen sie es auf den Markt, wo es sich acht bis zehn Tage sehr gut erhält. Auf gleiche Art werden Fische zubereitet. Diese Art zu kochen wird in allen heißen Ländern, sogar in Australien, gefunden.

ſie nicht verfolgte, als ſie dieſe Thiere gegeſſen hatten, ſo ſind wir ihrem Gebrauche gefolgt, und dieſes Mahl iſt eine große Leckerei für uns.“ Ich überlaſſe philoſophiſchen Geiſtern den Commentar zu dieſer Geſchichte, die wohl einiges Nachdenken verdient.

So iſt der geiſtige und moraliſche Zuſtand der Völkerſchaften beſchaffen, welche die ſpaniſchen Prieſter nicht zu civiliſiren verſtanden. Auch glaube man ja nicht, daß hier nur von einer kleinen Zahl von Eingeborenen die Rede ſey, die ihr unzähmbarer Charakter von ihren bekehrten Brüdern unterſcheidet; die Summe der Lacandons, und anderer wilden Stämme, die das zwiſchen Guatimala, Yucatan und Chiapa gelegene Land bewohnen, und die in den Gebirgen von Palenqué hauſen, beträgt mehr als dreißigtauſend Köpfe. So exiſtirt auch unter andern mitten in der Cordillere von Yucatan eine zahlreiche Völkerſchaft, die ich für die Ueberbleibſel der Bewohner von Tulunquy halte, die in keiner Art von Verbindung nicht nur mit den Weißen, ſondern auch nicht einmal mit den Indianern der civiliſirten Dörfer ſtehen. Bis jetzt iſt es nicht einmal gelungen, auch nur bis in ihre Schlupfwinkel zu dringen, die durch Natur und Kunſt ſo feſt ſeyn ſollen, daß niemanden der Gedanke kommen kann, ſie feindlich anzugreifen. Viele dieſer Indier ſprechen ſehr gut ſpaniſch, und kommen, ohne erkannt zu werden, in die Städte und Dörfer, um ihren Tabak abzuſetzen. Sind ſie ihre Waaren los, ſo verſchwinden ſie, und nie ſieht man ſie zum zweiten Male auf demſelben Markte. Man hat mir verſichert, daß Weiße unter ihnen leben. Man kennt die Gegend ihres Aufenthaltes; um aber dorthin zu gelangen, gibt es nur einen einzigen Weg, niemand iſt aber kühn genug geweſen, ſich in jene Gegenden zu wagen, mit Ausnahme eines Steuer-Einſammlers, der aber auch niemals wieder zum Vorſcheine kam. Dieſe Leute, deren Daſeyn in ein ſo ſeltſames Geheimniß gehüllt iſt, ſollen ſämmtlich mit Feuergewehren verſehen ſeyn, und werden, mit Recht oder Unrecht, das will ich dahingeſtellt ſeyn laſſen, für ſehr civiliſirt gehalten. In Hinſicht ihrer Religion iſt nicht das Geringſte bekannt.

Wir erblicken folglich hier auf der einen Seite Völker, welche vom katholiſchen Clerus ſeit langen Jahren unter ſtrenger Herrſchaft gehalten wurden, ohne daß es ihm gelang, ſie ihrem alten Glauben ernſtlich zu entfremden, und von der andern eine Schaar Menſchen, die ſeine Gewaltthätigkeit in unzugängliche Zufluchtsörter getrieben hat; die ſich unabhängig erhält, und vorwärts ſchreitet, ohne von der ſie umgebenden

christlichen Bevölkerung etwas Anderes anzunehmen, als Erfindungen, die ihr nützlich werden können. Verbindet man diese beiden Bemerkungen mit dem, was ich schon über die Yucateken, und über die furchtbare Entvölkerung gesagt habe, die eine Folge der Bekehrungsversuche der ersten Missionnäre war, so kann man die Resultate der religiösen Propaganda in Amerika leicht selbst ausfindig machen.

Man würde übrigens sehr irren, wollte man glauben, die Nachbarschaft der eben von mir erwähnten wilden Stämme müße die Bewohner der Städte und der civilisirten Dörfer in fortwährender Unruhe erhalten. Ich habe schon oben bemerkt, daß, wenn die Lacandons auch gleich nicht weniger wild als ehemals seyen, sie doch viel furchtsamer geworden wären, und jetzt kann ich hinzusetzen, daß seit länger als fünfzig Jahren kein Beispiel von Plünderungen, von Indiern verübt, vorliegt. Ihr letzter Aufstand trug sich im Jahre **1761** zu. Ich habe allerlei Erkundigungen über die Ursachen und die Ergebnisse dieses Aufruhrs einzuziehen gesucht; aus den verschiedenartigsten, und sich widersprechendsten Berichten, hat sich jedoch bei mir die Meinung festgestellt, daß die Männer, die damals diese Provinz regierten, sich gar manche Vorwürfe zu Schulden kommen ließen.

Der Vorfall trug sich nämlich so zu: am **18.** November **1761** empörten sich die, das Dorf Quisteil bewohnenden Indier, und kehrten öffentlich zu ihren alten Religionsgebräuchen zurück. Don Juan Crespo Honorato war damals Gouverneur von Yucatan, und er sandte Don Christoval Calderon mit einem Truppencorps gegen die Aufrührer. Die Indier wurden geschlagen, und die vornehmsten Häupter der Empörer gefangen, an deren Spitze Jacintho Canek stand, der sich zum Könige hatte krönen lassen. Letzterer wurde mit eilf andern Häuptlingen gehenkt. Den andern, gemeinern Insurgenten schnitt man den obern Theil des Ohres ab; das Dorf, in dem der Aufruhr ausgebrochen war, wurde auf königlichen Befehl zerstört. Aus dieser Erzählung ergibt sich, daß es die civilisirten Eingeborenen, oder wenigstens die Indier, die man so nennt, und nicht die in den Gebirgen hausenden gewesen sind, die das Joch des kirchlichen Absolutismus zerbrechen wollten.

Seitdem der Geist der Unabhängigkeit in alle Classen der Bevölkerung Mexico's gefahren ist, sorgt jeder nur für seine eigene Ange-

legenheiten und ſeine eigene Ehrſucht; die Indier leben folglich viel ruhiger. Und weil überdieß die Geiſtlichkeit, beſonders die Mönche, einen großen Theil ihres Einfluſſes eingebüßt haben, und ſich zu neuen Verfolgungen nicht mehr ſtark genug fühlen, ſo wurden auch die Lacandons, die Tſcholos, und andere halb wilde Stämme weniger als früher zu Unruhen aufgereizt; ſo zwar, daß man von ihnen nur von ganz in ihrer Nachbarſchaft wohnenden Perſonen reden hört. Dieſe Perſonen ſind auch weit entfernt, ſich über ſolche Nachbarſchaft zu beſchweren, denn zu der Zeit der Hungersnoth, die das Land während meines Aufenthaltes in den Ruinen von Urmal verwüſtete, als der Mais ganz zu fehlen begann, verkauften uns die Lacandons von dieſem Getreide, und lieferten es uns bis an das ſüdliche Ufer des Chacamas-Fluſſes. Dieſe Gränzen wagten ſie allerdings nicht zu überſchreiten, doch ſieht man hieraus, daß ſie, ungeachtet ihres von Natur grauſamen Charakters, weit entfernt ſind, ſchädlich zu werden.

Wie mir ein Pfarrer in Merida, der in der Sprache des Landes wohl bewandert iſt, ſagte, ſo ſoll die alte Maya-Sprache heutiges Tages nur noch in wenigen, in der Nähe von Valadolid liegenden Dörfern im Gebrauche ſeyn, täglich aber durch den Umgang der Einwohner derſelben mit den Indiern, deren Mundart ſchon mehr Spaniſches angenommen hat, verſchlechtert werden. Der Pater Pedro Beltram iſt meines Wiſſens der Beſte, der über die Maya-Sprache im Jahre **1746** ſchrieb; ich kann aber verſichern, daß die Sprache, die man jetzt in Yucatan redet eine ganz andere iſt, als die, von welcher die alten Grammatiken handeln.

Der alte yucatekiſche Kalender war dem der Toleken und Azteken ähnlich. Das Jahr wurde von ihnen in achtzehn Monate, zu zwanzig Tage getheilt, und fing am **12.** Januar an. Seine fünf Schalttage, welche die Mayapanaken Utuzkin nannten, wurden am **11.** Julius eingeſchoben. Ihre Aera umfaßte einen Zeitraum von zwanzig Jahren, und beſtand aus vier Perioden zu fünf Jahren, die ihre Benennungen von den vier Weltgegenden hatten. Die erſte (Oſt), hieß Cuchhaab, die zweite (Weſt) Yyx, die dritte (Süd) Cavac, die vierte (Nord) Muluc. Der ganze Zeitraum wurde Katun genannt, und eine Art von Stein-Archiven erhielt das Andenken ſolcher zwanzigjährigen Perioden. In eine Mauer wurden nämlich über oder neben einander viereckige, mit Hieroglyphen bedeckte Steine eingeſetzt, ähnlich denen, wie man ſie an den Bauwerken in Palenque (auch Otolian genannt)

findet. Jeder solche Stein bedeutete ein Katun, nach welchem die Mayapaneken auch ihr Alter rechneten. Ein siebenzigjähriger Greis z. B. sprach: „ich bin drei und einen halben Stein alt.“ Trümmer solcher Archive werden noch beim Dorfe Tiruahatun gefunden.

Die Geschichte Yucatan's ist noch weit dunkler als die von Mexico, und weil die Mönche nichts hinterlassen haben, was einiges Licht auf die Annalen werfen könnte, so sieht man sich gezwungen, die auf den noch vorgefundenen, alten Denkmalen übrig gebliebenen Hieroglyphen zu befragen, die aber bis jetzt nicht mehr Aufschlüsse geliefert haben, als die auf Baumrinde gemalten, und zu einer Art von Buch zusammengehefteten, und mit seltsamen Charakteren und Symbolen bedeckten Fragmente, die hier wie in Mexico noch hin und wieder aufgefunden werden. Von der Kunstfertigkeit dieser alten Völker zeugen ihre zahlreichen, grob geschnitzten Götzenbilder, die sie noch lange nach ihrer Bekehrung sorgfältig aufbewahrten. Ihr Talent für Bildnerei scheint besser ausgebildet auf ihre Nachkommen übergegangen zu seyn. In Merida findet man solche Naturkünstler, die einen Heiligen recht leidlich zu verfertigen verstehen. Ich habe Christusbilder von ihnen aus Holz geschnitzt gesehen, deren Proportionen vollkommen richtig waren. Diese Statuen sind mit einer fleischfarbigen Masse überzogen, die ganz die Glätte und den Glanz des Elfenbeins besitzt. Die Köpfe sind ausdrucksvoll, werden aber sehr entstellt durch die eingesetzten, gläsernen Augen, durch die natürlichen Haare, und durch die aus wirklichen Stoffen bestehenden Gewänder. Bewiesen ist, daß jene alten Völker sehr sinnlich, und vorzüglich den Freuden der Tafel ergeben waren. Sie besaßen sogar gegohrene, starke Getränke, und legten großen Werth auf die Anfertigung derselben aus Mais und Cacao. Die ausnehmende Reinlichkeit dieser Indier fiel sogar den Eroberern auf. Während die Männer sich dem größten Müßiggange überließen, zeichneten sich die Frauen durch ihre Liebe zur Arbeit aus, noch jetzt verfertigen sie vorzügliche Baumwollenzeuge, und sehr schöne Strick- und Näharbeiten. Weil in Yucatan selbst weder Gold noch Silber, ja mit Ausnahme von Eisen kein anderes Metall gefunden wurde, so trugen die alten Indier auch nur sehr selten zu ihrem Nasenschmucke aus diesen Materien gearbeitete Zierrathen. Bernstein war, wie es scheint, vorzüglich bei ihnen beliebt; sie verfertigen aus demselben Hals- und Armbänder und Ringe. Allgemeine Sitte war das Durchbohren der Ohren und der Nasenwand, in welchen Oeffnungen Schoten der Vanille gesteckt wurden. Alle trugen langes Haar; den Spaniern machte es große Mühe,

ſie an das Abſchneiden deſſelben zu gewöhnen. Langes Haar iſt noch das Unterſcheidungszeichen der freien Indier.

Die Sitten, Menſchen zu opfern, war hier ſo gebräuchlich, wie in Mexico. Sie öffneten den Schlachtopfern mit kupfernen oder ſteinernen Meſſern den Leib, riſſen ihnen das Herz heraus, brachten es ihrem Götzen dar, und fraßen alsdann den Leichnam gebraten oder geſotten. In frühern Zeiten ſollen jedoch die Yucateken ihre Feinde nicht gegeſſen, ſondern nur mit Pfeilſchüſſen getödtet haben, und erſt nach der Eroberung ſoll jener grauenvolle Gebrauch aus Rachſucht aufgekommen ſeyn.

China.

(Siehe Band II. 1838. pag. 554.)

In der Kunst, die Speisen zuzubereiten, und mit Sparsamkeit die Küche zu bestellen, hat man in China einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht. Man verwendet hierbei Oefen von Thon, welche so gebaut sind, daß sich die Wärme im Topfe concentrirt. Die Nothwendigkeit, das Brennmaterial zu sparen, ist von großer Bedeutung in einem Lande, wo dasselbe theils von schlechter Qualität, theils nur zu hohen Preisen zu bekommen ist.

Ich habe oft gesehen, wie die Bewohner der Sampanen *) einen Theil des Verdecks abhoben, um ihren Reiß und eine Platte Fisch oder

*) Schiffe, auf welchen Familien das ganze Jahr hindurch leben, und ihr Gewerbe treiben.

Fleisch kochen zu können, indem sie ein Feuer im Innern des Schiffes anzündeten; alle diese Operationen erforderten nur zwanzig bis dreißig Minuten, und wurden mit vieler Reinlichkeit ausgeführt. Bemerkenswerth ist bei ihren Gebräuchen, daß sie zuweilen ganz besondere Sorgfalt auf Gegenstände verwenden, die bei uns Ekel erregen, wie auf Hunde, Katzen, Frösche und Mäuse, aus denen sie Gerichte bereiten, welche sie mit dem größten Wohlbehagen verzehren. Ehe man den Reiß kocht, wird er zwölfmal in verschiedenem Wasser gewaschen.

Bei der Schilderung der guten und schlechten Eigenschaften der Chinesen, ist ein Punkt nicht zu vergessen, die Schamlosigkeit, die in China einen unglaublichen Grad erreicht hat. Sie haben nicht allein einen ausgeprägten Geschmack für Alles, was ihre Sinne entflammen kann, sondern ich selbst habe theatralischen Vorstellungen von einer Art beigewohnt, daß es mir unmöglich wäre, die leichteste Beschreibung zu versuchen. Dennoch waren Frauen anwesend, und schienen sehr zufrieden; es läßt sich hieraus schließen, wie weit ihnen die Elementarbegriffe der Moralität mangeln; in Europa würden die Weiber der niedrigsten Classe die Augen von einem ähnlichen Schauspiele abgewendet haben. Gehen die Frauen in das Theater, so nehmen sie besondere, von den andern durch einen Vorhang getrennte Plätze zunächst bei der Scene, ein; da sie sich aber vorwärts zu setzen pflegen, so kann man sie leicht sehen, und beurtheilen, was ihr Minenspiel bedeutet. Nur selten lernen diese Frauen lesen und schreiben, und ihre Arbeit beschränkt sich auf Nadelwerk und sogenannte Musik; da sie ihren Geist nicht beschäftigen können, so bringen sie ihre Zeit damit hin, Karten und Domino zu spielen, während die Pfeife beständig in ihrem Munde bleibt.

Bei den Chinesen von hohem Range gibt es keine Versammlungen, wo Männer und Frauen gemischt sind, und bei ihren Mahlen halten sie es gewöhnlich für eine Schande, mit ihren Frauen zu speisen, die einen abgesonderten Theil des Hauses einnehmen. Ich sage ihre Frauen, denn da die Polygamie hier gebräuchlich ist, so hat jeder Chinese eine gewisse Anzahl, was übrigens der öffentlichen Moralität großen Eintrag thut. Ich habe oft von Intriguen zwischen den Söhnen und jungen Stiefmüttern sprechen hören, die davon herrührten, daß Greise, welche Söhne in heirathsfähigem Alter hatten, sich selbst mit jungen Mädchen verheiratheten, ohne die möglichen Folgen dieser Inconsequenz zu bedenken.

Ich speiste einst bei einem reichen chinesischen Kaufmann, der uns ein Stück aufführen ließ, dessen Sujet die Tyrannei eines Gatten gegen seine Frauen betraf. Nach beendigter Vorstellung verlangten wir von unserem Wirthe, er sollte uns ein Stück spielen lassen, wo es die Männer wären, die von ihren Frauen zu leiden hätten; er fügte sich unserem Wunsche, und sogleich wurden zwei oder drei solche Stücke gegeben. Dieß ergötzte die Gäste sehr, und besonders die Frauen, welche, gegen den gewöhnlichen Gebrauch, dem Mahle beiwohnten; es wurden allerhand Scherze gewechselt; als sich aber endlich eine allgemeine Heiterkeit zeigte, und der Herr des Hauses, ein verheiratheter Mann, die Wirkung gewahrte, so änderte er seine Miene, und verbot sogar die Fortsetzung des Schauspiels. Aus diesem Umstande läßt sich schließen, daß, trotz der absoluten Gewalt der Männer in diesem Lande, die Frauen zuweilen das Mittel finden, ihr Joch abzuschütteln, und ich habe in der That oft gehört, stets diejenige von den Frauen, welche der Mann am meisten liebe, beherrsche ihn nach ihrem Gefallen. Wie dem auch seyn mag, so viel ist gewiß, daß das häusliche Leben der Chinesen nicht sehr glücklich ist, und wie sollte es auch hier, wo die Herzensneigungen gänzlich unbekannt sind. Die Musestunden in den Pausen, die ihnen die Geschäfte lassen, werden mit Theatern, Gesellschaften auf dem Wasser, Spielhäusern, und den bekannten Wachtelkämpfen ausgefüllt.

Die Reichen bringen noch zum Theil ihre Zeit auf den Blumenschiffen zu; an den Thüren und Fenstern dieser Schiffe, welche sehr elegant mit grüner Farbe bemalt, und mit Vergoldungen verziert werden, sind Blumen geschnitzt, wovon dieser Name herrührt. Solche Schiffe sind in drei Theile getheilt; die auf der Seite des Hinterdecks ist trefflich durch Divans mit Fenstervorhängen ausgestattet; der mittlere Theil ist drei Stufen tiefer, und enthält einen Salon, mit doppelter Fensteröffnung, wobei die Kreuzstöcke durch Sommerläden gegen die Sonnenhitze geschützt sind; der dritte Theil ist über dem mittlern, wie der erste, erhöht; man findet hier die Küche, die Vorrathskammern und die Wohnung des Patrons, nebst einigen Schlafzimmern; nahe dabei ist eine offene Gallerie, wo die Frauen, die zu diesen Schiffen gehören, ihre Zeit bis zur Ankunft der Gesellschaft zubringen, die sich hier gegen sechs Uhr Abends versammelt. Haben sich alle Gäste eingefunden, so treffen sie zuerst ihre Wahl unter den Schönheiten, dann setzt man sich zur Tafel; das Essen ist vortrefflich; endlich werden Karten ausgetheilt und so schwinden die Stunden bis zum andern Morgen hin. Die

Frauen auf dieſen Schiffen zeichnen ſich durch eine ziemlich ſorgfältige Erziehung aus. Um ein ſolches Schiff zu errichten, bedarf es einer Erlaubniß des beſonders hiermit beauftragten Mandarins. Dieſe Barken ſind parallel neben einander an einem abgeſonderten Orte angebunden, und nach Maßgabe ihrer Größe und des Aufwands, der in denſelben gemacht wird, aufgereiht, ſo daß Perſonen aller Claſſen auf den erſten Blick den Ort ausfinden können, der zu ihrer Unterhaltung paſſend iſt. Den Europäern iſt es bei Strafe der Baſtonnade, und einer Geldbuße von mehren tauſend Piaſtern, ſtreng verboten, ſich dahin zu begeben. Ein Chineſe hat mir verſichert, es werden hier in Canton täglich 40 bis 60,000 Piaſter auf dieſen Schiffen verzehrt.

(Wir übergehen eine Anzahl Details, die Herr Dobel ſeinem Werke nur der Vollſtändigkeit wegen einverleibt haben mag, da dieſelben ſchon längſt in andern Schriften über China mitgetheilt worden ſind. Sie beziehen ſich auf die Gebräuche der Chineſen bei Tiſche, auf einzelne Beluſtigungen und Aehnliches. Die hierauf folgenden Notizen über die Religions-Anſichten der Chineſen, über ihre Erziehung, und die Verſchiedenheit in der Sprache, ſind vollſtändiger und ſchärfer in der Beleuchtung eines andern Reiſenden gegeben, die wir unſern Leſern nicht vorenthalten werden; es ſey uns deßhalb hier ein Sprung in Dobels Werke zu einer intereſſanteren Abtheilung erlaubt.)

Das chineſiſche Jahr richtet ſich nach dem Monde; daraus geht hervor, daß, obgleich ihr Jahr zwölf Monate hat, die Rechnung der Tage doch nie ein genaues Reſultat gibt, wodurch ſie genöthig ſind, das Deficit zu ergänzen, indem ſie am Ende des Jahres eine gewiſſe Anzahl Feſte beifügen, und einen dreizehnten Monat in den Jahren zurechnen, welche jeder Periode von neunzehn Jahren folgen.

Kaum naht nun das Ende des Jahres, ſo verlaſſen Reiche und Arme ihre Geſchäfte, und denken nur daran, die Tempel, die Schauſpiele zu beſuchen, und fröhlich zu leben. Man glaubt, alle ſchwebenden Angelegenheiten müßten durch Uebereinſtimmung und zur Zufriedenheit der Parteien den Tag vor dem Neujahr geordnet werden. In dieſer Zeit iſt die Gewalt der Mandarinen für einige Tage ſuspendirt, woraus zuweilen Unordnungen entſtehen, weil es dann in der Macht der Privatleute liegt, ihre Rechnungen und Angelegenheiten alten Gebräuchen gemäß zu ordnen. Das Reſultat iſt oft eben ſo mißlich für

den Schuldner, als für den Gläubiger, stets aber minder lästig, als die Dazwischenkunft der Justiz.

Soon-Nin ist der Name der Neujahrsfeste; man feiert sie an den vier Enden der Stadt, in den Tempeln von Ching-Sai-Pack-Tay (westlicher Tempel des großen Gottes des Nordens), von Say-Lo-Zam-Tay-Vong (großer Tempel des Gottes der Heilkunde), von Paou-Tchen-Tsy-Say-Kail-Ching-Vong (Tempel des Schutzgottes von Canton), und von Say-Vong-Kay-Yock-Yong-Mayen (Tempel, der medicinischen Wissenschaft geweiht). Den Grundstücken, auf denen diese Tempel erbaut sind, wird die Eigenschaft zugeschrieben, die Haut und die Knochen der Leichname zu erhalten, während die weichen Theile sich in Staub auflösen. Beim Herannahen des Festtages erbaut man in der Nähe eines jeden Tempels große Theater von Bambus, auf denen sodann Stücke zu Ehren der Gottheit dieses Tempels dargestellt werden. Jedes Haus versieht sich um diese Zeit mit neuen Laternen; man klebt rothes Papier an seine Thüre, das Hausgeräthe wird erneuert, und die Familie schmückt sich mit ihren schönsten Kleidern.

Letzterer Gebrauch ist Pflichtgebot, denn ein Chinese würde sich für das ganze Jahr der Armuth ausgesetzt sehen, wäre er am Neujahrstag nicht gut gekleidet gewesen; er wendet auch alle in seiner Macht stehende Mittel an, dieser Sitte getreu zu bleiben, und zwar bis auf einen Grad, daß er zuweilen die Kleider entwendet, wenn er nicht im Stande ist, sich welche zu kaufen. Kaum hat die Mitternachtsstunde geschlagen, so ertönt ein Knallen von allen Seiten, von einem Ende Chinas bis zum andern; es sind dieß die Feuerwerkstücke, die jeder abbrennt, um anzudeuten, daß seine Angelegenheiten glücklich zu Ende gekommen sind. Vor den Häusern der Mandarinen sind die Stücke an eine lange, rothe Stange zusammengebunden, und brennen zehn Minuten fort, wobei das Knallen nicht aufhört. Der Gebrauch der Feuerwerke kömmt in China bei allen Arten von Festlichkeiten zur Anwendung, bei Hochzeiten, bei der Ankunft eines Freundes u. s. w.; ihr Zweck ist, die Götter günstig zu stimmen.

Die Neujahrsbesuche sind in China eben so üblich, als in Europa. Ist es ein reicher Mann, den man besucht, so findet folgende Aufnahme statt. Der Empfangende hält sich in der Regel in einem großen, frisch ausgeschmückten Saale auf, umgeben von seinen Leuten in neuen Gewändern. Die Sitze sind neu polirt, und mit rothen Stoffen bedeckt. Die beiden

Flügel der Thüre öffnen ſich, um den Fremden einzulaſſen, und der Herr des Hauſes ſitzt auf einem Sofa in einem Winkel des Zimmers, aber er ſteht auf, und ſchreitet dem Ankommenden entgegen, während die Tam-tams unter den Schlägen der mit Tuch verzierten Stäbchen ertönen. Dann machen ſich die beiden Chineſen viele Verbeugungen und Complimente, die, wenn der Fremde von hohem Rang iſt, zehn Minuten dauern können. Endlich ſetzt man ſich; der Herr des Hauſes auf den Rand des Sofa, oder auch in einen Lehnſtuhl neben den Ankommenden, wenn dieß nicht ein vornehmer Mann iſt. Auf eine mit Marmor bedeckte Tafel, die ſich jedem Fauteuil gegenüber befindet, wird dann der Thee geſtellt, den man zu gleicher Zeit dem Herrn des Hauſes bringt; der Fremde ſetzt die Taſſe an die Lippen, und trinkt auf die Geſundheit ſeines Wirthes. Wenn er Abſchied nimmt, erhebt ſich der Hausherr, um ihn zu begleiten, indem er ihm abermals viele Höflichkeiten erzeigt. Manchmal treibt er die Artigkeit ſo weit, daß er aus vollem Halſe ſchmeichelhafte Complimente ſchreit, während der Fremde nach ſeinem Tragſeſſel zurückkehrt; es verſteht ſich, daß dieſer ſeinerſeits auf die Redensarten antwortet. Die Feſte des Neujahrs ſollten nach dem Geſetze zehn Tage dauern, aber man verlängert ſie um das Doppelte, und dennoch hat jeder Tag ſeinen beſonderen Gebrauch.

Der erſte Monat des Jahres heißt Yat-Youit. Im Verlaufe dieſes Monats feiern die Diebe das Feſt eines berüchtigten Räubers, dem es nicht allein gelang, dem Gefängniſſe zu entſpringen, ſondern der noch zu der Würde eines Mandarin gelangte.

Der zweite Monat, den man Ei-Youit nennt, wird als der wichtigſte von allen betrachtet, da er die Epoche bildet, wo die Kinder das Andenken ihrer verſtorbenen Aeltern durch Opfer und Todtenfeſte, durch Verbrennen von Gold- und Silber-Papier und andere Ceremonien feiern.

Im Verlaufe des Sam-Youit (dritten Monats) feiert man das Feſt der Laternen, welches darin beſteht, daß man eine große Anzahl davon in Form aller möglichen Thiere aufhängt, und mit Anbruch der Nacht anzündet. Auf den Straßen werden in dieſer Zeit Hütten errichtet, in denen man Schauſpiele zu Ehren von Halbgöttern gibt. Auch finden pomphafte Proceſſionen ſtatt.

Der Tſi-Youit (vierte Monat) iſt Sam-Kay, der Gottheit der Blumen, geweiht, der man in ihrem Tempel Früchte und Kuchen als

Opfer bringt; ihr zu Ehren haben auch Schauspiele auf den besonders bei ihrem Tempel errichteten Theatern statt.

Ung-Youit ist der Name des fünften Monats, er ist Chay-Kong geweiht, der nach der chinesischen Mythe einen furchtbaren Drachen tödtete, indem er ihn einen Topf mit Mais verschlucken ließ, in welches man schneidende Eisen gesteckt hatte. Am fünften dieses Monats finden Wasserwettfahrten statt, welche eine große Menge von Menschen herbeiziehen, da sich die Frauen dabei öffentlich zeigen dürfen, was nur an diesem Tage und bei dem Foti-Feste der Fall ist.

Der sechste Monat heißt Lock-Youit; am neunzehnten dieses Monats wird das Fest von Koun-Yame, der Schutzgottheit der Frauen und Kinder, gefeiert. Es ist die einzige Gottheit dieser Art, welche die Chinesen haben; sie erzählen in dieser Beziehung, als sich der Geist des Bösen sehr oft in ein reißendes Thier verwandelt habe, um die Bevölkerung auszurotten, habe Koun-Yame die Gestalt eines jungen Mannes angenommen, einen magischen Ring um den Hals des bösen Geistes gelegt, und ihn gezwungen, sie in der Kunst, sich in hundert und acht verschiedene Formen zu kleiden, zu unterrichten.

Am siebenten Tag des siebenten Monats, genannt That-Youit, steigen Göttinnen vom Himmel herab, um sich in den Flüssen von China zu baden, und durch dieses Bad reinigen sie das Wasser. Die sechs Sterne der Pleiaden, welche für das Auge sichtbar werden, sind nach der Meinung der Chinesen, gerade diese Göttinnen; da die siebente verheirathet ist, so darf sie ihre Schwestern nicht begleiten.

Die kalte Jahreszeit tritt in China im achten Monat, genannt Pat-Youit, ein. Die demuthsvolle Thialia, der zu Ehren man viele Opfer bringt, und Goldpapier verbrennt, ist die Göttin dieser schlimmen Jahreszeit.

Der Drache bildet die Unterhaltung des neunten Monats, welcher Cou-Youit heißt, denn um diese Zeit beginnen die Nord-Ost-Winde. Diese Spielzeuge werden mit vieler Kunst gemacht, und stellen belebte Gegenstände, wie Vögel, Schlangen, Krokodille dar. Am obern Ende des Drachen wird ein leichtes Bambusstäbchen an einem stark gespannten Faden befestigt. Schleudert man den Drachen in die Luft, so wird dieses Stäbchen durch den Wind in Bewegung gesetzt, und stößt den Faden, welcher durch sein Vibriren einen Ton ganz sonderbarer Art

hervorbringt. In dieſem Monate werden auch Opferfeſte dem Gotte des Feuers, Vack-Uhouy oder Fo-Shan zu Ehren, gefeiert. Man malt ihn mit einer gigantiſchen Geſtalt, und mit drei großen, häßlichen Augen. Irriger Weiſe haben mehre Europäer dieſe Gottheit mit dem Dämon verwechſelt, was ſie auf den Glauben brachte, die Chineſen beten den Geiſt des Böſen an.

Eine große Anzahl von Feſten ſind im chineſiſchen Kalender für den zehnten Monat Tong-Chi-Chan-Youit verzeichnet, da dieß aber gerade die Zeit iſt, wo die Fremden nach Canton ſtrömen, ſo hat die Regierung, Unruhen befürchtend, die Feier dieſer Feſte in den fünften Monat verlegt.

Alle Feſte der zwölf Monate haben religiöſe Beziehungen, und werden der Hauptſache nach im Innern der Pagoden gefeiert. Jede Pagode iſt von einer Gottheit zweiten Ranges bewohnt; am fünfundzwanzigſten des zehnten Monats ſteigen dieſe Gottheiten in den Himmel empor, um Djoſe-Youck-Chi, der oberſten Gottheit, Rechenſchaft von ihren Arbeiten abzulegen. Am fünfzehnten Tage des neuen Monats müſſen dieſe Berichte beendigt ſeyn, und die Gottheiten ſteigen wieder auf die Erde herab, um über die Angelegenheiten dieſer Welt zu wachen.

Die zweite und beſte Reißärnte wird im eilften Monat dem Chap-Yat-Youit vorgenommen, welcher dem Gotte Tay-Say geweiht iſt, der wie die Ceres die Aernten beſchützt.

Im zwölften Monat, dem Chap-Si-Youit, werden abermals Feſte gefeiert, die mit den vorhergehenden große Aehnlichkeit haben.

Jeder Monat hat ſo ſeine eigenthümliche, religiöſe Bedeutung, die ſtets mit Feſten und Feierlichkeiten aller Art geehrt wird. Gedenkt man aber der Gottheit, ſo vergißt man ſeiner dabei auch nicht; denn Schauſpiele, Wettkämpfe, Beluſtigungen gehören nicht gerade zu den Opfern, ſondern ſind mehr Zuthaten, die man ſich ſelbſt zur Luſt bereitet.

Die Chineſen ſind gewöhnlich neugierig, zu erfahren, was in Europa geſchieht, und doch kennen ſie ihr eigenes Land nur ſehr wenig,

und dieß in einem Grade, daß von der großen Zahl meiner Bekannten in China nur zwei oder drei in Peking gewesen waren. Vielleicht widersetzt sich die Regierung zwecklosen Reisen, oder vielmehr solchen, unter denen Gefahr für sie verborgen seyn kann. Auf diese Ansicht gerieth ich, als ich bemerkte, daß nur Kaufleute und Angestellte reisen. Die Chinesen haben nur einen Begriff von dem, was unter ihren Augen vorgeht, was sie indessen nicht abhält, zu behaupten, nichts in der Welt gleiche der Vollkommenheit, zu der sie es in allen Dingen gebracht haben. Als Beispiel führe ich die verächtlichen Blicke an, welche die Chinesen auf die Manoeuvres der englischen Truppen warfen, als diese sich in Macao aufhielten. Keine Vernunftgründe waren im Stande, sie von den unermeßlichen Vortheilen der Waffen und strategischen Combinationen zu überzeugen, welche die europäischen Heere vor der Unwissenheit ihrer mit langen Spießen, Pfeilen und Luntenbüchsen bewaffneten Soldaten, voraus haben. Ihren nationalen Vorurtheilen fügen sie zuweilen die bizarrsten Ideen bei; so hatte ich eines Tags eine Unteredung mit einem Chinesen, der unterrichtet schien, und der dennoch, als die Rede auf die Suprematie der chinesischen Truppen über die europäischen kam, mir im größten Ernste versicherte, ein Theil des Reiches sey von einem Geschlechte von Riesen bewohnt, von denen ein einziger Keulenstreich genügen würde, eine ganze Abtheilung unserer Soldaten zu zerstören.

Der Möglichkeit, daß die Chinesen eine hinreichend mächtige Nation bilden, um große Unternehmungen ausführen zu können, widersetzt sich offenbar der Mangel an jener moralischen Kraft und Festigkeit des Geistes, die sich unter unseren climatischen Verhältnissen mit der physischen Kraft verbindet. Die Leibesbeschaffenheit dieses Volkes ist im Durchschnitt schwach, was ohne Zweifel den moralischen und religiösen Institutionen, so wie dem Sittenverderbniß zugeschrieben werden muß; fügen wir indessen bei, daß die Güte, die Geschicklichkeit und die Ausdauer, die man bei den Chinesen bemerkt, bis zu einem gewissen Grade den Mangel an männlicheren Eigenschaften vermindern, und der Kritik Einhalt thun, um dem Mitleid Platz zu machen.

Es ist mehr Analogie unter den Trachten der verschiedenen Provinzen, als unter den verschiedenen darin üblichen Dialecten, denn diese weichen so sehr von einander ab, daß nicht selten Portugiesen als Dolmetscher unter Chinesen dienen müssen, deren Provinzen von einander entfernt liegen.

Sind die Häuser der ärmeren Bewohner von Canton gewöhnlich niedrig und ungesund, so ist dieß nicht ebenso bei den Wohnungen der Reichen der Fall; diese bestehen aus einer großen Anzahl von geräumigen, gut erleuchteten Zimmern. Sie liegen inmitten weiter und schöner, mit unendlicher Kunst ausgeschmückter Gärten, in welchen eine große Abwechslung durch eine Menge von Cascaden, Kiosken, Brücken, Fußpfaden, und anderen Verschönerungen herrscht. Die Kunst, Lustgärten anzulegen, wird in China viel weiter getrieben, als sonstwo. Unter den Mitteln, die sie anwenden, um den Spaziergänger über den Raum zu täuschen, den er zu durchwandern hat, nehmen die gekrümmten Fußpfade, die sie auf tausend Arten schlängeln lassen, den obersten Rang ein. Dann kommen die Labyrinthe, gebildet von einer unendlichen Anzahl von Astern von verschiedenen Gattungen, und so angelegt, daß sie Wege bilden, die sich dergestalt durchkreuzen, daß es oft schwer wird, ohne Führer den Ausweg zu finden. Die Chinesen haben eine besondere Vorliebe für die Astern, und sie cultiviren diese Blumen mit großem Erfolg.

Nichts verwirklicht mehr Aladins Zaubergärten, als der Anblick eines chinesischen Gartens, beleuchtet in farbigen Gläsern, während rings umher Nacht herrscht, und eine Menge von Astern, künstlich um ein Wasser-Bassin vertheilt, in diesem ihre wechselreichen Farben wiederstrahlen.

Bekanntlich kommt die in Europa so beliebte Soya aus China, aber die Chinesen haben noch ein anderes Präparat, das aus Bohnen gemacht ist, die zu Brod eingekocht werden. Die Speise ist wohlschmeckend, man nennt sie Fu-fu, oder Fu-tchock. Die Soya, deren wir uns als Würze bedienen, wird auch aus Bohnen gemacht; man bereitet sie auf folgende Weise. Bohnen werden zuerst in einem Wasser gekocht, das man auf dem Feuer verdunsten läßt, bis sie roth zu werden anfangen; dann setzt man sie in große, thönerne Töpfe über, in welche man eine hinreichende Quantität Wasser gießt; endlich mischt man Zuckersyrup oder Rohzucker bei, und stellt dann das Ganze in freier

Luft in die Sonne. Die Mischung gährt, und man schüttelt sie jeden Tag sorgfältig, bis sich die Bohnen auf dem Grunde niedersetzen, den flüssigen Theil frei lassen, und die Gährung aufgehört hat; ist dieses geschehen, so wird die Mischung durch das Sieb getrieben, dann fügt man die erforderliche Quantität Salz bei, und bringt sie zuletzt wieder auf das Feuer, wobei man bis zur völligen Klärung abschäumt. Die so zubereitete Soya, wird sodann in Flaschen gefüllt, worin sie sich lange erhalten läßt. Man unterscheidet drei Arten von Soya; zur Bereitung der ersten Qualität sind Geschicklichkeit und große Sorgfalt erforderlich. Ueberdieß kommt nach China in Japan fabricirte Soya, und diese ist die geschätzteste; ihre vortreffliche Eigenschaft kann von der Sorgfalt, die man darauf verwendet, vielleicht aber auch von der Qualität der Bohnen herrühren. Die Soya-Fabrikanten von Canton haben an ihren Häusern Gallerien, wo die gährende Mischung der Wirkung der Sonne ausgesetzt wird. Der Verbrauch dieser Würze ist unermeßlich; Alle bedienen sich derselben, Arme und Reiche; die Soya spielt ihre Rolle an allen Tafeln, und bei allen Mahlen des Tages.

Die Chinesen verzehren im Allgemeinen nur wenig Fleisch; sie betrachten es sogar nur als eine würzende Zuthat zu dem Reiß, der ihre Hauptnahrung bildet, und wovon sie zuweilen zwei Platten hinter einander essen. Diese Speise muß allerdings sehr nahrhaft seyn; denn die Lastträger von Canton, welche ein arbeitsames Leben führen, nähren sich ausschließlich von Reiß und Gemüsen.

Man liebt die Confituren in China; sowohl trockene als flüssige werden daselbst gut bereitet, aber so sehr gezuckert, daß man Mühe hat, den Geschmack der Frucht zu unterscheiden; besonders erwähnenswerth erscheinen mir die Confituren von Ananas und die von Ingwer.

Schon oben ist Gelegenheit gewesen, anzudeuten, welch' hohen Begriff die Chinesen von ihrer Würde und Vortrefflichkeit haben, und mit welcher Verachtung sie auf die Europäer herabschauen. Die Anmaßung der Behörden von Canton überschreitet in dieser Hinsicht alle Gränzen; nach der Art und Weise, wie sie sich gewöhnlich benehmen, sollte man glauben, der Hof von Peking habe dieses Verfahren zum Systeme erhoben, um die Fremden über die wirkliche Schwäche der Regierung zu täuschen. Nichts desto weniger habe ich, wenn auch selten, Gelegenheit gehabt, eines gerade entgegengesetzten Benehmens von

Seiten der Behörden Zeuge zu seyn, und nachfolgende Thatsache liefert den Beweis, daß die Chinesen wirklich fähig sind, Fremden Dienste zu leisten, wenn diese selbst ganz von ihrer Gnade abhängen.

Der Albion, ein Schiff von mehr als tausend Tonnen, war eben von Bombay angekommen, um seine Lage in Wampra einzunehmen; er war überdieß beauftragt, mehre tausend Piaster der chinesischen Factorei nach Canton zu transportiren. Man hatte kaum das Geld eingeschifft, als Feuer am Bord ausbrach; alle Bemühungen, es zu löschen, waren erfolglos geblieben, und da man das meiste Geld weggebracht hatte, so beschloß man, um die zahlreichen Handelsschiffe, von denen es umgeben war, zu schützen, die Taue zu kappen, und das Schiff den Wellen zu überlassen. Es entfernte sich sogleich, und stand erst am äußersten Ende von Wampra still; hier begann es bald etwas zu sinken, indem es sich auf die Seite legte, während der Theil über dem Wasser fortbrannte. Die ganze Ladung war nahe daran, zerstört zu werden, als der Capitän, welcher unpäßlich war, mich ersuchte, die geeigneten Maßregeln zu ergreifen, um wenigstens einen Theil zu retten. Ich beeilte mich, seinem Wunsche zu willfahren, und es gelang mir durch Anstrengung meiner Kräfte, das Feuer zu löschen.

Als der Brand erstickt war, kam Hermadyi, einer der Chefs eines reichen parsischen*) Handlungshauses, dem das Schiff gehörte, von Canton an, um mit dem, was von dem Schiff und der Ladung übrig war, einen Verkauf zu versuchen, aber die Furcht, die man vor Plackereien von Seiten der Behörde hatte, bewirkte, daß sich keine Käufer zeigten. In dieser Verlegenheit wandte sich Hermadyi an mich, und ich willigte ein, ihm 12,000 Piaster unter der Bedingung zu bezahlen, daß er die Rettung mit dem ganzen Gewichte seines Einflusses unterstützen würde. Nach unserem Vertrage sollte ich vor den Augen der Behörde nur für einen einfachen Agenten gelten. Als Alles unter uns abgeschlossen war, erwartete ich den Tchope oder Erlaubnißschein, und sobald mir Hermadyi diesen zugestellt hatte, machte ich mich an das Werk, trotz des Abrathens meiner Freunde, die mir versicherten, daß ich eine Operation unternehme, welche nicht ausgeführt werden könne. Ich benahm mich nun folgendermaßen. Vorerst wurden Taucher ver-

*) Parsen, indische Sectirer, sie sind, wie die Gellern, Gauren, Feueranbeter.

wendet, die Löcher zu verstopfen, die man gemacht hatte, um das Schiff, während es brannte, sinken zu lassen; um dieses zu bewerkstelligen, nahmen sie Füllhaar, auf welches sie Bleiplatten nagelten. Während dieser Zeit beschäftigte ich mich damit, die Stückpforten schließen zu lassen, welche man äußerlich mit Häuten bedeckte, die innen mit blauer Tonerde bestrichen wurden, welche in Canton die Eigenschaft hat, daß sie sich im Wasser nicht auflöst; hiernach wandte man eine Anzahl Kettenpumpen an, die, obgleich gebaut, um unter einem Winkel von fünfundvierzig Graden zu arbeiten, doch wegen der geneigten Lage des Schiffes gehörig operiren konnten. Nachdem ein Theil des Wassers ausgeleert war, hatte man die Vorsicht gebraucht, um den Leib des Schiffes, vermittelst großer Nägel und eines starken Tau's, eine Reihe von Tannen zu befestigen; man ließ die Pumpen wieder spielen, und durch Anwendung dieser Mittel genügte eine achtstündige Anstrengung, das Schiff wieder flott zu machen, das dann bald sich vor Anker legte.

Als mir die Haupt-Operation so gut gelungen war, fand ich auch Chinesen, die mir das Wasser abkauften, das noch in dem Schiffe war, und das ihnen, weil es viel aufgelösten Zucker enthielt, zur Bereitung des Rhum dienen konnte. Endlich bewerkstelligte ich die Rettung aller Theile des Schiffes, selbst des Takelwerks, das man abgeschnitten, und während des Brandes in das Wasser geworfen hatte. — Alles in drei Monaten, und mit Hilfe eines einzigen Commis und eines Compondor. Ich zog **21,000** Piaster aus dem Verkaufe des Ganzen. Während dieser ganzen Operation nun — und das ist es, was ich durch diese Erzählung darthun wollte, blieb ich friedlich auf der Insel Wampra, ohne daß eine von den Behörden mich in meinen Arbeiten oder beziehungsweise während der Dauer meines Aufenthaltes beunruhigte, welcher den mir vorgeschriebenen Zeitpunkt überschritt; kurz, ich muß sagen, daß sich die Behörden von Canton bei dieser Gelegenheit wohlwollend zeigten, indem sie die untergeordneten Beamten von Wampra zwangen, auf jeden Vortheil Verzicht zu leisten, den sie zu ihren Gunsten aus diesem Mißgeschick hätten ziehen können. Vergessen wir übrigens nicht, daß dieses nur ein abgesonderter Zug ist, während im Allgemeinen den Charakter der Behörden abscheuliche Käuflichkeit und Habgier bezeichnen.

Nicht unbekannt ist es, daß Piraten in großer Anzahl die Küsten von China zu besuchen pflegen. Es gab eine Zeit, wo sie sich in solcher Menge zeigten, daß sie leicht hätten vier Provinzen erobern können;

folgende Anecdote iſt ein Beweis für die Gefahren, denen damals die Schiffe ausgeſetzt waren.

Der Catarualpa, welcher eine bedeutende Summe in Piaſtern mit einer Equipage von dreizehn Mann führte, lief gegen Abend in den Hafen von Macao ein. Nachdem er beim Cap Cobrito Anker geworfen hatte, ſchickte er ſeine Schaluppe an das Land, um einen Piloten zu verlangen, der ihn nach Wampra führen könnte. Am andern Morgen ſaß ich beim Thee mit Capitän Bell, von der engliſchen Marine, deſſen Fregatte in Taipe *) vor Anker lag. Wir ſaßen an meinem Fenſter, und hatten den ganzen Hafen von Macao vor unſern Augen, ſo daß wir leicht die iſolirte Stellung des Catarualpa gewahr werden konnten, und wir beſprachen uns über die Gefahren, denen dieſes Schiff von Seiten der Piraten ausgeſetzt ſey, welche damals dieſe Gegend beunruhigten. Unſere Ahnungen waren wirklich nur zu ſehr begründet, denn wenige Augenblicke ſpäter erblickten wir mehre Freibeuter-Jonken, die gerade auf den Amerikaner losſteuerten. Es war kein Augenblick zu verlieren, und ſeine Lage war um ſo kritiſcher, als ein Theil der Equipage ſich eben am Lande befand. Ich ſpringe auf, rufe einen von meinen Leuten, und bald übernimmt es ein Bootsmann, dem Capitän des Catarualpa, gegen eine Belohnung von zwanzig Piaſtern, ein Paar Zeilen zu überbringen. Ich forderte ihn auf, die Ankertaue zu kappen, und ſich unter die Kanonen der Feſtung zu flüchten. Bald darauf konnten wir, mit Augengläſern bewaffnet, die Anſtrengung ſehen, mit welcher der Amerikaner meinem Rathe zu folgen, bemüht war, aber es gebrach ihm an Armen, und ſeine Manoeuvres mißglückten. Bei einer ſo verzweiflungsvollen Lage, wo es ſich um den gänzlichen Verluſt des Schiffes handelte, entſchloß ich mich, mir von Capitän Bell die Erlaubniß zu erbitten, ſeine große Schaluppe zu nehmen, zu bemannen, und dem Catarualpa zu Hilfe zu kommen. Der Capitän willigte gerne ein; ich ging ſogleich ab, und die Schaluppe ſchwamm, völlig bemannt, ungeſäumt unter meinem Befehle nach Taipe zu.

Indeſſen rückte Epo-Thy, der furchtbare Freibeuter, an der Spitze von ſiebenzehn Jonken vor. Die ſeinige führte vierundzwanzig Stück Geſchütz und viele bewaffnete Leute. Ich ſah mit meinem Augenglaſe,

*) Taipe iſt der Name einer Meerenge.

wie sich bei ihm am Bord Alles zum Kampfe vorbereitete; statt aber sogleich das Entern zu versuchen, belustigte sich der Pirat ungeschickterweise damit, Feuerbrände werfen zu lassen. Endlich entschloß er sich, doch zu entern, aber seine Versuche blieben fruchtlos; die Enterhaken waren zu kurz, die Ebbe ließ seine Jonke abfallen, während seine Kanonen, an Bohlen befestigt, in das Blaue schossen. Der brave Capitän der Cataracualpa verlor den Muth nicht, und während er sein Schiff der Strömung überließ, feuerten er und sein Second unaufhörlich mit ihren Flinten auf die Angreifenden. Ich war immer näher herangerückt, und meine Schaluppe hatte sich so gestellt, daß sie mit ihrem Feuer die Hauptjonke bestreichen konnte, als diese uns zwei Stückkugeln zusandte, die uns mit Wasser bedeckten. In diesem Augenblicke sehe ich eine Lunte, die man an die Signal-Kanone des Cataracualpa legt, und der Schuß ist so gut gerichtet, daß eine ganze Reihe Leute auf der Hauptjonke niedergeschmettert wird. Es bedurfte nicht mehr, um die chinesischen Piraten von ihrem Unternehmen zurückzuschrecken, und dieser Schuß, vereint mit den zahlreichen Schüssen unserer Schaluppe, entschieden über den Rückzug des Geschwaders von Epo-Thy. —

Ich will hier noch ein Abenteuer mittheilen, das mir begegnete, als ich genöthigt war, Canton zu verlassen, und ich meinen momentanen Aufenthalt in Macao nahm. Ich wünschte die Ueberfahrt durch die innere Meerenge zu machen, was den Weg abkürzt, und da ich einen Mann kannte, der mit seinem Neffen nach Macao abzureisen gedachte, so kamen wir überein, eine Art von sehr bequemer chinesischer Barke zu miethen. Diese Schiffe haben eine bedeckte und erhöhte Gallerie, welche am Rande hinläuft, wo man sich setzen und spazieren gehen kann, wenn die Frische des Abends die übermäßige Hitze des Tages zu kühlen beginnt. Beim Einschiffen war ich besorgt, mich mit dreizehn Flinten und anderen Waffen zu versehen, was die Heiterkeit meines Reisegefährten erregte, der diese Vorsichtsmaßregeln überflüssig fand; der Beweggrund, der mich dieselben nehmen ließ, war indessen sehr reell, denn ich hätte beinahe das Opfer eines Angriffs von Piraten werden müssen, die mir bei einer früheren Reise ein mit Silberwerk beladenes Schiff wegnahmen, während ich, der Vertheidigungsmittel beraubt, mich in eine Fischerbarke zu flüchten genöthigt war.

Als wir die Einschiffung bewerkstelligt hatten, reisten wir bei trefflichem Winde von Canton ab, und als wir rasch fortgetrieben, in der Nähe des letzten Dorfes in der inneren Meerenge anlangten, gab ich

den Ruderern den Befehl, still zu halten, um Alles so zu ordnen, daß wir die Nacht in diesem Orte verweilen könnten; aber mein Reisegefährte, der sobald als möglich nach Macao zu kommen wünschte, bezeigte mir Lust, die Reise ohne Aufenthalt fortzusetzen. Ich fügte mich seinem Wunsche, und wir fuhren bis zur Mündung der Meerenge vor, wo sich ein Seewind erhob, der uns anzuhalten nöthigte. Während der Ueberfahrt hatte ich mich damit beschäftigt, meine Gewehre schußfertig zu machen, was meinen Reisegefährten sehr belustigte; nichts destoweniger fuhr ich fort, meine Anordnungen zu treffen, und mich auf jedes Ereigniß gefaßt zu halten.

Indessen war es Nacht geworden, aber das Wetter blieb so schön, daß wir fortwährend unter freiem Himmel spazieren gingen. Endlich wollte ich mich zurückziehen, als ich drei Schiffe gewahr wurde, die, die Mondeshelle benützend, auf uns zusteuerten; es waren Seeräuber! Ich befahl sogleich, die Waffen herbeizubringen, ohne auf den Rath meines ungläubigen Freundes zu hören, der mir versicherte, diese angeblichen Freibeuter seyen nichts anderes, als Schiffe von Mandarinen. Geschickt manoeuvrirend näherten sich die drei Schiffe mit vollen Segeln, dann zogen sie dieselben ein, und bedienten sich der Ruder. Kaum waren sie uns nahe genug, so erwiderten meine Bedienten ihren Angriff, indem sie Flaschen, womit sie sich versehen hatten, nach ihnen schleuderten, während ich fortwährend Flintenschüsse gegen sie abfeuerte. So empfangen, wagte es das erste Schiff nicht, zu entern; aber das zweite versuchte es, uns einen Haken zuzuwerfen; sogleich bestrafte ein wohlgezielter Schuß den Angreifenden, und das Schiff entfernte sich. Noch blieb ein Schiff übrig, das unsere Barke von der entgegengesetzten Seite angriff. Dieses war aber von allen dreien am schlimmsten berathen, denn vorerst hatte es mit meinem Koche zu thun, der die Angreifenden mit glühenden Kohlen, Wasser und kochendem Reis überschüttete. Unsere Ruderer, welche bis daher nicht hatten an dem Kampf Antheil nehmen wollen, liefen auch mit ihren breiten Rudern herbei, und entschieden den Sieg für die gute Sache. So endigte dieses Scharmützel, welches indessen beinahe eine halbe Stunde währte. Ich vernahm später, daß diese Piraten zu dem „Schwarzen Geschwader" gehörten, das von einem blutgierigen Weibe befehligt wurde, welches keinen begnadigte, der in seine Hände fiel. Man sagte mir auch, wir hätten ihnen viele Leute getödtet, und das konnte wohl wegen der Höhe unseres Bordes der Fall seyn; indessen mußten wir es mit chinesischen Seeräubern zu thun gehabt haben, um so gut durchgekommen zu

seyn, denn der Muth gehört durchaus nicht zu den Eigenschaften dieses Volkes, davon gebe ich hier ein weiteres Beispiel:

Ich befand mich eines Abends allein in einer der Straßen von Canton, als ich von fünf Menschen angefallen wurde, von denen zwei mit Säbeln, und die drei andern mit Prügeln bewaffnet waren; ich hatte nur ein starkes Rohr in der Hand, und doch machte ich einen so guten Gebrauch davon, daß es mir gelang, die Thüre meines Hauses zu erreichen. Der Portier kam mir dann zu Hilfe, aber man warf ihn zu Boden; da brachte ich aber dem, der ihn niedergeworfen, einen tüchtigen Schlag bei; er ergriff die Flucht, und die andern Missethäter folgten ihm. Einer von ihnen wurde nach einigen Tagen verhaftet, und nach schnell erfolgtem Urtheilsspruche, steckte man seinen Kopf durch ein starkes Brett, auf welches der Grund seiner Verdammung geschrieben war, in diesem Zustande führte man ihn jeden Tag, einen ganzen Monat hindurch, vor die Thüre der Factorei, um da öffentliche Abbitte zu thun. Ich habe hier noch zu bemerken, daß dieses vielleicht das erste Beispiel einer Bestrafung ist, die einen Chinesen wegen einer gegen Europäer begangenen Missethat getroffen hat.

Unter den verschiedenen Ereignissen, die meinen Aufenthalt in Canton bezeichneten, steht eines mit der Reise in Verbindung, die ich einige Jahre später nach den Sandwichs-Inseln machte; bei Gelegenheit dieser Erzählung, finde ich mich natürlich veranlaßt, von diesen Inseln, und dem, was mir daselbst begegnete, zu sprechen.

Ein junger Mensch, der einer guten Familie von New-York angehörte, hatte bedeutende Summen verschwendet, die er der Freigebigkeit seiner Verwandten verdankte, welche mehre Male die Güte hatten, seine Schulden zu bezahlen; trotz ihres weisen Rathes, setzte er seine ungeordnete Lebensart fort, bis ihm endlich seine Verwandten und Freunde ihre Unterstützung verweigerten. Sobald er sich verlassen sah, nahm er einen andern Ton an, warf auf die Welt die Schmach seiner eigenen Verirrungen, sprach einen Groll gegen die Gesellschaft aus, und faßte den bizarren Entschluß, sich unter den wilden Völkerstämmen von Südamerika niederzulassen. Ein Capitän, der Freund des jungen Mannes, war eben im Begriff, nach Canton unter Segel zu gehen; er gab ihm freie Fahrt an seinem Bord, indem er ihm versicherte, einmal in dieser Stadt werde ihm nichts leichter seyn, als sein Vorhaben auszuführen.

Ich war in Canton, als dieser junge Mann sich hier ausschiffte; er nahm sein Quartier im amerikanischen Gasthofe, meinem Hause

gegenüber, so daß ich ihm öfter begegnete. Ein Monat war abgelaufen, als ich an dem sehr betrübten Aussehen meines jungen Nachbars wahrzunehmen glaubte, daß etwas Besonderes in ihm vorginge, und ich gerieth auf den Verdacht, er nähre einen unseligen Plan gegen sich selbst. Dieser Verdacht veranlaßte mich, den Wirth von meinen traurigen Muthmaßungen in Kenntniß zu setzen, und man wird sogleich sehen, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Nach wenigen Tagen ging ich nach Hause, als ich einen Menschen auf mich zulaufen sah, der mich von Seiten des Wirthes bat, ich möchte mich zu ihm begeben, um dem jungen Fremden Hilfe zu leisten, der sich vergiftet habe. Ich begab mich sogleich dahin, und fand ihn im Todeskampfe. Da ich aber muthmaßte, welche Art von Gift er verschluckt haben mußte, flößte ich ihm wiederholt schwefelsauren Zink ein, welcher ein heftiges Erbrechen bewirkte, das ihm sein Leben rettete.

Als ich den Wiedergenesenden am andern Morgen besuchte, warf er sich mir zu Füßen, und drückte mir seine ganze Dankbarkeit aus, daß ich ihn dem Tod entrissen, den er in einem Anfall von Verzweiflung gewählt habe; dann erzählte er mir seine Abenteuer, und fügte bei, daß neue, seit seiner Ankunft in Canton contrahirte Schulden ihn in die Unmöglichkeit versetzt hätten, seinen Niederlassungsplan auf den Inseln der Südsee auszuführen, woraus denn sein Selbstmordversuch hervorgegangen sey. Ich tröstete ihn so gut als möglich, und erbot mich, ihm seine Abreise zu erleichtern; seine Schulden wurden wirklich noch an demselben Tage bezahlt, und er reiste in der Eigenschaft eines Officiers auf einem Schiffe ab, das ihn auf den Sandwichs-Inseln absetzen sollte, wenn er keinen Geschmack am Seedienste finden würde. So trennte ich mich von meiner neuen Bekanntschaft, die ich nicht eher wieder fand, als bis ich selbst an diesen Inseln landete. Wir wollen auf diese Periode übergehen, und dem Leser das Weitere von dem Amerikaner mittheilen.

Kaum war ich auf den Sandwichs-Inseln angekommen, als mich der junge Amerikaner aufsuchte; ich befragte ihn, und er erzählte mir, welche Veränderung in seiner Lage vorgegangen war. „Vor Allem," sprach er, „muß ich Ihnen gestehen, daß sich mein Charakter nicht für die Anforderungen des Seedienstes eigneten, „sobald ich hier angekommen war, bat ich auch den Capitän, mir meine Entlassung zu geben; er willigte endlich gern ein, und da er sah, daß es meine Absicht war, mich auf diesen Inseln niederzulassen, so übernahm er es, mich dem

Könige vorzustellen. Seine Majestät empfing mich mit vieler Güte, und die ganze königliche Familie bemühte sich, mir wohlwollend entgegenzukommen. Mein Ansehen beim Könige nahm von Tag zu Tag zu, während die Königin ihrerseits mir ihr Zutrauen immer mehr zuzuwenden schien. Dieser Zustand der Dinge erlaubte mir, nach einiger Zeit auf eine vornehme Verbindung Anspruch zu machen, das heißt, ich bat um die Hand der Tochter des Königs. Dieser Antrag erregte großes Geschrei; die Mesalliance erschien den Gliedern der königlichen Familie als eine Schande; dessen ungeachtet bestand ich darauf, und erhielt endlich die nachgesuchte Einwilligung. Nun bin ich verheirathet, Besitzer eines Bezirkes, der mir bedeutende Einkünfte trägt, und mit dem Titel eines Prinzen bekleidet; mit einem Worte, ich bin hier glücklich, und das habe ich Ihnen zu verdanken." Nach diesen Worten versprach mir der junge Prinz, mich seiner Gemahlin vorzustellen. Schon am andern Morgen sah ich die Prinzessin; sie hatte schöne Züge, eine hübsche Gestalt, und sogar Anmuth in ihrer Haltung; ihre Zähne besonders waren glänzend weiß. Leider muß ich dem Bilde dieser Verbindung beifügen, daß mir der König später gestand, sein Schwiegersohn sey in seinem Benehmen eben so unordentlich als früher; man kann sich leicht denken, in welchem Grade dieß der Fall seyn mußte, da sich sogar Wilde darüber beklagten.

Der Gebrauch der Gütervertheilung auf diesen Inseln beruht auf einem Apanagen-System; die Anbauer sind an die Scholle gebunden (glebae adscripti), so daß man sie mit dem Boden abtritt, verkauft oder vertauscht. Es ist möglich, daß daselbst die Leibeigenschaft von Spaniern gegründet ward; ohne indessen diese Frage entscheiden zu wollen, führen wir an, daß das Costüme der Inselbewohner sehr viel Aehnlichkeit mit dem spanischen Costüme hat, daß man ferner annehmen kann, diese Inseln seyen ursprünglich von Schiffern dieser Nation entdeckt worden, und, da man sie auf den Karten nur mit Hilfe plumper Instrumente, die man damals besaß, angedeutet hatte, bald in völlige Vergessenheit gerathen.

Die Bewohner der Sandwichs-Inseln sind ziemlich unruhiger Natur; ich hatte während meines Aufenthaltes Gelegenheit, dem Könige einen Dienst zu leisten, indem ich ihn bei Dämpfung eines Aufruhrs unterstützte, welcher allgemein zu werden drohte. Die Ursache der Unruhen war politisch und religiös; politisch, weil die apanagirten Prinzen dem Könige einen Theil seiner Gewalt streitig machten,

religiös, weil das Volk, welches den Cultus der Götzenbilder in mehren Bezirken aufheben sah, ohne daß er durch einen andern Cultus ersetzt ward, der Religion beraubt war. Der König selbst unterrichtete mich von dieser Zwistigkeit, und forderte mich auf, einer Generalversammlung der Prinzen beizuwohnen, und ihn durch meinen Einfluß als Consul einer befreundeten Macht zu unterstützen.

Ich fügte mich seinem Wunsche, und begab mich am Tage der Sitzung, begleitet von einem Dolmetscher, in die Versammlung; sie war sehr zahlreich, und bestand aus den apanagirten Prinzen und den vornehmsten Vasallen der Krone; Pyte Kraymakau, oder erster Minister, war auch anwesend; er hatte im Grunde den Aufstand hauptsächlich angeschürt. Der König eröffnete die Sitzung mit einer Rede, in der er seine Unterthanen beschwur, zur Ordnung zurückzukehren; wonach er, sich gegen mich wendend, sagte, sie müßten mich als einen Agenten einer befreundeten Macht ansehen, der ihn im Falle der Noth unterstützen würde. Als er geendet hatte, stand ich auf, wandte mich gegen die Versammlung, und erklärte ihr, mit Hilfe meines Dolmetschers, die Rechte des Königs seyen unverjährbar, und wenn er sich verdammungswerthen Eingebungen überlasse, so weiche er den treulosen Rathschlägen einiger Europäer, welche nur von dem Ruine ihres Handels Nutzen zu ziehen suchten. Ich erklärte ihnen sofort, daß, wenn sie nicht zu ihren Pflichten zurückkehren würden, es die meinige seyn werde, diese Sache zur Kenntniß meiner Regierung zu bringen, und mein Beispiel werde gewiß von allen notabeln Europäern befolgt werden, die sich auf ihren Inseln befänden; dann sprach ich gegen Pyte, und warf ihm seine Felonie vor.

Diese Anrede machte eine unglaubliche Wirkung; verwirrt und zitternd warf sich der Kraymakau dem König zu Füßen, indem er seine Treue und Anhänglichkeit an den Thron von Rio-Rio, den Sohn von Tameameri betheuerte; und alle andere Prinzen baten, von dem Beispiel des ersten Ministers hingerissen, um Gnade zu den Füßen des Königs, während das Volk, die Wiederherstellung der Ruhe gewahrend, seine Freude außen durch Beifallsruf bezeugte. Die Sitzung ward sodann aufgehoben, und ich blieb allein mit dem Könige, der vergnügt, die Unruhen, welche seine Staaten verheerten, so endigen zu sehen, mich in seine inneren Gemächer eintreten ließ, wo er sogleich einen Secretair forderte, dem er einen Brief an den Kaiser von Rußland zu entwerfen befahl, um ihn zu bitten, die Saudwichs-Inseln unter

ſeinen Schutz zu nehmen. Dieſer Brief wurde mir zugeſtellt, und ich übergab ihn dem Kaiſer bei meiner Ankunft in Rußland.

Es ſey uns vergönnt, hier einige Details über dieſe Inſeln und ihre Bewohner mitzutheilen. Sanftmuth, Güte und Gaſtfreundſchaft bildeten den Charakter dieſer Inſelbewohner, als Miſſionnäre ankamen, welche den Samen der Uneinigkeit da ausſtreuten, wo zuvor der Friede herrſchte. Von dieſer Zeit an änderte ſich der National-Charakter. Dieſe ſo weit vom wahren Sinne des Chriſtenthums entfernten Eiferer, welche je ihren beſonderen Glauben predigten, regten die Geiſter dergeſtalt auf, daß innere Kriege daraus entſprangen, und da der König und die Königin, in Folge der innern Unruhen, nach England abgereist waren, wo ſie ſtarben, ſo fiel der Thron einem Kinde zu, von dem ſich die Mehrzahl der Prinzen losſagte. Was hier von den Miſſionnären geſagt iſt, ſoll keine Verdammung ohne Unterſchied ſeyn, und ich weiß ſogar, daß es unter ihnen Leute gab, die von einem wahrhaft religiöſen Geiſte geleitet wurden; es iſt aber doch wahr, daß die Mehrzahl mehr Schlimmes als Gutes ſtiftete. War es nicht unvernünftig, unglückliche Wilde zu ſo vielfachen religiöſen Uebungen anſpannen zu wollen, daß ihnen buchſtäblich die für ihre Arbeiten erforderliche Zeit nicht mehr übrig blieb, während ſie den meiſten Theil des Tages dazu verwenden mußten, metaphyſiſche Erörterungen über Lehrpunkte anzuhören, die ſie nicht zu begreifen im Stande waren? Dieſe Art von Sklaverei mußte den Inſelbewohnern ſehr drückend erſcheinen, denn ſie erhoben ſich endlich in offenem Aufruhr gegen die Pflichten, die man ihnen auferlegte.

Das Clima der Sandwichs-Inſeln iſt vielleicht das geſündeſte und gemäßigſte von der ganzen Südſee, und der Boden iſt ſo fruchtbar, daß man jedes Jahr drei Mais-Ernten macht. Alle Pflanzen und Früchte der Tropenländer und von Europa kommen hier vollkommen zur Reife, während das Zuckerrohr einen außerordentlichen Grad von Wachsthum erreicht. Roth- und Schwarzwildpret iſt im Ueberfluß auf dieſen Inſeln vorhanden, und die See, welche die Küſten beſpült, enthält treffliche Fiſche faſt aller Gattungen; die Inſecten ſind nicht ſehr zahlreich; die, welche man am häufigſten trifft, ſind die gewöhnlichen Fliegen und die Flöhe, vor denen man ſich leicht ſchützen kann, wenn man fünf bis ſechs Fuß über dem Erdboden erhöhte Zimmer bewohnt.

Aus dieſen Inſelbewohner laſſen ſich ſehr gute Matroſen bilden, denn ſie lieben die Schifffahrt, und unternehmen ſogar ziemlich lange

Reisen. Ich glaube voraussagen zu können, diese Inseln werden am Ende der Central-Depot des Handels von Europa, von Indien und von China, mit den Nord-West-Küsten von Amerika und Californien, und einem Theil von Südamerika, so wie mit den Aleauten-Inseln und Kamtschatka werden. Es ist folglich eine sehr wichtige Station.

Ich habe oben bemerkt, daß der Götzendienst in gewissen Bezirken aufgehoben worden sey. Der König war in der That gegen die alte Religion, welche noch Anhänger zählte. Unter diesen befand sich einer von den Vettern des Königs, der das Volk zu Gunsten des Götzendienstes aufzuregen versuchte; aber die königlichen Truppen griffen ihn an, schlugen ihn auf's Haupt, und er kam selbst bei diesem Treffen mit einer großen Anzahl von Anhängern des alten Cultus um.

In den südlichen Provinzen des chinesischen Kaiserthums, um wieder dahin zurückzukehren, finden sich die Quellen der wahren Reichthümer des Landes; sie sind es, welche den Thee, den Zucker, die Baumwolle, und eine unendliche Menge anderer Producte liefern, die dann ausfließen, sich sofort nach allen Theilen verbreiten, und einen weitläufigen Tauschhandel veranlassen, und die Küstenfahrt begründen. Es ist nur zu bedauern, daß dieses Land keine, hinsichtlich seiner wahren Interessen erleuchtete Regierung hat, eine Regierung, welche die Fortschritte der Industrie begünstigen, und bemüht seyn würde, seine Handelsverbindungen gegen Westen auszubreiten, wie es die Europäer gegen Osten gethan haben; nach der geographischen Lage von China unterliegt es keinem Zweifel, daß sich der Handel in diesem Theile des Reichs zu einem hohen Grade von Bedeutung hinaufgeschwungen haben müßte.

Eine gedrängte Beschreibung des indo-chinesischen Archipels mag hier seine Stelle finden; diese Bemerkungen sind das Resultat meines langen Aufenthaltes in Canton und Manilla, wobei ich oft mit Reisenden in Verbindung gekommen bin, welche den Archipel besucht hatten.

Die Gruppe von Inseln, die zwischen Indien und China liegen, läßt sich ohne Uebertreibung den fruchtbarsten Gegenden des Erdballs

an die Seite ſtellen; die Natur hat ſich hier verſchwenderiſch in ihren Gaben gezeigt, und die reichen Produkte dieſer Inſeln ſind jetzt für Europa unentbehrlich. Von Alexander dem Großen an bis auf unſere Tage hat dieſer Archipel die Aufmerkſamkeit der Handeltreibenden auf ſich gezogen, und die Eroberer ſelbſt betrachten ihn oft mit gierigem Auge. Europa hat ſtets den Handel der Levante als eine der erſten Quellen ſeines Reichthums betrachtet, und obgleich er anfangs durch Aegypten und Arabien getrieben wurde, ſo konnten doch die Schwierigkeiten der Verbindungswege ſein Gedeihen nicht hemmen. Dieſem Handel endlich verdankten Alexandrien ſeine Gründung, Italien ſeine Wiedergeburt, Spanien und Portugal ihre Reichthümer, Venedig einen Theil ſeines untergegangenen Glanzes, und in unſern Tagen England und Holland ihren Wohlſtand; fügen wir noch bei, daß dem Verlangen, an dem Handel der Levante Antheil zu nehmen, trotz der Hinderniſſe, welche England in den Weg legte, die Vereinigten Staaten von Amerika ihre Freiheit verdanken.

Feuilleton.

Vermiſchtes.

Eine Eſelsjagd.

Es gibt unter den aſiatiſchen Deſpoten keinen ſonderbareren und originelleren Charakter, als Aga-Mohamed, Oheim und Vorgänger des jetzigen Schahs von Perſien. Das Schickſal ließ ihn nur als Oberhaupt eines jener in ewigem Streite lebenden Stämme geboren werden, die alle mit gleicher Berechtigung ſich anmaßten, ihr Oberhaupt auf den Thron zu erheben, wenn innere Unruhen ihn unbeſetzt werden ließen. Aga-Mohamed faßte ſolch ehrgeizige und hochſtrebende Plane, von früheſter Jugend an, und führte ſie, Dank ſeiner Beharrlichkeit, und Verſchlagenheit mit kühnem Muthe verbindend durch, bis er alle ſeine Nebenbuhler zu Boden gedrückt hatte und mit feſter Hand das Scepter Perſiens führte.

Dreiundſechzig Jahre alt war Aga-Mohamed, von ſo kleinem, ſchmächtigem Körperbau, daß man ihn in der Ferne für einen jungen Menſchen von fünfzehn bis ſechzehn Jahren gehalten haben würde; ſein faltiges, unbärtiges Geſicht glich genau dem einer alten Frau. Da er ſehr gut wußte, wie unſchön er ſey, ſo konnte er es nicht leiden, wenn ihn Jemand anſah; er verlangte, daß ſeine tapferſten Krieger ſich abwendeten, oder die Augen niederſchlugen, wenn er an ihnen vorüberging. Die Strafe, zu der er ſeine Feinde am liebſten zu verdammen pflegte, war das Blenden, Zeugniß deſſen ſind

die ſiebentauſend Blinden von Kerman, von denen noch einige leben, und an ſeine ſchauderhafte Grauſamkeit erinnern.

Das war der gefürchtete Herrſcher, in deſſen Gemach ich meinen Leſer führen will. So eben holt ſeine Dienerſchaft die letzten Befehle ihres Gebieters für eine große Jagd ein, die noch im Laufe des Tages ſtatt finden ſoll. Neben dem Schah iſt ſein weiſer Weſſir Hadzi-Hibrahim, der noch jetzt in Perſien als ein Muſter eines tiefen Politikers und Menſchenfreundes verehrt wird, ein ſonderbarer Miniſter für einen Monarchen, wie Aga-Mohamed. Deßhalb iſt er auch nur ſein Beamter, nicht ſein Günſtling; ſobald die Geſchäfte beendigt ſind, zu denen ſeine Gegenwart erforderlich war, wird er entlaſſen; nach ihm tritt ein ungeſtaltetes Weſen ein, das ſich der vertrauteſten Gunſt Aga-Mohameds erfreut, es iſt der Gevatter Barbier dieſes orientaliſchen Ludwigs XI., und bekannt unter dem Namen Gouzou, das heißt der Bucklige; ihm folgt ein junger Mann von ungewöhnlicher Schönheit, Fatteh Ali, der Neffe des Schahs und von ihm zu ſeinem Nachfolger beſtimmt. Aga-Mohamed liebt ſeinen Neffen ſo ſehr, als überhaupt ein Deſpot ſeinen Nachfolger zu lieben vermag, und da er nicht ſo ganz verhärteten Herzens iſt, um jeder Regung der Liebe und Zuneigung fremd zu ſeyn, ſo iſt er vor allem ſeiner ſchönen Nichte Anima, Fatteh Ali's Schweſter, zugethan. Mit ihr beſchäftigt er ſich, ſobald er ſeinen Neffen ſieht, er erkundigt ſich mit vieler Theilnahme nach ihr und in ihrer Nähe will er nach der Jagd ausruhen. „Fatteh-Ali," ſpricht er zu ſeinem Neffen, „ich habe befohlen, daß die Zellen des Harems nach Firouzobad getragen werden, dort ſoll die Jagd beendigt werden und deine Schweſter uns dieſen Abend erwarten. Laß uns gehen!"

Mohamed brach mit ſeinem Gefolge und ſeinen Pferden auf.

Die Jäger legten eine lange Strecke Weges zurück, ohne anzuhalten, dann drangen ſie in die Schluchten der Gebirge von Mozandram ein, deren ſteile Gipfel hie und da in die Höhe ragten und den Reitern den Eingang zu verwehren ſchienen. Plötzlich erſcholl ein langer, ſcharfer Schrei, der auf den verſchiedenen Berggipfeln wiederholt wurde: Gour Chur, Gour Chur (der wilde Eſel! der wilde Eſel!) und gleich darauf ſah man zwei oder drei dieſer ſchönen, muthigen Thiere, die ruhig am Rande eines kleinen Baches weideten, ohne durch irgend eine Bewegung Schrecken oder Furcht vor den Jägern zu zeigen, von denen ſie umringt waren. Der alte Oberjäger eilte ganz athemlos nach der Gegend, wo der Schah hielt und vergaß dabei ein wenig die Hofgebräuche, doch handelte es ſich auch um nichts Geringeres, als ihn nach dem Punkte zu führen, wohin man die Eſel treiben wollte, damit das Wild in einem Laufe immer auf neue Hunde ſtieß, die in Zwiſchenräumen in den Schluchten poſtirt waren; ohne die Hunde wäre es nicht möglich, dieſer unbändigen Thiere habhaft zu werden. Der Schah ließ ſich von ſeinem Oberjäger führen, ohne eine Minute zu verlieren.

Dieſer in ſeinem Handwerk wohlerfahrne Mann gelangte bald dahin, den wilden Eſeln die Windſeite abzugewinnen, und dann ließ er noch zwei, dreihundert Schritte entfernt zwei ſehr ſchöne und gewandte Windſpiele auf ſie los. Kaum hörten die Eſel das Hundegebell, ſo ſenkten ſie den Kopf, ſpitzten die Ohren, blieſen das feine Haar an ihrem Halſe auf und hüpften, als wollten ſie nur ihre Schnelligkeit prüfen, einige Schritte weit, ſtanden dann ſtill, machten wieder einige Sätze, hielten noch einmal inne

und wandten ſich dann den Hunden zu, die ſie, als wollten ſie ihre Verachtung dadurch kund geben, ſich ganz nahe kommen ließen. Als die Hunde aber nur noch zwei, drei Schritte von ihnen entfernt waren, ſetzten ſie ſich in Bewegung und verſchwanden mit Blitzesſchnelle. Als zwiſchen ihnen und der Jagd ein weiter Raum lag, ſchienen ſie ihrer Verfolger zu ſpotten, ſtanden im Laufe ſtill und weideten einige Augenblicke im Graſe, dann ging es wieder weiter und ſie flohen mit unermüdlicher Schnelligkeit.

Bei dieſer Gelegenheit konnte ich recht die ſo berühmte Keckheit der perſiſchen Reiter bewundern; keine Höhe wie ſchroff, kein Abhang, wie ſteil er auch ſeyn mochte, konnte ſie aufhalten, ihre Pferde über alle Terrainhinderniſſe wegtreibend, waren ſie immer dicht bei den Hunden. Unter den vorderſten war der König, ſelbſt mit ſcharfem Auge umherſpähend, hielt er in der einen Hand ſeine georgiſche Flinte, während er mit der andern ſeinen Renner mit einer Gewandtheit und Leichtigkeit führte, die des ehemaligen Oberhauptes eines kriegeriſchen Stammes würdig war. Nach dem König kam der junge Fürſt, ſein Neffe, unbekümmert um jede Gefahr, und nur betrübt darüber, daß er nicht auch ſeinem Oheim vorauseilen konnte. Auch er hatte ſeine Flinte in die Hand genommen, denn die wilden Eſel erklimmten eben den Kamm eines Berges und es war wahrſcheinlicher, ſie mit der Flinte zu treffen, als mit dem Wurfſpieß. Schon hatten die Eſel faſt alle ausgeſtellten Hunde müde gemacht, ohne ſelbſt im Geringſten in der Schnelligkeit ihres Laufes nachzulaſſen; jetzt klimmten ſie über die Berge, nur noch von ein Paar Hunden und drei oder vier Jägern gefolgt, die ſich bis dahin ihnen nachwagten, die übrigen blieben zurück und ſuchten die felſigen Abhänge zu umſtellen, wobei ſie das Wild einen Augenblick außer Augen verloren. Plötzlich ſah man wieder einen Eſel auf der höchſten Bergſpitze ringsumher ſehen, im ſelben Augenblicke ward der Knall einer Flinte gehört. Das Thier ſtand unverſehrt an derſelben Stelle. Aber ein zweiter Schuß ſtrafte den herausfordernden Uebermuth, mit dem es ſich den Schützen blosgeſtellt hatte; es ſchwankte und fiel von Felsſpitze zu Felsſpitze faſt zu den Füßen des Schützen, des Schahs ſelbſt nieder. Tauſend Stimmen brachen in ein Jubelgeſchrei aus, das unzählige Echos von Berg zu Berg trugen. Die übrigen Eſel entkamen, da die Jagd nicht weiter fortgeſetzt wurde.

Notizen.

Der bekannte ehemalige nordamerikaniſche Präſident Jackſon heirathete ſeine Frau auf originelle Art. Er wohnte in einem Hauſe, wo er durch die Mißhandlungen, welche ein Gentleman an ſeiner Frau beging, ſehr geſtört wurde. Er verbat ſich dieſe Störungen. Der Ehemann fordert ihn, Jackſon erſchießt ihn und heirathet die Frau, die er früher nie geſehen, ſondern nur klagen gehört hatte.

(Gutzkows Telegraph.)

— Den Miſſiſippi herab kam aus dem Ohioſtaate ein mit Schinken ſchwerbeladenes Schiff; es legte ſich oberhalb Neu-Orleans vor Anker, und bald fanden ſich Käufer ein. Der Schiffspatron bewirthete einen jeden mit großen Schüſſeln, voll der köſtlichſten rohen und gekochten Schinkenſchnitte, hatte aber, wie große Luſt ſeine Gäſte zum Kaufe zeigten, die Laune, durchaus keinen einzelnen Schinken, ſondern nur ſeine ganze Ladung, dieſe aber um einen ſehr billigen Preis

zu verkaufen. — Fragte ihn Jemand, was koſten hundert bis tauſend Schinken? ſo war ſeine Antwort: „Herr, ich verkaufe keine Schinken, ich verkaufe die ganze Ladung.“ Es fand ſich nach einigen Tagen ein Käufer, welcher, nachdem er nochmals die Trefflichkeit der Schinken in einer tüchtigen Mahlzeit geprüft hatte, nicht die Schinken, was der Jankee durchaus nicht wollte, ſondern die ganze Ladung kaufte und baar bezahlte. Die Ladung wurde auf ein Paar andere Fahrzeuge gebracht, der Verkäufer fuhr ab, und der Käufer bemerkte jetzt erſt die ungewöhnliche Härte ſeiner Waare; ſie rührte von einem ganz natürlichen Grunde her, die Schinken waren alle von Holz gemacht, mit Schweinshaut überzogen und dann geräuchert. Da der Käufer jedoch „keine Schinken,“ ſondern die „ganze Ladung“ gekauft hatte, ſo war er geſetzmäßig geprellt, und hatte keinen Anſpruch an den Schelm, welcher ihn betrogen, und welcher nach einigen Monaten wieder kam, als wäre nichts vorgefallen.

Ueber die neueſten „Wirren,“ wie unſere Zeitungen es nennen, in Perſien, cirkulirt in franzöſiſchen Blättern folgendes nicht unwitzige Wortſpiel: **Les destinées de l'Asie vont se décider par deux chats (schahs) dans les plaines des rats (d'Hérat.)**

Eine Enkelin des berühmten franzöſiſchen Arztes Porta hat ſich unlängſt als Nonne einkleiden laſſen und will mit einigen anderen Nonnen ein Kloſter in den franzöſiſchen Beſitzungen an der Küſte von Afrika errichten.

Aus Guadeloupe wird von der Mitte des Octobers gemeldet: Das gelbe Fieber, von dem die Antillen ſeit 1825 verſchont geblieben waren, iſt wieder ſo verheerend als je auf den dortigen franzöſiſchen Beſitzungen ausgebrochen, nur auf Martinique iſt der Geſundheitszuſtand trefflich. Auf allen andern Inſeln werden Creolen und Europäer in gleicher Weiſe von der Krankheit heimgeſucht. Unter den höchſten Magiſtratsperſonen und Richtern hat die Krankheit in ſo hohem Grade gewüthet, daß die dortigen Aſſiſen, die am 26. October eröffnet werden ſollten, bis Ende Decembers vertagt werden mußten.

Doch ſcheint das Fieber minder gefahrbringend, je näher die Winterszeit herannaht. Auch auf den canariſchen Inſeln iſt es ausgebrochen.

Die artiſtiſche Beilage.

Wir übergeben unſern Leſern:

Soldat in Canaria, zur Revue reitend.

Auguſt Lewald.

F. Federer del.

Lith. Anst. v. W. Pobuda.

Soldat in Canaria, zur Revue reitend.

Stuttgart. Literatur Comptoir.

Die Inseln Borabora und Neu-Ireland.

(Auszug aus der Reise um die Welt, von R. P. Lesson.)

Vierter Artikel.

Die Insel Borabora, welche Cook und andere Seefahrer, Bolabola genannt haben, liefert dieselben Erzeugnisse wie Otaheiti; und dieselbe menschliche Race, die auch den gleichen Glauben, und die gleichen Sitten hat, bewohnt sie. Ihre Entfernung von Otaheiti beträgt kaum vierzig Stunden, und in dieser Nähe liegt auch der Grund der großen Aehnlichkeit zweier Inseln, welche, mit den nächstgelegenen, denselben atmosphärischen Einflüssen unterworfen sind.

Als Cook die Insel Borabora im Jahre 1777 besuchte, regierte daselbst O-Puny, ein, im ganzen Archipel gefürchtetes Oberhaupt, denn ihm brachten die Otaheiten den Anker, den Bougainville auf dem Grunde des Ankerplatzes verloren hatte, in welchem dessen Fregatte sich

aufhielt; ein Anker, welcher diesem mächtigen Könige als ein seltener und kostbarer Gegenstand, und als ein Tribut übergeben wurde, den er aber dessenungeachtet nur als ein Geschenk annahm. Puny wurde am Ende seiner, übrigens sehr langen Laufbahn, durch einen Aufstand der Häuptlinge der Distrikte aus seinem Besitze vertrieben, und mußte die Insel verlassen, denn sein Geiz hatte sie auf's Aeußerste empört. Verschiedene Häuptlinge stritten sich jetzt um die Macht des verbannten Monarchen, allein der mächtigste unter ihnen war ein berühmter Krieger, Namens Tapao, der die Inseln Raiatea und Huahene an sich riß; durch sein Glück jedoch verblendet, bewerkstelligte er später zu Papiti an den Küsten von Otaheiti eine Landung, allein durch die Unbeständigkeit des Glücks mußte er seine ersten Erfolge mit einer Niederlage bezahlen.

Tapao beeilte sich, Borabora und die eroberten Inseln zur Unterstützung aufzufordern, während er aber in gezwungener Unthätigkeit auf die Verstärkungen wartete, die ihn aus seiner gefährlichen Lage auf feindlichem Boden ziehen sollten, bot ihm Pomare, König von Otaheiti, damals (1789) unter dem Namen Otou bekannt, Frieden an, den er nothgedrungen auch annahm. Indessen sollte Tapao, der durch Krankheit und Kummer litt, seine Insel Borabora nicht mehr sehen, denn kurze Zeit nach Einstellung der Feindseligkeiten zwischen Pomare und ihm, starb er zu Otaheiti. Tapao, dieses kriegerische und unruhige Oberhaupt, hatte die höchste Gewalt nicht besessen, ohne daß sie ihm durch die anderen Tavanas streitig gemacht worden wäre, denn seine eigenen Unterthanen waren, in der Furcht, er möchte ihrer Gesetze nicht mehr achten, gegen ihn aufgestanden.

Die Eingeborenen zeigten keinen so lebhaften Eifer, sich an Bord des Schiffes zu begeben, wie die Otaheiten, und ihre außerordentliche Behutsamkeit wurde ihnen wahrscheinlich durch die unerbittliche Strenge eingeflößt, mit welcher sie behandelt werden. Der König Maï indessen glaubte doch, sich gegen die Gastfreundschaft nicht verfehlen zu dürfen, allein das Geschenk des Willkommens, das er Herrn Düperrey zukommen ließ, bestand nur in einigen Cocosnüssen, und in ein Paar andern Früchten.

Am 26. Mai machte der Capitän, mit den Officieren der Corvette, dem Missionnär Orsmond, der sich in Otaheiti mit uns eingeschifft, und den wir hier an seiner Insel abgesetzt hatten, einen Besuch. Als wir das Ufer betraten, waren wir sehr erstaunt, unser großes Boot

am Ende eines hundertundvierzig Meter langen, aus Korallenſtämmen erbauten Dammes anzutreffen, welchen durch die Eingeborenen aufführen zu laſſen, es Herrn Orsmond vermittelſt ſeiner Hartnäckigkeit gelang. In dieſe, durch Menſchenhände zuſammengebrachte Maſſe hat man leere Zwiſchenräume angebracht, welche das Meerwaſſer beſpült, und welche man mit Fiſchen anfüllt, die hier reichlich gefangen werden; in einigen dieſer Behälter füttert man auch junge Schildkröten, um ſie groß zu ziehen. An den Damm gränzt ein Gang, der auf die Mitte der Kirche führt; dahin geleitete uns der Miſſionnär zuerſt, und obgleich dieſes Gebäude im Aeußern nichts Merkwürdiges darbietet, ſo waren wir doch über den befriedigenden Anblick des Innern erſtaunt.

Nachdem wir die Kirche beſichtigt hatten, führte uns Herr Orsmond in ſeine Wohnung, wo wir ſeine Gattin in der ehrenwerthen Beſchäftigung fanden, einigen Frauen Unterricht im Leſen zu ertheilen. Dieſe fromme Dame trug in ihren Zügen das Gepräge einer rührenden Ergebung, und ſie iſt unter allen Frauen der Miſſionnäre, die mir zu Geſicht kamen, diejenige, welche mir am meiſten dazu geeignet ſchien, Seelen für den Glauben zu bekehren. Herr Orsmond, der eine Sucht zu bauen hat, und gern von ſeinen Entwürfen ſpricht, führte uns in ſein neues Haus, das er hinter dem erbauen ließ, welches er gegenwärtig bewohnt, und das er zu klein fand. Dieß iſt ein geräumiges Gebäude, nach europäiſcher Art von Holz aufgeführt, und mit Kalk beworfen; die Bibliothek des Geiſtlichen war ſchon in ſein Studirzimmer gebracht, und ein ſonderbares Meubel in demſelben erregte meine Aufmerkſamkeit. Es war dieß ein chineſiſcher Seſſel von Bambus, der ſich nach allen Lagen des Körpers und der Glieder ziehen ließ, und mir geeigneter zu einer Sieſte, als zur Ausarbeitung einer Predigt ſchien. Bei der ganzen Einrichtung war überhaupt für Bequemlichkeit hinlänglich geſorgt, auch befand ſich hinter dem Hauſe ein gut angelegter Garten. Zu dieſem, von den Engländern ſo geſchätzten Comfort, geſellte ſich noch eine große Dienerſchaft von beiden Geſchlechtern.

Die beiden Könige Tefaora und Maï waren kaum mehr als die Gerichtsdiener des wahren Selbſtherrſchers der Inſel, und dieß erklärte mir unter anderem auch, wie glücklich manche Menſchen, die in ihrem Vaterlande nur eine untergeordnete Stelle eingenommen hatten, ſich fühlen müſſen, wenn ſie ſich eines materiellen Wohlſtandes und einer Obergewalt über leicht zu leitende Menſchen auf fruchtbaren Inſeln erfreuen. Gewiß hat auch Herr Orsmond, der früher

ein Schreinermeiſter in London war, Urſache, mit ſeiner jetzigen Lage zufrieden zu ſeyn.

Wir folgten unſerem Führer, dem Prieſter, Geſetzgeber und Handwerker, alles in einer Perſon, der nicht zu wiſſen ſchien, daß die Beſcheidenheit eine theologiſche Tugend iſt, ſo ſehr hatte Selbſtzufriedenheit ſein lebhaft geröthetes Geſicht überſtrahlt, durch das Dorf, indem wir eine ſchöne Straße, von mehr als fünfzehnhundert Fuß Länge, verfolgten, die er hatte anlegen laſſen. Stämme von Cocosnußbäumen, die der Länge nach gelegt waren, dienten der Straße als Unterlage, und bildeten zugleich Brücken über die kleinen Bäche, die von dem Gebirge herab in das Meer fließen. Wie viele Cocosnußbäume mußten zu dieſem Zwecke gefällt werden! Doch hätte man ſie nur von den niedern Inſeln genommen, wo ſie zahlreich vorhanden ſind, aber nein, man fällte ſie im Umkreiſe der Küſte, wo ſie den wohlthätigſten Anblick darboten, und ihre verſtümmelten Strunke, die einige Fuß über den Boden hervorragten, zeugen von einem wahren Vandalismus.

Nachdem endlich Herr Orsmond uns alles gezeigt hatte, was er ſeine Schöpfungen nannte, dachte er daran, uns zu dem Könige, oder vielmehr zu ſeinem erſten Statthalter Maï zu begleiten. Des letztern College, Tefaora, war noch nicht von der Inſel Ulietea zurückgekehrt, wohin er gegangen war, um einige Intereſſen ſeines Gebiets zu verfechten. Wir trafen Seine barbariſche Majeſtät in einer ärmlichen Hütte, aber da ich ſchon zu Otaheiti das Vergnügen gehabt hatte, ſeine Bekanntſchaft zu machen, ſo begrüßte er mich mit einem lebhaften iourana, wie man nämlich eine alte Bekanntſchaft zu empfangen pflegt. Maï iſt von merkwürdiger Wohlbeleibtheit, was ſeiner ſonſt edeln, großen Geſtalt, mit welcher er ſehr regelmäßige Züge verbindet, einigen Eintrag thut; überdieß erfreut er ſich des Rufes eines tapfern Kriegers. Durch die kleinlichſten Andachts-Uebungen völlig in Anſpruch genommen, iſt er ein großes Kind, das von Herrn Orsmond beherrſcht wird, und das dieſer ganz nach Gutdünken leitet, auch lobte ihn dieſer Miſſionnär ſehr, und rühmte ihn über alle Maßen, während er Tefaora als einen eigenſinnigen Dummkopf ſchilderte. Wir ſahen jedoch ſpäter ein, daß dieſem Urtheile die außerordentliche Folgſamkeit Maï's zu Grunde lag, während Tefaora, in Folge ſeiner Widerſpenſtigkeit, nicht für einen eifrigen Chriſten galt. Man erbaute gerade damals nach dem Plane des Herrn Orsmond für die beiden Könige zwei Häuſer, an den beiden Ufern des

Flusses, so daß jeder König auf seinem Gebiete zu wohnen kam, das durch den Fluß geschieden ist, und wodurch diese Wohnungen an zwei Schilderhäuser erinnern.

Nachdem wir uns von Maï verabschiedet, und der Königin einen Besuch abgestattet hatten, begaben wir uns zu Maria, der Tochter Maï's, und Wittwe eines großen Häuptlings. Die Prinzessin war nichts weniger als schön, und was uns in ihrer Wohnung am meisten auffiel, war ein heiterer Höckeriger, der als Erzähler in den Diensten des Königs stand, und der die Hof-Narren unserer frühern Höfe glich.

Man wird es gerne glauben, daß uns die ganze Einwohnerschaft während unseres Spazierganges als Gefolge diente, man konnte jedoch leicht bemerken, daß diese Insulaner weniger gewohnt waren, Europäer bei sich zu sehen, als ihre Nachbarn, die Otaheiten, denn namentlich die Kinder, welche uns folgten, flohen eilends davon, wenn nur einer von uns den Kopf wendete.

Den 28. erhielten wir einen Gegenbesuch von Herrn und Madame Orsmond, und die Eingeborenen zeigten sich jetzt eifriger als bisher, denn sie brachten uns Früchte aller Art in Menge, sowie Fische und andere Gegenstände für unsere naturhistorischen Sammlungen. Sie zeigten eine entschiedene Vorliebe für Papier und Bleistifte, die sie zum Aufschreiben von Gebeten nach den Dictaten ihrer Lehrer benutzten, denn bisher hatten sie sich hierzu der Pisangblätter bedient. Auch zeigten sie eine große Lust zu Stoffen, zu Messern, Scheeren u. dergl.; mehre verlangten Gold, **moni**, und zogen das große portugiesische Kupfergeld unserer Matrosen, welche dasselbe polirt hatten, den Piastern vor. Ein Insulaner gab Herrn Urville für zwei Hemden, und für ein Stück gedruckter Leinwand, eine Medaille, welche Cook in diesen Ländern zurückgelassen hatte, und die zum Andenken an seine Reise geprägt worden war; diese Medaille war schon lange Zeit im Besitze eines gewissen Temena, der sie von einem verstorbenen, in Pomare's Diensten gestandenen Europäer erhalten hatte. Die Missionäre, welche sich alle Mühe geben, Kunstgegenstände aufzufinden, um sie nach London zu senden, waren äußerst aufgebracht, als sie von diesem Vorfalle Kenntniß erhielten, und Temena hatte es wahrscheinlich zu bereuen, ohne ihre Erlaubniß einen Gegenstand von solch historischem Werthe hergegeben zu haben. Diese Medaille trug auf der einen Seite das Bildniß Georgs **III.**, mit der Umschrift, König von Groß-Britannien,

Frankreich und Irland, und auf der anderen zwei Schiffe mit ihren Namen, die Resolution und die Aventure, nebst den Worten: Abgereist von England im März 1772.

Wir bemerkten, daß die Insulaner, während der ersten Zeit unseres Aufenthaltes unter ihnen, die von Herrn Orsmond ihnen eingeschärften Vorschriften genau befolgten, daß sie aber allmählich in der strengen Befolgung derselben nachließen. Vor Aufgang der Sonne erschienen sie nie an Bord, und mit Eintritt der Dunkelheit verschwanden sie wieder. Die Frauen begaben sich nach ihrer Morgen-Toilette in die Kirche, wo sie einige Stunden im Gebete zubrachten, und beim Abendgottesdienste versammelten sich sämmtliche Einwohner. Gegen neun Uhr des Abends hörte man das Läuten einer Glocke, welche, als die Todtenglocke aller Lust, das Zeichen zu gänzlicher Zurückgezogenheit gab, und wehe dann denen, die sich verspäteten, denn wachsame Agenten streiften stets umher, und notirten diejenigen zur Bestrafung, die sich den geringsten Verstoß gegen die Strenge dieses Reglements zu Schulden kommen ließen, da man bei ihnen immer voraussetzte, daß sie aus unlautern Absichten die bestehenden Verordnungen überschritten hätten.

Der 31. Mai war einer der merkwürdigsten Tage für die Corvette la Coquille, und wenig hätte gefehlt, so wäre sie für immer auf den Felsen geblieben, auf welche sie geworfen wurde. Ich, für meine Person, hatte schon meinen Entschluß gefaßt, ich wäre ein Colonist von Borabora geworden, und hätte das civilisirte Leben mit dem der sogenannten Wilden vertauscht; ich gebe jedoch zu, daß mir dieses Leben durch den finstern und unabläßigen Fanatismus des Missionnärs, der mit religiösem Despotismus diese Insel beherrschte, vergällt worden wäre, denn ein solcher Despotismus ist nach meiner Ansicht der unleidlichste. Indessen leistete Herr Orsmond an diesem Tage der Corvette einen wesentlichen Dienst, indem er die Gesetze der Menschlichkeit befolgte, und wahrscheinlich auch zugleich sich glücklich fühlte, seine Insel von Störungen zu befreien, die eine zurückgebliebene Schiffsmannschaft gewiß erregt hätte, und so konnten wir ihm von ganzem Herzen unseren aufrichtigen Dank zollen.

Der Vorfall war folgender: der Morgen des 31. war schon stürmisch, starke Gewitter mit heftigen Windstößen, wechselten mit Regengüssen, die vom Himmel strömten. Unser Anker berührte den Felsen, wir hatten daher ein Bindseil an einen Cocosnußbaum am Ufer ange-

bunden; hinter uns, und zu beiden Seiten waren Korallen-Riffe, die sich in zahlreiche und krumme Bänke ausdehnten, und welche, den Süd-Wind ausgenommen, der nur im Winter herrscht, vor allen Winden geschützt waren. Der Sturm, der sich bereits gelegt hatte, erneuerte sich mit größerer Macht gegen Mittag, und um halb ein Uhr wurden wir durch einen heftigen Stoß erschreckt; das Ankertau war zerrissen, und in einem einzigen Augenblicke war unser Schiff auf die Felsen am Ufer geschleudert. Die Bank, auf welche die Coquille geschleudert worden war, hatte eine ziemlich steile Oberfläche, und die Tiefe war mit Sandkorallen bedeckt, welche das Schiff berührten, während sein Hintertheil schwer auf den obern Felsen anschlug, weßhalb man auch eilends das Steuerruder aushängte.

Die Gefahr der Lage erweckte bei allen die größte Energie; in wenigen Minuten war die Schiffswinde, die wegen einer Reparatur sich am Ufer befand, aufgerichtet, in eben so kurzer Zeit waren die übrigen Anker losgemacht, um die Corvette aus dem Wasser zu bringen, und diese schwere Arbeit wurde vollbracht, während das Meer im höchsten Grade stürmisch war, und der heftigste Wind wehte. In der Zwischenzeit ward ein Expresser zu Herrn Orsmond geschickt, der gerade in der Kirche predigte, denn es war, nach der Rechnung der Insulaner, der Tag des Sabbats, und dieser Mann fand sich bald, begleitet von den Königen Maï und Tefaora, und gefolgt von der ganzen männlichen Bevölkerung der Insel, bei uns ein. Mehr als dreihundert Insulaner kamen an Bord, obgleich man nur etliche dreißig gebrauchen konnte, denn die andern waren wegen ihrer Unerfahrenheit nur hinderlich. Sie schienen durch die Kälte sehr zu leiden, welche der, auf sie eindringende Regen verursachte, denn ihre Haut ist durch die fast fortwährende Hitze sehr empfindlich.

Dieser Schrecken hatte bald ein Ende, der Sturm legte sich, und Abends schwamm die Coquille wieder auf ihrem vorigen Ankerplatze. Man ließ durch Taucher die allenfallsige Beschädigung untersuchen, und es fand sich, daß nur einige Kupferplatten abgestoßen, und der lose Kiel zerbrochen war. Die Insulaner lehnten den, ihnen angebotenen Branntwein ab, aber den Zwieback, den man unter sie vertheilte, nahmen sie mit Freuden an. Herr Orsmond hatte ihnen den Gebrauch gebrannter Wasser untersagt, und sie dadurch einen guten Schritt weiter auf der Bahn der Moralität gebracht. Nach beendigter Arbeit begab sich unsere Hilfsmannschaft, den König Tefaora an der Spitze, an's

Land, indem sie sich in's Meer stürzten, und mit seltener Kraft an das Ufer schwammen. Es war ein sonderbares Schauspiel, wie sie, gleich den Fischen, die von einem Graben aus in das Wasser hüpfen, fast alle zumal, und auf ein gegebenes Zeichen, vom Schiffe aus, in das Meer sprangen.

Ich benützte den schönen Tag des ersten Juni, um die Insel zu durchwandern, und die Eingeborenen in ihren Wohnungen zu beobachten, allein ich fand bei ihnen alles ganz so, wie bei ihren Nachbarn, den Otaheiten, von welchen sie sich weder in der Race, noch durch Sitten und Gebräuche unterscheiden. Doch hat ihr Gesicht noch härtere Züge, als das der Otaheiten, auch ist ihre Haut mehr von der Sonne verbrannt, und ihr Blick wilder, was ich ihren früheren Gewohnheiten der Seeräuberei zuschreibe. Ein Eingeborener, den die Engländer mit dem Spitznamen Capitän Thomas getauft haben, und der sich Thamaiti nannte, wollte durchaus mein Tayo seyn, und seinen Namen mit mir wechseln; dieser sonst so rührende Gebrauch hat mit den Sitten der Insulaner seinen ursprünglichen Charakter verloren, und wird auch täglich seltener. Dieser Thamaiti, welcher aus der niederen Classe des Volkes entsprang, war zu dem Grade eines Canton-Chefs gelangt, weil er den Angriff eines amerikanischen Schiffes, das zu Borabora einlief, und dessen Schiffsmannschaft niedergemacht wurde, geleitet hatte. Da jedoch Thamaiti indessen ein eifriger Christ geworden war, so wollte er nichts mehr von der wilden That hören, und bezeigte ein lebhaftes Mißvergnügen, als ich ihn daran erinnerte. Unter andern Geschenken gab mir dieser Thamaiti parfümirtes Oel zum Einsalben des Körpers, und verschiedene Verordnungen der Missionnäre in otaheitischer Sprache, auch erhielt ich von eben demselben das berüchtigte Gesetzbuch, wovon ich früher einen Auszug gab.

Thomaiti führte mich auch zu seinem Könige Tefaora, einem sehr schönen Manne, mit athletischen, und für seine Größe wohlproportionirten Formen. Seine, von Gesicht und Gestalt häßliche, und äußerst dicke Frau, und seine Tochter Tapeta Farepiti, ein Kind von acht Jahren, mit feinen und angenehmen Zügen, waren bei ihm. Tefaora bezeugte mir seine Freundschaft sehr lebhaft, drückte mir die Hände, und behielt sie in den seinigen, kurz, er zeigte jene Fuchsschwänzelei, die auf Geschenke ausgeht. Er bat mich, ihn zu portraitiren, aber er wollte sonderbarerweise durchaus nicht gestatten, daß ich mich eines Bleistifts oder Tuschs, oder Sepia bediente, und ich mußte, um ihn ganz glücklich

zu machen, und seine Wünsche zu erfüllen, sein Bild mit dem gröbsten Zinnober hinsudeln; man kann hieraus schließen, daß diese Völker keine Idee, weder von Zeichnung, noch Colorit haben.

Als ich Abends nach dem Schiffe zurückkehrte, wurde ich durch einen Gesang angezogen, der aus einer Papara-oura, oder Schule ertönte, die für Lehrer bestimmt ist. Hierzu werden solche junge Neubekehrte erwählt, die am schnellsten den Erwartungen der Missionnäre entsprachen, und die dann später in den Anfangsgründen Unterricht erhielten. Junge Knaben und Mädchen studirten otaheitische Hymnen ein, die sie im Chore sangen, und da Herr Orsmond sich einbildet, eine schöne Stimme zu haben, so hat er diesem Theile des Unterrichts besondere Sorgfalt gewidmet, und er zeigte bei jeder Gelegenheit, daß er stolz hierauf ist; ich aber fand nur ein mittelmäßiges Vergnügen an diesen liturgischen Gesängen.

Nicht weit von dieser Papara-oura befindet sich eine andere Schule für Erwachsene, in welcher ich Mütter von ihren Kindern umgeben sah, die das A B C, oder Buchstabiren lernten, wobei sie ganze Stunden zubrachten.

Das Erziehungs-System, welches dieser Bevölkerung gegeben wird, ist aus folgenden zwei Auszügen zu erkennen. Während Hr. Orsmond sich zu Otaheiti befand, erhielt er einen, im Namen der jungen Knaben und Mädchen geschriebenen Brief, in welchem sich unter andern Stellen, nachfolgende befand:

„Wir können nicht mehr trinken, denn unsere Quellen sind vertrocknet. Das Wasser fließt nicht mehr, es erfrischt nicht mehr unsere Herzen, bald aber wird der Brunnen wieder fließen, und das Wasser des göttlichen Wortes unsere trockene Lippen benetzen."

Der andere Brief, welchen dieser Missionnär ebendaselbst erhielt, und der von den, zu Lehrern bestimmten Zöglingen geschrieben, und von dem Missionnär selbst übersetzt, auch mehren Personen der Expedition mitgetheilt wurde, drückt sich folgendermaßen aus:

„Theurer Freund, Herr Orsmond!

„Sey gegrüßt im Namen des wahren Gottes und Jesus Christus, des wahrhaftigen Königs, durch welchen die Macht der Hölle zerstört wurde: dieß sind die Worte, die wir an Euch richten, wir alle, Brüder

und Schweſtern, aus Liebe zu Euch, die Euch auf Euerer Reiſe über das Meer, und auf Euerem Beſuche der Miſſionnäre begleitet, die zu Otaheiti und Moarea wohnen. Dieß iſt die Bitte, welche wir aus dem Grunde unſeres Herzens zu Gott richten."

„Seitdem man uns das Evangelium nicht mehr predigt, ſind wir gleich den Kindern, die keine Aeltern mehr haben, gleich dem Breitfiſch, der keine Ruhe finden kann. Unſer Leib iſt allein von Euch getrennt, unſer Andenken und unſere Liebe für Euch ſind nicht verloren."

„Wir bitten täglich zu Gott, daß wir in unſerer Aufführung auf dieſer Erde, welche die unſerige iſt, beſtehen mögen, und halten und klammern uns an das Evangelium Jeſu an, und tragen geduldig das Uebel. Wir üben unſere Geduld bei den ſchlechten Gewohnheiten, welche auf dieſer Erde herrſchen."

„Wir grüßen Euch und Euere Freunde im Namen Jeſu; wir fühlen Liebe für Euch alle; Euer Bild iſt für uns nicht verloren; es iſt in uns, es wird in uns leben, bis ſich unſer Körper mit dem Staube vermiſcht, bis wir im Himmel vereinigt werden *)."

Die Miſſionnäre finden einen großen Gefallen an dieſer übertriebenen, bilderreichen Sprache, und betrachten ſie als den Beleg einer vollſtändigen, religiöſen Erziehung. Ich finde jedoch dieſes Erziehungs-Syſtem falſch in allen Punkten.

Am Morgen des 2. Juni erhielt Herr Duperrey ein von Herrn Orsmond geſchriebenes, und von Tefaora und Maï unterzeichnetes Billet, in welchem dieſe um Kanonenpulver baten. Dieſes Pulver wurde durch Herrn Williams überbracht, der uns bei ſeiner Rückkehr erzählte, Herr Orsmond habe bei Empfang deſſelben geäußert: „Dieß iſt franzöſiſches Pulver, es hat nie großen Schaden angerichtet." Ganz Europa hätte dem Miſſionnär darauf antworten können, der an dieſem Tage mit den beiden Königen der Inſel am Bord der Coquille ſpeiſen ſollte. Sie wurden mit Salven empfangen, und man erwies ihnen Ehrenbezeigungen, die man füglich hätte unterlaſſen können.

*) Wörtlich.

Herr Orsmond legte am 7. d., welches ein Sonntag war, einen Beweis ſeiner Intoleranz ab, indem er Wäſche, welche unſere Matroſen zum Trocknen aufgehängt hatten, wegnehmen ließ, weil dieſer Tag durchaus nur der Ruhe geheiligt ſey; man mußte ſie wieder zurückfordern. Was wäre daraus erfolgt, wenn Herr Duperrey, weniger klug, es für angemeſſen gehalten hätte, dieſe Hintanſetzung aller Rückſichten für ein Kriegsſchiff einer mächtigen Nation, das einzig nur im Intereſſe der Civiliſation die Meere durchſegelte, verdientermaßen zu rügen?

In der Nacht vor unſerer Abreiſe blieben etliche und zwanzig Eingeborene an Bord, und täuſchten die Wachſamkeit der Agenten des Miſſionnärs; ſie benützten ihre Freiheit, um ſich an Tänzen und Spielen zu erfreuen, an denen ſie ſich vor ihrer Bekehrung zum Chriſtenthume ergötzt hatten, auch machte uns der Höckerige des Königs Maï mit ſeinem mimiſchen Talente viel Vergnügen. Dieſer Spaßmacher äffte Herrrn Orsmond nach, wobei er öfters wiederholte: „**Mitonary, fofo** (pfui, pfui Miſſionnäre).“ Er, ſo wie einige andere Inſulaner wollten uns durchaus nach Frankreich folgen.

Am 9. Juni, gegen elf Uhr Vormittags, verließen wir die Inſel, und der König Tefaora mit einigen und fünfzig Eingeborenen begleitete uns noch eine Strecke weit. Sie ſprangen hierauf einer nach dem andern über Bord, um ſchwimmend wieder an das Ufer zurückzukehren.

Es ſey mir vergönnt, noch einige allgemeine Beobachtungen, welche ich auf dieſer Inſel angeſtellt habe, hier mitzutheilen.

Das Clima von Othaheiti und Borabora wurde von einigen Reiſenden als ein ſehr geſundes geſchildert, das keine dem Lande eigenthümliche Krankheiten aufkommen laſſe. Dieſer Ausſpruch konnte nur nach oberflächlichen Beobachtungen gemacht werden, und wir können verſichern, daß dieſe Inſeln, ohne gerade ungeſund zu ſeyn, doch für Europäer, welche ſich daſelbſt niederlaſſen, kein gefahrloſer Aufenthalt ſind, ſo wie auch die Race, welche ſie bewohnt, von den Einflüſſen des Climas nicht verſchont bleibt. Wie kann es auch anders unter einem Himmel ſeyn, wo die Temperatur heiß und feucht, der Boden aber faſt beſtändig naß iſt?

Der erſte Beweis, welcher ſich gegen dieſe Meinung anführen läßt, iſt ſchon die kleine Anzahl Menſchen, welche ein höheres Lebensalter erreichen. Im Allgemeinen ſind Beiſpiele eines langen Lebens ſehr ſelten.

Die Aerzte gehörten vor der Ankunft der Europäer der Classe der Priester an, und nannten sich Erao. Oft auch waren es Krieger, welche die doppelte Kunst verstanden, Wunden zu schlagen und zu heilen. Einige derselben standen in dieser Beziehung in einem großen Rufe. Indessen waren die meisten Familienhäupter in ihre Geheimnisse eingeweiht, und sie kannten eine große Anzahl Pflanzen, welche sie auf den Bergen sammelten, und deren Saft sie auspreßten, um ihn als Heilmittel zu gebrauchen. Doch waren ihre Kenntnisse nie sehr ausgebreitet, und oft nahmen sie ihre Zuflucht zu abergläubischen Gebräuchen, oder riefen ihre Götzen um Hilfe an.

Die Chirurgie war bei den Insulanern einfach. Sie überließen die Heilung ihrer Wunden, die sie in ihren häufigen Gefechten mit ihren Nachbarn holten, allein der Natur. Eine klaffende Wunde so nahe wie möglich zusammenzufügen, und sie vor der Berührung der Luft zu schützen, darin bestand ihre ganze Wissenschaft; und durch dieses Mittel, auf welches sich die gesunde Theorie der Europäer gegenwärtig noch gründet, erlangten sie in kurzer Zeit eine dauerhafte Heilung. Wir sahen einige schon ziemlich bejahrte Eingeborene, die sehr starke Narben trugen, welche von sehr breiten Wunden herrührten, die ihnen Wurfspieße, Keulen, oder geschleuderte Steine verursacht hatten. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß die größere Anzahl der Verwundeten an ihren Wunden starb, sey es nun in Folge des heftigen Blutverlustes oder durch die außerordentliche Eiterung, welche sie entkräften mußte. Man zeigte uns auf der Insel Borabora einen Eingeborenen, der nicht nur als Krieger, sondern auch wegen seiner Geschicklichkeit im Trepaniren in einem großen Rufe stand. Wir konnten uns leider nicht längere Zeit mit ihm unterhalten, weil er auf der andern Seite der Insel wohnte. Er hatte uns eine Sammlung seiner selbstverfertigten Instrumente versprochen, hielt aber nicht Wort. Er rühmte sich, mehr als zweihundert Menschen im Laufe seines Lebens trepanirt zu haben. Es scheint, daß er diese Operation vornahm, wenn der Hirnschädel durch Streiche verletzt war, und dieser Fall mag bei der früheren Fechtart dieser Insulaner oft vorgekommen seyn. Hätte man es für möglich gehalten, mitten unter den wenig civilisirten Völkern des Südmeers die (ohne Zweifel plumpe) Ausübung einer Operation zu finden, welche in den Händen der geschicktesten Chirurgen so oft einen ungünstigen Erfolg hat?

Die Race, welche Borabora bewohnt, besteht aus wohlgebauten Menschen, mit regelmäßigen Formen, und doch trifft man unter ihnen

eine große Anzahl Höckeriger. Wir bemerkten auch mehre Kakerlaken, deren Teint von fadem Weiß, und deren röthlichblonde Haare ihren ſtupiden Zügen keinen Reiz verliehen.

Die gewöhnlichſte Krankheit dieſer Inſulaner, und die auch am meiſten unſere Aufmerkſamkeit verdient, iſt die Elephantiaſis. Es iſt unbegreiflich, daß die erſten Seefahrer nichts von derſelben erwähnt haben, und es iſt durchaus nicht wahrſcheinlich, daß ſie in neuerer Zeit entſtanden iſt. Ein großer Theil der Einwohner iſt mit derſelben behaftet, und man kann nicht umhin, dem Urſprung dieſer Krankheit nachzuſpüren, die wir mehren Urſachen zuſchreiben müſſen, und von welchen wir wenigſtens einige hier anführen wollen:

1) daß dieſe Inſulaner viel von Fiſchen leben; dieſe Nahrung hat einen Einfluß auf die Haut; nach ſichern Vorgängen iſt man berechtigt, den Ausſatz als häufiger bei Völkern zu betrachten, die ſich dem Fiſchfang widmen, und die Elephantiaſis iſt nur eine Modification des Ausſatzes.

2) die Gewohnheit, in Hütten, die gegen die Witterung nicht den gehörigen Schutz gewähren, und auf Matten zu ſchlafen, die bloß auf dem Boden ausgebreitet werden;

3) die Art der Nahrung, der gewöhnliche Gebrauch der Mehlſpeiſen, und die Milch der Cocosnüſſe, was alles den Magen ſchwächt.

Dieſen nebſt einigen andern Urſachen iſt ohne Zweifel erwähnte Krankheit zuzuſchreiben. Die Elephantiaſis verbreitet ſich oft über den ganzen Körper, öfter noch nur über einzelne Theile. Oft trifft ſie den obern Theil der Glieder, oft den untern, ein einziges oder mehre. Kein Alter iſt davon ausgenommen, und obgleich bejahrte Menſchen am gewöhnlichſten von dieſer Krankheit befallen werden, ſo trifft man doch auch Kinder und Jünglinge, die an ihr leiden. Auch Europäer, welche längere Zeit im Lande lebten, haben ſie bekommen, doch wiſſen wir nicht, ob auch Frauen dieſer Krankheit unterworfen ſind, wenigſtens iſt uns kein Beiſpiel davon aufgeſtoßen.

Der Anfang dieſer Krankheit bietet nichts beſonderes dar. Das Aufſchwellen des Zellengewebes iſt langſam in ſeinem Wachsthum, und allmählig in ſeinem Fortgang, den nichts aufhält. Es findet hierbei keine Veränderung in der Farbe der Haut ſtatt. Die Kranken fühlen keine Schmerzen, ſondern nur Steifigkeit an der kranken Stelle. Die

unteren Extremitäten ſind gewöhnlicher angegriffen, dann verunſtalten ſie ſich, und am Ende bekommen ſie ganz das Anſehen von dem plumpen Fuße des Elephanten. Wir begegneten mehren Inſulanern, die dieſe Krankheit nur an einem Arme hatten; ſie bedienten ſich aber desſelben eben ſo gut, uns Sachen zu entwenden, als wäre er geſund geweſen. Eine große Anzahl hatte dieſe Krankheit an beiden Beinen, oder auch nur an einem. Sie gingen deſſen ungeachtet mit Leichtigkeit, und kletterten eben ſo gut an Bord, als die anderen Eingeborenen.

Wir hatten auch Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, wie wenig das Clima dieſer Inſeln zur Heilung von Wunden ſich eignet. Eine große Anzahl unſerer Matroſen, welche barfuß über den Corallenboden ging, erhielt dadurch leichte Verletzungen; andere, und hauptſächlich die Officiere verwundeten ſich oft, wenn ſie auf die Jagd gingen, die Hände an einer ſehr ſchneidenden Pflanze, genannt Piripiri. Alle dieſe kleine Wunden, welche kaum die Haut verletzten, und die eigentlich nur Ritze waren, entzündeten ſich, eiterten, und waren einen Monat nach unſerer Abreiſe noch nicht geheilt.

Wie ſchon erwähnt, verließen wir am 9. Juni die Inſel Borabora, um nach der Inſel Neu-Ireland zu ſegeln, wo wir endlich nach einer oft ſehr ſtürmiſchen Fahrt, im Port Praslin, am 12. Auguſt vor Anker gingen. Den Tag nach unſerer Ankunft beeilte ich mich, mich an's Land zu begeben; kaum waren wir daſelbſt angelangt, ſo rief man uns zu, wieder auf die Corvette zurückzukehren, weil man ſieben nackte, ſchwarze Männer in die Bai einfahren ſah. Dieſe Neger näherten ſich uns langſam, wobei ſie mit vieler Geläufigkeit ſprachen, und ihre Hände auf den Kopf legten; wir machten dieſe Bewegung nach, die bei ihnen als Freundſchaftszeichen zu gelten ſcheint, und alsbald legten ſie bei uns an, und ſtiegen ohne zu zaudern an Bord. Man konnte leicht bemerken, daß ſie ſchon mit Europäern Verkehr hatten, denn ſie kannten den Gebrauch der Feuerwaffen, vor denen ſie ſich ſehr fürchteten, auch bewunderten ſie das Eiſen, deſſen Nutzen ſie wohl einſahen, und dieſes Metall war ihnen der koſtbarſte Artikel des Tauſches. Dieſe Neger waren, um ihre friedlichen Geſinnungen an den Tag zu legen, ohne Waffen gekommen, und hatten nichts als einige Landesfrüchte zum Austauſche mitgebracht; ſie ſchienen jedoch an ihren eigenen Perſonen und an ihrer Toilette vielen Gefallen zu finden. Wenn ihnen unſere weißen Geſichter fremd erſchienen, ſo muß ich geſtehen, daß ihre ſchwarze, mit Oel geſalbte Haut, ihr zerzauſtes Haar, das mit ſehr rothem, in Fiſchöl aufgelöstem Ocker, gleich dickem Maſtix aufgelegt

war, ihrer völligen Nacktheit ein sonderbares Ansehen verlieh, wozu man dann noch ein Stäbchen durch die Nase, und weiße Stäbe über das Gesicht fügen muß, die an den Ohrenbacken roth gefärbt waren. Das Geräthe von Eisen und die kleinen Spiegel, welche man ihnen gab, stellten sie vollkommen zufrieden, und sie bezeugten ihre Freude durch Schnalzen mit der Zunge und Knallen mit den Fingern. Wir verlangten von ihnen Cocosnüsse, aber sie erwiederten, daß sie dergleichen nur in ihrem Dorfe hätten, und wir überzeugten uns auch später, daß dieselben auf dieser Insel sehr selten sind. Einer dieser Eingeborenen, Namens Vaguine, war mit einem schuppigen Aussatze behaftet, wie man ihn so häufig bei den Negern, und was wir später bemerken konnten, namentlich auch bei den Neu-Irländern findet. Nach einiger Zeit legten zwei andere Piroguen, wovon die eine wenigstens fünfzig Mann trug, bei der Corvette an, und auch die Insulaner dieser Boote hatten keine Waffen bei sich, sie müßten sie denn nur sehr sorgfältig versteckt gehalten haben. Die Gegenstände, welche uns zum Eintauschen angeboten wurden, bestanden in einigen Cocosnüssen, in Bananen, zwei Schweinen und dergleichen. Sie zeigten ziemlich viel Rechtlichkeit bei ihrem Handel, und verlangten nur einige Stücke Eisen für ihre Lebensmittel, und so waren einige in Stücke zerbrochene eiserne Faßreife, die wir an dem einen Ende etwas spitzen ließen, die Münze, mit welchen wir sie bezahlten. Unsere neuen Freunde waren indessen doch gewandte Diebe, denn sie eigneten sich mit Geschicklichkeit alles zu, was ihnen anstand, doch ist es billig, hinzuzufügen, daß sie alsbald das Entwendete wieder zurückgaben, wenn es verlangt wurde, wobei sie übrigens keine Schaam empfanden. Einige Flintenschüsse, die unsere Jäger abfeuerten, machten einen großen Eindruck auf sie, und unstreitig hatten sie einen hohen Begriff von der Macht der Feuergewehre. Bei Sonnenuntergang verließen sie uns, um sich tiefer in die Bucht zurückzuziehen, wo sie mehre Tage verweilten. Vielleicht hielten sie sich in der Hoffnung hier auf, einem Handelsschiffe mit schwacher Equipage zu begegnen, und fanden die Coquille stärker bewaffnet, als sie erwartet hatten, jedenfalls zeigten sie uns nur friedliche Gesinnungen. Ihr ganzes Benehmen rechtfertigte wenigstens unser Mißtrauen nicht, in Folge dessen die Schildwachen an Bord verdoppelt worden waren, wie denn auch sonst noch alle Vorsichtsmaßregeln beobachtet wurden.

Die Haut der Neu-Irländer ist nicht entschieden schwarz, sondern hat mehr die Farbe von Ruß. Ihr Wuchs hat nichts Bemerkenswerthes, ihre Größe ist mittelmäßig, und ihre Glieder haben, ohne mager

zu seyn, doch nicht die regelmäßigen und schönen Formen, welche die andern Bewohnern der Südseeinseln charakterisiren. Die Greise lassen ihren Bart stehen, so lange er wächst, und scheinen viele Sorgfalt auf denselben zu verwenden. Alle Menschen der schwarzen Race, in welchem Theile der Welt man sie auch beobachten mag, schienen die Gesetze der Schamhaftigkeit zu verkennen; eine vollkommene Nacktheit ist für sie etwas ganz Natürliches, und auch die Neu-Irelánder gingen durchaus unbedeckt.

Die ältern Männer zeigen in ihrem Gesichte eine kalte Würde; ihre ruhigen und ernsten Züge tragen das Gepräge einer Unempfindlichkeit, welche ein Resultat der durch die Jahre eingeschläferten Sinne ist; die Jugend bei diesen Völkern dagegen ist, wie überall, lebhaft, leichtbeweglich und neugierig.

Alle Menschen, deren Bedürfnisse auf die ersten Nothwendigkeiten des Lebens beschränkt sind, haben sehr scharfe Sinne, und dieß ist auch bei den Neu-Irelándern der Fall. Sie sind täglich, ja jeden Augenblick genöthigt, ihre Sinne anzustrengen, um den Hunger zu stillen, um sich vor den Angriffen wilder Thiere, und gegen die Unregelmäßigkeiten des Clima's zu schützen. Daher kommt die Vollkommenheit ihres Gesichts, ihres Geruchs, ihres Gehörs; daher schreibt sich ihr scharfer, richtiger Blick, um den schwimmenden Fisch mit der Harpune zu erreichen, die Gewohnheit, den kleinsten, im dichtesten Laubwerk versteckten Vogel zu entdecken, die Behendigkeit, über schroffe Felsen zu klettern. Außerdem sind die Neger des Port Praslin so geschickt wie andere Völker, eine Pirogue zu bauen und zu leiten, und eine lange Sagaje von hartem Holze, oder Steine zu schleudern.

Unter den Menschen, welche während unseres Aufenthaltes im Port Praslin uns zu Gesicht kamen, bemerkten wir sehr viele Greise, und Alles berechtigt zu dem Gedanken, daß das Leben unter diesem Himmelsstriche von sehr langer Dauer wäre, wenn nicht der Krieg und seine Folgen von Zeit zu Zeit die Einförmigkeit desselben unterbrechen würde. Der Mensch ist von Natur zur Zerstörung geneigt, und der Krieg liegt so tief in dem Wesen seiner Organisation, daß man überall die Bemerkung macht, der Haß sey nie lebhafter, nie erbitterter, als wenn er zwischen zwei Stämmen von eben derselben Abstammung entspringt. So unterscheiden sich die Neu-Irelánder durchaus in nichts von den Einwohnern von Neu-Britannien, welche Stämme eines und eben desselben Ursprunges sind, und doch ist der Haß, der sie von einander trennt, der Art, daß schon der Name Birare (so nennen sie die

Neu-Bretagner) vor einem Eingeborenen von Port-Praslin ausgesprochen, hinreicht, den heftigsten Zorn und eine Flut von Verwünschungen hervorzurufen, wobei ihre Bewegungen so ausdrucksvoll und lebhaft sind, daß man auf die giftigsten Feindseligkeiten schließen kann.

Wir sind versucht, die Neu-Irelánder für Cannibalen zu halten; wir haben jedoch für diese schwere Beschuldigung nur Vermuthungen; allein diese abscheuliche Neigung, welche von einem unmäßigen Wunsche nach Rache erzeugt, und durch barbarischen Aberglauben in einen religiösen Lehrsatz verwandelt wird, ist unter mehr Völkern Oceaniens oder Polyneſiens verbreitet, als man glaubt. Die Waffen der Eingeborenen von Port Praslin sind gewöhnlich mit ganzen menschlichen Gerippen verziert, namentlich aber mit Armbeinen. Solche gräßliche Siegeszeichen erregten in uns die Vermuthung, daß diese Völker, zu roh, um ihre Gefangenen zu verschonen, sie niedermachen, und sich in ihre Reste theilen, um auch nach deren Tode ihre Rache zu kühlen. Wir suchten uns mit den zarteſten Rückſichten über diesen betrübten Gegenstand Aufklärung zu verschaffen, und mehre Eingeborene bestätigten durch sehr ausdrucksvolle Geſten die Vermuthung, welche wir hegten, während andere dagegen, beunruhigt und geängſtigt über diese Frage, sie durchaus nicht beantworteten, eine lebhafte Furcht an den Tag legten, und eilends das Schiff verließen. Wir erwieſen ihnen nicht die Ehre, anzunehmen, daß sich in diesem Augenblicke Gewiſſensbiſſe bei ihnen geregt hätten; dieſes Gefühl iſt ihnen durchaus unbekannt. Es iſt unmöglich, daß der Schrecken sie zu der Vermuthung veranlaßte, wir hätten gleiche Gewohnheiten als sie, und wollten durch Verrath ihnen ein gleiches Loos bereiten, wie sie es ihre Gefangenen erdulden laſſen, und daß unſer Geſpräch nur das Vorſpiel hierzu ſey.

Unter der Anzahl Eingeborener, welche wir öfters beſuchten, und mit denen wir in guter Eintracht lebten, bemerkten wir keine mißgeſtaltete. Auch haben wir bei ihnen keine Spur der Elephantiaſis, noch der ungeheuern Bauchwaſſerbrüche bemerkt, wie man das in Otaheiti ſo häufig findet, dagegen bemerkt man häufig Ausſatz und Narben auf der Haut, und man kann aus Letzteren ſchließen, wie häufig ſie Feindſeligkeiten mit anderen Stämmen haben mögen. Es wäre intereſſant geweſen, ihre, wenn auch plumpen, Ideen über ihre chirurgiſchen und mediziniſchen Praxis zu erfahren, aber ihre Faſſungsgabe ging nicht ſo weit, unſere Fragen über dieſen Gegenſtand zu verſtehen; ſie begnügten ſich, die Wunden **aloz** und den Ausſatz **limnimole** zu nennen, und

wir konnten durchaus nicht erforschen, ob und welche Mittel sie zur Vermeidung oder Heilung ihrer Krankheiten besitzen.

Die Menschen, in welchen Verhältnissen sie auch leben mögen, können nur richtig beurtheilt werden, wenn man sie in ihrem Hauswesen beobachtet. Ihre gewöhnlichen Verhältnisse mit ihrer Familie, und das Ganze ihrer häuslichen Gewohnheiten zeigen sie in ihrem wahren Lichte, und so gelangt man durch Vergleichung zu einem richtigen Urtheile. Leider sind uns aber die Familienbande gänzlich unbekannt, welche die Neu-Irelánder mit ihren Frauen und Kindern verbinden; und das, was wir hiervon wissen, beschränkt sich auf einige wenige Beobachtungen, welche Herr Blasseville bei einem kurzen, gewagten Besuche im Dorfe Leukiliki gemacht hat, welches von denjenigen Insulanern bewohnt wird, die während unseres Aufenthaltes im Port Praslin am Ufer campirt hatten. So unvollständig diese Details auch seyn mögen, so haben sie doch ein um so größeres Interesse, als bisher noch kein Seefahrer gewagt hat, nur eine Skizze von der Geschichte dieser Stämme zu entwerfen. Wir geben das Resultat dieses Ausfluges mit den eigenen Worten des Herrn Blasseville:

„Mein erster Versuch führte mich auf einem, von den Fußtapfen der Wilden bezeichneten Fußwege auf die andere Seite der Berge, welche das Port Praslin umgeben. Ich war an eine Stelle gekommen, von wo aus man die Lage eines Dorfes durch den Rauch erkennen konnte, der sich von einem niedern und behölzten Platze erhob, und der zwei große Buchten von einander trennte. Ein breiter Arm des Meeres verhinderte mich, ohne eine Pirogue dahin zu gelangen, und zu Lande war der Weg dahin unzugänglich. Den 19. verließ ich, in Begleitung des Herrn Williams Taylor, abermals die Corvette; das Benehmen der Eingeborenen seit ihrem ersten Besuche bestimmte auch das unserige, und wir trugen keine Waffe bei uns. Die Geschenke, welche wir mitnahmen, verbargen wir sorgfältig. Nachdem wir frisch den Berg überstiegen hatten, gelangten wir an ein flaches Ufer, wo der Anblick zweier Piroguen und einiger Eingeborenen mir die Hoffnung auf einen günstigen Erfolg erweckte. Als wir jedoch den ältern derselben unsern Plan mittheilten, verweigerten sie ihre Unterstützung: — aber ein Beil, das ich ihnen gab, ließ sie ihren Entschluß ändern; sie berathschlagten unter sich, und wir mußten ihnen versprechen, daß wir ihre Frauen nicht sehen, und die Nacht nicht im Dorfe zubringen wollten. Einige kleine Geschenke endlich, und das Versprechen von ansehnlicheren, wenn

sie an Bord kämen, tilgten alle ihre Zweifel. Eine Pirogue wurde losgebunden, und in Begleitung von vier Wilden traten wir unsere Fahrt an. Als wir ihrem Dorfe näher kamen, sprang einer dieser Wilden in das Meer, um als Abgesandter die Frage zu stellen, ob man uns aufnehmen wolle. Dieser Bote kam bald wieder zurück, er machte ein günstiges Zeichen, und in einem Augenblicke befanden wir uns am Ufer. Die Pirogue war kaum gelandet, als schon einige Eingeborene uns umringten. Diejenigen, welche uns noch nicht gesehen hatten, befriedigten ihre Neugierde durch Untersuchung unserer Kleider, während unsere alten Bekanntschaften uns Zeichen der Freundschaft machten. Meine Aufmerksamkeit wurde hauptsächlich auf eine seltsame Person (der Tänzer, dessen Tanz **louklouk** genannt wird) gerichtet, der im Augenblicke unserer Ankunft auf dem Ufer hin und her zu tanzen begann. Sein sonderbarer Anzug bestand in einem großen Gürtel von Blättern der vacoua, von neun Fuß Umfang, der an der Brust anfing, und mitten auf die Schenkel herabfiel; über denselben erhob sich eine viereckige Pyramide, die von hinten mit Blättern bedeckt, und von vorne durch ein schwarzes, mit weißen Figuren geschmücktes Netz geschlossen war. Der Kopf des Wilden war in dieser Vermummung versteckt, und einer seiner Arme, der mit einer Sagaje bewaffnet war, ging mitten durch die Blätter. Ein zweiter Tänzer gesellte sich zu dem ersten, sie näherten sich mir, und ich konnte sie nach Wunsche betrachten und abzeichnen."

„Indessen gestattete man uns doch noch nicht, weiter zu gehen, und erst nachdem wir ungefähr zehn Minuten gewartet hatten, fanden wir keinen Widerstand mehr; aber man ließ uns noch einmal in einiger Entfernung an einem von Bäumen freien Orte, der das Ansehen eines Platzes hatte, anhalten; man bemerkte daselbst eine kleine, gut unterhaltene und eingefaßte Taro-Pflanzung und mehre Anzüge, gleich denen unserer Tänzer, welche an Pflöcken hingen. — Mehr als dreißig Eingeborene, welche sich an diesem Orte versammelt hatten, ließen uns neben sich sitzen. Man brachte uns Taro-Wurzeln und Wasser in einem Bambusrohr; das Wasser, welches ich verlangt hatte, hatte einen etwas salzigen Geschmack, aber ich versuchte vergebens zu erfahren, ob man nicht Besseres haben könne. Zwei Männer von reiferem Alter gesellten sich bald zu uns; nach dem Ansehen, in dem sie standen, und nach dem Schutze zu schließen, den sie uns zu gewähren schienen, indem sie sich immer in unserer Nähe

aufhielten, urtheilte ich, daß sie die Vorsteher des Dorfes seyen, allein sie unterschieden sich in nichts von den andern, und ich konnte hierüber nichts Bestimmtes erfahren. Williams war es gelungen, ihnen begreiflich zu machen, daß ich ein Offizier sey, sie bezeugten hierüber eine große Freude, und alle anwesenden Wilden brachen in Beifallsgeschrei aus. Nach Verfluß einer Viertelstunde, ward es uns wieder gestattet, weiter zu gehen, wir gelangten auf einem kleinen Umwege an das sandige Ufer einer großen Bucht. Von hier aus konnten wir das Dorf Leukiliki, das sich auf einem Hügel erhebt, so ziemlich übersehen, doch waren die Wohnungen zum Theil hinter Bäumen versteckt."

„Die Orts-Vorsteher führten uns zuerst in das Gebäude, wo ihre Götzen stehen; dasselbe ist ungefähr hundert Fuß über der Meeresfläche erbaut, es hat sechsunddreißig Fuß Länge, achtzehn Fuß Höhe, und elf Fuß Breite. Diese Art von Pagode, welche an einer Seite einen Eingang hat, ist durch eine Wand von drei Fuß Höhe, die aus gemalten Brettern besteht, in zwei Theile getheilt. Auf dieser Wand stehen die Götzen; der vornehmste, welcher gleich am Eingange steht, ist die Statue eines Menschen, von drei Fuß Höhe, plump geschnitzelt, weiß, schwarz und roth angemalt; rechts von demselben bemerkt man einen großen Fisch, und links eine unförmliche Figur, die man allenfalls für einen Hund nehmen könnte. Auf jeder Seite befinden sich außerdem noch fünf andere Götter, welche menschliche Köpfe von einem Fuß Höhe darstellen, deren Gesichtszüge jedoch kaum zu erkennen sind. Im Hintergrunde sieht man noch eine vierzehnte Figur, von sehr großem Umfange, roth angemalt, die Augen sind von Perlenmutter, und zu ihrer Seite befindet sich eine künstlich von Holz ausgeschnittene Verzierung. Die Eingeborenen nennen diesen Götzen Prapraghan, und erweisen ihm viele Verehrung. Diese hölzernen Götter empfangen Gaben, und im Namen des großen Götzen wurde mir ein Messer abgefordert. Ich hütete mich wohl, dieses Verlangen abzuweisen, und fügte meiner Opfergabe noch eine Medaille bei, welche ich dem großen Götzen um den Hals hing. Ich hoffe, daß man sie, auf diese Art geheiligt, noch nach vielen Jahren daselbst sehen wird. Vergebens suchte ich mich über die Religion dieser Insulaner näher zu belehren, es bleibt noch zu erforschen, wie weit ihr Aberglaube geht, und ob sie auch Menschenopfer darbringen. Ich bemerkte übrigens keine Gebeine, die dieß vermuthen lassen. Alle Götzen führen ohne Unterschied den Namen Bakoni.

„Von Männern und Kindern umgeben, welch' letztere bei unserer Annäherung flohen, hatten wir noch keine Frauen, nicht einmal kleine Mädchen gesehen. Ich sah jetzt ein, warum man uns einige Male hatte warten lassen, ehe wir das Dorf betreten durften; um jedoch hierüber Gewißheit zu erlangen, wandte ich meine Schritte gegen die Wohnungen, was man geschehen ließ, aber die Vorsteher begleiteten uns überall hin; umsonst versuchten wir jedoch, zwischen den Dielen durchzuschauen, welche die Zwischenwände bedeckten, sie waren zu gut zusammengefügt, und nicht das mindeste Licht drang in das Innere. Ich sah in den Wohnungen nichts als ein brennendes Feuer, und breite und dicke Dielen, die zur Lagerstätte dienten. Unser Besuch hatte den Frauen eine momentane Einsperrung zugezogen, und ich möchte behaupten, daß die Eifersucht ihrer Männer ihnen sehr grausam erschien, und daß ihre Neugierde die unsere noch bei weitem übertraf. Die Greise waren vielleicht beauftragt, diese Neugierde im Zaume zu halten, denn wir sahen nur einen einzigen in der Menge. Die von uns vermutheten Vorsichtsmaßregeln der Einwohner von Neu-Ireland, gegen deren Vorurtheile anzustoßen, wir uns klüglich hüteten, erscheinen weniger lächerlich, und lassen sich natürlicher erklären, wenn man sie nicht der Eifersucht, sondern den Vorschriften ihrer Religion zuschreibt. Ich wäre nicht erstaunt gewesen, wenn ich junge Frauen mit schönen Zügen gesehen hätte; denn ich sah viele kleine Kinder, die eine wahrhaft europäische Gesichtsbildung und eine ziemlich helle Hautfarbe hatten. Die überall herrschende Reinlichkeit in und außerhalb der Wohnungen könnte den Otaheiten zum Muster dienen, die diesen Gegenstand so sehr vernachläßigen."

„Das Dorf Leukiliki besteht ungefähr aus fünfundzwanzig Hütten, und wenn die Anzahl der Männer nicht unter der der Frauen ist, so wird die Bevölkerung ungefähr aus zweihundert Seelen bestehen, bei welcher Schätzung die Anzahl der Kinder als Hälfte angenommen ist. Diese kleine Bevölkerung ernährt sich hauptsächlich von Fischen und Tarowurzeln. Ich habe in der Nähe des Ortes nur wenige Bananen, und noch weniger Cocosnußbäume erblickt, indessen brachte man uns doch mehre frische Nüsse, um unsern Durst zu stillen."

„Die Bai, an welcher sich das Dorf befindet, bietet einen herrlichen Schutz für Schiffe dar, denn nahe an der Küste ist man von allen Seiten mit Land umgeben. In einiger Entfernung gegen Norden sah ich Rauch aufsteigen; nach der Angabe der Eingeborenen befindet

sich daselbst ein Dorf, wobei sie das Wort kane aussprachen. Dieser Landungsplatz würde freilich eines großen Vortheils entbehren, wenn er kein gutes Wasser lieferte, man kann sich jedoch leicht Erfrischungen verschaffen."

„Wir hatten das Versprechen gegeben, mit Sonnenuntergang das Dorf wieder zu verlassen, und, treu unserem Worte, folgten wir den Vorstehern, die uns allmählig vor das Dorf hinausführten, wo wir dieselbe Pirogue wieder bestiegen, die uns hergeführt hatte. Die Tänzer ermangelten nicht, bei unserem Abgehen ihren komischen Dienst zu verrichten, und die Eingeborenen zogen sich zurück, um die Frauen wieder in Freiheit zu setzen; einer der Vorsteher aber begleitete uns, in der Hoffnung, den Lohn für unsern guten Empfang einzuernten. Wir hatten sechs Stunden zu unserem Ausfluge gebraucht, obgleich wir nur eine in den Wohnungen dieser Insulaner zugebracht haben konnten. Die großmüthige Art, mit welcher uns diese Neu-Irelánder behandelt haben, in deren Willkür wir ganz gegeben waren, und die uns ungestraft berauben konnten, und die große Reinlichkeit in ihren Wohnungen, können, wie ich hoffe, die Erwartung erregen, daß diese Insulaner bei weitem nicht so sehr von den ersten Stufen der Civilisation entfernt sind, als man bisher geglaubt hat, immer aber wird es ihre Fortschritte hemmen, daß sie einen näheren Umgang mit den Europäern stets fliehen werden."

Dieß ist aber alles, was wir von den Gebräuchen der Neu-Irelánder kennen gelernt haben, und der Leser mag das Uebrige durch Schlüsse, die sich daraus ziehen lassen, ergänzen, unsere Rolle beschränkt sich auf eine einfache Erwähnung der Thatsachen, die wir als gewissenhafter Geschichtsschreiber durch keinen Commentar vergrößern wollen. Wir fügen dieser Darstellung nur noch einige Bemerkungen über die häuslichen Gewohnheiten bei, welche wir während des Aufenthaltes dieser Papuas an den Ufern des Port-Praslin zu beobachten Gelegenheit hatten.

Die erste Kunst, welche man bei allen Völkern, wie weit auch ihre Civilisation gediehen seyn mag, zu prüfen hat, ist die der Küche. Den Hunger zu stillen ist unstreitig das erste Bedürfniß des Lebens, allein seine Nahrung auf verschiedene Arten zu bereiten, dazu gehört schon eine Kunst, die nur bei einem einigermaßen behaglichen Zustande, und bei einem productiven Boden gedeihen kann; in dieser Beziehung aber scheinen uns die Neu-Irelánder noch keine große Fortschritte

gemacht zu haben, und das Feuer iſt bei ihnen die faſt allein wirkende Kraft, die ihnen Hilfe leiſten muß, ſey es nun um ihre Nahrungsmittel auf Kohlen zu röſten, oder um den Sand am Ufer zu erwärmen, wo ſie oft während der Nacht ſchlafen, oder endlich um die Inſekten zu vertreiben, und ſich vor deren Stichen zu ſchützen. Sie bedienen ſich, um Feuer anzumachen, zweier Hölzer, die ſie lebhaft an einander reiben, und von denen Funken auf getrocknetes Stroh fallen. Durch dieſes einfache Verfahren können ſie, wo ſie ſich auch befinden mögen, ihre Mahlzeit bereiten, und augenblicklich die großen Feuer anmachen, an welchen ſie ſich trocknen, wenn ſie von Platzregen überfallen werden, was häufig der Fall iſt. Dieſe Eingeborenen ſcheuen die große Feuchtigkeit in den Wäldern, und wenn ſie ſich an irgend einer Stelle am Ufer legen wollen, ſo wählen ſie immer eine ſandige Stelle, ſetzen ſich in einem Kreiſe um das Feuer herum, das ſie ſorgfältig erhalten, und legen noch ganze Maſſen glühende Kohlen neben ſich, um ſich im Schlafe daran zu erwärmen, und gegen die Kälte der Nacht zu ſchützen. Wenn dieſe Neger ſo auf dem erwärmten Sande untereinander liegen, ſo ſcheinen ſie den größten Genuß daran zu finden, ſich ſo zu dehnen und zu ſtrecken, daß ſie an allen Theilen die Wärme empfinden, die von den verſchiedenen Gluthen ihnen entgegen ſtrömt. Wir beſuchten ſie mehrmal mitten in der Nacht, aber niemals fanden wir, obgleich wir unerwartet gekommen waren, daß ſich der ganze Stamm dem Schlafe überlaſſen hätte. Es ſcheint, daß ſie, um Ueberfälle zu vermeiden, die Vorſicht anwenden, rings um ihr Lager Schildwachen auszuſtellen, die ſchon bei dem geringſten Anſchein von Gefahr ein Allarm-Zeichen gegeben, und denen zugleich die Verrichtung obliegt, die Feuer zu unterhalten.

Die Neu-Irelander eſſen zu jeder Stunde des Tags; und welches Thier ihnen auch in die Hände fallen möge, es wird ſogleich auf glühende Kohlen geworfen, gebraten und verzehrt; niemals geben ſie ſich die Mühe, ein vierfüßiges Thier abzuziehen, oder einen Vogel zu rupfen, ſondern ſie verzehren es ganz bis zu den Eingeweiden. Die ekelhafteſten Inſekten und die häßlichſten Reptilien erregen ihnen keinen Abſcheu, und oft haben wir ſie große Eidechſen eſſen ſehen, die kaum geröſtet waren.

Sie fangen auch nach Bequemlichkeit ſo viele Fiſche, als ſie nur wünſchen mögen, und zu dieſer ihrer Haupt-Nahrung fügen ſie noch eine Menge Schaalthiere, hauptſächlich Rieſenmuſcheln, Seeſchildkröten,

ferner Krabben, und sehr schöne Seeheuschrecken. Während so die Eingeborenen Meer und Ufer ausbeuten, begeben sich einige andere in das Innere der Wälder, und sammeln dort vegetabilische Erzeugnisse, die eine reiche und freigebige Natur daselbst zum Ueberflusse liefert. Unter die Früchte, die wir noch erwähnen müssen, und die zur Zeit unseres Aufenthaltes gerade reiften, gehören auch die Inocarpus-Castanien, deren Geschmack mit den europäischen Castanien eine sehr große Aehnlichkeit hat; diese Frucht, welche sie Laka nennen, trifft man daselbst im größten Ueberflusse, sie essen sie gebraten.

Der Ueberfluß an Lebensmitteln, und die Menge, welche die Insulaner davon verzehrten, haben oft unser Erstaunen erregt. Wir haben in der That niemals ihren Mahlzeiten beigewohnt, ohne daß wir nicht ganze Massen Fleisch, Weichthiere oder Fische hätten verschwinden sehen, am liebsten essen sie die letzteren roh. Um ihre Nahrung zu kochen, machen sie ein tiefes Loch in den Sand, belegen dasselbe mit frisch gebrochenen Blättern, und legen dann das Fleisch ꝛc. zwischen erhitzte Steine.

Die Thiere, von welchen sie sich ernähren, sind nicht zahlreich; sie ziehen nur wenige Schweine auf, und unter den wilden Thieren bemerkten wir nur den Kuskus. Das Kochen des letzteren befreit ihn nicht von einem scharfen und starken Geruche, durch welchen man diese Thiere während ihres Lebens lange vorher entdeckt, ehe man sie zu Gesicht bekommt. Das Fleisch derselben kann jedoch durch seine Weiße, und durch seine sonstigen Eigenschaften Appetit erregen, doch versuchten wir manchmal vergebens davon zu genießen, denn der starke und unangenehme Geruch widersteht selbst dem kräftigsten und hungerigsten Magen.

Von einigen Eingeborenen erfuhren wir auch, daß sie es nicht verschmähen, Hunde zu essen; dieser Geschmack hat bei diesen Völkern nichts Auffallendes, denn er ist in allen Inseln Oceaniens verbreitet. Was uns jedoch auf dieser Insel am meisten auffiel, die nur in einer so kurzen Entfernung vom Aequator liegt, ist die Seltenheit der Cocosnuß-Bäume, die daselbst wachsen; die kleine Anzahl Cocosnüsse, welche uns die Eingeborenen als Tauschartikel brachten, und der Werth, den sie darauf legten, schienen darzuthun, daß diese nahrhafte und angenehme Frucht überhaupt auf der Insel nicht sehr häufig vorkommt. Nicht ein einziger Cocosnußbaum befindet sich in der Umgebung des Port-

Praslin, und einfaches Waſſer ſcheint das einzige Getränke dieſer Wilden zu ſeyn.

Die Ruhe, das heißt, ein wohlbekanntes far niente, wobei man mit ausgeſtreckten Gliedern auf dem Boden liegt, ſcheint das größte Glück der Neu-Irelander auszumachen. Wir beſuchten ſie zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, wir brachten ganze Tage liegend unter ihnen zu, um ihre auffallenden Gewohnheiten und Gebräuche wenigſtens kennen zu lernen, und faſt immer ſahen wir ſie mit einer Art Wolluſt dieſer faſt thierähnlichen Ruhe genießen. Hundertmal trafen wir Greiſe an einem halberloſchenen Feuer nachläßig ausgeſtreckt, wie ſie Stundenlang mit übereinander gelegten Füßen, und mit, auf der Bruſt gekreuzten Händen in vollkommener Unbeweglichkeit ſich verhielten, wobei ſie jedoch mit lebhafter Neugierde alle unſere Bewegungen und Handlungen mit den Augen verfolgten.

Die Induſtrie dieſer Stämme iſt natürlich ſehr einfach. Menſchen, welche nackt gehen, und welche nicht einmal einen Begriff davon zu haben ſcheinen, daß eine kleine Verhüllung nothwendig ſey, konnten nicht auf Mittel ſinnen, ſich Zeuge zu bereiten, und ſo beſitzen ſie auch keine Gegenſtände, welche zu den Bequemlichkeiten oder Genüſſen des Lebens beitragen, wie denn überhaupt die Neger in dieſer Beziehung weit hinter dem übrigen, menſchlichen Geſchlecht zurückſtehen. Dagegen hat ſie ihr Inſtinkt dahin gebracht, ſich zahlreiche Mittel des Angriffes und der Vertheidigung zu verſchaffen, und ſie greifen zu den ſonderbarſten Sÿnörkeleien, um ſich zu verſchönern, oder ſich am Tage des Gefechts ein furchtbares Anſehen zu geben.

Bei unſerem täglichen Verkehr baten ſie hauptſächlich um lebhaft gefärbte Stoffe, kleine Glaswaaren u. dergl., jedoch nicht, um ſich ſelbſt derſelben zu bedienen, ſondern um ihre Götzen damit zu ſchmücken. Die einzigen Zeuge, welche ſie zu fabriciren verſtehen, ſind aus Blättern und nach Art der Capuzen gemacht; ſie ſchützen damit den Kopf, und einen Theil des Rückens bei ſtarkem Platzregen. Die einzigen Reſultate einer ſchöpferiſchen Phantaſie, welche angeführt zu werden verdienen, ſind ihre grob geſchnitzelten Götzen, und der verſchiedene Federnſchmuck, den ſie aus Federn von den lebhafteſten Farben verfertigen, und womit ſie am Tage des Gefechts Kopf und Gürtel zieren. Ihre Fahrzeuge aber beweiſen ziemliche Kenntniſſe in der Schiffskunſt, obgleich ſie die Anwendung von Segeln nicht zu kennen ſcheinen.

Während unseres Aufenthaltes in der schönen Bai, genannt Port-Praslin, sahen wir einmal fünfzig Krieger, die Greisen zu gehorchen schienen, welche letztere als Unterscheidungszeichen Bart und Haare hatten wachsen lassen. Sie genossen, nach ihren Aeußerungen, des Vorrechtes, mehre Frauen zu haben, aber aus ihrer Unterhaltung über diesen Gegenstand ging hervor, daß sie in einem sehr hohen Grade eifersüchtig sind.

Der Krieg, oder vielmehr der unbestimmte Instinkt der Zerstörung, ein Erbtheil der rohesten Barbarei, wie der höchsten Civilisation, scheint zwischen den Neu-Irelándern und den benachbarten Insulanern der gewöhnliche Zustand zu seyn. Urtheilt man nach der Natur und der Anzahl der Waffen, die sie besitzen, so kann man sich leicht überzeugen, daß sie alle mögliche Sorgfalt darauf verwenden, sie immer noch zu vermehren, und sie so gefährlich wie möglich zu machen. Zu den Waffen fügen sie aber noch, um den Werth der Krieger zu bezeichnen, Perlmutter-Schalen, Colliers, Federn u. dergl., augenscheinliche Zeichen einer Art von Ritterschaft, denn alle Menschen, wer sie auch seyen, sind auf Kleinigkeiten stolz, die ihrer Eitelkeit schmeicheln.

Das tödlichste ihrer Zerstörungswerkzeuge ist die Keule; sie ist lang, und von sehr hartem Holze, roth, mit Zähnen geschmückt, die am Ende befestigt sind, und hier auch ausgeschnitzelt. Nach dieser Waffe, kommt die Sagaje, eine Art langer, geschärfter und spitziger Pike, gleichfalls von rothem, hartem Holze verfertigt, welche die Eingeborenen mit großer Kraft schleudern, nachdem sie dieselbe einige Secunden lang vorher geschwungen haben. Sie scheinen den Gebrauch von Pfeil und Bogen nicht zu kennen, ich sah wenigstens nie dergleichen in ihren Händen. Dagegen bedienen sie sich auch Schleudern aus Palmenfasern gemacht, womit sie Steine schleudern, mit denen ihre Schiffe stets versehen sind, und welche eines ihrer wirksamsten Mittel des Angriffes zu seyn scheinen. Als Vertheidigungswaffe führen sie einen Schild, welchem sie eine länglich runde Form geben.

Der unter den Negern des Port-Praslin eingeführte Schmuck ist zahlreich und verschieden, obgleich sie sich nur bei gewissen Gelegenheiten damit schmücken. So hatten sie Federbüsche von allen Farben, Büsche von Schweinsborsten, Perlmutter-Platten, Ringkrägen, Colliers von Zähnen, Muscheln. Sie stecken auch vierzöllige Stöckchen durch Nasenknorpel und Ohrlappen. Um die Arme tragen sie auch Arm-

bänder von gefärbtem, oder sehr weiß gebleichtem und geflochtenem Stroh.

Die Neu-Irelánder haben, ungeachtet ihr fruchtbarer Boden so manche Produkte erzeugt, doch ein merkwürdiges Talent für den Fischfang. Keine Race besitzt in einem höheren Grade den Sinn des Gesichts als die Papuas, und diejenigen des Port-Praslin erregten oft durch die unerhörte Geschicklichkeit, mit welcher sie den Harpun auf einen, in einer gewissen Tiefe des Meeres schwimmenden Fisch schleudern, unser höchstes Erstaunen. Zu diesem Mittel, welches eine große Behendigkeit und ein außerordentlich sicheres Auge erfordert, das natürlich nicht alle Eingeborenen gleichermaßen haben, fügen sie noch verschiedene Arten Fisch-Garne, die sie von gedrehtem Baumbast verfertigen.

Die Verhältnisse, in welchen wir mit den Neu-Irelándern während unseres kurzen Aufenthalts in diesem Theile der Insel standen, waren immer sehr freundschaftlich. Indessen mußten wir zahlreiche Diebstähle dulden, denn obgleich diese Neger den Diebstahl nicht mit bewaffneten Händen vollführen, so vernachläßigen sie doch kein Mittel, sich alles anzueignen, was in ihre gewandte Hand fällt. Man konnte leicht bemerken, daß ihnen unsere Feuerwaffen eine Behutsamkeit einprägten, die ihnen sonst nicht eigen ist, denn sie fürchteten sich außerordentlich vor einem Schusse, selbst wenn sie ihn nur auf Entfernung hörten. Mit lebhafter Dankbarkeit empfingen sie Werkzeuge von Eisen, oder nur Stücke von eisernen Faßreifen, aus welchen sie Scheeren verfertigen. Dieses Metall, in welcher Gestalt es auch seyn mochte, war in ihren Augen kostbarer als Gold, denn letzteres verdankt seinen hohen Werth unter uns nur seiner Eigenschaft als Tauschmittel, während das Eisen, dieser Hebel der Civilisation der europäischen Nationen, es auch bei denen werden wird, die noch im Zustande der Barbarei sich befinden.

Die Gerechtigkeit erfordert noch, zu bemerken, daß wir nie die geringste Ursache hatten, das Vertrauen zu bereuen, welches wir den Neu-Irelándern schenkten. Sie führten uns gutmüthig in die Wälder, wo wir oft unbewaffnet ihrer Willkühr anheim gegeben waren, sie dienten uns als Führer bei unsern naturgeschichtlichen Excursionen, und konnten uns auch hier ungestraft berauben. Wir lagerten uns ohne Umstände um ihr Feuer, und nahmen uns oft von ihren Früchten, um

unſern Hunger zu ſtillen, aber niemals zeigten ſie auch nur das geringſte Mißvergnügen hierüber.

Die Sorgfalt, mit welcher wir ſie jedesmal für die geringſte Kleinigkeit entſchädigten, mag uns hierbei allerdings eine mächtige Empfehlung geweſen ſeyn. Indeſſen wollen wir hieraus nicht folgern, daß es gerade klug ſey, ſich ihnen ohne Rückhalt anzuvertrauen, denn bei mehr als einer Gelegenheit glaubten wir zu bemerken, daß ſie die Macht unſeres Kriegsſchiffes fürchteten, und daß ſie vor Allem aus dieſer Rückſicht ihre heftigſten Leidenſchaften im Zaume hielten.

Endlich bemerken wir noch, daß man auf dieſer Inſel ſehr viele und prächtige Turteltauben, Papagaien, Coris, Cakadus und anderes Geflügel findet.

China.

(Siehe Band II. 1838. pag. 554.)

Man glaubte einſt, alle Bewohner dieſer Inſeln, da ſie malaiſchen Urſprungs ſeyen, müßten auch denſelben National-Charakter, dieſelben Gebräuche, und dieſelbe Sprache haben, und dieß um ſo mehr, als alle dieſe Inſeln zwiſchen dem achten und zwölften Breitegrade liegen, indeſſen geht aus einer ſorgfältigen Prüfung hervor, daß ein großer Unterſchied unter ihnen ſtattfindet.

Die Bewohner theilen ſich in Völkerſchaften, die ſich mit dem Ackerbau, der Induſtrie beſchäftigen, oder Schifffahrt treiben. Nicht alle Theile des Bodens eignen ſich gleichmäßig für den Ackerbau der zahlreichen Produkte, welche hauptſächlich in Reiß, Tabak, Zuckerrohr, Baumwolle und Indigo beſtehen; es gründen ſich Austauſche zwiſchen den verſchiedenen Völkerſchaften, woraus ein lebhafter Handel unter allen Inſeln hervorgeht. Unter den induſtriellen und ackerbautreibenden

Völkerschaften, muß man die Inselbewohner von Lucon*), Java, Sumatra, Bali**) und Bambon anführen.

Die Küstenbewohner verdienen besondere Erwähnung wegen ihrer Thätigkeit und Kühnheit, welche Eigenschaften sie häufigen See-Expeditionen zu verdanken haben; zu bedauern ist, daß diese kostbaren Eigenschaften, durch ihren unruhigen Geist, und den daraus hervorgehenden Hang zur Seeräuberei verdunkelt werden. Viele Pflanzer bewohnen Inseln, und hauptsächlich Java, Sumatra, Lucon, Borneo und Macassar; es sind der Mehrzahl nach Chinesen, die durch ihre Ordnungsliebe und große Geschicklichkeit überall gute Aufnahme finden, wo sie sich niederlassen. Unter den anderen Pflanzern trifft man am häufigsten Europäer, Indier, und selbst Araber vom persischen Golf, und vom schwarzen Meer.

Die Handelsgegenstände werden von den Bewohnern des Innern geliefert, welche Reiß, Tabak, Salz, und andere Produkte nach den Küsten expediren, um durch Malacca, Java, Sumatra und den Molucken ausgeführt zu werden. Der Gewinn, den die Handelsleute machen, indem sie diese Gegenstände auf andere Inseln gegen Diamanten, Perlen, Perlenmutter, Goldsand und Kautschuk vertauschen, beläuft sich oft auf das Dreifache des ursprünglichen Werthes. Die Küstenschifffahrt***) ist hauptsächlich in den Händen der Bewohner der Insel Celebes, doch die wirkliche Seele des indisch-chinesischen Handels bilden die Bewohner von Bugis-Vajo.

Die Malaien scheiden sich völlig von den Chinesen ab, und es ist um so wahrscheinlicher, daß sie nicht desselben Ursprungs sind, als der Handel zwischen den Chinesen und Japanesen sonst verboten war, und die letzteren die Erlaubniß, Seehandel zu treiben, erst bei der Invasion der Tartaren erhielten. Kehren wir aber zu den Bewohnern von Bugis-Vajo zurück, welche ich Gelegenheit hatte, in der Nähe zu betrachten, und von denen zu sprechen ich mich um so mehr veranlaßt sehe, als sie in Europa noch sehr wenig bekannt sind.

Die Etablissements von Bugis-Vajo finden sich im Norden und

*) Circonia, Lucon, Manita, die größte der spanischen Philippinen-Inseln.

**) Klein-Java.

***) Unter Küstenfahrt **cabotage** ist hier nicht allein die Fahrt an den Küsten hin, oder von einem Vorgebirge zum andern zu verstehen, sondern überhaupt die Fahrt zwischen den verschiedenen Inseln des indo-chinesischen Archipels.

Süd-Westen der Insel; sie theilen sich in sechs Bezirke, von bizarr unregelmäßiger Zeichnung, und die Wohnungen sind an die Ufer eines großen Sees gebaut, dem die Bewohner vielleicht das Stürmische ihres Charakters verdanken, wenn es nicht natürlicher ist, denselben dem arabischen Blute zuzuschreiben, das ohne Zweifel in ihren Adern fließt. Die Regierung, unter der sie stehen, gründet sich auf ein aristokratisches System.

Sehr auffallend ist der abenteuerliche Geist dieser Inselbewohner; es gibt nicht eine Insel von Neu-Guinea bis Meravi, die nicht von ihnen besucht wird. Die Waaren, welche sie transportiren, bestehen in einheimischen Manufaktur-Produkten, und in Baumwolle, die sie sich in Bali und Bambon verschaffen; der Augenblick, wo die periodischen Winde zu wehen beginnen, ist die Zeit, welche sie wählen, um in die See zu stechen. Sie vertheilen sich dann auf folgende Art. Die einen richten sich gegen Osten, während sich die andern nach Java begeben, um Tabak der Insel einzunehmen, der, als sehr geschätzt, sich mit Vortheil verkaufen läßt; und sie geben dann als Austausch Baumwollenzeuge, Goldsand und Silberstangen; außer dem Tabak nehmen sie von Java Kattune, Tuch, Quincaillerie von Europa, und Opium von Bengalen. Mit diesen Gegenständen machen unsere Schiffer die Reise nach Celebes, Borneo und Sumatra, verfolgten sodann die Küste von Siam, und die Westküste von Malacca bis Pennangue und Sincapor, wo sie von ihren Waaren absetzen, und Eisen, Stahl und Opium einnehmen, welche Gegenstände in Java am meisten gesucht sind. Um einen Begriff von dem unermeßlichen Umfang dieser Handelsoperationen zu geben, führe ich als Beweis die Zölle an, welche die Engländer vom Opium allein in Pennangue erheben; diese Abgaben, die in Goldsand, Silberstangen, und baarem Gelde entrichtet werden, belaufen sich auf **500,000** Piaster.

Diejenigen Inselbewohner, welche von Bugis-Vajo abfahrend, sich zuerst gegen Osten wenden, beschäftigen sich mit dem Fischfang, wobei hauptsächlich auf einen Luxusfisch der Chinesen Jagd gemacht wird, der in dreißig verschiedenen Gattungen erscheint, und einen bedeutenden Handelsartikel bildet. Sie transportirten früher Specereien nach der Niederlage, da sich aber indessen die Europäer des Handels bemächtigt haben, so ist ihnen nur noch der Transport einer kleinen Quantität Gewürznelken und Muskatnüsse geblieben. Dabei ist indessen zu bemerken, daß, wenn ihre Specereien früher nicht sehr geschätzt waren, weil sie von wilden Pflanzen gewonnen wurden, dieß gegenwärtig nicht mehr der Fall ist, da sie das Pfropfen gelernt haben.

Schließlich, und um zugleich einen Begriff von dem Muthe dieser halbbarbariſchen Schiffer zu geben, iſt noch zu bemerken, daß jedes Jahr dreißig bis vierzig Schiffe von Bugis-Vajo nach den Küſten von Neu-Holland in der Abſicht abgehen, um drei- oder vierhundert Tonnen von dem oben erwähnten Fiſche dahin zu bringen.

Mein Aufenthalt in Manille oder Manila hat mich in den Stand geſetzt, dieſe japaniſchen Colonien zu unterſuchen. Obgleich die Philippinen-Inſeln nicht ſehr weit von einander entfernt ſind, ſo unterſcheiden ſie ſich doch nichts deſtoweniger durch die Natur ihrer Produkte, und durch die Sprache der Einwohner. Der gebräuchlichſte Dialekt iſt der Tagalitz.

Lucon, Mindoro, und die Babuyanen-Inſeln gehören Spanien, während die bedeutendſte von den Philippinen, Mindanao, von einem ſehr mächtigen, unabhängigen Fürſten beherrſcht wird. Vergebens verſuchten es die Spanier, dieſe Inſel zu unterjochen, deren zahlreiche Bevölkernng ſich durch ihre Unerſchrockenheit auszeichnet. Neben dieſer Eigenſchaft haben ſie einen äußerſt indolenten Charakter, weßhalb die Induſtrie hier ſehr hinter der von Java zurück bleibt.

Nur chineſiſche Pflanzer, Mulatten und Franzoſen, beſchäftigen ſich auf den Philippinen, mit dem Anbau des Zuckerrohrs, wie mit dem Ackerbau überhaupt; Java macht indeſſen eine Ausnahme, denn ſeine Einwohner fabriciren verſchiedene Produkte, und widmen ſich auch der Feldarbeit. Leider iſt auf der Inſel das Verfahren, bei der Zuckerfabrication noch in der Kindheit begriffen.

Die Tagalitz ſind die Bewohner der Inſel Lucon, ihre Sprache entſpringt dem Malaiſchen, von dem ſie nur ein Idiom bildet, Spaniſche Prieſter in Lucon haben eine Grammatik und ein vollſtändiges Wörterbuch, ſo wie Poeſien herausgegeben, in welchem Zweige der Literatur dieſes Volks ſich hervorthut.

Mit dem natürlichen Muthe verbinden die Tagalitz Geiſt und Laune, aber in andern Beziehungen haben ſie große Aehnlichkeit mit den Malaien, ſie ſind, wie dieſe, leidenſchaftlich, eitel und rachſüchtig, weßhalb man ſich ſehr klug in ſeinen Verhältniſſen zu ihnen benehmen muß; ausſchweifende Mönche, wie man ſie in Süd-America trifft; möchten hier gewiß eine ſchlechte Aufnahme finden, und dieß um ſo

mehr, als ſich die Geiſtlichkeit von Lucon durch einen feſten Charakter, durch ihren Muth, ihre Ausdauer und ihre guten Sitten auszeichnet. Dieſes Benehmen hat ihr einen großen Einfluß auf die Einwohner verſchafft, bei denen ſie ſehr in Achtung ſteht.

Die Frauen ſind hier gut gebaut, und haben angenehme Züge; Zartheit und Ungezwungenheit zeigen ſich in ihrem Benehmen, und obgleich ihr Teint kupferig iſt, ſo haben ſie doch Farbe, ſehr weiße Zähne zieren ihren Mund, den kirſchrothe Lippen umſchließen. Dieſe vortheilhafte Schilderung paßt indeſſen nicht auf alle Frauen; man trifft auch ſchwarze, kleine und ſehr häßliche, was von einer Verſchiedenheit der Abſtammung herrührt. Eines Umſtandes wegen können auch ſelbſt die hübſchen Frauen dieſes Landes den Europäern nicht gefallen; ſie haben die Gewohnheit, Betel zu kauen, und Cigarren zu rauchen, und welche Cigarren! anderthalb Zoll dick, und ſechs bis acht Zoll lang; jede ſolche Rieſen-Cigarre dauert einen Monat.

Die Colonien der Philippinen haben ohne Zweifel mehr inneren Werth als ganz Indien, unglücklicher Weiſe iſt Spanien durch die Sorgloſigkeit und den Aberglauben der Gouverneurs der meiſten Vortheile beraubt worden, die es davon hätten beziehen können. Die Hauptquellen der Einkünfte ſind Tabak, Salz, und das geiſtige Getränk, das aus dem Safte des Cocosbaumes deſtillirt wird. Will man ſich dieſen Saft verſchaffen, ſo macht man einen Einſchnitt in einen der zwei Stämme, welche jeder Cocos-Baum treibt, und es entfließt ein Saft, aus dem man Cocosbranntwein bereitet; hieraus macht man vortrefflichen Sabayon, indem man dieſen Branntwein verdünnt und mit geſchlagenem Eiergelb vermengt; ich habe wiederholt bei einem reichen, in Manila anſäßigen Chineſen getrunken; die Frau dieſes Mannes war aus dem Lande; ſeine Töchter gehörten folglich zu den Meſtizen, ein Name, den man den Kindern gibt, die aus Verbindungen zwiſchen Spaniern oder Chineſen und Frauen des Landes entſproſſen ſind. Die Meſtizinnen haben gewöhnlich die weißeſte Haut, und ſind unendlich anmuthiger, als die eingeborenen Frauen; dagegen haben ſie viel weniger Lebhaftigkeit und Energie in ihrem Charakter, als die Tagalitzinnen. Sie haben die Unempfindlichkeit der Creolinnen, was ihren Zügen eine nicht ſehr anziehende Gleichgiltigkeit verleiht. Die Meſtizen bilden indeſſen die zahlreichſte und wohlhabendſte Claſſe der Bevölkerung von Manila; die Männer ſind ſtolz, eiferſüchtig, herrſchgierig, und ſehr ergrimmt darüber, daß ſie nicht auf einer Stufe in der Geſellſchaft mit den Spaniern ſtehen, von denen ſie der Mehrzahl nach abſtammen.

Die zahlreiche Bevölkerung von Lucon und den umliegenden Inseln, die sich auf drei Millionen Einwohner beläuft, hatte der Regierung bis zum Jahre 1820 keine Beschwerde gemacht, was von dem glücklichen Einflusse der Geistlichkeit herrührt. Der Geist der Intrigue und Unbotmäßigkeit, der sich seit längerer Zeit unter den Mestizen eingeschlichen hatte, fand in dieser Epoche ein weiteres Element der Aufregung in der Bekanntmachung neuer politischer Institutionen, untern dem Namen Nao Constitution; dieser Geist äußerte sich laut unter den niederen Classen, und rasch verbreitete sich das Feuer des Aufruhrs. Uebrigens darf der Aufstand, so wie die Niedermetzelung der Fremden, welche zwei Tage lang fortdauerte, nicht dieser einzigen Ursache zugeschrieben werden, denn die lokalen Behörden blieben der Sache selbst nicht fremd.

Die Geistlichkeit und die Behörden betrachteten mit neidischen Augen die Vortheile, deren die Fremden genossen, welche sich in Lucon niedergelassen hatten, während man ihnen doch die Verbesserung des Ackerbaus und der Manufaktur-Industrie verdankte; die Fremden, welche Lust hätten, sich auf der Insel niederzulassen, sollten durch ein Beispiel abgeschreckt werden.

Aber Mord und Aufruhr waren nicht die einzigen Geißeln, die sich über Lucon verbreiteten; von einem Schiffe aus Indien eingeschleppt, brach die Cholera mit aller Heftigkeit aus, und fügte die Verheerungen dieser Seuche zu den Uebeln, die bereits auf der Insel lasteten. Man hat keinen Begriff von dem Muth und der Hingebung, welche die fremden Aerzte selbst zu der Zeit an den Tag legten, als die Krankheit in Tando und Binondo am gräßlichsten wüthete. Unter die Aermeren theilten sie gratis Arzneimittel aus; aber boshafter Weise benützten die Spanier diesen Umstand, das Gerücht zu verbreiten, das Uebel rühre von den Fremden her, welche Gift ausstreuten. Böswillige Menschen schürten das Feuer; es fand ein Aufstand statt, und die fremden Aerzte fielen zuerst unter den Streichen der Mörder; hernach stürzte sich das Volk nach den Wohnungen der Fremden, in der Absicht, alles zu zerstören. Dabei blieben die Behörden nicht nur völlig unthätig, sondern man sah sogar Policeimänner an der Spitze der Aufrührer marschiren. Der General-Capitän wurde zeitig benachrichtigt, und wiederholt vom dänischen Consul zum Einschreiten aufgefordert. Was that er? Er ritt, umgeben von seinen Wachen durch die Stadt, sah die Leichname der französischen Aerzte, die nach der Niedermetzelung auf dem Platze liegen geblieben waren, sah auch den Volkshaufen, der gegen die Thür des dänischen Consuls stürmte — und setzte seinen Weg mit unerklär-

licher Kaltblütigkeit fort. Eine Viertelſtunde ſpäter ſtürzte die Thüre ein, und der unglückliche Conſul ward mit ſeiner Familie und ſeinen Freunden niedergemetzelt. Daſſelbe Loos traf alle Europäer. Das Blutbad dauerte drei Tage, ohne daß ein einziger Soldat das Fort verließ, um ihm ein Ziel zu ſetzen.

Nur die energiſche Weiſe, mit der der Commandant der Artillerie endlich dem General-Capitän Vorſtellungen machte, wobei er drohte, er werde mit Kartätſchen auf die Rebellen feuern laſſen, wirkte endlich dahin, daß der General-Capitän die Stadt in Belagerungszuſtand erklärte, mit dem Anfügen, er werde mit gewaffneter Hand einſchreiten, wenn nicht Alles augenblicklich zur Ordnung zurückkehre. Dieſe Maßregel fruchtete. Die Metzelei hörte auf, aber Unzählige waren bereits gemordet worden, und man kann ſich keinen Begriff von der Menge der Waaren machen, welche die Aufrührer aus den Magazinen geriſſen, verbrannt, oder in das Waſſer geworfen hatten.

Das Feuer des Aufſtands war indeſſen noch nicht gelöſcht; bald entwickelt ſich eine, hauptſächlich gegen die Spanier gerichtete Empörung. Der General-Capitän, der bei der erſten ſo viel Schwäche gezeigt hatte, handelte jetzt mit großer Strenge; aber der glückliche Erfolg hatte die Aufwiegler zu keck gemacht, und er kam ſelbſt unter den Streichen der Mörder um. Das Volk fand dann ſo ſehr Geſchmack an Aufſtänden, daß es bald einen dritten ausbrechen ließ, welcher indeſſen der letzte war, denn bald wurde es durch die Ankunft eines neuen General-Capitäns, und durch Verſtärkung der Garniſon gedämpft.

Die Unruhen in Manila könnten auf den Glauben führen, die Einwohner haben einen grauſamen Charakter; ich muß dieſer Meinung widerſprechen, denn die Einwohner von Lucon ſind ſogar gutartig, und die gräßlichen Scenen, die ich ſo eben geſchildert habe, ſind nur das Reſultat demagogiſcher Intriguen, und des Einfluſſes der Cholera; dieſes Volk iſt überdieß das heiterſte unter den Aſiaten. Mit Intelligenz und Leichtigkeit im Lernen ſind die Tagulitz beſonders ausgeſtattet; ſie lieben die Muſik, und ſehr viele von ihnen ſpielen Guitarre, Geige und Piano; am wenigſten Geſchmack findet dieſes Volk an Arbeiten, welche Kraft erforden; ſie überlaſſen dieſelben den Chineſen, welche dafür bezahlt werden, außerdem ſind ſie gute Matroſen, brave Soldaten und tüchtige Reiter. Sie denken nur daran, ihr Leben in dem herrlichen Clima zu genießen, und das **dolce far niente** iſt mit einem Wort ihre Lieblingsbeſchäftigung.

Der Mord der Mamelucken.

(Aus dem Tagebuche eines franzöſiſchen Reiſenden.)

Die Sonne des brennenden Himmels von Ober-Aegypten war untergegangen, und das bleiche Licht der Sterne ſpiegelte ſich ſchon in den Gewäſſern des Nils. Der Schiffer, der mich von Cahira an auf ſeiner Candja gefahren hatte, ſtieß unſere Barke bei Saida, einer kleinen hart am Ufer des Fluſſes gelegenen Stadt an's Land, da er die Angriffe der kühnen Räuber fürchtete, die dort hauſen, und wir ſtiegen aus, um ein Unterkommen für die Nacht zu finden. „Glaubſt du, daß man uns dort wohl Gaſtfreundſchaft gewähren wird?" fragte ich meinen Führer, und blieb vor einem ſtattlichen Hauſe ſtehen, das durch ſein ſchönes Aeußere ſehr vortheilhaft gegen die elenden Hütten abſtach, in deren Mitte es lag. „Gewiß Herr," antwortete der Schiffer, „du ſtehſt vor dem Hauſe eines Muſelmanns, der Gott fürchtet, und niemals einen Reiſenden ungaſtlich von ſeiner Schwelle weiſt." Im Vertrauen auf dieſe Verſicherung meines Führers, trat ich in das Haus ein, und ging in den Salamik, oder Empfangsſaal, den man in den

Häusern aller Muselmänner findet, die einiges Vermögen besitzen. Es war gerade die Stunde des Abendessens; der Herr des Hauses, ein Greis von sehr ehrwürdigem Ansehen, saß mit einigen Gästen theils auf dem Divan, theils auf weichen Kissen, und alle langten mit ihren Händen, dem Beispiele des Familienhauptes folgend, in mehre Schüsseln, die, dem gewöhnlichen Gebrauch gemäß, auf einer großen zinnernen Platte vor ihnen standen. **Missik belcher** (Guten Abend), sprach ich zu ihnen im Eintreten, und sie erkannten in mir, obgleich ich arabische Kleider trug, auf der Stelle einen Europäer, denn wäre ich Muselmann gewesen, so hätte meine Begrüßung in der heiligen Formel **salam aleickum** (Friede sey mit Euch) bestehen müssen. Die Muselmänner hängen sehr an solchen äußeren Formen, sie verlangen von allen, nicht ihrer Religion zugethanen, die größte Achtung dafür, und erkennen es mit Dank an, wenn man sie ihnen bezeugt. Und so ward mir denn auch die freundliche Anrede zu Theil, die ein ächter Gläubiger zur Essenszeit an den Vornehmsten, wie an den Aermsten und Elendsten richtet: „Sey willkommen, und setze dich zu uns." Ein Sclave brachte mir Waschwasser, ich setzte mich zu den übrigen Gästen, und griff, gleich ihnen, mit den Händen in die Schüsseln. Es wurde ein gebratener Hammel herbeigebracht, der Hausherr selbst zerlegte ihn, und steckte mir ein Stück desselben in den Mund; denn so ist es Gebrauch bei den Arabern, will man einen Gast besonders ehren. Dann wurde Pilau aufgetragen, womit die Mahlzeit schloß; es wurde uns wieder Waschwasser gereicht, dann Pfeifen und Caffee herumgegeben, und mit einigen ruhig gewechselten Worten begann die Unterhaltung. „Kannst du," fragte ich den Hausherrn, „mich für diese Nacht gastlich beherbergen?" „Sey mir willkommen," war die Antwort; er klatschte in die Hände, ein Sclave kam auf dieses Zeichen herbei, und er trug ihm auf, mir ein Lager in dem Kiosk zu bereiten, und dafür zu sorgen, daß es mir an nichts fehle.

Nach sehr vielen Fragen, über die europäische Heilkunde, über unsere Sitten und Gebräuche, und die Politik der sieben Könige, die ihrer Meinung nach die Herrschaft in diesem Theile der Erde führen, wie sie die Araber an jeden Fremden zu richten pflegen, wandte sich das Gespräch auch auf die Eroberung von Algier, denn erst jüngst hatten die Franzosen diese Stadt der Herrschaft des Halbmondes entrissen. „Was du da erzählst," rief ein junger Muselmann voll Begeisterung aus, „ist ganz unmöglich, Algier, das starke, konnte unmöglich in die Hand der Giaours fallen!" „Was willst du," erwiederte ihm

ruhig der Hausherr, deſſen weißer Bart, und deſſen Antlitz voller Falten auf ein hohes Alter deutete, „wer hätte es wohl verhindern können, wenn es alſo geſchrieben ſteht?“ Dieſe Antwort machte tiefen Eindruck auf ſeine Gäſte, und ſelbſt der junge Mann, der ſo eifrig behauptet hatte, unmöglich könne die franzöſiſche Fahne auf den Zinnen von Algier wehen, ergab ſich ſtillſchweigend der ſiegenden Gewalt dieſer Gründe, ich aber konnte ein leiſes Lächeln nicht unterdrücken.

„Junger Mann,“ richtete der Greis ſeine Rede an mich, und es lag etwas Ernſtes und Strenges in ſeinem Tone, „du glaubſt alſo nicht an Vorherbeſtimmung? Und doch ſteht vor deinen Augen ein lebendiger Zeuge, der Kunde geben kann von der Allmacht dieſer Vorherbeſtimmung, der du keinen Glauben ſchenken willſt.“

„Von welchem Beiſpiel redeſt du denn?“

„Dieſes Beiſpiel bin ich ſelbſt, ich Abdourahman, Aga der Mamelucken.“

Ich war überraſcht, und fühlte hohe Achtung vor dem einzigen, noch lebenden Repräſentanten der vergangenen Größe der frühern Beherrſcher von Aegypten. „Du alſo, o Herr,“ fragte ich ihn, und verbeugte mich tief, „du allein entgingſt der Metzelei in der Citadelle?“

„Ich allein.“

Ich trat auf ihn zu, ergriff ſeine Rechte, und drückte ſie gerührt. Der Antheil, den ich nahm, ſchien den Greis zu freuen, und er gab mir einen Beweis ſeiner Zufriedenheit, indem er mir die Pfeife anbot, die er gerade im Munde hatte. „Mein Vater,“ ſprach ich zu ihm, „die ſchreckliche und blutige Geſchichte deiner Brüder, der Löwen (Gott möge ihre Seele mit ewigem Ruhme krönen), iſt bis nach Europa gedrungen, aber nur als verworrenes, halbwahres Gerücht; wolle ſie mir doch genau erzählen, daß ich, wenn ich in mein Vaterland zurückkehre, meinen Landsleuten einen getreuen Begriff dieſer fürchterlichen Miſſethat geben kann.“

„So ſey es, mein Sohn, mit Allahs Hilfe will ich dir genau alle Umſtände des Mordes meiner Brüder erzählen, und du ſollſt erfahren, wie es der Liſt und Grauſamkeit gelang, das edle Geſchlecht der Mamelucken zu vertilgen.“

Tiefes Stillſchweigen herrſchte im Gemache, und der Greis begann, nachdem er einige Augenblicke lang ſeine Erinnerungen geſammelt hatte, alſo: „Du erinnerſt dich wohl, mein Sohn, der kurzen, aber glänzenden Erſcheinung des Sultans Bonaparte im Orient; der wilde Muth unſerer Reiter ſcheiterte an der Kriegskunſt ſeines Fußvolks, und unſere

bis dahin ſtets unbeſiegbare Waffen, unterlagen den Waffen des Occidents. Gewiß hatten unſere Sünden die Langmuth des Propheten ermüdet, und die verhängnißvolle Stunde unſerer Niederlage ſchlug zur Strafe unſerer Uebelthaten. Als das franzöſiſche Heer ſich wieder nach Europa einſchiffte, waren wir geſchwächt, unſere Zahl um viele tapfere Männer vermindert, aber noch immer wären wir mächtig und furchtbar geweſen, hätte nicht die Uneinigkeit, welche unter unſern Häuptlingen herrſchte, den Haß unſerer Widerſacher ermuthigt. Ibrahim-Bey, unter uns allen ausgezeichnet, durch Weisheit und kluge Anſchläge, ließ uns eines Tages in ſeinem Divan zuſammenkommen, und richtete an uns dieſe Rede: „Mächtige Mamelucken! Ihr ſeyd von Feinden umgeben, die Pforte, England, Mehemet-Ali haſſen Euch. Die Pforte unterhält unter uns ſorgfältig die Zwietracht, denn ſie fürchtet die Schneide unſerer Säbel, unſerer Roſſe ſchnellen Lauf, und das größte Glück für die Effendis in Stambul iſt, wenn ſie das Blut eines Mamelucken unter ſeiner Brüder Hieben fließen ſehen. England bezeugt uns nur Freundſchaft, um von der Verbindung mit uns Nutzen zu ziehen, und auf Koſten unſerer Leichtgläubigkeit zu gewinnen. Bald bewilligt es ſeinen Schutz dem Hauſe des Elfys, und ſucht den Einfluß dieſes Oberhauptes zu verſtärken, bald verſchwendet es ſeine treuloſen Gunſtbezeigungen an das Haus Mourad-Bey's, und heuchelt, für dieſes eine Erhebung zu wünſchen, vor der es heimlich zittert; es iſt alſo ohne große Einſicht in die Händel dieſer Welt leicht zu begreifen, daß es nicht im Willen Englands liegt, unſere Macht zu vermehren. Mehemet-Ali iſt ehrgeizig, er iſt unſer Feind, er iſt der Feind der Pforte, der Feind Englands, die viertauſend Albaneſer, die in ſeinem Solde ſtehen, würden nicht genügen, um uns zu unterdrücken, aber ſchlau und heuchleriſch, wie er iſt, ſucht er die Scheiks der Stämme für ſeine Partei zu werben, und vielleicht wird es ihm gelingen. Unſere jungen Krieger haben zu oft vergeſſen, daß auch die Araber Muſelmänner ſind, und daß Gewaltthaten, gegen ſie verübt, dem Propheten mißfallen; der gewandte Paſcha benutzt das, und zieht Gewinn von unſerer Schuld, indem er trachtet, die Bevölkerung von uns zu entfremden; er verſpricht den Arabern Gerechtigkeit und Ruhe, falls ſie ſich zu ihm wenden. Glaubt meiner Erfahrung, und laßt uns klug ſeyn; wir wollen jeden Bund mit England zurückweiſen, es erregt blos den Verdacht der Pforte wider uns, und kann unſerer Sache nur ſchaden; laßt uns aus allen unſern vereinten Kräften ein Heer bilden, und uns nach Ober-Aegypten zurückziehen; vor Allem aber laßt uns darauf ſehen, die Araber nicht

mehr zu mißhandeln, die Religion verbietet es uns, und es ist unserem wahren Vortheil zuwider."

„So sprach Ibrahim-Bey. Wir alle schwuren, ihn als unser Oberhaupt anzuerkennen, und ihm zu gehorchen; aber wenn Ibrahim sich weise im Rathe erwies, so hatte sein Arm, durch das Alter geschwächt, seine Kraft verloren, und in unserem unsinnigen Hochmuth weigerten wir uns, die Befehle eines Greises zu befolgen, der nicht mehr stark genug war, den Säbel zu schwingen. Eine Unordnung, die von Tage zu Tage zunahm, entzweite die Unsrigen; jede Truppe kämpfte auf ihre eigene Faust, ohne an das Gesammtwohl zu denken, und Mehemet-Ali auf dem Schlachtfelde bald siegend, bald besiegt, wußte nicht minder Gewinn von unseren Siegen, als von unseren Niederlagen zu ziehen.

Gegen das Ende des Jahres **1810** *) herrschte anscheinend Friede zwischen Mehemet-Ali und unsern Häuptern; mehre Familien von Mamelucken benützten ihn, um Ober-Aegypten in der Absicht zu überziehen, dort Beute zu machen, und Mehemet-Ali reiste seinerseits nach Suez, um selbst Oberaufsicht über den Kriegszug zu führen, der gegen die aufrührerischen Wechabiten vorbereitet wurde. Diejenigen unter uns, welche sein Verderben wollten, wurden kecker nach seiner Abwesenheit, und spannen eine Verschwörung an. Damals befand sich zu Cahira ein geheimer Abgesandter Englands, Lord North geheißen, er hatte häufige Zusammenkünfte mit Chahyn-Bey und Elfy; der Zeitpunkt schien ihm günstig, den Pascha zu stürzen, und er spornte uns an, wieder nach der höchsten Gewalt zu ringen. Die Verschwörung machte reißende Fortschritte, und alles schien einen sehr sichern Erfolg zu versprechen, aber es stand geschrieben, ein unerwartetes Ereigniß solle alle unsere Plane und Berechnungen zerstören, und uns selbst in die Falle stürzen, die wir unserem unversöhnlichen Feinde gelegt hatten. Eines Tages waren wir in der Ebene von Kasser-el-hein versammelt, um den Djerid zu werfen; Mehemet-Bey, der als Freund und Minister des Pascha's Mehemet-Ali Aegypten in seiner Abwesenheit verwaltete, mischte sich unter uns, nahm Theil an unsern Uebungen, und versuchte unsern jungen Kriegern den Preis der Geschicklichkeit streitig zu machen. Plötzlich sprengt ein Araber, mit Staub bedeckt, heran; der mißtrauische Mehemet erblickt ihn, und ahnet gleich, er sey ein Eilbote, geht also

*) Sonderbarer Weise läßt der französische Reisende einen alten Muselmann die Jahreszahl nach christlicher Zeitrechnung angeben. Anm. d. Ueberf.

gerade auf ihn zu, und fragt ihn mit der unbefangensten Miene: „an wen von uns ist Deine Botschaft gerichtet?“ — „An Soliman-Bey,“ stottert der Araber, vor Ehrfurcht zitternd. — „Nun denn, gib her, ich bin Soliman-Bey.“ — „Den Brief hier schickt Dir Mustapha Aga, er ist zu Kasseïr, und erwartet Deine Antwort.“ Mehemet-Ali entschuldigte sich, uns verlassen zu müssen, und bat uns um Erlaubniß, Kenntniß von einem sehr wichtigen Schreiben nehmen zu dürfen, das er so eben vom Kriegsschauplatze erhalten habe. So entfernte er sich mit dem Araber, den er getäuscht hatte, und nahm das Geheimniß unserer Pläne und Hoffnungen mit sich fort, das Geheimniß, dessen verhängnißvolle Entdeckung unsern Untergang herbeiführen sollte. Als er zu uns zurückkehrte, war er durchaus ruhig, und seine unbeweglichen, harten Züge verriethen nicht die mindeste Aufregung; er theilte uns mit, es sey ihm von Hedjas geschrieben worden, die Wechabiten hätten die Truppen des Pascha's von Bagdad geschlagen, und es sey dringend nothwendig, Maßregeln zu ergreifen, um sie in ihrem Siege aufzuhalten. Er blieb darauf noch eine Stunde in unserer Mitte, und als er uns verließ, lud er uns scheinbar sehr freundlich ein, ihm einen Besuch auf seinem Landhause zu machen. Er hatte indessen durch einen sichern Mann den Araber, der zum Ueberbringer des Schreibens gedient hatte, zur Bewachung übergeben, und seine erste Sorge war, sobald er in seinen Pallast zurückgekehrt war, ihn erdrosseln zu lassen, dann fertigte er viele Eilboten nach Suez ab, die die schnellsten Dromedare ritten, und gemessenen Befehl hatten, verschiedene Richtungen durch die Wüste zu nehmen, und um jeden Preis zu MehemetAli zu gelangen.

„Hüte Dich, die Heerstraße nach Ober-Aegypten einzuschlagen,“ schrieb ihm der Minister, ohne indessen weitere Gründe für diesen Rath anzugeben; „aber komm so schnell als möglich nach Cahira zurück, und nimm Deinen Weg durch die Wüste.“ — Am andern Morgen erhielt unser Häuptling Chahyn-Bey einen Brief aus Ober-Aegypten. „Soliman,“ wurde ihm geschrieben, „müsse eine wichtige Mittheilung von Mustapha-Aga erhalten haben, man berichtete ihm darin die Ankunft mehrer Beys zu Kasseïr, und ihren Entschluß, Mehemet-Ali bei seiner Rückkehr von Suez aufzulauern, und sich seiner zu entledigen. Wir unsererseits sollten uns bereit halten, seine Anhänger zu vertilgen, und wir würden unumschränkte Herrscher von Aegypten seyn. Weder Soliman-Bey, noch sonst einer von uns hatte irgendwie Kunde von jenem Schreiben erhalten, von dem die Rede war, und wir dachten, der Bote, der es hatte überbringen sollen, sey auf dem Wege verunglückt,

und es kam uns nicht im entfernteſten der Gedanke in den Sinn, daß der Freund und Miniſter Mehemet-Ali's die Fäden unſeres Geſchickes in ſeinen Händen halte. Bald darauf ertönte von der Citadelle her Kanonendonner, und verkündete Mehemet-Ali's Ankunft in Cahira, den einer der zahlreichen Eilboten unterwegs getroffen, und der, bei Zeiten gewarnt, plötzlich einen andern Weg genommen hatte, und durch die Wüſte in achtzehn Stunden nach Cahira geeilt war.

Seine unvermuthete Rückkehr war für uns ein Blitzſtrahl aus heiterem Himmel; unſere Häupter, gezwungen zu heucheln, beeilten ſich, ihm Glückwünſche darzubringen, er empfing ſie ſehr wohlwollend, unterhielt ſie vom Stande der Expedition gegen die Wechabiten, und ſetzte ſie von ſeinem Vorhaben in Kenntniß, die oberſte Leitung des Heeres ſeinem Sohne Juſſan-Paſcha anzuvertrauen, und lud ſie ein, durch ihre Gegenwart am Tage ſeiner Abreiſe den Glanz des Zuges zu vermehren, der ihm das Geleite geben ſollte. Unſere Beys, durch einen ſo freundſchaftlichen Empfang erfreut und getäuſcht, ahnten keinen Verrath. Es war Dienſtag, der erſte März, nach Eurer Zeitrechnung, der zur feierlichen Abſchieds-Ceremonie angeſetzt war, und der uns ſo unheilvoll werden ſollte. — Die Beys wurden eingeladen, mit all' den ihrigen ſich in der Citadelle einzufinden, um Juſſan-Paſcha in die Moſchee zu begleiten, und von da in das Lager, das er befehligen ſollte. Wir alle folgten der Einladung Mehemet-Ali's, mit Ausnahme Ismael-Bey's und ſeiner Hausgenoſſen, die zu ſpät ankamen, weil Ismaels Staatsroß nicht beſchlagen war, außerdem fehlten noch vier franzöſiſche Mamelucken, die dem Hauſe Murad-Bey's angehörten, und die, von den Ausſchweifungen des vorigen Abends ermüdet, außer Stande waren, ſich allen andern Gefährten anzuſchließen. Ohne Argwohn ritten wir in die Citadelle ein; der Paſcha, in ſeinen Ehrenpelz gekleidet, empfing uns auf das höflichſte in ſeinen Gemächern. Es wurde uns allen Caffee gereicht, und unſern Oberhäuptern Caffee und Pfeifen. Lächeln ruhte auf Mehemet-Ali's Lippen, und ſeine Worte waren Worte der Freundſchaft. Du weißt mein Sohn, die Citadelle, in der das Schloß des Paſcha's erbaut iſt, liegt auf dem Berge Mokatam, ſie iſt groß, und ſcharf abgekantete Felſen bilden faſt an allen Stellen natürliche Mauern. Enge, in den Fels gehauene Wege gehen von dem Pallaſte aus, und führen in die Ebene. An den Ein- und Ausgängen dieſer Wege ſind unerſchütterliche Thore angebracht, an denen jede Gewalt ſich fruchtlos bricht. Um zehn Uhr gab ein Kanonenſchuß das Signal, daß der Zug ſich in Bewegung ſetzen ſolle, und wir ritten, feierlich geſchaart, vom

Gipfel des Berges durch den Weg, der ſich von der Seite des Platzes Nomneyleh nach dem Thore El-Agab wendet. Die Delhys und die Agas der Brüderſchaften eröffneten den Zug, es folgten darauf Saleh-Koeh mit ſeinen Albaneſern, dann kamen wir, geführt von Soliman-Bey-el-Banal. Kaum waren die Delhys und die Agas aus dem Thore des engen Fußſteigs, während unſer Zug noch Mann vor Mann herunter ritt, ſo ließ Sale-Koeh ſeine Albaneſer Kehrt machen, und ertheilte ihnen im Namen des Paſcha's den Befehl, uns insgeſammt zu tödten. Sie alle waren mit Feuergewehren bewaffnet, wir hatten nichts als unſere Säbel, ſie kletterten die Felszacken hinauf, die nach beiden Seiten wie ſteile Mauern den Weg einfaßten, und feuerten ihre langen Carabiner auf uns ab; wir waren alle zu Pferde, und wie hätten wir im Kampfe mit ihnen unſere Roſſe tummeln können, wo nicht Platz für zwei Reiter neben einander war? Viele unſerer Brüder ſtürzten, von ihren erſten Kugeln getroffen; die übrigen ſprangen theils von den Pferden, faßten ihre, gegen die Flinten unnützen Pallaſche, und wollten auf die Angreifer einſtürmen, aber auf dem Felspfade gehemmt, durch ihre langen, weiten Gewänder, wurden ſie von den Kugeln der Albaneſer durchbohrt, ehe ſie ihnen nahe genug zum Handgemenge kamen, theils ergaben ſie ſich, überzeugt, daß jeder Widerſtand fruchtlos und vergeblich ſeyn würde, ruhig in ihr Schickſal, und erwarteten ſtandhaft den Tod, ohne das Haupt vor dem Schuſſe zu beugen, der ſie treffen ſollte. Chahyn-Bey ſtürzte, von vielen Wunden getroffen, an der Pforte von Saladins Palaſt nieder; Soliman-Bey floh nach Mehemet-Ali's Harem, und ſuchte in den Frauengemächern eine ſchützende Freiſtatt. „Ich ſtehe unter dem Schutze des Harems," ſchrie er, und klammerte ſich mit aller Gewalt an die Vorhänge, die den Eingang in die geheiligte Behauſung verſchloſſen. Man riß ihn von dieſer Freiſtatt fort, und ſchleppte ihn vor den Paſcha. „Er gehe unter," ſprach Mehemet-Ali kalt und ruhig. — „Nein Du biſt kein Muſelmann, nie wagte ein Mameluck, trotz aller Verbrechen, deren uns unſerer Feinde Haß beſchuldigt, das Recht der Freiſtätten zu verletzen; mein Blut falle auf Dein gottloſes Haupt, falle auf das Haupt der Deinigen!" — „Führt ihn zum Tode!" ſchrie der Paſcha zornig. In ſeiner Gegenwart ward ihm der Kopf abgeſchlagen, und ſein edles Blut ſpritzte bis an den Turban Mehemet-Ali's. Dieſe ruchloſe Grauſamkeit ſtrafte unſer heiliger Prophet ſpäter; der Paſcha verlor ſeine beiden Söhne. Juſſan ſtarb an der Peſt, kurz nach ſeiner Rückkehr von Hedjas, und Ismael wurde von den Arabern von Se-

nares lebendig verbrannt. Indeſſen dauerte die Metzelei immer fort; von allen Seiten knallten die Flinten, und jede Kugel trug den Tod in unſere Reihen, die jede Minute dünner zuſammenſchmolzen. Mit einem raſchen Blicke hatte ich mich überzeugt, wie nutzlos jeder Widerſtand ſeyn würde, und mein Angeſicht gen Himmel richtend, flehte ich ihn um Erleuchtung an. Ich ritt einen edeln Renner, der in gerader Linie von einer Stute des Propheten abſtammte; zehn Jahre lang hatte ich ihn mit eigener Hand gefüttert und gewartet, und er gehorchte meiner Stimme, wie ein Sohn der Stimme ſeines Vaters, ſeine Gelehrigkeit, ſein Muth, ſeine Kraft waren weit und breit berühmt. Als ich alle meine Gefährten ungerächt hinſinken ſah, wollte ich noch ein Mittel verſuchen; ich rief mit lauter Stimme meinen Renner ſchmeichelnd an, und ſtieß ihn kräftig mit meinen breiten Bügeln in die Rippen; er fuhr in die Höhe, gleich einem angeſchoſſenen Löwen, und mit einem Satze über die hohe Felsmauer ſpringend, welche die eine Seite des Engpaſſes bildete, ſtürzte er ſich von der Citadelle, fiel von einer Höhe von hundertundzwanzig Fuß herab, und alle ſeine Gebeine brachen."

„Ich ſtand ganz wie gerädert auf, aber ich war unverwundet geblieben. Noch einen letzten, dankbaren Blick warf ich auf das edle Roß, das meine Rettung mit ſeinem Leben bezahlt hatte; zuerſt floh ich dann nach Zama, darauf weiter nach Ober-Aegypten. Ich war allein unter allen meinen Brüdern der Metzelei auf der Citadelle entgangen; vierhundertundſiebenzig unſerer Krieger fanden dabei den Tod. Drei Tage lang dauerte noch das Schlachten in der Stadt; die Albaneſer erbrachen unſere Häuſer, plünderten ſie, und die Mamelucken, die vom Zuge zur Citadelle zurückgeblieben waren, und diejenigen der Einwohner, die ihr böſes Geſtirn an unſere Sache oder unſere Genoſſen gefeſſelt hatte, kamen, tauſend an der Zahl, in den Straßen um."

„Noch nicht damit zufrieden, daß ſie unſer Blut vergoſſen, unſere Habe, unſere Beſitzthümer an ſich geriſſen hatten, beſchimpften die elenden und grauſamen Albaneſer den Namen der Mamelucken noch in unſern Weibern und Töchtern, die ſie haßten, weil jene ſie als Gatten ſonſt verſchmäht hatten. So hatte Saleh-Koeh, ihr Anführer, die Tochter Soliman-Bey's zur Ehe begehrt, und eine abſchlägige Antwort erhalten. Als nun die Stunde unſeres Untergangs geſchlagen, rächte er ſich grauſam; den Säbel in der Fauſt in Soliman-Bey's Pallaſt dringend, fand er die Jungfrau, in Thränen, unter ihren Dienerinnen ſitzend; er zwang ſie, ſich in ihre reichſten Gewänder zu wer-

fen, entehrte sie dann, und stieß ihr, als er seine Lust gebüßt, den Dolch in's Herz. Ein Soldat hieb der Gemahlin Chahyn-Beys die Daumen ab, um ihr ihr Geschmeide schneller entreißen zu können. Die Bevölkerung von Cahira sah all' diesen Greueln mit stummem Schrecken zu, und unsere Anhänger, die es nicht wagten, ihre Stimme zu unseren Gunsten zu erheben, dachten nur daran, es vergessen zu lassen, daß sie ehemals unsere Herrschschaft der des Pascha's vorgezogen hatten. Den verschont gebliebenen Verwandten der Schlachtopfer wurde verboten, ihre Leichen zu begraben; eine einzige Frau, die Mutter Mazuck-Bey's, konnte ihres Sohnes Körper erhalten. Sie war früher mit Ibrahim-Bey vermählt gewesen, und verdankte die traurige Gunst, die ihr jetzt zu Theil wurde, noch dem Glanze, der das Andenken ihres hochverehrten Gatten umgab."

„Unerbittliche Befehle wurden in ganz Ober-Aegypten gegeben, hunderte von abgeschlagenen Köpfen schmückten Mehemet-Ali-Pascha's Pallast, und legten ein blutiges Zeugniß für seinen vollständigen Sieg ab. Ich aber, ich irrte lange Zeit flüchtig und ohne Heimath unter den Arabern umher; vor einigen Jahren erfuhr der Pascha, ich lebe noch, der einzige, der jener Metzelei entgangen, und ließ mir sagen, ich könne sonder Furcht nach Aegypten zurückkommen. Als ich mich ihm vorstellte, erfaßte ihn Mitleid und Erbarmen ob meines weißen Bartes; er umarmte mich, und weinte, von alten Erinnerungen tief ergriffen. Wir sehen Beide den Tag nahen, wo uns des Todesengels Schwert treffen wird, und oft erzeugt der Gedanke an Tod und Grab großmüthige Gefühle. Der Pascha bot mir eine Stelle an seiner Hofhaltung an, aber mein hohes Alter und die langen Leiden, die ich viele Jahre hatte ertragen müssen, ließen mir Ruhe vor allem nothwendig erscheinen; ich lehnte also Mehemet-Ali's Anerbieten ab, und begehrte nur die Erlaubniß, ungekränkt in Ober-Aegypten wohnen zu dürfen. Mehemet-Ali bewilligte meine Bitte, machte mir dieses Haus zum Geschenke, und setzte mir einen Jahrgehalt von vierundzwanzig Beuteln aus. Seit dieser Zeit habe ich friedlich gelebt; Allah anbetend, den Propheten segnend, erwarte ich ohne Furcht den Tod, der mir mit schnellem Schritte naht."

„Du hast nun, mein Sohn, den Bericht gehört, den Du von mir begehrtest, ich gab ihn Dir treu und der Wahrheit gemäß, und nun meine ich, wirst Du eingestehen, daß in diesen Ereignissen sich Allah's Wille glänzend geoffenbart hat, und daß man, ohne abergläubig zu erscheinen, der Vorherbestimmung Glauben beimessen darf."

Feuilleton.

Literatur.

Die neueſten Erſcheinungen im Fache der Länder- und Völkerkunde.*)

1838.

December.

164. Russia versus India, or observations on the present political relations of England with the East; by an old Indian. Lond. 8. Etwas derbe Schrift gegen Rußland, aber viel Wahres enthaltend.

165. Lettres to the Government of Madras and the Court of directors relative to the disturbanies in Canara, by F. C. Brown. Lond. 8. Die glaubwürdigſte Nachricht über die Unruhen in dem benannten Lande.

166. United Service Journal, and naval and military magazine. Decemb. Enthält vortreffliche Aufſätze über Oſtindien und Auſtralien.

167. Caunter's and Daniell's Oriental Annual. 1839. (Eastern Legends, by Hobart Caunter,) Sehr ſchön ausgeſtattetes Taſchenbuch; die gelungenen Kupfer ſind nach Daniell's Zeichnungen verfertigt.

168. The asiatic Journal. De-

*) Auch in dieſem Jahre wird die Ueberſicht der neueſten Erſcheinungen im Fache der Länder- und Völkerkunde fortgeſetzt werden, und zwar in der Art, daß die Literaturen nach den einzelnen Erdtheilen geordnet werden ſollen.
D. R.

cemb. Dieſes Heft iſt faſt ausſchließend den Angelegenheiten Oſtindiens und Chinas gewidmet.

169. The advantages of Steam communication with India viâ the Red Sea, and viâ the Cape of Good Hope. The respective Routes, and the facilities for establishing a comprehensive plan by way of Egypt, compared and considered. Lond. 8. Ein Werkchen von ſehr großem commerziellen Intereſſe.

170. The oriental Herald. Nov. and Decemb. Von ganz unbedeutendem Inhalt. Sterbfälle, Heirathen, Geburten u. ſ. w.

171. The bubbles of Canada. By the autor of „Sayings and Doings of Sam Slick of Slickvill.“ Lond. 8.

172. Forest Scenes and Incidents in the Wilds of Canada, by George Head, 2d. ed. with a Map. Lond. 8. Die beiden letzten Nummern ſind anziehende Unterhaltungsſchriften, zu welchen die Unruhen in Canada den Stoff lieferten.

Vermiſchtes.

Wohlthätigkeitsanſtalten in New-Orleans.

Die älteſte und umfaſſendſte Wohlthätigkeitsanſtalt in New-Orleans iſt das ſogenannte neue Hoſpital, ein ſehr großes, drei Stockwerke hohes Gebäude, das ungefähr zweihundertvierundvierzig Fuß in der Länge enthält. Es beſteht aus einem Hauptgebäude von hundertundſechszehn Fuß Länge und ſechsundſiebenzig Fuß Breite und zwei großen Seitenflügeln. Zu ebener Erde befindet ſich die Bibliothek des Arztes, des Wundarztes und die Leſezimmer des ärztlichen Vereines von New-Orleans. Der erſte und zweite Stock enthält fünfundzwanzig Säle, worunter einundzwanzig zu Krankenſälen verwendet werden, und drei den barmherzigen Schweſtern zur Wohnung dienen. Das ganze Gebäude iſt auf fünfhundertundvierzig Kranke berechnet, ſein Aeußeres iſt einfach und ſchmucklos, und durchaus dem Zwecke entſprechend, zu dem es beſtimmt iſt. Es erhebt ſich inmitten eines weiten, gut unterhaltenen Gartens, der den Reconvaleſcenten zum Spaziergange dient. Die Stifter dieſes Hoſpitals hießen Baré, Komen und Poydros, und ihre Namen ſind in großen Buchſtaben auf einer Wand der Eintrittshalle verzeichnet.

Außer dieſem Hoſpitale beſtehen noch einige andere milde Anſtalten, nämlich:

Die katholiſche Brüderſchaft zur Erziehung unmündiger Waiſen, an deren Spitze der Biſchoff der Diöceſe ſteht;

die Zuflucht der Waiſen von Sanct Patrick, gleichfalls unter Aufſicht des Biſchoffs; ſie wird von barmherzigen Schweſtern geleitet, und beſitzt keine andere Mittel, als was ihr aus Collecten zufließt;

die ſibiriſche Wohlthätigkeitsanſtalt;

die Zuflucht der Waiſen von Poydros, ſie wurde 1817 von einer Geſellſchaft mildthätiger Frauen gegründet und empfing ſehr reiche Beiträge von Julian Poydros, deſſen Namen ſie trägt; jener edle Mann beſchenkte ſie nicht allein bei ſeinem Leben reichlich, ſondern vermachte ihr auch noch in ſeinem Teſtamente Einkünfte, die es ihr möglich machen, ſehr viel Gutes zu fördern. Die Anſtalt verpflegt jetzt hundertunddreißig Waiſen und mehr als tauſend wurden ſchon ſeit ihrer Gründung darin erzogen;

Franklin's Krankenhaus, auf ungefähr hundert Kranke berechnet, wurde 1835 von einem Arzte Loyenberg geſtiftet. Es iſt ein recht ſchönes Gebäude und liegt ungefähr zwei engliſche Meilen von der Stadt entfernt, unmittelbar an

der Eiſenbahn, die zum See Pontefortroine führt;

die mildthätige Verbrüderung der Spritzenleute; dieſe Anſtalt, deren Zweck Unterſtützung der Mitglieder eines der Geſellſchaft ſo nützlichen Corps iſt, wenn Krankheit oder Unfälle ſie zu fernerem Dienſte unfähig machen, wurde 1834 geſtiftet und hat ſchon ſehr viel Gutes gewirkt; kein Pompier hat jemals vergebens die Unterſtützung der Verbrüderung nachgeſucht und ſie erſtreckt ſelbſt auf Wittwen und Waiſen derſelben ihre hilfreiche Milde.

Notizen.

Seit dem Kriege der Peruaner mit Chili ſind mehre Bemühungen gemacht worden, die Föderation von Ober- und Unterperu (Bolivia) aufzulöſen. Bekanntlich hatte die ſpaniſche Regierung beide Theile des ehemaligen Reiches der Helac im vergangenen Jahrhundert getrennt; unmittelbar auf den Unabhängigkeitskrieg blieb das Verhältniß daſſelbe, als General San Martin nach ſeiner Rückkehr in das ſüdliche Amerika die Vereinigung in eine Conföderation zu Stande brachte. Seit Anfang 1838 kreuzte ein chiliſches Geſchwader an der peruaniſchen Küſte, und von dieſem ſcheinen Intriguen ausgegangen zu ſeyn, um die Conföderation aufzulöſen, und dadurch einen mächtigen Feind zu ſchwächen. Am Ende Juli brach in Lima eine Truppenempörung von einigen tauſend Mann gegen den Präſidenten Santa Cruz aus, und bewirkte, daß die Trennung von Oberperu in dieſer Hauptſtadt proklamirt wurde. Der General Miller, welcher jedoch in den Schlöſſern von Callao, der Feſtung jener Hauptſtadt, befehligte, weigerte ſich, mit den Inſurgenten gemeinſchaftliche Sache zu machen. Einige nördliche Diſtrikte ſchloſſen ſich demſelben an; allein bis jetzt iſt noch keine Nachricht über die größere Verbreitung des Aufſtandes in Europa angelangt. — Der peruaniſche Conſul in London ließ bei dieſer Gelegenheit eine Erklärung öffentlich bekannt machen, worin dargelegt wurde, durch den vereinzelten Aufſtand einer einzigen Stadt würden die beſtehenden Verhältniſſe nicht in Frage geſtellt.

— Auf einer der franzöſiſchen Colonien hat man die Entdeckung gemacht, das Holz des Bananenbaumes könne, zerrieben und in einen Brei verwandelt, bei der Papierfabrikation die Lumpen erſetzen. Das auf dieſe Weiſe verfertigte Papier ſteht den gewöhnlichen, beſſeren Sorten in keiner Weiſe nach. Die Einwohner der franzöſiſchen Colonien hoffen in dieſer Erfindung einigen Erſatz für ihre Verluſte, hinſichtlich der Zuckerproduktion.

Die artiſtiſche Beilage.

Wir übergeben unſern Leſern:

Gärten von Tarſus I.
(Aus de Laborde's maleriſcher Reiſe in den Orient.)

Auguſt Lewald.

Stuttgart. Literatur Comptoir. Lith. Anst. von W. Pössa

Gärten in Tarsus.

N. 1.

Schilderung von Yucatan.

(Siehe erste Lieferung 1839, pag. 1.)

III.

Campeche.

Nach dieſen vorausgeſchickten, allgemeinen Bemerkungen über Yucatan, folgen wir Herrn von Waldeck in ſeiner eigentlichen Reiſe weiter, und nehmen den Faden ſeiner Erzählung in Campeche wiederum auf.

Am 6. Mai 1834, berichtet er, landete ich, von der Barre von Tabasco an, nach einer dreitägigen Fahrt, bei Campeche, der zweiten Stadt der Provinz Yucatan. Ich begab mich ſogleich zu Mac-Gregor, einem ſehr geachteten amerikaniſchen Kaufmann, in deſſen liebenswürdiger Familie ich während meines kurzen Aufenthalts in Campeche die angenehmſten Stunden verlebte. Die Familie Gutierres Eſtrada macht das erſte Haus des Landes; ihr Chef, Herr Joachim Gutierres, iſt

sowohl in Hinsicht auf seine moralischen wie auf seine intellectuellen Eigenschaften ein gleich empfehlungswürdiger Mann. Die innere Einrichtung seines Hauses erinnerte mich durch seine Sprache und seinen Comfort an die Londner Häuser.

Die Stadt Campeche (Campetsche ausgesprochen, und in der Mayasprache Schlangen-Milbe [acarus americanus] bedeutend) ist ganz von behauenen Kalksteinen erbaut, und liegt auf einem großen Plateau der eben genannten Steinart, das sich sehr weit hin erstreckt, und nach und nach bis zu einer Höhe von fünfhundert Fuß erhebt. Diese gewaltige Felsenmasse hat den Eigeborenen vor der Eroberung die zu der Erbauung ihrer Tempel nothwendigen Materialien geliefert.

Die ganze Stadt steht auf unterirdischen, von den alten Mayaleken ausgegrabenen Gängen und Höhlen. Es läßt sich schwer bestimmen, ob diese Steinbrüche oder Gallerieen, die sich in unerforschte Weiten erstrecken, einst wirklich, wie die Ueberlieferungen berichten, dem Volke, dessen Werk sie waren, zu Wohnungen gedient haben, denn nichts deutet in ihnen auf einstigen Menschenaufenthalt; so wird namentlich an den Decken keine Spur von Rauch bemerkt, eine Thatsache, die mir nicht unrichtig scheint.

Die Meinung, daß man in diesen Souterrains, oder wenigstens in einigen Theilen derselben Todte beisetzte, dürfte wohl die wahrscheinlichste seyn. Auf diese Vermuthung leitete mich die Entdeckung von mehren, in den Wänden angebrachten, horizontalen Aushöhlungen, die auf sieben Fuß Länge, zwanzig Zoll breit waren; übrigens muß ich dabei bemerken, daß sich im Ganzen nicht viel solche Vertiefungen vorfanden, ich aber auch bei Weitem nicht alle diese Gänge in ihrer ganzen Ausdehnung durchforscht habe, und daß diese finstern, selbst von den Einwohnern in allen ihren Verzweigungen nicht gekannten Behausungen weiter nichts Merkwürdiges darbieten. Man begreift leicht, wie gefährlich diese Katakomben der Stadt werden können; Unglücksfälle sind auch gar nicht selten, kurze Zeit vor meiner Ankunft sank in der Straße del Moille der Boden ein. Der Gang, der eingestürzt war, erstreckte sich glücklicherweise nicht bis unter die Häuser, und so konnte man dem Schaden ohne zu große Mühe oder Kosten leicht abhelfen.

Die Straßen von Campeche sind fast direct nach den vier Weltgegenden orientirt, und schnurgerade geführt. Außerhalb des Landthores

liegt ein öffentlicher Spaziergang, Alameda genannt. Auf beiden Seiten stehen Steinbänke und schöne Orangenbäume. Der mittlere Theil des Weges ist ausschließlich für die Fuhrwerke bestimmt, einer Art von zweisitziger Volanten, wie man sie in der Havannah findet, und die sämmtlich Privatpersonen gehören.

Campeche hat mehre Vorstädte, San-Roman gegen Süden, Guadelupe gegen Norden, und San-Francisco. Jede dieser Vorstädte besitzt eine Kirche, die Stadt selbst hat deren drei, nebst fünf Klöstern.

Am äußersten Ende von San-Roman, links am Wege, liegt der allgemeine Begräbnißplatz, den eine verfallene Mauer umgibt, und ein fast ganz in Ruinen liegender Eingang gegen die Blicke der Vorübergehenden schützt. Während der Cholera war er jedoch nicht groß genug, um alle, ihm von der Seuche zugesendeten Gäste aufnehmen zu können, daher mußte man noch zwei Hilfsleichenäcker errichten, die mit Pallisaden umgeben wurden, und rechter Hand des nach Lerma führenden Weges liegen. Aber auch sie waren noch nicht zureichend. Schädel und Gebeine sah ich dort zu drei bis vier Fuß hohen Haufen aufgeschichtet.

In einiger Entfernung von dem Gottesacker liegt eine niedrige, bei hoher Fluth überschwemmte Batterie. Zweihundert Schritte weiter links steht ein Siechenhaus, das damals ein Dutzend Aussätzige enthielt. Die Unterhaltung dieser Anstalt verursacht ungeheuere, und fast weggeworfene Kosten, denn schon längst ist es bewiesen, daß der Aussatz nicht ansteckend ist. Die Unglücklichen, die solchergestalt gefangen gehalten werden, haben freie Kost und freies Quartier, und dürfen nicht arbeiten, eine noch viel albernere Einrichtung.

Eine Viertelstunde von diesem Hospitale entfernt, liegt ein Landgut Buena Vista genannt, neben dem sich ein colossaler Baum von der Gattung der Mimosa erhebt, den man schon über eine Stunde weit vom Meere aus bemerkt. Um die Mittagsstunde bedeckt dieser Baum einen dreihundert Fuß im Durchmesser haltenden Raum mit seinem Schatten. Ostnordöstlich von diesem Gute bemerkt man eine, den oben erwähnten Souterrains zum Aus- und Eingang dienende Oeffnung, deren es noch mehre gibt, die aber durch dichtes Strauchwerk den Augen derer entzogen werden, die ihre Lage nicht ganz genau kennen. Die Schmuggler kennen dieses Geheimniß, bringen in der Nacht ihre

Waaren an's Land, und verbergen sie in diesen unbekannten Schlupfwinkeln.

Der Hafendamm von Campeche ist gut und tüchtig gebaut; leider aber können nur zwei bis höchstens drei Fuß Wasser brauchende Fahrzeuge an ihn herankommen, und auch solche liegen noch oft genug auf dem Trocknen. Schiffe, die mehr als sechs Fuß Wasser ziehen, müssen eine Stunde weit in der See vor Anker gehen. Ich sah dessenungeachtet mittelst einer sehr sinnreichen Vorrichtung eine Goelette, die hundert Fuß im Kiel lang war, vom Stapel lassen. Die hier erbauten Schiffe sind im allgemeinen von einer höchst preißwürdigen Dauer, das dazu verwendete Holz soll das Beste, nur irgendwo für diesen Zweck zu findende seyn. Auffallend ist es, in dieser Stadt eine Lehranstalt für Jurisprudenz und Theologie zu finden, und keinen einzigen Lehrer für Mathematik oder Steuermannskunst.

Campeche ist von einem Walle umgeben, auf dem zum Theil metallene, und meistens französische Zwölf- und Vierundzwanzig-Pfünder stehen. Uebrigens wird die Stadt noch von zwei Forts, eines im Süden, das andere im Norden, gedeckt; ein drittes, das an einer Stelle, Eminencia genannt, erbaut werden sollte, blieb unvollendet liegen.

Das Theater ist nach dem Entwurfe, und unter der Leitung des französischen Architecten Theodor Journot erbaut worden, das schönste Gebäude in Campeche, und eines der bemerkenswertheften in allen mexicanischen Staaten. Unglücklicherweise wurde es zur innern Ausschmückung einem französischen Schmierer anvertraut, der unter äußerst geschmacklosen Zierrathen die Leichtigkeit verschwinden ließ, die der Baumeister in der innern Anordnung seines Werkes angebracht hatte.

Das Clima dieses Theiles von Amerika muß dem Anschein nach sehr gesund seyn. Zuweilen steigt der Thermometer im Sommer bis auf 28° Reaumur, der Landwind, der eben Morgens, und der Seewind, der gegen Abend weht, kühlen die Atmosphäre ab. Während der Regenzeit, die in den besten Tagen des Mai beginnt, und im September endigt, sind Wechselfieber sehr häufig; niemals hat aber diese Krankheit vor der Zeit meines Aufenthaltes in Campeche einen tödtlichen Ausgang genommen.

Die Bevölkerung besteht aus Weißen und Mestizen. Die Weißen sind rein spanischen Blutes, die Mestizen, die niedere Volksklasse bildend, stammen von Spaniern und Indiern ab. Mir fiel in Campeche die große Menge Schielender auf; anfangs schrieb ich diese Mißbildung dem vielfachen Luftzuge zu (spanisch: Insulto), dem sich die Eingeborenen unklugerweise aussetzen, später jedoch der weißen Farbe, mit der man gewöhnlich die Häuser anstreicht. Der Reflex einer brennenden Sonne, von einem weißen Pflaster, und von weißgemachten Mauern, blendet und strengt die Augen so gewaltig an, daß man genöthigt ist, sie auf den Gassen fast zu schließen. Daß man diese Eigenthümlichkeit nur unter den Stadtbewohnern, und keineswegs unter den auf dem Lande wohnenden Indianern bemerkt, bestärkt mich in letzterer Meinung; auch mein Gesicht litt bedeutend während meines kurzen Aufenthaltes in Campeche. Ferner stößt man in allen Classen der Bevölkerung auf furchtbare Hasenscharten. Uebrigens kam mir nur ein Zwerg und ein Bukliger vor.

Die Frauen geringeren Standes tragen zweierlei Arten von Tracht, entweder den bei den Weibern in Campeche vorzüglich häufigen **Vestido de naguas con chinelas**, oder die bei den Indianerinnen besonders beliebte Kleidung, die sehr gewöhnlich in Merida gefunden wird. Die irgend ein Handwerk treibenden Männer tragen zu den gewöhnlich langen Hosen bald eine Weste, bald nichts weiter als ein Hemde, das dann zugleich als eine Blouse dient. Die Kleidung der Indier ist ganz dieselbe, und besteht aus einem groben, im Lande selbst verfertigten Baumwollenzeuge. Ihre Hosen sind weit und kurz, gehen nur bis auf das halbe Bein herunter, und werden gewöhnlich bis auf den halben Schenkel hinauf aufgerollt.

Das Leben ist in Campeche viel theurer als irgendwo sonst in Yucatan, weil diese Stadt als Hauptseehafen des Staates gilt. Die Häuser werden nur von einer einzigen Familie, oder von einer einzelnen Person bewohnt. Diejenigen, die man miethen kann, kosten nach ihrer Größe monatlich zehn bis fünfzig Piaster (einundzwanzig bis hundertundzwanzig Gulden). Letztere haben zum Handel eingerichtete Läden und Magazine. Alle haben Brunnen, Höfe, und enthalten sechs bis zwölf in der Regel im Erdgeschoß liegende, und nur eine Etage einnehmende Zimmer. Die Küchen sind geräumig und bequem, man brennt in ihnen nichts als Kohlen, in französischen Kochheerden.

Eine gute Köchin erhält in Campeche monatlich vier bis fünf, in Merida nur drei Piaster. Geflügel und Wildpret sind wohlfeil. Mit Ausnahme des sehr seltenen Hammelfleisches wird das Fleisch nicht nach dem Gewichte, sondern Stückweise verkauft, und kostet dem Pfunde nach zwei Sous. Frische Butter ist auch sehr selten, und kostet das Pfund bis auf fünfundvierzig Sous. Gesalzene Butter wird in Fässern aus den Vereinigten Staaten eingeführt.

Die Aermlichkeit des Gemüsemarktes deutet entweder auf Unfruchtbarkeit des Bodens, auf Trägheit der Anbauer oder auf Gleichgültigkeit der Einwohner gegen culinarische Genüsse, denn man findet auf ihm nichts weiter als Chili (spanischen Pfeffer), Kalebassen (Calibasitas) und etwas wenige, und sehr theure Petersilie. Kohl, Zwiebeln und Kartoffeln kommen aus Nord-Amerika. Man ersieht hieraus, daß Yucatan in dieser Hinsicht kein Schlaraffenland ist.

Wenn Gemüse unter die Seltenheit gehören, so sind dagegen Fische im Ueberflusse vorhanden, und folglich sehr wohlfeil. Die Rhede von Campeche ist reich an den verschiedensten Arten. So fängt man einen kleinen Haifisch mit spitzigem Rachen, den man Cason nennt, und der ein Hauptnahrungsmittel der Einwohner ist; Hammerfische und Engelrochen finden sich hier in großer Menge, auch fischt man eine Art von Polypen, die man im Lande unter dem Namen Pulpa kennt, und die ein sehr gutes Gericht abgeben; sie wiegen bis auf fünfundzwanzig Pfund.

Die Austern sind klein, aber ganz köstlich und saftig. Im November und December gibt es viele und große Krabben. Obgleich die Rochen vortrefflich sind, zieht man ihnen doch den Cason vor, der, meiner Erfahrung nach, sehr ungesund ist. Im December sammelt man auch eine ungeheure Menge Rogen von einer Art Seebarben; dieser gesalzene und gepreßte Caviar ist ein, die Eßlust stark anregendes Gericht, und weit besser als geräucherte Häringe (Pücklinge), und wird Hueras genannt. Er hält sich vier Monate und noch länger, wenn er mit gehöriger Vorsicht aufbewahrt wird.

In Campeche gibt es kein anderes trinkbares Wasser, als dasjenige, was in den Cisternen der Privathäuser gesammelt wird, das auf den Straßen feilgebotene kommt aus außerhalb gelegenen Brunnen,

und wird auf Karren herbeigeschafft. Zwei kleine Fässer kosten einen Medio, die kleinste Silbermünze *).

Ueber die Küche in Campeche mögen mir einige Bemerkungen zum Besten späterer Reisenden in diese Gegenden erlaubt seyn. Das gewöhnliche Lieblingsgericht der Yucateken besteht aus Ochsenfleisch, Geflügel, Bratwürsten, einem Stück Schinken, Kohl, Bananen, einem Knoblauchskopf und Chili, dieß Alles zusammengekocht, gibt, wie man leicht begreifen kann, ein gutes und recht schmackhaftes Essen. In diesem Theile von Amerika kennt man die Kunst, ein Huhn zu braten, noch nicht; um es zuzubereiten, wird es erst gesotten, dann zwischen zwei Schüsseln gebräunt, und zuletzt ein ganz abscheuliches Gericht. Ich kann mich rühmen, die Bratpfanne in Merida eingeführt und popularisirt zu haben; nur aber nach Besiegung sehr großer Schwierigkeiten gelang es mir, ein solches Geräth anfertigen lassen zu können.

Zu dem gesottenen Ochsenfleische werden drei Arten von kalten Saucen gegeben, die eine wird aus Liebesäpfele, die andere aus klein gehackter, und mit Essig und Oel angemachter Petersilie, die dritte aus Pimentpfeffer zubereitet; gibt es Gurken, so dient eine Schüssel voll von ihnen, in Scheiben geschnitten, und tüchtig gepfeffert, zum Zugemüse zu dem Rindfleische. Ein in Wein abgesottener Schinken ist das beste Gericht der ganzen Yucatekischen Küche. Der unmäßige Verbrauch von Schweinefleisch beweist den ungebildeten Geschmack der Einwohner. Brod erblickt man selten bei Tisch, seine Stelle nehmen dünne Kuchen von Maismehl ein, doch sind diese Kuchen oder Tortillos, die ganz heiß aufgetragen werden, sehr gesund und nahrhaft. Mais ist übrigens das Hauptnahrungsmittel der Einwohner. Unter seinen verschiedenen Zubereitungsarten fiel mir eine, sowohl wegen ihrer Nützlichkeit, als auch wegen ihres Wohlgeschmackes auf. Zwischen zwei Steinen wird

*) Kupfermünze ist nicht im Gebrauch. Der Medio wird in der Mitte durchschnitten, und seine Theile geben die Quartillos. Um letztere wieder zu theilen, berechnet man sie nach Kakaobohnen. Vierhundert solcher Bohnen, die ein Pfund wiegen, kosten vier Realen, so daß ein Quartillo fünfundzwanzig Kakaobohnen werth ist, und dieß ist die kleinste Münze, deren man sich im Verkehre bedient.

nämlich eine große Menge dieser Getreidegattungen zerquetscht, dann aus diesem groben Mehle mit Wasser ein Teig angemacht, und aus ihm Kugeln geformt. Ein Stück solchen Teigs in Zuckerwasser geweicht, gibt ein vortreffliches Getränk, das man Pozolé nennt. Wenn diese Masse vier, fünf Tage alt ist, so wird sie durch eine gewisse Schärfe noch angenehmer; sehr gutes Bier kann den Durst nicht besser stillen. Um Pinolé zu machen, wird der Maïs wie Caffee gebrannt, dann mit Zucker und geröstetem Cacao zusammen abgerieben, und aus diesem Pulver ein auf Reisen sehr gut anzuwendender Brei gekocht. Wenn ich die Nacht unter freiem Himmel zugebracht hatte, so war er mein gewöhnliches Frühstück, um den Magen wieder zu erwärmen. Ich zog auch dieses Getränk der Chocolade vor, die von den Yucateken des Tags gewöhnlich viermal getrunken wird.

Man wird mir vielleicht vorwerfen, daß ich mich über solche eigentlich nicht sehr interessante Gegenstände zu weitläufig auslasse; nach meiner Ansicht kann man aber ein Volk gerade in den Gewohnheiten seines häuslichen Lebens, in den tausend Kleinigkeiten seiner materiellen Existenz am Besten kennen lernen.

Der Handel von Campeche besteht hauptsächlich in Cigarren, Salz, Sosquilé, eine Art von Hanf zu Seilwerk, Costal oder Packleinwand, Leder, gesalzenen Fischen, Reis, Baumwolle und Farbholz. Nach Vera-Cruz, Tampico, Tabasco und anderen Städten des mexicanischen Freistaates werden auch viele Boutaquen ausgeführt, eine bequeme Art von hier verfertigten und mit Maroquin beschlagenen Armsesseln.

Durch den Schmuggelhandel, der zu See und zu Land mit eben so viel Keckheit als Glück getrieben wird, erleiden die Staatseinkünfte beträchtlichen Nachtheil. Die jagdtreibenden Indier, die alle Schleichwege auswendig wissen, sind sämmtlich Schmuggler. Mit einem aus Palmenfasern geflochtenen Sacke auf dem Rücken, und zwanzig Piastern in der Tasche, gehen sie in die englische Besitzung Balise, und kaufen für ihr gesammtes Geld Handelswaaren. Sie bringen hauptsächlich viel Schießpulver mit zurück, das in gewaltiger Menge in Yucatan verbraucht wird, denn jedem Heiligen zu Ehren werden jährlich wenigstens zwölfhundert Pfund verknallt. Dieser Schleichhandel entzieht dem Fiscus sehr beträchtliche Summen, woher es denn kommt, daß der Handelsstand bei den See- und Landzöllen stets im Vorschusse steht,

und letztere nie sich frei bewegen können. Uebrigens hat es doch den Anschein, als sey Jedermann mit diesem Stande der Dinge wohl zufrieden, denn es wird nicht der mindeste Schritt gethan, um dem Betruge, der dem Staate so großen Schaden verursacht, Einhalt zu thun.

Eine Sittenschilderung von Campeche will ich nicht unternehmen, es wird hinreichen, wenn ich bemerke, daß hier das Sittenverderbniß eben so groß ist, als in anderen Städten des spanischen Amerika's. Heut zu Tage sind in Campeche nur noch wenige Mönche, und die Klöster stehen verödet; die Weltgeistlichkeit ist aber sehr zahlreich, und übt auf das weibliche Geschlecht einen höchst traurigen Einfluß aus, einen Einfluß, der neue Kraft und Befestigung erhalten hat durch die Cholera, die von einer Bevölkerung von zwanzigtausend Seelen, sechstausend hinweggerafft hat.

Der Charakter der Bewohner dieses Landes kann seinen spanischen Ursprung nicht verleugnen, und macht sich besonders in den Ausbrüchen seines Hasses bemerklich. Die Eifersucht, die zwischen den Städten und Provinzen herrscht, führte nur zu oft blutige Streitigkeiten herbei, die, von Weitem betrachtet, eine politische Färbung zu haben scheinen, die aber, genauer untersucht, nicht die leichteste Spur davon zeigen. So führte die zwischen Campeche und Merïda obwaltende Feindschaft zu einem Kriege, in welchem zur Zeit meiner Reise der General Toro eine Rolle spielte.

Die Freiheit der Presse ist in Campeche rein illusorisch, in dem Sinne nämlich, daß die Wahrheit aus allen Zeitungen und Journalen vollständig verbannt ist. Dagegen wird Angeberei und Verläumdung, unter der Maske der Anonymität verborgen, hoch begünstigt. Schwerlich kann man sich einen Begriff von dem Cynismus machen, der in den in Campeche gedruckten Blättern herrscht; die unwürdigsten Beleidigungen, die allerpersönlichste Polemik dienen den Redactionen zur Belustigung. Weiter unten wird man sehen, wie ich selbst ein Opfer dieses scandaleusen Mißbrauchs wurde.

Folgende Erzählung, von der ich Augenzeuge war, wird einen Begriff der intellectuellen Barbarei liefern, unter welcher diese Völker noch schmachten. Am 2. Juni, Morgens gegen zwei Uhr, wurde ich aus dem Schlafe durch einen gewaltigen Lärm erweckt, der

mich fürchten ließ, die Stadt sey vielleicht von Merïda aus überfallen worden; doch überzeugte ich mich baldigst, daß von nichts weniger als von einem so tragischen Ereignisse die Rede sey. Die alten Mexicaner hegten nämlich den Aberglauben, daß bei einer Sonnen- oder Mondfinsterniß der eine dieser beiden Himmelskörper die Beute des andern würde *).

Um das Gestirn, das seinen Gegner zu verschlingen schien, zu verjagen, wurden Pfeile gegen den Himmel abgeschossen, was, wie ich hier beiläufig bemerke, wohl der Ursprung des Beinamens Illuicamina (den Himmel mit Pfeilen beschießender) ist, der dem ältern Montezuma beigelegt wurde. Dieß war aber nicht genug; um diesen am Himmel vorfallenden Zweikampf zu endigen, zwangen die Indier durch Schläge ihre Sclaven und Hunde zum Heulen, und stießen selbst furchtbares Geheul aus. Der Spectakel, dessen Zeuge ich nun in dieser Nacht seyn mußte, war nichts anders als eine Wiederholung dieser lächerlichen Scene. Es war nämlich eine Mondfinsterniß eingetreten, und die Indier von Campeche strengten alle ihre Kräfte an, um das unglückliche Gestirn den Klauen seines Feindes zu entreißen, nur mit dem Unterschiede, daß Raketen die Stelle der Pfeile vertraten, gleichsam um zu beweisen, daß die heutigen Yucateken den Fortschritten der Civilisation nicht fremd geblieben seyen. So hat seine unwissende und despotische Geistlichkeit auf die von Spaniens Waffen unterjochten Völker gewirkt. **)

Am 14. September wird das größte in Campeche stattfindende Fest gefeiert, und weil St. Roman der Held desselben ist, so ist auch die

---

*) Die Sonnenfinsterniß heißt **Netonatiuhquale**, d. h. unglückliche Sonne: die Mondfinsterniß nennt man **Meztlilaquala**, d. h. gefressener Mond.

**) Dieß hatte ich auf ein Blättchen geschrieben, um es später in mein Tagebuch einzutragen. Einige Zeit nach meiner Ankunft in Merïda wurde mir von einem am Fenster stehenden Tische eine Mappe mit Briefschaften und Notizen gestohlen. Der niederträchtige Dieb, dem die Regierung vielleicht nicht fremd war, gebrauchte einige dieser Papiere, unter denen auch das auf die Mondfinsterniß bezügliche Fragment war, um mir bei den Einwohnern von Campeche und Merïda zu schaden. El Campechano, die liberale Zeitung von Campeche, brachte in ihrer Nummer vom 27. Januar 1835 eine heftige Diatribe gegen mich. Weil der Verläumder sich klüglich nach

Vorſtadt, die nach ſeinem Namen benannt wird, der Schauplatz der Feierlichkeiten und Vergnügungen, die dieſen hochwichtigen Tag bezeichnen. Ich befand mich zu jener Zeit in Campeche, und war Zeuge der öffentlichen allgemeinen Luſt, die damals der ganzen Stadt große Heiterkeit verlieh. Am erſten Tage wurde der Heilige in großer Proceſſion ſpazieren geführt, das heißt, man trug rings um die Kirche herum ein ſechs Fuß hohes, von Pappendeckel verfertigtes, ſchwarz angeſtrichenes, auf ein Kreuz genageltes Chriſtusbild; des Kreuzes drei Ecken beſtanden aus maſſivem Golde. An demſelben Tage fand auch ein Stiergefecht ſtatt, bei dem aber, Dank der ausnehmend großen Vorſicht der Taureadoren, kein Tropfen Blut vergoſſen wurde.

Am 15. wurde die Unabhängigkeitserklärung öffentlich verleſen, unter dem Donner von zwölf Kanonenſchüſſen, in Gegenwart einer zahlreichen Volksmenge, zweier Bataillone Infanterie, jedes zu fünfzig Mann, ungefähr fünfzehn Lanciers, und einer Bande, meiſtens nur mit ihren Machetés bewaffneter Indier. Dieſer ſehr unbedeutende militäriſche Aufzug wurde übrigens als etwas ſehr Großartiges betrachtet. Die Einwohner von Campeche waren nicht wenig ſtolz auf dieſe Krieger, die den Feldzug nach Merïda mitgemacht hatten, und deren ganzes Verdienſt darin beſtand, daß ſie mit gewaltiger Würde ihre von Gold und Silber ſtrotzenden Uniformen, ihre mit Federn überladenen Kopfbedeckungen und ihre, größer als ihre Köpfe ausſehenden Epauletts zu tragen wußten.

Ich ging in's Theater, um deſſen Eröffnung mit beizuwohnen. Was mir dort begegnete, beweist, wie ſehr General Toro in Campeche gefürchtet iſt. Weil ich im Innern keinen Platz finden konnte, blieb ich am Eingange in das Parterre neben mehren Leperos ſtehen, die auch gleich mir ſtanden. Da trat ein Officier auf mich zu, und ſagte mir in ſehr barſchem Tone, der General wolle den Eingang nicht

---

dem Gebrauche der Herrn Mexicaner nicht genannt hatte, ſo mußte ich jeder andern Rache entſagen, als daß ich in daſſelbe Blatt eine ſehr kräftige Antwort einrücken ließ. Mir blieb übrigens die Achtung aller rechtlichen Leute, die mich perſönlich kannten, und ſo bekam ich folglich keine Gelegenheit, Nachtheile von dieſem unwürdigen Angriffe zu empfinden. Dieß iſt ein weiterer Zug zu denen, durch welche ich die moraliſche Phyſiognomie dieſes Volkes zu ſchildern geſucht habe.

so versperrt sehen, und befehle mir, mich irgend anders wohin zustellen. Kurz abfertigend antwortete ich dem Abgesandten des Gouverneurs, ich müsse mich höchlich verwundern, daß er sich an mich und nicht an die gemeinen Leute wendete, die um mich herstanden: wolle der General, daß ich meinen Platz verließe, so habe er weiter gar nichts nöthig, als mir entweder einen Sitz in seiner Loge anzubieten, oder mir mein Geld zurück geben zu lassen, weil er ja doch das Amt des Theater-Directors übernommen hätte. Groß war das Erstaunen Aller, die mich eine solche Sprache gegen den Adjutanten des furchtbaren Gouverneurs führen hörten; die wackern Leute meinten, ich sey toll geworden, und zitterten für mich. Sie hatten auch vollkommen recht, denn General Toro hat mich für meinen Widerstand gegen seinen Befehl gestraft. Für den Augenblick hatte ich zwar Ruhe, weil aber die Schauspieler unter aller Kritik waren, so entfernte ich mich beim zweiten Akte des Trauerspiels Orestes.

Schlaflos mußte ich wegen des unsäglichen Lärmens, den die Glocken und die Kanonen verursachten, die ganze Nacht des **16.** Septembers zubringen. Am folgenden Morgen wohnte der General dem Gottesdienste bei, dann ließ man einen Luftballon von Papier steigen. Den ganzen Tag über dauerte der Spectakel mit Flinten- und Kanonenschüssen und Glockenläuten fort. Es galt dem Grito der Unabhängigkeit, den man so feierlich beging. Die Priesterschaft pflanzte unter großem Gepränge eine Fahne auf, die aus drei horizontalen Streifen bestand, von denen zwei himmelblau und der dritte weiß waren. Mitten in diesem Banner las man: **Morir con honor por Santa-Anna y religion!** Abends ging ich zu Herrn Mac-Gregor, bei dem sich der General auch einfand. Er tanzte und benahm sich gegen mich sehr herablassend; wahrscheinlich hatte man ihm noch nicht gemeldet, was ich am verflossenen Abend ihm auszurichten aufgetragen hatte. Um mich vollends zu betäuben, wurde zuletzt noch ein Feuerwerk losgelassen.

Neuen Spectakel gab es am **4.** October, zu Ehren des heiligen Franciscus, dessen Fest gefeiert wurde. Unmöglich kann man sich einen Begriff von dem hölliſchen Getöse machen, das durch Glocken, Kanonen, Gewehre, Schwärmer und Mordschläge und durch das Brüllen des gemeinen Volkes hervorgebracht wurde. Das Ganze war eingerichtet, um das Trommelfell Aller zu zersprengen, die an diese Höllenmusik nicht gewöhnt sind. Solche Ergötzlichkeiten bezeichnen hinlänglich die Ignoranz und Barbarei dieses Volkes. Eine Nation, die denken

gelernt hat, drückt ihre Freude nicht auf ſolche Art aus. In Europa begnügt ſich die Volksmaſſe mit friedlichen Zerſtreuungen; in Mexico ehrt man die Heiligen nicht durch Gebete, ſondern durch Kanonenſchüſſe; je höher der Heilige in Ehren gehalten wird, um ſo furchtbarer iſt der Lärm.

So war der Monat December herbeigekommen, und noch hatte ich nicht nach Merida abreiſen können. In dieſer Jahreszeit ſtürmen kalte Nordwinde, die Nächte ſind gewaltig friſch, Morgens iſt Alles in dichte Nebel gehüllt, und weil die Fenſter keine Glasſcheiben haben, ſo erkältet man ſich äußerſt leicht. Iſt man von einer Corizza befallen, und wäſcht man ſich dabei das Geſicht mit kaltem Waſſer, oder bekommt naſſe Füße, ſo darf man ſicher auf ein bösartiges Fieber rechnen, das nach zwei Tagen einen tödtlichen Verlauf haben kann. Im Laufe eines einzigen Monats ſah ich auf dieſe Weiſe drei Perſonen ſterben. Dieſe Jahreszeit iſt auch die der **frios y calenturas**, an welcher im Innern um dieſe Zeit gar viele Leute ſterben. Es iſt übrigens bewieſen, daß die Sterblichkeit bei weitem nicht ſo groß ſeyn würde, wenn die Bewohner des Landes ſich beſſer gegen die Krankheit zu ſchützen verſtänden, und nicht fortwährend die größten, unverzeihlichſten Unbeſonnenheiten in dieſer Hinſicht ſich zu ſchulden kommen ließen. In warmen Ländern, wo die Temperatur zu gewiſſen Zeiten des Jahres veränderlich iſt, gibt es ein ſehr einfaches Mittel, ſich gegen die ſo ſchädlichen Erkältungen zu bewahren, man darf nämlich nur fortwährend Flanell tragen. Ein anderes, eben ſo unfehlbares Mittel, um ſich gegen die Platzregen zu ſchützen, denen man in der im Mai anfangenden und im October endigenden Regenzeit ausgeſetzt iſt, beſteht darin, ſich, wenn man unterwegs von einem ſolchen Ungewitter befallen wird, ganz auszuziehen, und nur die Unterbeinkleider anzubehalten, die übrigen Kleider in ein Wachstuch zu packen, und das Ende des Sturmes abzuwarten, der in der Regel Mittags um halb ein Uhr ausbricht, und bis gegen drei Uhr dauert. Iſt der Regen vorüber, ſo trocknet man ſich ab, wäſcht ſich mit Branntwein, und zieht ſich wieder an; ein ſolches natürliches Douchebad hat nicht die geringſten nachtheiligen Folgen. Nicht genug kann ich den Reiſenden, die dieſe Gegenden beſuchen wollen, empfehlen, ſich ja ſo viel wie möglich vor ſtarken Liqueuren zu hüten, beſonders ſo lange ſie unterwegs ſind. Iſt man gezwungen, im Freien zu übernachten, ſo empfehle ich ferner, ſich gänzlich zu entkleiden, in eine Decke zu wickeln, und ſich ſo in ſeinem Hamac auszuſtrecken. Hauptſächlich hüte man ſich vor allen mit Chili (Piment-

Pfeffer, zubereiteten Lebensmitteln. Die gesundesten Getränke sind der Pinolé und der Pozolé, die zugleich erfrischen und den Magen stärken; beide habe ich schon oben bei der Küche in Campeche erwähnt. Noch muß ich alle Reisenden warnen, den bloßen Kopf ja nicht den Sonnenstrahlen und noch weniger dem Mondscheine auszusetzen. Yucatan ist die gesündeste Provinz von ganz Central-Amerika; schwere Krankheiten sind nur für diejenigen vorhanden, die sich entweder nicht vor ihnen zu schützen wissen, oder dieß nicht wollen. Ich selbst wurde von einem heftigen Fieber befallen, weil ich aus einem Brunnen in Urmal Wasser getrunken hatte, doch befreite ich mich schnell von ihm durch Gebrauch des englischen Salzes, dem ich starke und häufige Gaben von Chinarinde folgen ließ.

Reiſe in Lappland und Nowaja-Semlja *).

Man kann ſich kaum einen Begriff von den Schwierigkeiten machen, mit denen die Forſchungsreiſen im Polar-Meere verknüpft ſind. Zahllos ſind die Schiffbrüche und Verluſte aller Art, an welchen dieſe Unternehmungen ſcheitern mußten. Bleibt man bei den von Rußland angeordneten Expeditionen ſtehen, ſo ſehen wir Rosmyſsloff, einem der erſten Seefahrer, der dieſes Meer bereist hat, durch den Sturm gezwungen, ſein Schiff zu verlaſſen, und ſich an Bord eines Wallfiſchfängers flüchten, nachdem er den Zweck ſeiner Reiſe auf der Oſtküſte von Novaja-Semlja erreicht hatte. Die Expedition von Lazareff hatte keinen Erfolg; die Mannſchaft der Schiffe, welche unter

*) Nova-Zembla, Neuland.

dem Befehle dieses Officieres standen, wurde mit solcher Gewalt vom Scharbock befallen, daß er sich genöthigt sah, in den Hafen einzulaufen, ohne irgend etwas erreicht zu haben. Die Reise von Capitän Lütke, welche auf die von Lazareff folgte, hatte keinen günstigen Erfolg; in Folge von Haverien, die sein Schiff erlitt, scheiterte es an den Felsen.

Kartoff kam mit seiner ganzen Mannschaft um; und Pachtusoff, bei der ersten Reise auf die Küste geworfen, verlor sein Schiff bei der zweiten. Drei weitere Expeditionen nahmen ebenfalls ein unglückliches Ende. Die Seefahrer, welche dieselben befehligten, kehrten mit ihrem Schiffe und ihrer Mannschaft zum Hafen zurück; aber die Eisberge, denen sie auf ihrer Fahrt begegneten, hatten sie im Laufe ihrer Entdeckungen gehemmt, und sie mußten ihren Plänen entsagen, ohne das Reich der Wissenschaft durch einige neue Erwerbungen vergrößert zu haben.

Indessen kämpfte die russische Regierung mit Muth und Beharrlichkeit gegen die Schwierigkeiten, und jedes Jahr wurden neue Expeditionen unternommen; endlich sah sie sich in ihren Bemühungen mit vollständigem Erfolge gekrönt. Lütke ging zum zweitenmale ab, und kehrte nach einer glücklichen Reise mit unschätzbaren Ergebnissen in den Hafen zurück. Eine zweite, nicht minder glückliche, nicht minder an Resultaten fruchtbare Reise, sollte die russische Regierung für ihre lange Ausdauer belohnen. Dieß ist die Expedition des Herrn Baer, Mitglieds der kaiserlichen Academie der Wissenschaften von St. Petersburg; man darf die letztgenannte, sowohl hinsichtlich ihres glücklichen Ausgangs, als wegen der mannichfaltigen Reichthümer, die der gelehrte Akademiker heimbrachte, als eine der glücklichsten Unternehmungen dieser Art betrachten. Wir wollen zuerst die Fahrt des Herrn Baer schildern, und dann diese Reichthümer näher untersuchen.

Am 19. Juni 1837 verließen Herr Baer und seine Gefährten Archangel mit zwei kleinen Schiffen. Sie fuhren die Dwina hinab, bis zu ihrer Mündung, wo sie sich widriger Winde wegen bis zum 30. desselben Monats aufhalten mußten. Dann aber führte sie ein günstiger Südwind in wenigen Tagen nach den Küsten von Lappland. Hier blieben sie einige Zeit, und suchten vergebens gegen den Nordwind zu kämpfen. Am 12. Juli heiterte sich das Wetter auf, der Wind blies in guter Richtung, man lichtete die Anker, und fünf Tage

ſpäter lief die Expedition, nach einer glücklichen Fahrt in den Matoſchkin-Schar *) einen Kanal**), der ſich von Weſten nach Oſten zieht, und Nowaja-Semlja in zwei gleiche Theile theilt. Die See war frei; der Nordwind hatte das Eis weggepeitſcht, und im Weißen Meere ***) wieder angehäuft, und dieſer glückliche Umſtand erlaubte den Seefahrern, die Naturgeſchichte des Landes in verſchiedener Hinſicht zu ſtudiren.

Indeſſen konnte ihr Wunſch, durch den Kanal nach Oſten vorzudringen, nicht verwirklicht werden, weil in dieſem Theile das Eis in feſten Maſſen ſtehen geblieben war. Da ſie die Reiſe in dieſer Richtung fortſetzen wollten, ſo hatten ſie von ihren Schlitten Gebrauch gemacht, weil aber das Eis an mehren Stellen gebrochen war, ſo ſahen ſie ſich genöthigt, wieder zu ihren Schiffen zurückzukehren. Endlich langten ſie an dem Orte an, gegen welchen ſie ſich richteten, hier aber wurden ſie von einem Sturme befallen, der durch ſeine anhaltende Heftigkeit ihre Schiffe gefährdete; deſſenungeachtet entgingen ſie der Gefahr, und als ſich der Sturm gelegt hatte, ſetzten ſie ihre Forſchungen fort, und erreichten endlich ihren erſten Ankerplatz wieder.

Am 4. Auguſt machten ſie ſich abermals ſegelfertig; da ſie der Nordwind gegen Süden trieb, ſo hielten ſie einige Tage in der Nameleſs-Bay an, liefen dann in den Koſtin-Schar, eine von Inſeln bedeckte Meerenge ein; und erreichten ſofort die kleine Bucht, und den Fluß Neſchwatowa, den ſie einige Tage entlang fuhren. In dieſem Kanal wurden ſie von einem neuen Sturme befallen, der neun Tage dauerte; ſeine Heftigkeit geſtattete keine Verbindung mit dem Lande, obgleich die Schiffe in einer kleinen Bucht vor Anker lagen, die ſie vor dem Winde und der Wuth der Wellen ſchützte. Dieſer Sturm hatte, wie der erſte,

---

*) Matoſchkin-Schar, Watoſchkin-Schar, Matoſchnoi-Schar.
Anmerk. des Ueberſ.

**) Es iſt dieß, wie ſich denken läßt, kein Kanal in der gewöhnlichen Bedeutung dieſes Wortes, ſondern in der Bedeutung, wie der Kanal von England, eine Meerenge.
Anmerk. des Ueberſ.

***) Weißes Meer, Bieloi-More, großer Buſen des Eismeeres.
Anmerk. des Ueberſ.

keine ſchlimmen Folgen für die Reiſenden; nur mußten ſie wegen des fortwährenden Nordwindes darauf Verzicht leiſten, die Eisberge zu beſuchen, die ſich auf der Nordküſte der Inſel finden; ſie verließen ſofort die Küſten von Nowaja-Semlja am **31.** Auguſt, und langten nach einer Fahrt von acht Tagen auf der Weſtküſte von Lappland an, indem ſie Kolu, welches ſie zu beſuchen, beabſichtigt hatten, hinter ſich ließen, weil ihnen der ſtets in derſelben Richtung wehende Wind die Hoffnung benommen hatte, in einer ihren Forſchungen günſtigen Zeit dieſen Ort zu erreichen; ſie ſteuerten ſogleich gegen Archangel, und liefen nach einer Fahrt von zwei Tagen in dieſen Hafen ein, ohne einen Mann von ihrer kleinen Equipage verloren zu haben.

In naturgeſchichtlicher Beziehung bietet dieſe Reiſe nicht minder wichtige Anziehungspunkte; die Beobachtungen des Herrn Baer beginnen bei der Mündung der Dwina. Hier ſind zahlreiche Inſeln, deren angeſchwemmter Boden fortwährenden Verſetzungen in Folge des Streites unterliegt, der zwiſchen den Fluthen des Meeres und der Strömung der Flußwaſſer herrſcht. Die Vegetation auf dieſen Inſeln iſt ärmlich, man ſieht daſelbſt keinen Baum; auf den Ufern der Dwina dagegen, und an allen Orten, die gegen den Nordwind geſchützt ſind, iſt die Vegetation ſchön; die Bäume ſind prächtig, und alle Gründe ſind mit herrlichen Roſen bedeckt, die an die ſo fruchtbaren Ebenen der Vereinigten Königreiche erinnern. Auf der Oſtküſte des Weißen Meeres, **65° 20**, nördlicher Breite, ſieht man ei nenBerg, deſſen ſüdlicher Abhang mit Aconiten *) mit langen, hängenden Blättern, mit **Rosa spinosissima**, mit Geſträuchen und Pflanzen bedeckt iſt, die man in den Gärten des mittäglichen Frankreichs und in Italien pflegt. Die Schönheit, das Großartige dieſer Vegetation ſpringt noch lebhafter durch den Contraſt hervor, den die, dem Nordwind ausgeſetzten Stellen bieten; hier verändert ſich die Scene; die Geſträuche der heißen Climaten machen den Bäumen der kalten Regionen Platz; die Natur iſt rauh, froſtig; nur da und dort erblickt das verdüſterte Auge einige **sphagnum** und **caltha palustris**-Pflanzen, welche nur mit Widerwillen ihre Blüthen, inmitten der öden Umgebung, zu entwickeln ſcheinen.

Nachdem unſere Reiſende den Winterberg, ſeine ſchönen

*) Aconit, Mönchskappe, Narrenkappe, der blaue Sturmhut, Eiſenhütchen.

Bäume, und den glänzenden Blumenschatz an seinem Fuße verlassen hatten, begaben sie sich nach Pialitzi. Dieser Ort liegt an der Küste von Lappland, 60° 10′ nördlicher Breite; er erschien in ihren Augen wie eine von den unbekannten Scenen, die beim ersten Anblick so viel Staunen unter den Eroberern der neuen Welt erregten. Tausende von Muscheln von verschiedener Form und Größe zeigten sich ihnen bei jedem Schritte; ganz mit Rasen bedeckt erheben sich die Meeresufer hundert Fuß über dem Wasserspiegel, während man in den Spalten, welche die aufgerissenen Felsen bilden, eine Schneelage erblickt, welche dem Grün noch mehr Glanz verleiht. Auf der Höhe dieser Küste entfaltet sich die Natur in ihrer ganzen wilden Größe; endlose Ebenen, bedeckt mit ungeheueren Flechten, verkrüppelten Bäumen, von denen einige nicht ein Drittel so hoch als breit sind, erstrecken sich nach allen Richtungen.

Diese Ebenen werden von den Finnländern Tuntur oder Tundro genannt, ein Wort, das von den Russen entlehnt ist, und das diese in die kalten Gegenden von Siberien übertragen haben. Aber unter dem Worte Tundro verstehen die Russen eine Ebene ohne Bäume und Kräuter, welche keine andere Pflanzen als Kryptogamen, wie Moose, Flechten hat, während auf den Ebenen von Lappland die Bäume inmitten der Moose und Flechten wachsen; indessen bemerkte Herr Baer, daß an allen mit Kryptogamen-Pflanzen wohl besetzten Orten die Bäume eine verkrüppelte Gestalt hatten, daß andere leidend scheinen, und daß nur in großer Entfernung von dem Orte, wo diese Pflanzen wachsen, die Bäume sich entwickeln, und die Blätter ihr gewöhnliches Grün annehmen.

Die Berge, welche mehre Geographen an die Ostküste von Lappland gesetzt haben, sind nicht vorhanden. Dieses ganze Land ist platt, und das Niveau ist überall dasselbe. Nur im Westen wird das Land von einer Reihe von Hügeln durchschnitten, die zu den skandinavischen Alpen gehören, aber nicht sehr hoch sind; auch scheint es, diese Hügel nehmen täglich ab, und werden bald ganz vom Boden verschwinden. Die Hauptflüsse haben ihre Quelle in den zahlreichen und sehr ausgedehnten Sümpfen, ihre unstäten Wasser laufen friedlich über einem Felsbette, und ihre Ufer sind an sehr vielen Orten, besonders aber an den, dem Meere zunächst liegenden Stellen, von Felsen begränzt, die eine Höhe von mehr als dreihundert Fuß haben. Die in dem östlichen Theil des russischen Lapplands vorherrschende Steinart ist der

Syenit*), den Adern von Quarz und gekörntem Granit durchziehen, indeſſen beſtehen mehre Inſeln der Küſte gänzlich aus Maſſen von reinem Quarz.

Die Veränderungen, welche die Vegetation durch die örtlichen Verhältniſſe erleidet, zeigten ſich abermals in der Nähe des Ponoiflusſes in Lappland. An den Geſtaden dieſes Fluſſes, die dem Nord-Oſtwinde ausgeſetzt ſind, bedecken unermeßliche Schneemaſſen den Boden beinahe das ganze Jahr hindurch, und die Vegetation wechſelt zwiſchen der Alpen-Vegetation, und der Vegetation zunächſt unter den Alpen. Auf den entgegengeſetzten Ufern dagegen ſieht man einen reichen Wechſel von Blumen und Pflanzen, welche der Pflanzenwelt von Liefland gleichen; hier ſteigt der Thermometer von Fahrenheit auf 70°, auf dem entgegengeſetzten Ufer nie über 40°.

Auf dieſen Ebenen trifft man wenige Anzeichen von thieriſchem Leben, indeſſen hat Herr Baer mehre merkwürdige Inſecten entdeckt, unter denen er zwei neue Gattungen erkannte. Die Vögel, die man hier ſieht, gehören beinahe alle zu den Waſſervögeln; aber die Reichthümer des Meeres an dieſer Küſte ſcheinen einigermaßen für die Armuth des Thierreichs zu entſchädigen. Dieſe Reichthümer ſind unermeßlich. Eine beträchtliche Menge Wallfiſche von Grönland beſuchen jedes Jahr die öſtlichen und ſüdlichen Küſten von Finnland: und im Frühjahr finden ſich Fiſche aller Art und Größe, unter anderem treffliche Salmen in den Flüſſen und Bächen. Es iſt dieß die Hauptnahrung der Bewohner dieſer Küſten, und auch ihr Haupthandelszweig, denn für dieſen Fiſch kaufen ſie den Thee, den Rhum, das Mehl, und alle ihre übrigen Bedarfsgegenſtände.

Die Beſchreibung von Nowaja-Semlja iſt ebenfalls höchſt intereſſant. Dieſes von einer Felſenmaſſe gebildete Land iſt im Weſten von einem Gürtel von Riffen umgeben, die an einigen Theilen der Küſte unter dem Waſſer verborgen ſind. Am ſüdlichen Ende iſt die Küſte platt; von Koſtin-Schar aus aber iſt das ganze Land von zuſammenhängenden Bergen durchzogen, deren höchſter ungefähr zwei tauſend Fuß hoch iſt. In nördlicher Richtung vermehrt ſich die Zahl dieſer Berge und ihre Höhe wird beträchtlicher. Bei Matoſchkin-Schar bedecken ſie die ganze Gegend; an der Mündung dieſer Meerenge erhebt ſich beim Eingange der Silver-Bay, ein 3840′ hoher Berg. Es gibt noch einen

*) Rother Granit.

andern, der höher iſt; dieſer liegt im Süden des öſtlichen Eingangs der Meerenge, iſt aber auf allen Seiten von hohen Bergen umgeben, und nur auf ſehr geringe Entfernung ſichtbar. Als Herr Baer denſelben entdeckte, hatte er keine Inſtrumente bei ſich, und konnte ſeine Höhe, die er auf 4000′ anſchlägt, nur annähernd ſchätzen. Die Seiten dieſes Berges ſind ſehr rauh, und überall erſchaut das Auge unermeßliche Schneeflächen, die in dieſen Gegenden ſeit Jahrhunderten angehäuft worden zu ſeyn ſcheinen. Die Berge werden minder hoch, wo ſie ſich gegen Norden ziehen; dann verbinden ſie ſich mit der Weſtküſte, und bilden tiefe Thäler, die ſich gegen das Meer öffnen und mit Gletſchern gefüllt ſind.

Die in Nowaja-Semlja vorherrſchende Steinart iſt der Thon. Die daraus gebildeten Berge erreichen eine bedeutende Höhe, und ihre abgerundeten Gipfel erſcheinen in einiger Entfernung in der Form einer Kuppel. Das Geſtein kann jedoch dem rauhen Clima nicht lange Widerſtand leiſten, überall bilden die Berge weite, mit Schnee gefüllte Spalten, und an ihrem Fuße ſind Felstrümmer, welche die Kälte von ihren Seiten abgeriſſen hat.

Nach dem Thone kommt der kalkartige Stein. An vielen Orten und beſonders im Weſten und Oſten findet man ihn mit Thonſchiefer vermiſcht; in dieſer Gegend findet man auch die ſeltſame Erſcheinung, welche ſo große Aufmerkſamkeit unter den Gelehrten dadurch erregte, daß ſie die Theorien der Neptuniſten völlig widerlegte; es ſind dieß mehre Berge von Porphyr, welche auf ſecondären Kalkſteinformationen ruhen. Der Mandelſtein findet ſich in ſolcher Maſſe, daß ganze Berge davon gebildet werden. Die Reiſenden trafen auch mehre Stücke Steinkohlen an der Küſte, aber dieſe Kohle ſchien von den Wellen ausgeworfen ſeyn.

In Nowaja-Semlja findet man keine Tundras wie in Lappland; die Vegetation iſt dort ärmlich; auf den Porphyrblöcken ſieht man nur Flechten wachſen und groß werden, oder höchſtens am Fuße der Berge einige **Dryas octopetula** Pflanzen, deren Grün die Augen erfriſcht; unter den Flechten, welche die Felſen bedecken, iſt die gewöhnlichſte die **Verrucaria geographica**, dieſelbe, welche Humboldt auf dem Chimboraſſo an der Stelle fand, wo ſich dieſer Berg mit ewigem Schnee zu bedecken beginnt. In der Regel brauchen die Pflanzen von Nowaja-Semlja lange zur Reife, aber ihr Abſterben geht auch mit großer Langſamkeit vor ſich; die Blätter halten an den Stielen, während ſie ganz welk werden, und oft ſieht man an derſelben Pflanze

das seltsame Schauspiel, mehre Jahre alte Blätter vermischt mit neuen Blättern.

Wie Lappland besitzt Nowaja-Semlja von der Natur begünstigte Gegenden, wo die Vegetation ihre Reichthümer entwickelt; im Allgemeinen aber erheben sich die Blumen nicht mehr als einen oder zwei Zoll über den Boden, und die Blätter, welche sich dabei bilden, erscheinen gerade in hinreichend großer Anzahl, um den Glanz der Blüthe zu heben. Diese Orte gleichen inmitten der Wüste, von der sie umgeben sind, den prachtvollen Oasen, von denen uns die Reisenden erzählen, und das Auge wird der Bewunderung nicht müde. Sie bieten in der That höchst interessante Erscheinungen, die man anderswo vergebens suchen würde; so wird eine und dieselbe Pflanze auf den Alpen den Boden in großer Ausdehnung einnehmen, sie allein wird unumschränkt auf diesem Erdtheile herrschen; in Nowaja-Semlja dagegen vermengen und vermählen sich tausend verschiedene Pflanzen auf demselben Raume, und jede Pflanze hat eine ihr fremde Pflanze zur Nachbarin; man sollte meinen, keine von ihnen habe die Kraft, eine souveräne Gewalt auszuüben, oder sich ein Vorzugsrecht über ihre Gefährten anzumaßen.

Es läßt sich leicht begreifen, daß denselben Ursachen, die wir bei der Vegetation von Lappland bezeichnet haben, der Reichthum zuzuschreiben ist, den man an einigen Punkten in der Vegetation von Nowaja-Semlja trifft; die dem Südwestwinde ausgesetzten, und vor dem Nord-Ost geschützten Gegenden sind es, wo sich diese Vegetation in ihrer ganzen Fülle entfaltet. Unter Anderem zeichnet sich ihr Charakter dadurch aus, daß sie sich auf die Oberfläche des Bodens, und den untersten Theil der Atmosphäre beschränkt; so dringen die Pflanzen nur sehr wenig in die Erde ein, und erheben sich nur einige Zoll über den Boden. Die Pflanzen, welche in heißen Ländern senkrechte Wurzeln schlagen, haben in Nowaja-Semlja wagrechte, und alle kriechen dem Boden entlang, statt eine vertikale Richtung zu nehmen; denn in diesem Lande hat die Oberfläche der Erde die wärmste Temperatur; so nimmt die Pflanze, nur zwei Zoll über den Boden sich erhebend, die ganze Wärme der Atmosphäre in sich auf, während sie, weiter in den Boden eindringend, eine ihr tödtliche, eisige Temperatur finden würde.

Diese seltsame Erscheinung zeigt sich hauptsächlich bei den Bäumen. Der Baum, den man in Nowaja-Semlja am häufigsten trifft, ist die **Salix polaris** *); dieser Baum erhebt sich einen halben Zoll

*) Polarweide.

über das Moos, und aus ſeinem Stamme, der ſo dick iſt, wie eine Federröhre, wachſen zwei Blätter hervor; aber das iſt nicht der ganze Baum; man berühre dieſen Stamm, und man wird ihn mit einem dickeren Aſt verbunden finden, der über die Erde hinläuft, und aus dem, in ungleichen Zwiſchenräumen andere Aeſte hervorwachſen. Eine andere Salix-Art iſt die Salix reticulata, die man die Rieſin der Wälder dieſes Landes nennen kann, obgleich ſie ſich nur bis zu einer Höhe von ſechs bis acht Zoll erhebt; ſie beſitzt ebenfalls einen Hauptſtamm, der auf der Erde hinläuft, und in ungleicher Entfernung Aeſte liefert.

Herr Baer ſchließt daraus, das wenn Seefahrer, durch den Sturm auf die Küſte von Nowaja-Semlja geworfen, nicht hinreichend Brennholz auf der Oberfläche des Landes finden würden, ſie ihre Bedürfniſſe durch Graben in der Erde leicht befriedigen könnten. Neunzig Gattungen von Phanerogamen-Pflanzen ſind von Herrn Baer geſammelt worden; es ſind dieß mehr, als das Doppelte von dem, was die Reiſenden, die bis auf dieſen Tag Spitzbergen beſuchten, zurückgebracht haben.

Der gelehrte Naturforſcher hat außerdem noch mehre intereſſante Unterſuchungen vorgenommen, wir führen unter anderem eine an, welche bei ſeiner Ankunft im Monat Juli in Matoſchkin-Schar ſtatt hatte, wobei er ſich von der Richtigkeit der Behauptung überzeugen wollte, die von einer großen Anzahl von Gelehrten unterſtützt wird, nämlich, daß die Vegetation unter den polariſchen Climaten einen raſcheren Verlauf habe, als in den Gegenden, die ſich eines langen Sommers erfreuen. Er ſäte zu dieſem Ende Kreſſe-Samen an einen paſſenden Ort, und fand, daß dieſe Pflanze viel langſamer wuchs, als in St. Petersburg im Monat Mai, denn nach einem Monat hatte ſie nicht mehr, als das zweite Paar Blätter. Mehre Pflanzen, die ſich in Rußland finden, trifft man auch in Nowaja-Semlja, dabei iſt indeſſen zu bemerken, daß die Mehrzahl dieſer Pflanzen, die in Rußland frühzeitig blühen, ſelten ihre Reife in Nowaja-Semlja erreichen, und daß ſich bei einigen von ihnen keine Spur von Blüthe und Samen zeigt. Herr Baer ſchließt daraus, daß die Flora von Nowaja-Semlja fremden Urſprungs iſt, und daß ſie ihre Quelle in den Körnern hat, die durch die Eisbänke und den Wind in dieſe Gegenden geführt werden.

Herr Baer beſchäftigte ſich ſofort damit, die wahre Höhe zu erforſchen, auf die man die Linie ewiger Gefrierung in dieſem Lande feſtſtellen kann (Schneelinie, Eislinie), doch durch die Hinderniſſe, welche die Oertlichkeiten auf jedem Schritte entgegen ſtellten, in ſeinen Forſchungen gehemmt, mußte er ſich mit folgenden Beobachtungen begnügen.

Der Schnee verſchwindet von den Ebenen am Ende des Juli, aber an den Orten, wo er ſich durch den Wind angehäuft findet, bleibt er das ganze Jahr hindurch auf dem Boden; auf den Ufern des Koſtin-Schar, dem wärmſten Theile der Inſeln, bildete der Schnee gleichſam Felſen von übermäßiger Höhe, er häuft ſich an dem Abhang von Bergen, oder in den Aushöhlungen, welche die Ebenen bilden; an dieſen Stellen erleidet die Temperatur der Atmoſphäre eine ſo merkliche Niederdrückung, daß der Thermometer zwei bis drei Grade fällt. Ueber dieſe Wirkung beim Thermometer darf man nicht ſtaunen, wenn man bedenkt, daß dieſe Schneeflächen zuweilen mehre Meilen Ausdehnung haben, und ſich auf zwei- bis dreitauſend Fuß erheben. Am Kanal von Matoſchkin-Schar ſind zwei einander entgegengeſetzte Berge; der eine von dieſen, welcher 3400′ hoch iſt, hat keinen Schnee, während der zweite, deſſen Höhe nur 3100 beträgt, ganz mit Schnee bedeckt iſt. Im Allgemeinen behauptet Herr Baer, daß die Ebenen von Nowaja-Semlja ſich in einem Zuſtande ewiger Gefrierung befinden, obgleich in Folge des Einfluſſes mehrer Urſachen der größte Theil der Inſel, die Höhen einiger Berge mit einbegriffen, die ganze Sommerzeit hindurch vom Schnee befreit iſt.

Thiere gibt es nur in geringer Anzahl in Nowaja-Semlja, indeſſen finden ſich die Ratten, der **Mus Groenlandicus** (die grönländiſche Maus), und die Füchſe in ziemlich großer Menge; die Füchſe bekriegen die Ratten, ſie freſſen die Leichname von Thieren, die von den Wellen auf dieſe Küſte geworfen werden, und verſchlingen die Eier der Waſſervögel, deren Junge ſie auch freſſen. Wie in der See von Lappland kommen Fiſche in Menge an die Küſten von Nowaja-Semlja; unter dieſen bemerkt man den Wallfiſch von Grönland, und eine andere Wallfiſchgattung, genannt **Balaenoptera**, von der der Herausgeber vermuthet, ſie gehöre zu der alten Gattung von Wallfiſchen, welche die Nordländer, der Sage nach, einſt an dieſen Küſten fingen. Die Flüſſe haben Fiſche aller Art in Fülle, hauptſächlich aber Salmen vom wohlſchmeckendſten Fleiſche.

Die Ureinwohner-Racen von Nord-Amerika und ihre Verhältnisse zu den europäischen Pflanzern. *)

Erster Artikel.

Wer die ganze Race der Ureinwohner von Nordamerika nur als einen Haufen von Jägern und Fischern betrachten zu müssen glaubt, die, unstät umherirrend, sich weder bestimmter Wohnungen, noch der Namen zur Unterscheidung erfreuen, ist in einem großen Irrthum begriffen; er kennt weder den Charakter der Indianer, noch die verschiedenen Gattungen derselben. Diese Völker bieten allerdings mehre Züge, die allen gemein sind; in anderer Beziehung aber unterscheidet sich der Mohawk eben so sehr vom Siour, als der düstere Engländer von seinem lebhaften, unruhigen Nachbar, von dem er nur durch einen Meeresarm getrennt ist. Hat man sich an die hochfahrenden Manieren der Waldbewohner-Stämme gewöhnt, so wird man unwillkürlich überrascht von dem geselligen Wesen und der fröhlichen Laune ihrer Brüder in den Peninien. Der Peninie, der dem Büffel auf seinen Wanderungen folgt, hat stets im Ueberfluß eine kräftige thierische Nahrung; während

*) S. Atlas 1838. II. S. 444.

der, welcher von dem Ertrage seiner Jagd lebt, nur einen zweifelhaften Unterhalt findet.

Die Waldbewohner-Racen haben ihrerseits einen großen Vortheil vor den nördlichen Stämmen, die sich auf den Fischfang beschränken; die ersteren haben in der That weniger gerundete Formen, aber viel mehr Muskelkraft. Dieser hauptsächlich von der abweichenden Art, sich zu nähren, herrührende Unterschied im Charakter und der körperlichen Erscheinung der verschiedenen indianischen Racen, hat die Aufmerksamkeit nicht hinreichend gefesselt, obgleich frühere Schriftsteller diesen Gegenstand besprochen haben. Aber diese Verschiedenheit hatte noch einen andern Grund unter den Indianern der sechs Nationen; es war dieß die große Ueberlegenheit ihrer gesellschaftlichen Organisation. Sie hatten eine große Anzahl Städte und Dörfer, die nach allen Merkmalen Fortbestand verhießen. Sie waren in Gemeinden eingetheilt, deren bürgerliche und politische Einrichtung bei all' ihrer Einfachheit nicht minder bestimmte und entschiedene Züge boten, als die des amerikanischen Staatenbundes. Sie hatten sich einige Künste angeeignet, und genoßen manche Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens. Nicht zufrieden, ein Paar seltene Gemüse auf kleinen Landstücken zu pflanzen, besaßen sie im Westen sehr ergiebige Obstgärten. Dieß war besonders bei den Cayougas und Senecas der Fall; denn nachdem man die Mohawks von ihrem reichen Grundgebiete vertrieben hatte, waren die Besitzungen der zwei westlichsten Stämme die Vorrathskammern für die ganze Nation geworden. Zählten die sechs Nationen nicht am meisten Glieder, so waren sie doch unstreitig die furchtbarsten von allen denen, welche die Waffen zu Gunsten der Krone ergriffen hatten. Wie wir schon gesehen, waren unter den Indianern der Sechs Nationen die Oneidas und Tuscaroras die einzigen, welche sich nicht für die Sache von England gegen die Vereinigten Staaten entschieden; alle andere bekriegten die Colonie, angeführt von dem berühmten Joseph Brant; am Schlusse unseres ersten Artikels ließen wir den Oberst Saint-Leger mit seinen indianischen Hilfstruppen bei der Belagerung des Fort Schuyler, welches der muthige Oberst Ganswoort vertheidigte. Hier nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Der englische Oberst schmeichelte sich, der Ausgang der Schlacht von Oriskany werde Ganswoort veranlassen, sich zu ergeben; er ließ eine Aufforderung an ihn ergehen, in der er ihm unter andern Gründen zu verstehen gab, die Indianer seyen, in Folge der Verluste, die sie erlitten, so erbittert, daß sie das ganze Thal mit Feuer und Schwert zu verheeren drohten, wenn das Fort nicht augenblicklich capi-

tulire; aber der amerikanische Commandant ließ sich nicht einschüchtern, und Saint-Leger war genöthigt, die Laufgräben zu eröffnen. Er war bis auf siebenzig Toisen zu dem Glacis gekommen, und da kein Entsatz für Ganswoort sich blicken ließ, so schien das Fort verloren, als sich plötzlich ein panischer Schrecken der Indianer bemeisterte. Ermüdet von der langen Belagerung, hatten sie sich versammelt, um den Großen Geist um Rath zu fragen, was sie thun sollten. Unversehens erschienen mehre heimlich von dem General abgesandte Oneidas mitten unter ihnen, und verkündigten, der Feind nahe mit einem zahllosen Heere. Sogleich machten sich die Indianer bereit, aus dem Lager abzuziehen. Vergebens versuchte sie der Oberst Saint-Leger durch alle mögliche Mittel zurückzuhalten; sie erklärten, der Große Geist befehle ihnen, aufzubrechen, und setzten sich wirklich in Marsch.

Dieser Abfall zog die Aufhebung der Belagerung nach sich, und vor dem Ende des Jahres **1777** ereignete sich nichts mehr von Bedeutung. Indessen wollte der Congreß das Jahr nicht beschließen, ohne sich, wenn nicht die Mitwirkung, doch wenigstens die Neutralität der sechs Nationen zu erringen. Dem zu Folge schickte diese Versammlung am **3.** December eine Adresse an die Indianer. Unglücklicherweise war das Land zu dieser Zeit so arm, daß der Congreß nicht einmal die Geschenke unter die Indianer zu vertheilen vermochte, die sie von den von der Krone abgesandten Unter-Intendanten zu empfangen gewöhnt waren. Schon am Anfange des vorhergehenden Jahres hatte Brant den General Herkimer in dieser Hinsicht verspottet, indem er ihm sagte, die continentale Regierung habe nicht die Mittel, den Indianern nur eine Decke zu geben. Andererseits zeigten sich die Officiere der königlichen Armee freigebiger mit ihren Geschenken als je. So sagte Guy Johnson in einer Rede, die er an die Sechs Nationen des Westen hielt, diesen Folgendes: „Sind sie (die Rebellen), im Stande, Euch etwas anderes zu geben, als ein Stück Brod und ein Glas Rhum? Seyd Ihr geneigt, mit Ihnen zu gehen, daß sie Pferde und Ochsen aus Euch machen, Euch an den Schubkarren spannen, und uns Alle, wie wir sind, in die Sklaverei führen?" Und hiernach mußte der Bote abziehen, ohne das Geringste bewirkt zu haben.

Am Anfang des Jahres **1778** konnte man aus mehren Zeichen schließen, daß der indianische Krieg ernsthafter und allgemeiner gemacht werden sollte, als er bis jetzt gewesen war. Aus den entferntesten Gegenden des Westen erhielt man die Nachricht, daß alle Nationen des Bezirkes der großen Seen und des obern Missisipi sich geneigt zeigten, mit den Mohawks, Cayonges, Onongadas und Senecas gegen

die Vereinigten Staaten in Verbindung zu treten. Der Mann, der alle diese Angelegenheiten leitete, war stets Joseph Brant, der sein Winterquartier am Mittelpunkte des Niagara genommen hatte. Sir John Johnson und seine Genossen Claus und Butler blieben ebenfalls nicht müßig, während der Oberst, der die englischen Truppen in Detroit befehligte, einen mächtigen Einfluß auf die in der Umgegend des Waldes wohnenden Nationen übte. Unter diesen Umständen hegte man lebhafte Besorgnisse um die Sicherheit der Gränzen von Mohawk bis zum Ohio, und der Congreß beschloß, einen neuen Versuch bei den sechs Nationen zu machen, um sich ihrer Neutralität zu versichern. Am 23. Februar wurde bestimmt, daß eine Versammlung mit den Nationen in Johnstown, in der Grafschaft Tryon gehalten werden sollte. Der General und Herr Douw wurden zu Commissären ernannt, um mit ihnen zu unterhandeln, und der General Clinton ward gebeten, seinerseits einen Spezial-Commissär zu bezeichnen, der der Conferenz beizuwohnen hätte. Die Wahl des Generals fiel auf James Duane. In dem Erlasse des Congresses war den Commissären geboten, zu den Indianern in einer Sprache zu reden, die den Vertretern freier, souveräner und unabhängiger Staaten gezieme, und einen Ton anzunehmen, der geeignet wäre, sie zu überzeugen, daß diese Staaten ihre Kraft und ihre Stellung fühlten.

Die Versammlung sollte zwischen dem 15. und 20. Februar stattfinden, aber die Indianer erschienen nur zögernd und mit Widerstreben, so daß die Conferenzen erst am 9. März eröffnet werden konnten. Der Marquis von Lafayette, welcher damals den provisorischen Oberbefehl über das Nord-Departement hatte, war anwesend. Mehr als siebenhundert Indianer fanden sich ein; es waren dieß Oneidas, Onongadas, eine kleine Anzahl Mohawks und drei oder vier Cayongos; aber man sah nicht einen Mann vom Stamme der Senecas, der von allen der mächtigste war. Dieser Stamm hatte sogar die Kühnheit, einen Boten zu schicken, der beauftragt war, das Erstaunen auszudrücken, den die Senecas darüber empfänden, daß, während die Wunden ihrer Kinder noch bluteten, und ihre Augen noch in Thränen für ihre Freunde schwämmen, die sie bei Oriskony verloren hätten, die Commissäre daran denken könnten, sie zu Unterzeichnung eines Vertrages einzuladen!

Die Conferenz wurde mit Vorlesung einer Adresse des Congresses eröffnet, worin die Macht der Vereinigten Staaten und ihr großmüthiges Benehmen gegen die sechs Nationen übertrieben, und diese beschuldigt waren, friedliche Eröffnungen, nur durch Undankbarkeit, Grausamkeit

und Verrath erwidert zu haben. Dieſe Anklage war übrigens nicht gegen Oneidas und Tuscaroras gerichtet, deren Feſtigkeit und Reinheit man im Gegentheile lobte, und welche die Vereinigten Staaten ihrer Freundſchaft und ihres Schutzes verſicherten. Ein Onondaga-Häuptling nahm das Wort, um die angeklagten Stämme zu vertheidigen; er wälzte die Schuld von ſich ab, indem er den Fehler auf die jungen, hartnäckigen Krieger ſchob, die dem Rathe der Klugheit kein Gehör geben wollten. Ein Oneida-Häuptling antwortete im Namen ſeiner Nation und der Tuscaroras, mit einem Muthe und einer Würde, die einem römiſchen Senator Ehre gemacht haben würden; er beklagte die Entartung der feindlichen Stämme, weisſagte ihren baldigen Untergang, und erklärte, die Stämme, die er verträte, ſeyen unwiderruflich entſchloſſen, was auch geſchehen möchte, dem mit den Vereinigten Staaten abgeſchloſſenen Vertrag treu zu bleiben, ſich in demſelben Grabe begraben zu laſſen, oder mit ihnen die Früchte des Sieges und Friedens zu genießen, und zum Beweiſe der Aufrichtigkeit ſeiner Betheuerungen lud er die Vereinigten Staaten ein, in dem von ſeinem Stamme bewohnten Lande eine Feſtung zu bauen, und eine kleine Garniſon zu ihrer Vertheidigung hineinzulegen.

Die Commiſſäre verließen die Verſammlung, feſt überzeugt, daß von Seiten der Senecas, Oyongas und der Mehrzahl der Mohawks nichts zu hoffen ſey, daß ſie nur Rache ſchnaubten, wegen des Verluſts ihrer Freunde und des Schlags, der ihren Ruhm getroffen hatte. Lafayette ließ andererſeits einige kleine Forts in Cherry-Valley und Schoharie bauen, und legte den Grund zu dem, welches die Indianer in dem Lande der Oneidas verlangt hatten. Nach allen Nachrichten, die von dieſer Seite einliefen, wurde es nur zu klar, daß dieſe Vorſichtsmaßregeln durchaus nicht überflüſſig waren. Die Wiedergewinnung des Mohawk-Thales war ein Punkt von höchſter Wichtigkeit für die Johnſon und ihre Anhänger, und ſie erforſchten ſorgfältig jede Gelegenheit, um mit einiger Hoffnung auf glücklichen Erfolg hier einzudringen. Bei Eröffnung des Feldzuges erſchien Joſeph Brant wieder an ſeinem alten Poſten, beim Susquehanna, in Oghkwoya und Unadilla, und führte ungeſäumt einen ſehr thätigen, furchtbaren Parteigänger-Krieg. Ohne Hinderniſſe oder Entfernung zu ſcheuen, zeigte er ſich überall, wo es möglich war, einen Schlag mit Vortheil zu thun. Es gibt viele Beiſpiele, daß Perſonen und ſelbſt ganze Familien, welche Niederlaſſungen an der äußerſten Gränze bewohnten, plötzlich verſchwanden, ohne daß ihre Nachbarn den leiſeſten Verdacht hegten, daß ein Feind in der

Gegend wäre. Die rauchenden Trümmer von Wohnungen, die geschwärzten Gebeine von niedergemetzelten Personen, und die Häute getödteter Thiere gaben die einzigen Zeugnisse von der so eben stattgehabten Catastrophe, und die Erzählungen eines rückkehrenden Gefangenen lieferten lange Zeit nachher die genaueren Umstände.

Der erste Streifzug dieses Häuptlings während des Feldzugs war gegen die Niederlassung von Springfield, einer kleinen, oben am Otsego-See, ungefähr zehn Meilen westlich von Cherey-Volley gelegenen Stadt gerichtet. Alle Einwohner, die nicht die Flucht ergriffen, wurden zu Gefangenen gemacht; die ganze Niederlassung ward in Asche gelegt, ein einziges Haus ausgenommen, in welchem der indianische Häuptling die Weiber und Kinder versammelte, die er hier ließ, ohne ihnen ein Leid anzuthun. Am 2. Juli entspann sich ein ziemlich lebhafter Kampf am obern Arme des Cobleskill, zwischen einer Abtheilung americanischer Linientruppen, die sich unter dem Befehle des Capitän Brown mit der Miliz von Schoharie verbunden hatten, und einem beträchtlichen Trupp Indianer. Die letzteren trugen den Sieg davon, sie verbrannten mehre Häuser, tödteten das Vieh, und schleppten eine ansehnliche Beute mit sich fort. Von diesem Augenblicke an bis zum Ende des Krieges wurden die Niederlassungen von Schoharie, die sich durch die Schönheit ihrer Lage und die Fruchtbarkeit des Bodens auszeichneten, und sehr viele Einwohner zählten, unabläßig von den Feinden heimgesucht, bis sie endlich durch eine furchtbare Invasion gänzlich zerstört waren. Der Billigkeit gemäß muß man indessen anerkennen, daß das erste in diesem Thale vergossene Blut, der erste hier begangene Act der Barbarei, die Ermordung eines indianischen Sachem durch einen Weißen war.

Wir kommen nun an die schmerzliche Geschichte von Wyoming. Es ist dieß allerdings nur eine Episode in der Erzählung der indianischen Kriege, aber um ihre Bedeutung ganz begreiflich zu machen, muß man zu dem Ursprung der europäischen Niederlassungen in Wyoming zurückgehen.

Wyoming ist der Name einer herrlichen Partie von der Susquehanna; es liegt in dem nordöstlichen Theile des Staates Pennsylvanien, hat fünfunddreißig Meilen Länge, ungefähr drei Meilen Breite, und ist tief eingefügt zwischen zwei gleichlaufenden Linien mit Eichen und Fichten bekrönter Berge. Der Besitz dieses schönen Thales hatte nicht allein den Ehrgeiz und die Habgier der Weißen angeregt. Lange ehe diese hier erschienen waren, hatten sich verschiedene indianische

Stämme in blutigen Kämpfen darum gestritten; mehr noch, man hat daselbst die Trümmer alter Festungen entdeckt, die mit Eichen und riesigen Fichten überwachsen waren, welche auf den Wällen und Verschanzungen Wurzel geschlagen hatten, und die Ausdehnung dieser Trümmer scheint anzudeuten, daß diese Gegend einst einer mächtigen Nation zum Aufenthalte diente, die sich weit von denjenigen unterschied, welche wir, seit Columbus die neue Welt entdeckt, kennen gelernt haben.

Hier schlug der Graf von Zinzendorff, seine Wohnung auf, als er sein apostolisches Werk unter den Schawaners begann, und von dem Stahle eines Mörders durch die glückliche Dazwischenkunft einer giftigen Schlange gerettet wurde. Dieses Thal war von den Schawaners besetzt, welche das westliche Ufer des Flusses einnahmen, und von den Delawares einem Stamme von Besiegten, die man die Weiber nannte; diese hatten auf dem östlichen Ufer eine Stadt Namens Maughwame gebaut, woraus nachher durch Verderbung der Name Wyoming entstand. Diese Nachbarn konnten sich nicht mit einander vertragen; ihre gegenseitige Eifersucht artete stets in kleine Streitigkeiten aus, woraus sich am Ende ein geregelter Krieg entspann. Zur Zeit des ersten Krieges zwischen Frankreich und den amerikanischen Colonien schlugen sich die Schawaners auf die Seite der Franzosen, während die sechs Nationen und die Delawares den Engländern treu blieben; aber die Feindseligkeit zwischen den zwei indianischen Stämmen brachen erst in Folge eines höchst unbedeutenden Umstandes aus. Eines Tags, als die Delawares-Krieger in den Bergen jagten, wollten ihre Weiber und Kinder an den Ufern des Flusses, oberhalb ihrer Stadt, Früchte sammeln, als eine Truppe von Schawaner Weibern und Kindern, welche in ihren Kähnen über den Fluß setzten, zu ihnen stieß. Im Verlaufe des Morgens erhaschte ein Schawaner-Kind eine dicke Cigale *), und es erhob sich ein Streit zwischen den Kindern, wem das Insect gehören sollte; die Mütter mischten sich in den Zwist, und eine Amazonen-Schlacht war die Folge davon. Die Delaware-Squaws behaupteten, die Schawaner-Weiber haben nicht das Recht, sich am Ufer des Flusses aufzuhalten und irgend Etwas anzueignen, und nachdem auf beiden Seiten mehre Weiber getödtet waren, wurde die Partei der Schawaners, als die schwächere, bis zu ihren Wohnungen zurückgeschlagen.

*) Cigale, Singfliege, Baumgrille, Baumheimchen, Heuschreckengrille.

Als die Krieger der zwei Stämme zurückkehrten, bereiteten sie sich auf beiden Seiten, die Beleidigung zu rächen, die ihren Weibern und Kindern angethan worden war. Die Schawanen begannen den Angriff, aber die Delawares kamen vor ihnen zum Ufer des Flusses, und widersetzten sich ihrer Ausschiffung mit aller Gewalt; sie konnte hiernach nur mit einem großen Verluste auf beiden Seiten bewerkstelligt werden, und es erfolgte eine blutige Schlacht, wobei mehre hundert Menschen auf dem Platze blieben. Durch die Verluste, die sie beim Ausschiffen erlitten, schon sehr geschwächt, sahen sich die Schawaner genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Die Folge hiervon war für sie die unmittelbare Räumung des Thales, das sie verließen, um sich mit dem Kern ihrer Nation am Ufer des Ohio zu vereinigen. Dieser Sieg hatte sehr wichtige Folgen für die Delawares, die, nachdem sie durch die Irokesen oder sechs Nationen unterjocht, und ihrer Nationalität beraubt worden waren, hierdurch den Ruf braver Krieger wieder gewannen; doch erst nach vielen Jahren widerriefen ihre alten Besieger den Beinamen Weiber, den sie ihnen gegeben hatten.

Bei der Ankunft des Grafen von Zinzendorff war die oberste Gerichtsbarkeit des Thales noch in den Händen der sechs Nationen, welche dem Grafen die Erlaubniß ertheilten, das Evangelium unter ihnen zu predigen. Eine zahlreiche Abordnung von Häuptlingen erschien vor ihm und begrüßte ihn durch eine Bewillkommnungsrede, die das beste Einverständniß unter ihnen gründete. Ein merkwürdiger Umstand trug dazu bei, ihm das Vertrauen der Einwohner zu gewinnen. Beunruhigt über die Absichten, die er bei seiner Ankunft in ihrem Lande gehabt haben möchte, beschlossen einige, ihn zu ermorden. Zinzendorff war allein in seinem Zelte; er saß auf einem Haufen von Schilfrohr, der sein Bett bildete, und schrieb, als die Mörder nahten, um ihren unheilvollen Plan auszuführen. Es war Nacht, und er hatte Feuer angezündet, um sich gegen die Herbstkühle zu schützen. Die Wärme seines Feuers hatte eine ungeheuere Klapperschlange herbeigezogen, die in das Zelt gedrungen war, und sich auf das Bein des frommen Mannes gelegt hatte, ohne daß dieser etwas davon bemerkte; außen herrschte die tiefste Stille; man hörte nur das Rauschen des Flusses, der in einer Entfernung von einer Meile durch das Felsgestein strömte. In diesem Augenblicke nahten sich die Indianer geräuschlos dem Zelte, hoben den Teppich auf, mit dem der Eingang verschlossen war, und hefteten ihre Augen auf den Grafen, der zu sehr mit dem, was er schrieb, beschäftigt war, um die eintretenden Fremden, oder die zu seinen Füßen ausgestreckte Schlange zu bemerken. Bei diesem Anblick

fühlten sich die Wilden nicht stark genug, ihr blutiges Vorhaben auszuführen; sie kehrten schleunig nach ihren Hütten zurück, und berichteten ihren Kameraden, der Große Geist beschütze den Fremden; sie haben eine dicke Klapperschlange gefunden, die auf seinen Beinen ruhte, ohne ihm einen Schaden zuzufügen. In Folge dieser Begebenheit nahmen viele Indianer das Christenthum an.

Die ersten Ansiedelungsversuche einer Colonie von Weißen im Thale von Wyoming fanden im Jahre 1753 statt. Die neuen Pflanzer waren vom Staate Connecticut ausgegangen, der Oberherrlichkeitsrechte über dieses Gebiet, in Folge einer von König Jacob I. ertheilten Bewilligung zu haben behauptete. Kaum aber hatte die Compagnie, genannt von Susquehanna, die nöthigen Anordnungen zur Bildung der Colonie getroffen, als der Staat Pennsylvanien die Behauptung aufstellte, ihm allein könne dieses Gebiet gehören, das Carl I. im Jahre 1680 an William Penn abgetreten habe; und eine andere Compagnie, die von Delaware, wurde organisirt, um hier eine Niederlassung zu bilden. Die Streitigkeiten zwischen den zwei Compagnien wurden so heftig, daß sie bald einen abgesonderten Krieg unter den beiden Parteien herbeiführten, der manches Jahr dauerte, und viel Blut kostete. Dieser Krieg währte noch zur Zeit der Revolution fort, ohne daß die gemeinschaftlichen Bemühungen der zwei Regierungen von Connecticut und Pennsylvanien die Feindseligkeit der Pflanzer zu heben vermochten. Es ist kaum zu erwähnen, daß der Bürgerkrieg eine allzu günstige Gelegenheit, dem gegenseitigen Hasse Luft zu machen bot, als daß der Streit zwischen den Pflanzern der beiden Compagnien nicht noch erbitterter hätte werden sollen.

Unter diesen Umständen entschlossen sich die Officiere, welche die englischen Truppen am Niagara befehligten, einen großen Schlag gegen die Niederlassungen des Wyoming-Thales auszuführen. Ein kleines Heer von dreihundert Weißen, angeführt von Oberst John Butler, und von ungefähr fünfhundert Indianern, wandte sich nach dieser Gegend. Am Tioga angelangt, verschafften sich Butler und die indianischen Häuptlinge Flöße, auf denen sie ihre Truppen einschifften; und, nachdem sie den Susquehanna hinab gefahren waren, stiegen sie an einer Stelle an das Land, die man die drei Inseln nennt, zogen sofort durch eine öde Gegend, und drangen in das Wyoming-Thal durch eine Oeffnung in dem Berge an seinem nördlichen Ende. Hier bemeisterten sie sich, ohne daß sie Widerstand fanden, zweier kleiner Forts, und verbrannten eines davon. Bei der Nachricht von der Annäherung der Feinde versammelten sich die Einwohner in dem Fort Guarante, das

vier Meilen weiter unten liegt, wo der Oberst Zebulon Butler sechzig Mann amerikanische Linientruppen befehligte, und eilig die Miliz aus der Umgegend zusammenzuziehen suchte. Als er dreihundert Mann beisammen hatte, beschloß er, dem Feinde entgegenzuziehen, befürchtend, er könnte Verstärkung erhalten, die jeden Widerstand unmöglich machen würde. Am 3. Juli kam es zum Treffen; die Amerikaner blieben im Nachtheile. Beinahe alle ihre Officiere kamen um; die Soldaten ergriffen die Flucht, und die Indier warfen ihre Gewehre weg, um sie mit den Tomahawes zu verfolgen, dem Ruf um Begnadigung antworteten sie mit Axthieben, und vermehrten die allgemeine Bestürzung durch das furchtbare Geschrei, das dem Kriege der Wilden so viel Schauderhaftes beimischt. Als sich die Niederlage im Thale verbreitete, flüchteten sich Weiber, Kinder und Männer in die Wälder und Gebirge, während diejenigen, welche ihr Beispiel nicht nachahmen konnten, sich im Fort Wyoming einschlossen. Die Indianer hielten nicht inne, und dachten nicht eher daran, die Beute, die sie den Besiegten abgenommen, in Sicherheit zu bringen, als bis sie des Verfolgens und Tödtens müde waren. Am Tage nach dem Treffen ergab sich das Fort Wyoming; den Einwohnern wurde das Leben zugesichert; der Commandant Zebulon Butler war allein von der Capitulation ausgenommen, aber er fand Mittel und Wege, zu entfliehen. Leider hatte der englische General nicht die Gewalt, den Vertrag durch seine indischen Verbündeten vollziehen zu lassen. Statt den versprochenen Schutz zu finden, sahen die Einwohner des Thales, wie man ihr Eigenthum zu Grunde richtete; ihre Häuser wurden verbrannt und ihre Felder verwüstet; die Familien zerstreuten sich, die Männer wurden von ihren Weibern getrennt, die Mütter von ihren Kindern gerissen, einige schleppte man in die Gefangenschaft; die meisten flüchteten sich in das Gebirge, oder es gelang ihnen nach unerhörten Anstrengungen, die Niederlassungen im Innern wieder zu erreichen. Manche starben an ihren Wunden, andere aus Mangel, wieder andere verirrten sich in der Wüste, und man hörte nie mehr von ihnen sprechen. Eine große Anzahl kam in einem weiten Sumpf in der Nachbarschaft um, der zum Andenken an diese traurige Catastrophe noch heut zu Tage „die Schatten des Todes" genannt wird.

Der Feind war indessen ebenfalls nicht unthätig auf der Seite der Gränzen von New-York gewesen. Eine beträchtliche Truppe von Indianern und Royalisten, die einen von Brant, die andern von Frey befehligt, verheerten den Bezirk von Cobles-Kill, und später hatte das Gebiet von Schoharin viel von den Einfällen der Wilden zu erdulden.

Aber dieſe fanden in einem Virginier, Namens Murphy, einen Mann, der ihnen nie Ruhe gönnte, wenn er ſie treffen konnte. Als die Friſt, für die er ſich bei dem amerikaniſchen Heere Dienſte zu thun anheiſchig gemacht hatte, abgelaufen war, blieb er in Schoharin, wo er auf eigene Rechnung Krieg zu führen fortfuhr. Er war nicht minder ausgezeichnet durch ſeinen Muth, als durch ſeine Behendigkeit und Fertigkeit im Schießen. Er bediente ſich in der Regel einer Flinte mit zwei Läufen, und wenn ihn die Indianer zwei Schüſſe hintereinander abfeuern ſahen, ohne daß er anhielt, um wieder zu laden, ſo gewannen ſie die Ueberzeugung, er trage eine bezauberte Flinte, und könne ſo oft ſchießen, als er wolle, ohne je Pulver und Blei in ſein Gewehr zu laden. Er bekämpfte die Wilden nach ihrer eigenen Methode, blieb weder an Geſchicklichkeit, noch an Schnelligkeit hinter ihnen, und je größer die Gefahr war, deſto behaglicher fühlte er ſich. Das Beiſpiel ſeiner Gegner nachahmend, ſcalpirte er die Männer, die unter ſeinen Streichen fielen, und man verſichert, er habe vierzig Indianer mit eigener Hand getödtet.

Gegen das Ende des Monats Auguſt und am Anfang des September ward der ſchöne Bezirk der Deutſchen-Ebenen von Brant in Perſon, an der Spitze ſeiner Indianer, verheert; 68 bewohnte Häuſer, 75 Scheunen, 3 Getreidemühlen, eine Sägmühle wurden mit allem Geräthe und Getreide, das ſich vorfand, verbrannt, und 235 Pferde, 229 Kühe, 269 Schafe, und 93 Ochſen weggeführt. Zum Glücke koſtete dieſer Angriff nur zwei Perſonen das Leben.

Die letzte Begebenheit des Jahres war die Expedition von John Butler und Brant nach Cherry-Valley, wo man die Schreckniſſe ſich erneuern ſah, welche das Wyoming-Thal bezeichnet hatten. Die Familie Wells, beſtehend aus Herrn Wells, ſeiner Mutter, ſeiner Frau, ſeinem Bruder und ſeiner Schweſter, dreien von ſeinen Söhnen und ſeiner Tochter, ward niedergemetzelt. Ein einziger von ſeinen Söhnen, der ſich damals in einem Erziehungshauſe in Schenectady befand, überlebte dieſe furchtbare Cataſtrophe. Im ganzen wurden 16 Soldaten und 32 Einwohner jedes Alters und Geſchlechts in Cherry-Valley getödtet. Einige andere entkamen, aber die meiſten wurden in die Sclaverei geführt. Unter den letztern befand ſich Miſtreß Campell, Gattin des amerikaniſchen Oberſten dieſes Namens. Dieſe Dame hat eine Erzählung ihrer Abenteuer unter den Irokeſen hinterlaſſen, von der wir hier einen Auszug geben.

Sie wurde nach dem Seneca-Schloſſe Kanadaſeago gebracht, wo man ſie einer indianiſchen Familie übergab, bei der ſie die Stelle eines

ihrer Mitglieder ersetzen sollte, das so eben gestorben war. Ihre Kinder, von denen eines noch in der Wiege lag, wurden ihr weggenommen, und unter mehre Familien des Stammes vertheilt. Durch ihre Geschicklichkeit in Handarbeiten wußte sie sich denen nützlich zu machen, mit welchen sie lebte, und wurde mit Nachsicht behandelt. Man legte ihr keinen Zwang an, und erlaubte ihr sogar, den von ihrer Religion gebotenen Ruhetag zu beobachten, von welchem Gebrauche die Indianer gar nichts zu wissen schienen. Ein Indianer, welcher bemerkte, daß sie Hauben trug, glaubte ihr aus Höflichkeit eine anbieten zu müssen, die ganz zerschnitten und mit Blut befleckt war. Da sie das Geschenk nicht auszuschlagen wagte, nahm sie es zitternd in die Hand, und da sie es näher untersuchte, gewahrte sie mit Schrecken, daß es der liebenswürdigen Gefährtin ihrer Jugend, der unglücklichen Jane Wells, gehört hatte.

Kehren die Irokesen von einem Zuge zurück, der günstig für sie abgelaufen ist, so pflegen sie einen Danksagungstanz aufzuführen, der einige Aehnlichkeit mit einer religiösen Ceremonie hat. Kurz nach ihrer Ankunft in Kanadaseago hatte Mistreß Kampbell Gelegenheit, der Feier eines Festes dieser Art, zu Ehren des letzten Sieges, beizuwohnen, von dem sie selbst eine der Trophäen war. Ein großer Rath ward zu diesem Ende zusammenberufen, und man traf Vorbereitungen, um die Feierlichkeit der Größe des Ereignisses entsprechend einzurichten, das dazu Veranlassung gegeben hatte. Als die Anordnungen vollendet waren, versammelten sich die Krieger mitten im Dorfe, wo man das große Feuer angezündet hatte. Sie waren durch rothe und schwarze Schminke abscheulich entstellt, und begannen ihre wilden Feste mit Gesängen, in denen sie ihre Thaten und die ihrer Voreltern beschrieben, wobei sie sich tobend, brüllend, in gräßlichem Geschrei sich überbietend, nach und nach bis zum höchsten Grade der Begeisterung erhoben. Sie schwangen ihre Messer und Streitärte, und nahmen drohende Stellungen an, bei denen jedem, mit ihren Sitten unbekannten Zuschauer die Haare sich gesträubt haben möchten. Es war dießmal kein Feind da, den man hätte foltern oder mit der Todesmütze schmücken können; aber die Gefangenen wurden im Triumphe herbeigeführt, und die Scalpe in Procession vorgetragen, wie man bei civilisirten Völkern die dem Feinde abgenommenen Fahnen trägt. Das Geschrei des Scalpes, oder wie man es zuweilen nennt, das Hola des Todes, wurde für jeden Scalp und für jeden Gefangenen ausgestoßen. Dieser Schrei ist der furchtbarste von allen, die ein Indianer hervorzubringen vermag, und in Betracht der vielen getödteten Feinde ertönte er sehr oft in dieser Versammlung. Die Ceremonie endigte mit Opferung eines weißen

Hundes, die eingesammelten Opfergaben wurden in das Feuer geworfen, wonach man den Hund auf den Scheiterhaufen legte und briet. Eine Festlichkeit, wobei das Fleisch dieses Thieres verzehrt wurde, machte dieser wilden Feier ein Ende.

Mistreß Campbell wohnte ebenfalls dem größten Feste der Indianer, dem der Danksagung und des Ablasses der Sünden bei, wobei die Hunde auch eine große Rolle spielen. Die Senecas und andere Stämme versammelten sich, um dieses Fest kurz vor dem Neumond des Monats Januar zu feiern; die Ceremonien werden hierbei mit vollkommener Einigkeit, mit Anstand und Ordnung unter der Leitung einer, besonders zu diesem Ende ernannten Commission ausgeführt. Dieses große Fest dauert neun Tage; am ersten Tage wurden zwei weiße Hunde ohne Flecken oder Fehler erdrosselt, und vor der Thüre des Rathssaales, in einer Höhe von zwanzig Fuß aufgehängt. Man muß besonders Sorge tragen, keinen Tropfen Blutes bei der Tödtung zu vergießen, sonst würden die Hunde nicht mehr als Opfer taugen. Als diese Thiere getödtet waren, und ehe man sie aufhängte, bemalte man ihnen die Schnauze, den Rand der Ohren, und einige andere Theile des Körpers mit rother Farbe. Sie wurden dann auf eine seltsame Weise mit Bändern und Blumen geschmückt, um sie in den Augen der Indianer so schön als möglich erscheinen zu lassen. Nachdem ihr Putz vollendet war, hängte man sie auf, und die Spiele begannen. Im Verlaufe des ersten Tages wurden alle Wohnungen der Stadt von den Commissären besucht; jeder war mit einer Schaufel versehen, deren er sich bediente, um Asche und Kohle von den Heerden zu nehmen, und in den Wind zu streuen. So wurde alles Feuer in allen Wohnungen ausgelöscht, um von jungfräulichen, dem Feuerstahle entlockten Funken wieder entzündet zu werden. Ein Flintenschuß gegen die Thüre jeder Wohnung kündigte nach und nach an, daß das Feuerreinigungswerk vollführt werde, und diese Ceremonie endigte die Arbeiten des ersten Tages. Die des zweiten begannen mit einem von den Commissären ausgeführten Tanz, wonach dieselben Commissäre, in Bärenfälle gekleidet, in allen Wohnungen mit Körben umhergingen, um darin Almosen zu sammeln; sie nahmen Alles an, was man ihnen bot, hauptsächlich aber Tabak. Zwei oder drei Tage widmete man der Einsammlung dieser frommen Gaben. Im Rathssaale versammelt, belustigte sich das Volk während dieser Zeit mit Tanzen und anderen Vergnügungen. Am fünften Tage fügten die Festordner ihren Bärenhäuten Masken bei, und durchliefen, so ausgestattet, die Straßen der Stadt, mit Schmutz bedeckt, und nach allen denen werfend, die dem in

dem Korbe Enthaltenen etwas beizusteuern sich weigerten. Während sie dieses Geschäft besorgten, glaubte man von ihnen, sie nehmen in ihren Körpern alle Sünden auf, so zahlreich, und welcher Art sie auch seyn möchten, die von ihrem Stamme im Verlaufe des vorigen Jahres begangen worden waren.

Am neunten Tage des Festes gingen alle Sünden der Nation, nachdem sie auf diese Weise eingesammelt waren, von den Körpern der verschiedenen Mitgliedern der Commission in den eines einzigen von ihnen über. Die Hunde wurden sodann abgehängt, und durch eine andere Ceremonie gingen alle ungerechten Handlungen der Nation in ihre Leichname über; diese wurden sodann auf einen Altar von Holz gebracht, man legte Feuer daran, und die Opferer schürten es an, indem sie in die Flammen Tabak und allerlei Rauchwerk warfen, von dem man glaubte, es steige sein Wohlgeruch zum Großen Geiste empor, und sey ihm angenehm. Nachdem das Opfer gebracht war, nahmen alle Anwesenden an einem Mahle Theil, dessen Hauptgericht Sumatash war. Dann folgten Kriegs- und Friedenstänze und das Rauschen der Friedenspfeife. So erfrischt und von der Sündenlast befreit, im Frieden mit dem Großen Geist und mit sich selbst, kehrten die Krieger nnd ihre Familien in die Häuser zurück, zur Arbeit und zur Erfüllung der Pflichten bereit, die ihnen das neue Jahr auferlegen würde. Die Häuptlinge hatten während des Festes sorgfältig die Politik durchgangen, die bis dahin von ihnen befolgt worden war, und diejenige festgestellt, welche sie für die Zukunft zu beobachten gedachten.

Als der Vorschlag zur Auswechslung von Gefangenen gebilligt wurde, begab sich der Oberst Butler nach dem Fort der Senecas, um wegen der Befreiung von Mistreß Campbell zu unterhandeln. Die Familie, mit der sie lebte, widersetzte sich ihrer Entlassung, aber nachdem ein Rath gehalten war, gab sie den Bitten des Obersten nach. Da man sie indessen durch Vertrag einer indianischen Familie überlassen hatte, zu der sie sich eben begeben sollte, so mußte man, ehe sie abreisen konnte, auch die Beistimmung dieser Familie erhalten. Der alte König der Senecas, Guyanguahta, der ihr in Freundschaft zugethan war, begab sich zu dieser Familie. Es gelang ihm, die Sache in Ordnung zu bringen, und Mistreß Campbell wurde nach Niagara geführt. Guyanguahta, der zum Kämpfen zu alt war, hatte keinen Theil an den letzten Zügen genommen. Der ehrwürdige Sachem schien sehr günstig gestimmt, und sagte der schönen Gefangenen beim Abschiede in freundlichem Tone: „Ihr seyd im Begriff, in Eure Heimath und zu Euren Freunden zurückzukehren, ich freue mich darüber. Ihr wohnt viele Tagreisen von hier. Ich bin ein Greis, und weiß nicht, ob ich das Ende des Krieges erleben werde; lebe ich noch, so werde ich Euch besuchen.“ Mistreß Campbell langte im Monat Juni **1779** in Niagara an; aber erst im folgenden Jahre, zu derselben Zeit, konnte sie Niagara verlassen, um nach Montreal zu reisen, von wo aus sie an ihren Wohnort zurückkehren sollte. Da die Indianer indessen genöthigt worden waren, sich in das Fort zurückzuziehen, so erhielt sie drei von ihren Kindern wieder. Das vierte wurde ihr in Montreal wieder gegeben.

Die canariſchen Inſeln.

(Fortſetzung der Auszüge aus dem Werke: **Histoire naturelle des Iles Canaries par MM. Barker-Webb et Sabin-Berthelot.**)

II.

Reiſe nach den Canarien. — Santa-Cruz.

Im December 1819, einem Winter, der auch damals im ſüdlichen Frankreich ſehr ſtreng war, ſchiffte ich mich in Marſeille ein, um eine lange Reihe von Jahren auf den Canarien zuzubringen, fuhr bei den Küſten von Spanien vorbei, und paſſirte nach einer kurzen Reiſe den Kanal von Gibraltar. Dieſe Meerenge gewährt ein ſonderbares Schauſpiel. Die Fluth des Oceans ſtürzt ſich dort gleichſam in einen Abgrund, kocht und ſchäumt, bis das Mittelmeer allmählig die hereindringenden Waſſer ſich unterworfen hat, oder, wie die Griechen es nannten, bis der Okeanos in den Armen ſeiner Tochter ſchlummert. Der Ausdruck iſt bezeichnend. Ueberhaupt bietet die kurze Strecke, die man durchfährt, eine auffallende Abwechslung des Schauſpiels. Früher Marineofficier unter dem Kaiſerreich, hatte ich die Straße nie paſſirt, und wurde durch den ſchnellen Wechſel der Meere überraſcht. Das Mittelmeer hat ſeine Launen; ſtets iſt die Oberfläche bewegt, und die Seiten des Schiffes erſchallen vom Wellenſchlag; Ebbe und Fluth wird kaum bemerkt; mit jedem Augenblicke wechſeln die Anſichten, hier berühmte Cays, dort blühende Städte, dort unſterbliche Erinnerungen. **Tot oppidûm cadavera!** Dann wieder lange, mit Seegras bedeckte Küſtenflächen, überall Häfen für Augenblicke der Noth. Der Ocean dagegen hat ſeine regelmäßigen Winde, ſeine Ebbe und Fluth, beſtimmte, unveränderliche Geſetze. Bei ihm iſt Alles erhaben, der Sturm furchtbar majeſtätiſch und anhaltender, die Windſtille unheilvoll und impoſant;

die Wogen kommen breiter und höher, heben die Schiffe auf ihre Spitzen, und lassen sie gleichsam in Abgründe hinabgleiten. Der Eindruck des Unermeßlichen wird von jedem empfunden werden; die Seele begeistert sich, und wird von einem Gefühle durchdrungen, das sicherlich Niemand mit Worten wird beschreiben können. Zuletzt aber wird der Anblick des Oceans dennoch einförmig; der Mensch sieht sich verlassen in der ungeheueren Einsamkeit, und läßt den unruhigen Blick auf einem Horizont ohne Grenzen schweifen. Sich selbst überlassen, hängt er inmitten des ihn umringenden Schweigens tausend Gedanken nach, und sein Herz seufzt nach dem Anblick des Landes.

Wir hatten guten Wind, Afrika's und Spaniens Küsten flogen weiter, und waren bald unserem Blick verschwunden. Das Schiff eilte schnell dahin, und bald begrüßten die Matrosen mit lautem Zuruf die Küsten von Madeira, dem Vaterlande des herrlichen Weins. Der Anblick ist herrlich; die Schnelle unserer Fahrt erlaubte uns jedoch kaum, die einzelnen Theile des Panorama's in's Auge zu fassen. Die Küste ist steil, oft von Spalten zerrissen; fruchtbare Gärten und Weinberge, terrassenartig auf den Höhen angelegt, Pics mit Vegetation bedeckt, und wieder andere, die sich wie gigantische Ruinen in sonderbaren Formen emporhoben, alles dieß wechselte mit der Schnelle eines Vogelflugs, und ließ mir den Eindruck eines schönen Traumes zurück. In einer Stunde legten wir neun Seemeilen zurück; jeder Augenblick bot uns einen andern Anblick, endlich hatten wir die Insel hinter uns, und waren von dem Ziel unserer Reise nicht mehr weit entfernt. Am andern Morgen wollten wir in Teneriffa ankern. Der Wind blieb uns günstig; deßhalb beschloß der Capitän, zuerst noch in Lancerote anzulegen. Allein dieser Entschluß wäre uns beinahe theuer zu stehen gekommen. Während der Nacht nahm der Wind allmählig ab, und endlich trat eine vollkommene Windstille ein. Das Schiff blieb unbeweglich, und entsprach nicht länger den Manövern des Steuermanns; die Segel hingen schlaff an den Masten; die Wogen schlugen mit dumpfem Ton an die Wände. Am nächsten Tage herrschte dieselbe Stille. Unsere Matrosen saßen rauchend auf den Rahen; andere sammelten sich um einen Possenreißer, andere näheten an ihrer Wäsche. Das Dunkel brach herein, und die Windstille dauerte noch immer fort. Ein Wehgeschrei weckte mich. Alle standen in höchster Bestürzung auf dem Verdeck. Die Strömung des Oceans, in diesen Gegenden nach Osten gerichtet, hatte uns dicht vor die große Küste hingezogen. Vor ihr erblickten wir Klippenriffe. Die bestürzte Mannschaft starrte mit Schaudern das ungastliche Ufer an. Der Capitän ließ Anker werfen, allein diese faßten keinen Boden. Mauren, die unsere Noth erblickten, strömten auf dem Ufer zusammen, und verkündeten unser Schicksal, Tod oder Sklaverei, durch feindliches Geheul, und durch Bewegungen einer wahnsinnigen Freude. Die Schaluppe ward ausgesetzt, allein alle Bemühungen der Matrosen konnten den Strom nicht bewältigen. Nur noch einige Minuten, und wir geriethen an die Felsen, als plötzlich ein leichter Wind die Segel schwellte. Zugleich erblickte man Dünste am nördlichen Horizont. Bei diesem ersten Anzeichen eilte die Mannschaft zu ihren Manövern. Das Meer begann sich zu bewegen, der Wind ward stärker, die Segel schwellten sich, und wir flogen davon. Es war die höchste Zeit: die Mauren ließen ein Geheul der Verwünschung vernehmen; in ihren Bewegungen schien sich Wahnsinn zu äußern, als sie

so ihre Beute entwischen sahen. Unsere Matrosen überließen sich der ausdruckvollsten und ausgelassensten Freude. In dem Augenblicke war Alles erlaubt. — Der Capitän besorgte, auf's Neue in der Gegend von Lancerote in eine Windstille zu gerathen. Er steuerte deßhalb auf Teneriffa zu.

Am nächsten Morgen erblickten wir den Pic von Teyde. Sein weißer Gipfel ragte zuerst allein hervor, während Wolken seinen Fuß umlagerten, und uns den Anblick der übrigen Inseln noch verhüllten. Der Ausruf „Land!" ertönte bei Allen, es war aber nicht ein unheilvoller des Schreckens und der Furcht. Afrika war mit seinen wilden Horden und seinem ungastlichem Gestade nicht mehr zu fürchten, sondern wir schauten die schöne Teneriffa, gleichsam das Carawanserai der Schiffer des Oceans, die ersehnteste der glückseligen Inseln. Man muß eine solche Scene erlebt haben, um ihren Eindruck begreifen zu können. Nach einer langen Fahrt, besonders wenn Gefahr überstanden ist, wird im Augenblick jede Feindschaft vergessen. Die Seele, durch Einförmigkeit des Seelebens niedergedrückt, findet alle ihre Kraft wieder, und kann die Freude nicht unterdrücken. Alle strömen auf's Verdeck, umarmen sich, wünschen sich Glück.

Gegen Mittag hatten wir das Vorgebirge Arago umschifft, und segelten in die Bai. Rings erblickten wir Schluchten, mit dunkeln Euphorbien, im Hintergrunde auf flacher Küste Santa-Cruz mit den weißen Häusern, und den ersehnten Kirchthürmen. Nach einer Stunde ankerten wir am Hafendamm, nicht weit von der Alameda *), wo zahlreiche Gruppen Spaziergänger, mit Frauen untermischt, im Schatten wandelten.

Vierzehn Tage war ich bereits in Santa-Cruz gewesen. Wir befanden uns noch im Anfang Februars, und schon empfand man die Nähe der tropischen Sonne. Ihr Einfluß belebt Alles in diesem glücklichen Clima; die Seele fühlt größere Kraft, elektrische Bewegung entzündet die Einbildungskraft; die Gedanken sind heiterer, und stimmen das Herz zur Freude. Mit Entzücken genießt man das herrliche Clima und die schöne Luft. Viera, der Geschichtschreiber der Canarien, gibt folgende Beschreibung vom Clima seines Vaterlandes, wozu ich Nichts hinzufügen kann:

„Kaum hat der März begonnen, so steht die Erde in voller Pracht; eine laue Wärme hat die Natur bereits belebt, und die Vegetation dringt mit außerordentlicher Schnelle hervor. Zwar wehen alsdann Stürme, und führen Nebel aus nördlicher Richtung herbei, allein die Dünste lagern sich um die Berggipfel, fallen in Regen nieder, und erquicken den Pflanzenwuchs. Auch dauert der Wind nur kurze Zeit; in Kurzem ist die heitere Ruhe der Luft wieder eingetreten. Dann wird der Gesang der Vögel melodischer; die Blumen duften stärker; Wälder, bebaute Felder, wilde Kräuter hauchen Wohlgerüche, die so weit über die See dringen, und dem Schiffer die Nähe glücklicher Inseln verkünden."

„Der Sommer ist nicht minder lieblich. Seewinde mäßigen seine Gluth; die Hitze der Hundstage, jene furchtbare Geißel großer Ebenen, ist auf unseren Küsten unbekannt. Jedoch muß ich gestehen, im Anfange des Herbstes haben wir oft unangenehme Tage, wenn der Harmatan

*) Spaziergang.

weht; dieser Wind der Wüste bringt zu uns herüber, von den furchtbaren Ebenen der großen afrikanischen Wüste, allein die glühende Hitze der Sahara ist bereits durch die Küste des Oceans gemildert, und unsere Berge brechen die Gewalt des Sturmes der Wüste. Wir ertragen ihn, ohne uns zu beklagen, wenn Dürre (was sehr selten geschieht) und Heuschrecken nicht in seinem Gefolge sind. Allein das Erscheinen dieses Südostwindes ist auch gewöhnlich noch mit Vortheilen begleitet. Die plötzliche Hitze, mit unserer Atmosphäre kämpfend, erzeugt Gewitter; Dünste, die der Ocean uns zuführt, oder die von unsern Wäldern erzeugt werden, lagern sich auf unsern Bergen, stürzen in Regenströmen herab, und erfrischen Boden und Luft. Nur im Herbst und Winter wird mitunter das Gleichgewicht unserer Atmosphäre durch Stürme gestört.

Erblickt man den Schneegipfel unseres Teyde, so sollte man glauben, unser kurzer Winter pflege nicht so ganz mild zu seyn. Allein man begebe sich in unsere bebaute Thäler, wo man weder Frost noch Schnee kennt, und man wird sicherlich seine Meinung ändern. Herrscht um die Zeit auf den mittleren Höhe ein mildes Clima, so braucht man die Lieblichkeit der Küsten wohl nicht zu erwähnen.

Ich konnte diese Temperatur nicht genug genießen. Dem Frost Europa's war ich entflohen, und hatte in weniger als zwei Wochen den Winter sich in den schönsten Frühling verwandeln sehen. Meine Reise schien mir ein Traum. Nach einem schönen Tage ging ich beim Mondschein aus, um die Frische der Luft zu genießen. Es war Carneval. Gruppen schöner Frauen eilten zum Schlosse S. Christobal, wo der Gouverneur ein Fest gab. Geschmückte und galante Caballeros folgten ihnen auf dem Fuße; überall herrschte Freude; die Musik des Fandango tönte in einer Menge von Häusern und auf den Straßen, Guitarrenspieler umschwärmten die Balkons. Eine muntere Schaar begegnete mir auf der Straße, die zum Schlosse führt. Nie sah ich etwas Groteskeres; eine Schaar Theaterliebhaber wollte den Amphitryo von Molière, in castilianische Verse durch einen Canarier übersetzt, darstellen; ein solches Schauspiel verdiente wohl gesehen zu werden. Santa-Cruz hat kein Theater. Nur im Carneval wird von Liebhabern ein sehr tragisches Drama, oder eine Posse (Saynete) gespielt. Alsdann legt jeder Hand an's Werk. Alle Garderoben der Stadt werden in Contribution gesetzt; Bäume werden aus den Wäldern herbeigeholt, um im Nothfall auf der Bühne zu figuriren; nach mehren Wiederholungen setzt sich die Gesellschaft mit Musik an der Spitze in Bewegung, und spielt gewöhnlich nacheinander in drei oder vier Häusern. Die Schauspieler aus dem Stegreif luden mich ein; wie hätte ich widerstehen könnnen, da Amphitryo selbst die Bitte wiederholte, ich folgte. Nach dem Beispiele Jupiters, bot ich der Alemene meinen Arm, und trat unter die Götter; Merkur und die Nacht gingen unter Scherzen voran; Sosia und Acanthis schlossen die Reihe hinten drein; Musikanten, mit allem Zugehör des Dramas, folgten. Der Zug ward immer bedeutender, bis wir endlich Merkur in den Pallast des Gouverneurs absandten, um unsere Ankunft zu verkünden. Sogleich entstand dort eine Revolution unter den Tanzenden; alle Paare drängten sich in die eine Hälfte des Saales zusammen, und sogleich wurde ein Theater improvisirt. Grenadiere hielten die Stäbe, woran Vorhänge als Coulissen dienten, und die Vorstellung begann. Ich muß gestehen, die Parodie Molières ward

mit Witz gegeben, und der Ueberſetzer hatte ein Wunder vollbracht. Die Schönen von Santa-Cruz hatten ſo viel Artigkeit von heidniſchen Gottheiten nicht erwartet, in der Intrigue lag ſtets mehr als in dem ſonſt ihnen gewöhnlichen Saynete; neben Molieres Phantasmagorie begriffen ſie ſehr wohl die merklichen Dinge; die Ausgelaſſenheit der Ausdrücke, oder wie die Spanier ſagen die Bravour des Styls (**Braveza del estilò**) erhielt ungemeſſenen Beifall, und Soſia erweckte Thränen, d. h. beim Lachen.

Nach der Vorſtellung begann der Tanz. Ich betrachtete einige Augenblicke jene leidenſchaftlichen Tänze, worin die Canarier eben ſo ausgezeichnet ſind wie die Spanier, und folgte dann der Truppe, welche anderswo ihre Vorſtellungen geben wollte.

In Kurzem ſtand ich vor dem alten Schloſſe San Chriſtobal; die Schauſpieler trennten ſich von mir, und ich umwandelte die, nach gothiſcher Art, mit Zinnen geſchmückten Ringmauern. Bei dieſem Schloß iſt mancher Kampf geliefert worden. Die Guanches waren **1493** noch Herren von Teneriffa, als fünfzehn Kriegscorvetten **1000** Mann Infanterie und **120** Reiter ausſchifften. Der Führer, Don Alonzo de Lago, genannt der Adelantado, ſtieg zuerſt an's Land, und pflanzte ein Kreuz in dem Sande auf. Dieß Kreuz gab der Stadt den Namen. Lago ließ Verſchanzungen aufwerfen, und drang in das Innere. Allein die Guanches ſtürmten zu widerholten Malen, nahmen das Bollwerk zwar nicht ein, allein Lago hielt die Vertheidigung für unmöglich, ſegelte wieder ab, holte Verſtärkungen aus der großen Canaria, landete wieder an demſelben Ort, erneuerte die Schanzen, und ließ ſpäter das Schloß San Chriſtobal erbauen, das jedoch erſt **1579** in der jetzigen Geſtalt vollendet ward.

1657 war das Schloß Zeuge eines gewaltigen Kampfes. Der große Seeheld der engliſchen Republik Blake, führte eine jener Unternehmungen aus, in denen der Erfolg die Verwegenheit wieder ausglich. Die Silberflotte hatte im Hafen angelegt. Blake lief ein, und lieferte, *unter den Batterien des Forts*, den Spaniern eine Schlacht, worin er ihre Flotte vernichtete, das Admiralſchiff mit der Familie des Gouverneurs flog auf. Keine Barke blieb den Spaniern übrig. Vor der Schlacht war aber der Schatz bereits ausgeſchifft, und Blake hatte wenigſtens den Aerger, daß die Silberbarren, wegen deren er die ganze Unternehmung gemacht hatte, ihm entgingen.

1706 drangen ſechs engliſche Linienſchiffe in den Hafen ein, und begannen zu bombardiren. Damals wüthete der Erbfolgekrieg auf der Halbinſel. Die Engländer hatten die Silberflotte bei Vigo verbrannt oder genommen. Catalanien, Valencia, Arande, ein Theil von Caſtilien waren in der Gewalt des Kronbewerbers Carl; da Santa-Cruz nicht genommen werden konnte, ſandte der engliſche Admiral Henning's einen Parlamentair in die Feſtung, und ließ dem Gouverneur Ayala jene Nachrichten ertheilen. Die Antwort war: „Wenn Philip V. ganz Spanien verloren hat, ſo bleiben ihm die Canarier treu.“ Der engliſche Admiral ſegelte ab. — Ich glaube gegenwärtig würde daſſelbe hinſichtlich der Königin Iſabella der Fall ſeyn, im Fall Don Carlos die Halbinſel erobern ſollte.

Ich ſtand, an dieſe Ereigniſſe denkend, auf dem Platze vor dem Caſtell, und betrachtete die ſchöne, marmorne Bildſäule der Jungfrau de la Candelora, der Schutzpatronin der Canarier, welche denſelben

ziert. Sie steht auf einem Obelisk, auf dessen Fuß vier andere Statuen der Fürsten von Teneriffa sich befanden, welche ihre Landsleute verließen, und zu Lago übergingen. Sie tragen eine Tunica von Ziegenfell, halten in der Hand den königlichen Stab, und blicken zum Himmel. So hat der Meißel die Gestalten der Männer verewigt, welche die Unterjochung der Guanches bewirkten; den Helden, welche die Unabhängigkeit vertheidigten, hätte man einen Monument errichten sollen, vor Allem dem Tapferstern der Guanches, Berchores, der die Spanier öfter besiegte, der zuletzt sich ergab, und den Lugo, ungeachtet eines Vertrags, in Ketten warf. Jene vier Fürsten, die der Marmor dargestellt, waren nicht weniger unglücklich. Sie lebten in Schmach, man mißhandelte sie als frühere Herrscher, und zuletzt hat der Meißel ihren Verrath verewigt.

Mein Sinnen wurde durch lärmende Stimmen unterbrochen. Am vergangenen Tage hatte eine englische Fregatte in dem Hafen angelegt. Die Officiere derselben waren bei dem Feste des Gouverneurs gewesen, und kehrten davon entzückt nach ihrem Schiffe zurück. **Delightfull Ball! Fine women! what eyes!** (entzückender Ball! Schöne Frauen! welche Augen!) ertönte in einem Chor von Ausrufen. Ein alter Lieutenant stammelte dazwischen **capital Punch!** (vortrefflicher Punsch), und lavirte dabei in seinem Gange. Ich ließ den Großbritannischen Generalstab vorbeipassiren, und ging auf die Alameda, einen Garten im Maurischen Geschmack an der Küste, zu, den die Frische des Meeres angenehm kühlt. Er war einsam. Ich näherte mich dem Hafendamm. Die englischen Officiere standen dort, und erwarteten das Boot, das sie auf ihre Fregatte bringen sollte. Ihre Stimmung hatte sich sehr geändert, denn sie war sehr ernst geworden. Alle hörten mit Aufmerksamkeit einer Erzählung des alten Lieutenants zu. Ich vernahm das Wort Nelson, und hörte bald darauf! **The shot kame from that Bastion!** (der Schuß kam von jener Bastion.) Der alte Seemann hatte Recht. Auf dem Orte, wo die Briten standen, hatte am **25.** Juli **1797** ein heftiger Kampf gewüthet, und ein Kanonenschuß aus der Schanze, worauf der Lieutenant zeigte, der Bastion von S. Piedro, hatte den gewaltigen Kriegsgott Großbritanniens auf dem Hafendamme verstümmelt. Nelson wollte nämlich mit der Verwegenheit britischer Admirale nicht allein Blakes Beispiel nachahmen, sondern es noch übertreffen. Die Silberflotte hatte ihn ebenfalls angezogen; die Schätze waren aber in die Stadt gebracht. Somit wollte er den Ort nehmen, und ließ mit einer unverhältnißmäßig geringen Zahl Schiffe die Forts beschießen. Dann ließ er seine Marinesoldaten landen; unter dem heftigsten Feuer wurde der Hafendamm genommen, und die Forts gestürmt. Nelson, der, wie alle seine Collegen, es für einen Ehrenpunkt hielt, da gegenwärtig zu seyn, wo die Gefahr am stärksten war, stieg an's Land, und wollte die Marinetruppen und Matrosen, letztere mit Pistolen und Hirschfängern bewaffnet, beim Angriff auf die Stadt, anführen. Allein dieß kam ihm theuer zu stehen. Eine Kanonenkugel zerschmetterte ihm den Arm; er wurde besinnungslos auf sein Admiralschiff zurückgebracht. Ein Theil der gelandeten Truppen gerieth durch den Fall des Admirals bestürzt in Unordnung; wäre derselbe vom Glück begünstigt, unverwundet geblieben, so hätten die Engländer Santa-Cruz genommen. Ein Theil der Truppen, der auf einem andern Punkte gelandet war, drang nämlich in die Stadt; da er nicht unterstützt wurde,

beſetzte er das Kloſter San Dominico, und vertheidigte ſich ſo lange, bis ihm der Gouverneur eine ehrenvolle Capitulation ertheilte, nach welcher die Engländer auf ihre Flotte zurückkehrten. — Nelſon übrigens hatte noch ein anderes Unglück, neben dem Verluſt ſeines Armes. Er erhielt von der Admiralität einen ſtrengen Verweis, über ſeine verwegene Unternehmung. Hätte er Santa-Cruz genommen, ſo würde er wahrſcheinlich ſchon damals die Pärie erhalten haben, die ihm wegen ſeiner eben ſo verwegenen aber glücklicheren Manöver bei Abukir zu Theil wurde.

Der alte Lieutenant freute ſich, als ich hinzutrat, und als ehemaliger napoleoniſcher Marine-Officier ſeiner Erzählung aufmerkſam zuhörte. Der Nationalhaß hatte damals aufgehört. Der Bericht war beendet, als das Boot landete; die Engländer, wahrſcheinlich nur an die Unternehmung Nelſons denkend, ſtiegen in ernſter Stimmung ein; nach einem Pfeifen wurden die Ruder bereit geſetzt; nach einem zweiten Pfeifen bewegten ſie ſich ſämmtlich auf einmal; das Boot flog ſchnell davon, und hinterließ einen langen, phosphoreszirenden Lichtſtreifen. Ich ſtand allein; der Mond war untergangen, und es ſchlug vier Uhr Morgens. Somit war es Zeit, nach Hauſe zu gehen. Kaum hatte ich die Stadt betreten, ſo begegnete ich meinen ſchlaftrunkenen Bekannten, Jupiter, Amphitryo, der Nacht, Merkur u. ſ. w. Die Morgenröthe brach an.

„Nacht, ſchlafe wohl!

Adieu Merkur!“

Feuilleton.

Notizen.

— Die Nachrichten aus dem englichen Westindien über die Folgen der gänzlichen Freigebung aller Neger, lauten höchst günstig, so daß auch die sogenannten Alarmisten, welche Aufstände der Schwarzen oder wenigstens den Ruin aller Colonien als gewiß voraussagten, gegenwärtig ihre Sprache ändern. Im September waren bereits die Schwarzen in den meisten Distrikten Jamaica's zur Arbeit zurückgekehrt. Der Gouverneur Sir Lionnel Smith hatte alle Distrikte der Insel bereist, und seinen Bemühungen ist es gelungen, die Neger, an die er sich überall persönlich wandte, zur Arbeit zurückzuführen. Der Lohn betrug täglich einen Schilling acht Pence. Nur in dem Distrikt Dunimane blieb die Arbeit arg liegen; im Monat October kam aber auch hier eine Vereinigung der Neger mit den ehemaligen Herren zu Stande. Somit hat sich die Besorgniß der Alarmisten, deren Vorhersagungen hauptsächlich Jamaica betrafen, durchaus nicht bestätigt. Daß übrigens einzelne Streitigkeiten zwischen Grundbesitzern und Negern in Betreff des Lohns mitunter vorfallen, liegt in der Natur der Dinge. Eben so günstig lauteten die Nachrichten aus Barbados, Trinidad, Sainte-Lucie und Grenada. Nur in Demerary gab es noch einige Distrikte, wo die Neger die Arbeit verweigerten, wobei sie übrigens die öffentliche Ruhe nicht störten. Der Gouverneur hatte deßhalb die Hauptstadt verlassen, um den Versuch zu ma-

chen, die Neger durch perſönliche Ueberredung wie in Jamaica und früher in Barbados zu einem andern Verfahren zu ſtimmen. Ueberhaupt ſcheint der Uebergang der Farbigen zur Gleichſtellung mit Europäern auf friedliche Weiſe in den engliſchen Beſitzungen zu geſchehen. So haben die ſchon früher freien Farbigen in der Hauptſtadt von Jamaica bei den Wahlen zur Colonialverſammlung die Mehrheit; die Wahlen der Colonialparlamentsglieder ſind übrigens dadurch nicht anders ausgefallen, wie früher. Aus dem franzöſiſchen Weſtindien, wo bekanntlich die Sklaverei noch in voller Kraft beſteht, lauten dagegen die Nachrichten auf andere Weiſe. Häufig werden Unordnungen und Gewaltthätigkeiten der Schwarzen gegen ihre Herren berichtet.

— Die letzten Nachrichten von Capitän d'Urville, welcher auf Befehl der franzöſiſchen Regierung die Welt umſegelt, ſind vom Cap Horn. Er behauptet, weiter nach dem Südpol vorgedrungen zu ſeyn, wie irgend ein Anderer ſeiner Vorgänger, und eine nur aus Felſen und Eisbergen beſtehende Küſte entdeckt zu haben, der er den Namen Louis Philippe ertheilt hat.

— Die engliſche Regierung hat der Colonie von Botany Bay eine Verfaſſung bewilligt. Dieſe iſt bereits in's Werk getreten, denn im Mai iſt die erſte Colonialverſammlung, beſtehend aus einem Ober- und Unterhaus, erſteres vom Gouverneur, letzteres durch Wahl ernannt, zuſammengetreten und hat ſeine Berathungen begonnen, der Gouverneur eröffnete dieſelbe mit einer kurzen Rede, worin er vor Allem Beſchlüſſe und Maßregeln zur größeren Ausdehnung der Coloniſation anempfahl, welche das Mutterland in mannigfacher Hinſicht unterſtützt. Ueber die Berathungen ſind noch keine Nachrichten in Europa angelangt.

— In Guyana kam beim Zuſammentritt der Aſſiſen unlängſt der Fall vor, daß einer der durch das Loos beſtimmten Geſchwornen, Namens Leblond, ſeine Mitwirkung verweigerte, er gab als Hauptgrund dieſer Weigerung an: Mein Gewiſſen verbietet mir, an irgend einem Spruche Antheil zu nehmen, in Folge deſſen die Todesſtrafe ausgeſprochen werden könnte, meine Ueberzeugung aber, in Bezug auf dieſe, ſteht unerſchütterlich feſt, nichts ſoll mich bewegen, ihr ungetreu zu werden, ſie wird bis zum Grabe mich binden. Da unter den Proceſſen, über die wir zu urtheilen berufen ſind, einer der Art iſt, daß höchſt wahrſcheinlich Todesſtrafe erkannt werden muß, ſo kann und darf ich nicht Theil an den Verhandlungen nehmen.

Der Gerichtshof ließ indeſſen dieſe Ablehnung nicht gelten, und verurtheilte den gewiſſenhaften Geſchworenen, vorzüglich in Anbetracht, daß dieſe Erklärung einen Angriff auf die in Frankreich und den Colonieen beſtehenden Geſetze enthalte, zu einer Geldſtrafe von zweihundert Franken.

Uebrigens kommen derartige Weigerungen, über Leben oder Tod eines Mitmenſchen zu verfügen, in Cayenne und Demerary häufig vor. Es ſind faſt immer Mulatten und Farbige, die dieſe Gewiſſensſcrupel haben, Europäer ſind weit freigebiger mit dem Leben Anderer.

— In Amboina hat, nach Nachrichten aus Java, die Cholera im verfloſſenen Jahre fürchterlich gewüthet. Von 11,700 Einwohnern ſind bis Ende Juli 2400 geſtorben; darunter befanden ſich 253 Europäer oder Nachkommen derſelben und 761 chriſtliche Eingeborene. Im Laufe des Auguſts hatte die Krankheit jedoch ſehr nachgelaſſen.

— Vor die Aſſiſen von Vermont in den vereinigten Staaten von Nordamerika wurde kürzlich ein Individuum Namens Henry Lovell geſtellt, der angeklagt war, zum zehnten Male geheirathet zu haben, während ſeine neun andern Frauen noch lebten.

— Alle Berichte franzöſiſcher Blätter ſtimmen darin überein, das muthige Benehmen des Prinzen von Joinville, in dem Angriffe auf das Fort Saint-Jean d'Ulloa, zu loben. Die Fregatte, die Creolin, die der Prinz commandirte, befand ſich in einer ſehr ſchwierigen Stellung und war dem feindlichen Feuer fortwährend ausgeſetzt. Der Prinz hat mehre im Fort vorgefundene, urſprünglich franzöſiſche Geſchütze auf ſein Schiff bringen laſſen. Eine dieſer Kanonen führt ſonderbarer Weiſe den Namen ſeines Bruders, ſie heißt Herzog von Aumale und ſandte der Creolin während des Gefechtes mehre Kugeln.

— Ein Brief aus Point à Pitre vom 30. November des vorigen Jahres bringt ſehr unerfreuliche Berichte über den Zuſtand dieſer franzöſiſchen Colonie, die einer ſehr trüben Zukunft entgegenſieht. Die Neger von drei Zuckerplantagen haben ſich empört. Auf einer andern Pflanzung, die dem Herrn Bignon, einem Bruder des bekannten franzöſiſchen Deputirten, gehört, ſind ſämmtliche Sclaven, vierzehn an der Zahl, entflohen.

Um ſich zu tröſten und der Maſſe vorzuſpiegeln, die Freilaſſung der Neger müſſe in jeder Colonie für die ehemaligen Herren verderblich ſeyn, theilen nun einige von den Grundbeſitzern auf Martinique erkaufte franzöſiſche Blätter fortwährend die unheilvollſten Nachrichten aus den engliſchen Beſitzungen mit; wie folgende, die wir einem ſolchen Blatte entlehnen:

Auch die letzten Berichte aus Jamaica lauten nicht ſehr günſtig. Die letzten Wahlen haben unter den Coloniſten eine ganz ungewöhnliche Aufregung erregt, und ſie ſind ſehr gegen den Gouverneur Sir L. Smith erbittert, der bekanntlich die thatſächliche Emancipation der Nation in ſehr entſchiedener Weiſe will, und dadurch in die mannigfachſten Conflikte mit ihren ehemaligen Herren geräth.

— Sehr zu bedauern iſt es, daß die Entdeckungsreiſe der Herren Grey und Luſſington nach der Nordweſtküſte von Auſtralien ſo völlig mißlungen iſt. Nur ſiebenzig engliſche Meilen ſind im Ganzen von jenen beiden achtungswerthen Gelehrten erforſcht worden; jedes weitere Vordringen mußte an den hartnäckigen Feindſeligkeiten der Eingeborenen ſcheitern. Etwas beſonders Merkwürdiges, was die Reiſenden auf dieſer kurzen Strecke entdeckten, waren die koloſſalen, höchſt eigenthümlichen Frescogemälde, welche die kühne Hand der Eingeborenen mittelſt einer ſchwärzlichen, unvertilgbaren Maſſe auf die Oberfläche der Felſen gezeichnet hatte. Aus dieſer und andern Entdeckungen will Herr Grey ſchließen, daß die Aborigines dieſes Landſtrichs von aſiatiſcher Herkunft ſeyen; ein Schluß, der uns doch etwas gewagt ſcheint.

Die artiſtiſche Beilage.

Wir übergeben unſern Leſern:

Gruppen von Kameelen und Dromedaren, nach der Natur.

August Lewald.

Dromedare der Wüste.

Last = Kameel.

Die Insel Waigiu.

(Auszug aus der Reise um die Welt, von R. P. Lesson.)

Fünfter Artikel.

Am Morgen des 21. August verließen wir mit der Coquille, Neu-Ireland, passirten die Inseln Neu-Britannia, Amakata oder York, sahen die Sandwich-Inseln, die Insel Schouten, die Küste von Neu-Guinea, hatten in den ersten Tagen des Septembers heftige Stürme, und fuhren endlich am 6. September in den Hafen Offak, an der Insel Waigiu, ein. Am 7. Morgens bemerkten wir zwei Piroguen, die mit einer Vorsicht am Ufer hinfuhren, welche die Furcht bezeugte, die die in denselben befindlichen Papuas hegten. Ein Stück weißes Segeltuch wehte auf einem dieser Schiffe, und beide entfernten sich so weit wie möglich von unserem Fahrzeuge, aber unser Boot, welches früher schon abgeschickt war, um die Tiefe des Meeres zu sondiren,

begegnete demſelben, und die Geſchenke, welche die Herren Berard und Blaſſeville dieſen Inſulanern gaben, erweckten ihr Vertrauen, und erregten eine Freundſchaft, die ſich über die Dauer unſeres Aufenthaltes gleich blieb. Dieſe beiden Officiere, welche ihre Arbeiten an der Küſte fortſetzten, landeten nahe bei einem, von den Eigenthümern verlaſſenen Hauſe, das mit einem Cocoshaine umgeben war; ſie ließen hier von ihren Matroſen einige zwanzig Cocosnüſſe brechen, die wir friſch ſchon lange entbehrt hatten, verſäumten jedoch nicht, an Bezahlungsſtatt Meſſer und andere nützliche Kleinigkeiten zurückzulaſſen, die ſie in dem Hauſe hinterlegten.

Man hatte alle Urſache zu vermuthen, daß ſich die Eigenthümer in dem nahgelegenen Gehölze verborgen hielten, und daß ſie bei der Annäherung unſeres Bootes ſich aus ihrer Wohnung geflüchtet hatten; die zurückgelaſſenen Geſchenke, aber mußten ihnen die guten Geſinnungen unſerer Leute beweiſen. Hätten es die Unſerigen verſäumt, für die genommenen Cocosnüſſe eine Entſchädigung zurückzulaſſen, ſo kann man nicht wiſſen, welche traurige Begebenheiten hieraus erfolgt wären. Die meiſten der, in den Inſeln des Südmeers umgebrachten Europäer, fanden ihren Tod durch die Vergeßlichkeit ſolcher Billigkeitsregeln. Es gibt keinen Baum in den, durch die ſogenannten wilden Völker bewohnten Gegenden, der nicht ſeinen Eigenthümer hätte, und wenn die Seefahrer landen, ſo ſind ſie gewohnt, ſogleich und ohne alle Rückſichten nach allen eßbaren Gegenſtänden zu greifen; allein kriegeriſche, leicht aufbrauſende Menſchen, die gewohnt ſind, Fremde als ihre Feinde zu betrachten, ſehen ſolche Handlungen als Feindſeligkeiten an, die oft die ſchrecklichſten Metzeleien herbeiführen, denn dieſe leidenſchaftlichen Menſchen unterſcheiden nicht die Unſchuldigen von den Schuldigen, und folgen blindlings dem rohen Inſtinkte ihrer Wuth und ihrer Rache. In Europa aber würde man es auch ſehr ſonderbar finden, wenn man auf einmal eine große Pirogue mit Papuas landen, und ohne weiteres Trauben und andere Früchte nehmen wollte, und ſie hätten gewiß Urſache, über den Empfang zu erſtaunen, den ihnen unſere ſo weit vorgerückte Civiliſation bereiten würde.

Ich wünſchte die häuslichen Gewohnheiten der Eingeborenen zu beobachten, aber die Bewohner des Hauſes flohen bei unſerer Annäherung erſchrocken in das Gehölz; bei meinem zweiten Beſuche flüchteten ſich die Frauen, ſieben an der Zahl, von denen jede ein Kind bei ſich hatte, abermals; ihre ganze Bekleidung beſtand in einem blauen Zeuge,

der sie bis auf die Mitte bedeckte. Als ich in die verlassene Wohnung eintrat, fand ich daselbst Fische am Feuer, zubereiteten Sago, rothe, aus Arekanüssen verfertigte Farbe, Teller, worunter ein gegossener, und Kisten von chinesischer Arbeit. Ich ließ Alles an seinem Platze, und einige zurückgelassene Geschenke sollten unsere friedlichen Absichten beurkunden.

Ich hatte Ursache, die Einwohner für sehr furchtsam zu halten, denn einige, welchen wir begegneten, waren bei unserem Erscheinen auf die Bäume geklettert, obgleich wir ohne Waffen waren, und sie große, mit Eisen beschlagene Lanzen führten. Einer jedoch, wahrscheinlich der Eigenthümer des Hauses, zeigte weit mehr Kühnheit, denn bei unserer Annäherung eilte er, sich mit einem Messer zu bewaffnen, und trat uns dann, wie es schien, mit der Absicht entgegen, sich zu vertheidigen, im Falle man ihn angreifen würde. Nachdem ich ihm einige Geschenke gegeben hatte, gelang es mir, sein Mißtrauen so weit zu zerstreuen, daß er einwilligte, mich zu dem Raja zu führen. Der Ort, den derselbe bewohnt, befindet sich am Ende einer Halbinsel, ungefähr zwei und eine halbe Meile (milles) weit entfernt. Neben seiner Wohnung stehen nur zwei Häuser, aber auf der entgegengesetzten Seite sieht man in der Entfernung von zwei Meilen eine Art Dorf, das aus ungefähr zehn Häusern besteht.

Der Raja empfing mich sehr gut, er wohnt nicht besser als seine Unterthanen, aber der Theil des Hauses, in welchem er uns empfing, war mit schönen Matten belegt, auf welchen er uns Platz nehmen ließ. Ich sah bei ihm eine große, nach Amboina bestimmte Quantität Sago, aber die zwei einzigen Gegenstände, welche meine Neugierde erregten, waren zwei Bretter, wovon das eine mit arabischen Lettern beschrieben war, die nach der Aussage des Rajah eine Stelle aus dem Koran enthielten, und das andere als eine Art Kalender diente; zwei concentrische Kreise hatten, der eine dreißig, der andere sechs Löcher, die erstern bedeuteten die Tage, die letztern Wochen.

Das Haus, welches nur einundzwanzig Fuß Länge hatte, war durch vier Fuß hohe Scheidewände in drei Appartements getheilt; in dem rechts, welches als Küche diente, hielten sich einige Kinder auf, das linker Hand aber, war das Serail des Raja, und es befanden sich vier Frauen in demselben. Als sie bemerkten, daß man sie betrachte, kamen sie sehr in Verlegenheit, und suchten sich möglichst zu verbergen,

ein blauer Zeug bedeckte sie bis auf die Brust, und ihre Haare waren aufgebunden, und am Hinterkopf befestigt. Diese Frauen schienen mir von der Natur mehr begünstigt, als die Männer, die ich zu Gesicht bekam, und ihre groben Züge hatten doch eine gewisse Regelmäßigkeit, wodurch sie auf dieser Insel als merkwürdige Schönheiten erscheinen konnten. Der Raja duldete nicht, daß ich ihnen Geschenke machte, obgleich er auf seinen Reisen seine Eifersucht abgelegt zu haben schien, aber meine Neugierde mißfiel den andern Eingeborenen, und ich mußte mich niedersetzen, um sie zufrieden zu stellen.

Bei meinem Weggehen wollte ich in eines der beiden Häuser gehen, welche an das des Raja anstoßen, aber man hatte die Zeit meines Besuches benützt, um die Thüren zu schließen, und als ich erschien, wurde ich verhindert einzutreten, indem man das Wort nisa aussprach, und dieß ist der einzige Empfang, den ich von jedem Bewohner, den Raja ausgenommen, erwarten durfte.

Ich habe das Land, welches die Bai im Süden begränzt, auf zu große Entfernung gesehen, um hierüber genauere Auskunft geben zu können, aber es scheint mehre Häfen und Buchten zu bilden, und von mehren Inseln eingefaßt zu seyn; ich sah wenigstens von keinem Punkte aus das offene Meer. Forrest irrte sich, als er auf die Aussage der Eingeborenen hin schrieb, daß die Einwohner von Waigiu ihre Piroguen auf die andere Seite der Landenge tragen; wenn diese beschwerliche Art sie zu transportiren auch nicht unmöglich ist, so würde sie doch zu viele Zeit und zu viele Arme erfordern. Hat man diese Landenge passirt, so gelangt man nicht auf einen See, sondern in das Innere der Bai, und wenn das Wasser daselbst auch nicht so gesalzen ist, wie in der offenen See, so ist es doch wenigstens sehr bitter; kurz, der Raja wohnt nicht auf einer Insel, oder ich habe wenigstens alle Ursache hieran zu zweifeln.

Es ist gewiß, daß die Chinesen in diese Bai kommen; haben sie keinen Handel hier zu treiben, so zieht sie vielleicht das Fangen der Holothurien*) hier an, die an Stellen, wo man sie wahrnehmen kann, den Grund bedecken; vielleicht kommen sie aber auch um Perlen zu

*) Massen unförmlicher, schwammähnlicher Seethiere; auch Seeblasen genannt.

fischen, denn man sieht eine große Menge kleiner Perlen-Austern, aus denen man schließen darf, daß auch größere daselbst gefunden werden.

Jeden Tag, wenn ich meine Pflichten als Arzt des Schiffes erfüllt hatte, machte ich, in der Hoffnung, einige Ausflüge, meine Sammlungen zu bereichern, und durch irgend ein Ereigniß, oder einen günstigen Zufall die Einförmigkeit unseres friedlichen Aufenthaltes unterbrochen zu sehen. So richteten wir einmal unsere Schritte nach einer Wohnung, welche wir zu besichtigen wünschten, allein die Spuren, die wir fanden, daß sie eben erst, und eilends verlassen worden war, ließen uns nicht zweifeln, daß die Bewohner aus Furcht in das Gehölz geflohen seyen. Diese Hütte glich allen denen der Papuas und der Eingeborenen der Moluken, die wir in der Folge sahen; sie ruhte auf sechs Fuß hohen Pfählen, und zur Hälfte über dem Wasser und dem Boden.

Kaum hatten wir diese Hütte verlassen, und einige Schritte auf einem krummen Fußpfade an dem Ufer gemacht, der in das Innere des Landes führt, als wir auf etliche zwanzig Cocosnüsse stießen, die in Haufen auf den Fußweg gelegt waren, und auf welchen zwei jener Messer steckten, die Herr Berard Tags zuvor als Geschenk zurückgelassen hatte. War es nicht eine zarte Aufmerksamkeit von Menschen, welche die Europäer fast dem Thiere gleich stellen, uns auf diese Art Früchte anzubieten, die bei ihnen selten sind, und uns so anzudeuten, daß sie für uns bestimmt seyen? Ein junger, im Gesträuche versteckter Wilder, folgte mit dem Auge allen unsern Bewegungen; er war allein, und hatte es doch gewagt, zu unserer Beobachtung stehen zu bleiben, und als er von einem unserer Jäger ziemlich ungestüm überrascht wurde, verlor er keineswegs die Fassung; die Geschenke aber, mit welchen wir ihn überhäuften, verbannten bald ganz seine Scheu, und freudig rief er nun den andern Mitgliedern der Familie, um sie aufzufordern, ohne Furcht in ihre Wohnung zurück zu kehren. Unser neuer Freund, den unsere Liebkosungen und unsere Geschenke so glücklich gemacht hatten, hatte indessen kein vortheilhaftes Aeußere; er war von kleinem Wuchse, schlecht gebaut, und hatte einen Haut-Ausschlag, allein er war der erste Papu, mit welchem wir in Verbindung getreten waren, und wir wandten, um seine Gunst zu erwerben, eben so viel Schmeichelei an, als hätten wir das schönste weibliche Gesicht in Europa vor uns.

Die andern Papuas kamen auf den friedlichen Zuruf bald; sie waren bejahrte Männer, mißtrauischer und klüger, und zeigten auch

durch ihr vorsichtiges Annähern, daß sie kein besonderes großes Vertrauen zu Menschen haben, deren Absichten sie zu verdächtigen gewohnt sind. Die Papuas dieser verschiedenen Häfen werden indessen regelmäßig von den Malaien, von Gibbi und den benachbarten Inseln angegriffen, die sie zu Gefangenen machen, um sie als Sclaven zu verkaufen, und die ihnen die außerordentliche Furcht einflößen, in der sie ihr trauriges Leben zubringen. Acht Eingeborene gruppirten sich nun um uns, und ermächtigten uns, Cocosnüsse zu brechen, denn auf diesem Punkte stehen einige dreißig Palmen dieser Gattung, und da wir ihnen den Werth derselben reichlich ersetzten, so benützten wir diese Gelegenheit, um jedem unserer Matrosen einige zu geben. Die Frauen blieben uns sorgfältig verborgen, denn der durch die Malaien bekannt gewordene Islamismus hatte auch auf die Gewohnheiten der Papuas Einfluß.

Vor unserer Zurückkehr auf die Coquille besuchten wir noch eine kleine Insel, welche an der Bai Offak liegt, und die wir die Insel der Gräber nannten. Dieses Inselchen ist wahrscheinlich nur zeitweise von Papuas bewohnt, und sichert sie durch ihre Abgesondertheit gegen Ueberfälle, denn man kann nur durch eine lange Fahrt dahin gelangen, so daß sie bald genug von der Annäherung der Feinde benachrichtigt werden. Zahlreiche Gräber bezeugen die religiöse Achtung, welche diese Wilden vor der Asche ihrer Angehörigen haben. Als wir landeten, wurden wir von einem Dutzend Eingeborener mit dem Rufe **bongousse** empfangen; dieses malaische Wort ist gleichbedeutend mit gut Freund, und sie wiederholten, beunruhigt über unsere Gesinnungen, einstimmig mit lautem Geschrei einige Minuten lang diese Begrüßung.

Das Elend dieser häßlichen Menschen setzte uns in Erstaunen; sie waren nackt, mit Hautausschlägen bedeckt, und hatten ein sehr schwächliches Aussehen. Einige andere schliefen unter Dächern von Palmenblättern, die von vier Bambuspfählen getragen wurden, die Wände bildete ein nachläßig zusammengefügtes Astwerk, aber lebhaft gefärbte, und mit Zeichnungen verschönerte Matten lagen auf dem Boden, und bildeten durch den Luxus ihrer Farben einen grellen Gegensatz mit der einfachen, ja ärmlichen Wohnung. Diese Matten dienten als Matratzen, und hatten am obern Ende eine Art Kapuze, um beim Schlafen den Kopf damit zu verhüllen. Einige Toilette-Gegenstände entsprachen der Schönheit der Teppiche, es waren dieß hauptsächlich kleine, sinnreich von Stroh gewirkte Büchsen, in welchen die Papuas ihren Betel, ihre

Armbänder und ihre kostbarsten Gegenstände verwahren. Am meisten zogen jedoch ihre hölzernen Kopfkissen unsere Aufmerksamkeit auf sich; sie waren mit Geschmack und Geduld geschnitzelt, und stellten Sphynxe, Menschen, Thierköpfe und Blumen dar, und glichen genau denen, welche man so häufig in den ägyptischen Gräbern unter den Häuptern der Mumien findet. Diese so sonderbaren Kopfkissen, die nur acht Zoll lang, sechs Zoll hoch und zwei Zoll breit sind, scheinen mir sehr unbequem, und so begierig man auch in Europa nach allem Neuen hascht, und es oft sclavisch nachahmt, so wird doch diese Art Meubel nie in die Mode kommen, und die Eiderdunkissen verdrängen. In ihren Asupas hatten die Papuas eine große Menge Teller und Schüsseln von japanischem Porcellain, das sie wahrscheinlich von den Chinesen beziehen, die von Zeit zu Zeit bei ihnen landen, und die dafür Paradiesvögel und Tripang eintauschen.

Diese einsame und liebliche Insel gefiel mir so sehr, daß ich mich täglich auf dieselbe begab, um einige Stunden daselbst in Gesellschaft der Papuas zuzubringen, deren Freundschaft ich durch Geschenke zu erhalten suchte, ungefähr auf dieselbe Art, wie ich es in einem Salon von Paris hätte thun können, denn der Mensch, möge er nun einen Frack oder einen Taro tragen, ist überall derselbe, ein Egoist. Ihre Gefälligkeit belohnte ich mit gefärbten Glasperlen, für den Standpunkt ihrer Civilisation, eben so kostbar als ächte Diamanten, und dafür nahm ich sehr oft an ihrer Küche Theil, denn sie duldeten mich wie einen Freund des Stammes, und dachten wahrscheinlich, mir dadurch eine große Ehre zu erweisen.

Das Familienhaupt der auf der Insel der Gräber wohnenden Familie war ein sanfter, schüchterner Mann; voll Dankbarkeit für einige kleine Geschenke, die ich ihm gab, bot er mir eine sehr schöne, lebende Taube und einen großen Kakadu mit gelber Haube an, der in der Sprache der Eingeborenen einige Worte sprach, und sehr zahm war. Die Papuas richten gerne diese Vögel ab, die für sie der Gegenstand eines einträglichen Handels werden, denn die handeltreibenden Malaien kaufen sie für die holländischen Colonien, wo sie dieselben mit Gewinn wieder verkaufen.

Nicht weit von der Lagerstätte befand sich ein Grab, das mit einer Reihe Steine umgeben war, und ein Eingeborener führte mich mit den Worten daran vorbei: „Hier ruht ein Papuas.“ Die Verehrung, welche die Eingeborenen dem Todten bezeugen, scheint tief gegründet, denn ich trat, indem ich meinen Spaziergang fortsetzte, in

ein dichtes Gehölz, in deſſen Schatten ſich Gräber befanden, über die ſich Lianen-Guirlanden zogen, die von den Zweigen herabhingen. So iſt denn der Glaube an ein anderes Leben, die Achtung vor den Grabſtätten, und die religiöſe Verehrung vor den Manen der Verſtorbenen das Dogma, welches dieſe armen, von den Malaien, wie die Thiere des Waldes behandelte Menſchen lehrt, ein elendes Daſeyn voll Entbehrungen und Gefahren muthig zu ertragen. Dieſe Papuas glauben auch, die Neigungen und die Bedürfniſſe dieſer Erde folgen den Todten, und ſo ſah ich oft Kinder, die in porcellanenen Geſchirren, welche ſie ſich um jeden Preis zu verſchaffen ſuchen, Rauchtabak, Betel und verſchiedene Nahrungsmittel auf den Gräbern niederlegten, und dieſelben mit Bogen und Pfeilen und Guirlanden ſchmückten. Dieſe Grabſtätten ſind gewöhnlich durch eine niedere Mauer eingeſchloſſen, auf welcher ſich ein Gebälke erhebt, das ein Dach von Palmenblättern trägt. Ein kleiner Tiſch in der Mitte iſt für die getrockneten Todtengebeine beſtimmt. Die Gelegenheit war zu günſtig, um mir nicht bei meinem letzten Beſuche einige Köpfe anzueignen, welche ich ſeither dem Muſeum von Paris verehrt habe, an denen die Anatomen ihre Studien machen können, und in Europa wird man dieſe Entweihung zu Gunſten der Wiſſenſchaft verzeihen, aber ein zukünftiger Reiſender muß vielleicht bei den Papuas meinen begangenen Diebſtahl büßen.

Da es bekannt geworden war, daß die Coquille im Hafen von Offak lag, ſo kamen täglich Beſuche von dem Eilande Rowack, von Boni, von dem mittäglichen Theile der Inſel, und ſelbſt von entfernteren Gegenden. An den Handel gewöhnt, brachten dieſe Eingeborenen auf ihren Piroguen mehr, in Europa geſuchte Kleinigkeiten, als Lebensmittel mit, und ſuchten dieſe ſehr theuer zu verhandeln. Paradiesvögel, nach ihrer Art zubereitet, wurden uns in großer Anzahl angeboten, und ich für meinen Theil erhielt mehr als vierzig dergleichen, die ich in Frankreich mit derſelben Sorgloſigkeit vertheilte, mit welcher ich ſie erhalten hatte, und die in Paris einige Wochen lang in die Mode kamen. Obgleich unſere Matroſen, ſey es für ihre eigene Rechnung, oder für einige ihrer Officiere, unermüdliche Sammler waren, ſo ſetzten ſie doch auf dieſen Zweig der Naturgeſchichte nur einen mittelmäßigen Werth; ihr ſtarker Appetit verlangte etwas Weſentlicheres, und mit Freude ſahen ſie drei Schweine von Siameſiſcher Race einhandeln, und bedauerten nur, daß uns nicht eine größere Anzahl zugeführt wurde.

Die Papuas und die Malaien lernten bald unſere ſchwache Seite

kennen, und wir erhielten für unsere Geschenke kaum mehr, als eigentlich werthlose Dinge; sie benützten gewissermaßen unser Vorurtheil, und verhandelten ihre Muscheln sehr theuer, die zum großen Theile übrigens von seltener Schönheit waren. Vielleicht hat noch niemals ein Schiff so viele nach Frankreich gebracht, als das unserige, aber von Marseille an wurden deren immer weniger, obgleich ich nicht angeben kann, wo sie hinkamen, und von der zahlreichen Menge, die ich in zehn großen Kisten an das Museum in Paris abgab, fand ich seither in den Gallerien nur hier und da eine, die sich über die Abwesenheit ihrer Schwestern zu schämen schien.

Die Handelsgeschicklichkeit unserer Gäste überstieg allen Glauben; die Malaien suchten in den Augen des Käufers den Preis zu lesen, den sie einer Sache geben wollen, und richteten sich dann hiernach. Unerträgliche Unentschlossenheit, Ausflüchte ohne Ende, erheuchelte Gutherzigkeit, die übertriebensten Forderungen, verstellte Berathungen unter sich; alles wird angewendet, um von dem Käufer, der durch seinen Blick Lust zu einer Sache verräth, den höchstmöglichen Preis zu verlangen. Wenn sie endlich bemerkten, daß man im Begriff sey, auf eine im Preise sehr hoch angesetzte Waare Verzicht zu leisten, so gaben sie plötzlich den zurückgeschobenen Artikel für den zuerst angebotenen Gegenstand, und gingen dann mit einem fast unmerklichen Lächeln der Selbstzufriedenheit weiter. Ihre ausgelassene Freude zeigt sich erst bei den Ihrigen, wo sie sich in heitern Einfällen über die europäische Einfalt lustig machen. Doch trotz ihrer List wurden auch sie oft überlistet, indem sie ein Armband von weißem Metall für ein silbernes erhielten, und dergl. Wir gaben mit der größten Gleichgiltigkeit werthvolle Sachen für die geringfügigsten Gegenstände, und gewiß haben wir denen, die nach uns kamen, einen schlechten Dienst erwiesen. Nach Spiegeln griffen sie jedoch so begierig wie ein Frauenzimmer.

Am Morgen des 9. besuchte uns der Raja eines an der Bai Chabrol gelegenen Dorfes, der indessen nur unerkannt erscheinen wollte, denn unter seinem Titel bezeichnete man uns einen Eingeborenen, der bemüht war, die Rolle als Raja vor uns zu spielen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der wahre Raja fürchtete, wenn er einmal auf der Corvette sich befinde, werde man ihn festhalten, um ein Lösegeld für ihn anzusprechen, und daß er einem seiner Untergebenen deßhalb befahl, seinen Titel zu führen. Diese beiden Männer von reiner malaischer Race besaßen alle die Doppelzüngigkeit, verbunden mit List und Feinheit, welche die Verbindungen mit den Chinesen erzeugen. Als der

falsche Raja an Bord kam, verlangte er den Capitän zu sprechen, und indem er diesem seinen Titel angab, übergab er ihm, als ein Willkommensgeschenk, zwei sehr schöne Paradiesvögel. Er erhielt als Gegengeschenk zwei Medaillen von Bronze und verschiedene andere Artikel, die er mit lebhafter Freude empfing, und wobei er versprach, bald wieder auf das Schiff zurückzukehren, und viele Paradiesvögel mitzubringen; indessen kam zwei Tage später der wirkliche Raja unter seinem wahren Titel, und der falsche war wieder, was er vorher gewesen.

Der Raja gab uns Proben von seiner Geschicklichkeit im Handel; er hatte in seiner Pirogue eine große Menge Muscheln und Paradiesvögel, die er durch die Eingeborenen seines Gefolges verhandeln ließ, als seyen sie nicht sein Eigenthum; er dachte wahrscheinlich, seinem Range schuldig zu seyn, diese Gegenstände um einen Preis zu überlassen, der ihm nicht anständig gewesen wäre, und wollte die Vortheile der Concurrenz auch benützen. Nie überließ ein Insulaner seine Waare einem Käufer, ohne zuvor einen Blick auf den Raja geworfen zu haben, der scheinbar ganz gleichgiltig diesen im Vorbeigehen berührte, und ihm durch eine einzige Fingerbewegung seinen Willen kund gab. Der geschickteste Ausrufer bei Versteigerungen oder der gewandteste Jude würde bei diesen Malaien noch lernen können. Die Officiere der Corvette konnten sich nun eine hinlängliche Anzahl der schönsten smaragdartigen Paradiesvögel verschaffen, welche die Papuas Siagues nennen. Diese bewundernswürdigen Vögel gehören auf der Insel Waigiu zu den Strichvögeln, denn nach der Aussage der Eingeborenen halten sie sich nur vier Monate im Jahre während des östlichen Passatwindes daselbst auf; man fängt sie mit Leimruthen und mit Schlingen, oder man tödtet sie mit Pfeilen, die aus den sehr harten Stielen der Blätter des Latanbaumes gemacht sind. Diese letztere Art, sich dieselben zu verschaffen, erfordert einige Vorkehrungen: nachdem Kinder sich die Bäume bemerkt haben, auf welchen die männlichen Paradiesvögel zu schlafen pflegen, erklettern sie ohne Geräusch die höchsten Zweige, und halten sich daselbst hinter dem Laubwerk verborgen; wenn dann diese Männchen, mit ihrem herrlichen Gefieder (die Weibchen werden, weil sie kein so hübsches Gefieder haben, nicht geschätzt,) kommen, und sich auf den Baum setzen, so schießen die kleinen Papuas, die mit einem kurzen, aber starken Bogen versehen sind, die an ihrer Spitze sehr scharfen Pfeile dergestalt auf sie ab, daß dieselben durch den ganzen Körper des Vogels gehen, denn die Paradiesvögel müssen plötzlich todt hinfallen, sonst erhält man sie nicht unbeschädigt. Oft

auch halten ſich die geſchickteſten dieſer Kinder unbeweglich auf den Zweigen, um ſich dieſer Vögel während ihres Schlafes zu bemächtigen, wozu ſie ſich einer an einem Stock befindlichen Schlinge bedienen, mit welcher ſie den Vogel erdroſſeln.

Um von den Einwohnern die Erzeugniſſe des Landes einzuhandeln, bedarf es nur farbiger Zeuge, roth oder mit Blumen; man erhält dagegen Paradiesvögel, Perlmutter, Perlen, Muſcheln, Muskatnüſſe u. ſ. w. Das Geſchlecht der Papagaien liefert den Papua-Lori, grün, blau, weiß und roth, oder mit ſchwarzem Kopfe, den Papagai von Amboine, den großen Kakadu mit gelber Haube und eine Art ſchwarzer Loris.

Zweierlei Racen von Menſchen bewohnen die Inſel Waigiu; die erſtere beſteht aus Malaien, die ſich durch das Recht der Eroberung an der Küſte angebaut haben, die andere und urſprünglichſte iſt die der Harafaren. Aus der Vermiſchung beider entſprangen die Baſtard-Papuas, ohne körperliche und moraliſche Kraft, die ſich willig der Autorität der malaiſchen Raja unterwerfen, und ſehr häufig von den benachbarten Völkern in die Sclaverei geführt werden, von denen ein Theil die Seeräuberei zu ihrem Hauptgewerbe macht.

Die Malaien der Dörfer Boni und Emberbakene ſind im Allgemeinen von mittelmäßigem Wuchſe, und ſelten größer als fünf Fuß und zwei Zoll. Ihre Haut iſt olivenfarbig, und ihre, in der Regel wohlgeformten Glieder ſind zuweilen ſchlank und nicht ſehr muskulös. Sie tragen kurz abgeſchnittene Haare, in Form eines Turbans, mit einem Stücke Zeug umwunden. Ihr Blick iſt lebhaft und durchdringend, was von ihren ſchwarzen Augen voll Feuer herrührt, ihr Mund iſt mittelmäßig, aber der häufige Genuß des Betelkauens verdirbt ihr Zahnfleiſch und ihre Zähne, und gibt den Lippen eine rothſchwarze Farbe. Die Phyſiognomien einiger jungen Leute waren ſanft und angenehm; allein die der meiſten Männer dieſes Volkes ſind dumm, oder tragen vielmehr das Gepräge einer gewiſſen Wildheit. Alle tragen einen kleinen Büſchel Bart unter dem Kinn, und außerdem einen kleinen Schnurrbart; ſie ſind von phlegmatiſchem, ſchweigſamem Charakter, aber unter einer anſcheinenden Kälte verbergen ſie eine ungewöhnliche Heftigkeit, die ſie denn auch zum Ausbruche kommen laſſen, wenn ihnen die Umſtände günſtig erſcheinen. Der Raja, der ſie regiert, und der uns einen Beſuch abſtattete, war der einzige von dieſer Nation, der durchaus bekleidet war; auf dem Kopfe trug er eine, mit ſchönen ſchwarzen Faſern durchwirkte Mütze; ein weiter, grüner, mit rothen Blumen verſehener, indiſcher Sarong umhüllte nachläßig ſeinen Körper,

und kurze Beinkleider vollendeten seine Kleidung, denn Brust und Füße trug er unbekleidet. Die übrigen Insulaner trugen nur eine kleine Schürze um den Leib. Das Tatowiren ist ihnen unbekannt.

Die meisten unserer Geschenke nahmen dieselben mit der größten Gleichgiltigkeit an; ein einziges schien alle ihre Wünsche zu erfüllen, dieß war aber nicht ein nützliches Instrument, sondern ein gehaltloser Gegenstand, mit einem Worte, es bestand aus kleinen, mit Goldpapier eingefaßten Spiegeln. Wenn ein Papua diesen kostbaren Gegenstand erhielt, so betrachtete er sich mit Entzücken, er bewunderte mit Wohlgefallen alle seine Züge, wobei er Töne des Erstaunens vernehmen ließ, und nichts war komischer, als den schnellen Wechsel dieses, einige Minuten früher noch so unbeweglichen Gesichtes zu beobachten.

Die Papuas haben, wie es scheint, die malaischen Gewohnheiten der Vielweiberei angenommen; so viel ist gewiß, daß sie in hohem Grade eifersüchtig sind, und daß sie ihre Weiber vor Jedermann verbergen. Obgleich wir auch das Innere ihrer Wohnungen betraten, so konnten wir doch niemals eine Person weiblichen Geschlechts entdecken, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie dieselben während unserer Besuche in den Wäldern versteckt hielten. Herr von Blasseville ist der einzige Offizier von der Corvette, dem es gelang, die Frauen des Raja der Bai Cruzel zu sehen, und nach seiner Aussage waren sie jung, schienen aber ernst und traurig, und ihre einzige Bekleidung bestand aus einem Sarong von blauem indischem Zeuge. Mehre Frauen der Papuas flohen, als wir eines Tages uns still und unvermuthet ihren Wohnungen nahten, in größter Eile in die Wälder, wobei sie ihre Kinder auf den Armen mit sich trugen.

Am **16.** September verließen wir die Insel Waigiu, um nach dem Eilande Buro, eine der Moluken-Inseln, zu segeln, wo wir nach einer angenehmen Fahrt am **23.** desselben Monats eintrafen.

Die Ureinwohner-Racen von Nord-Amerika und ihre Verhältniſſe zu den europäiſchen Pflanzern *).

Zweiter Artikel.

Der Winter 1778—1779 ging auf Seiten der Indianer ziemlich ruhig vorüber; aber als die Amerikaner im Frühjahr Nachricht erhielten, daß die Onondagas, die ſich bis jetzt der Sache der Colonie günſtig gezeigt hatten, im Begriffe ſtünden, zu Verräthern an den eingegangenen Verträgen zu werden, ja ſogar ſchon einige feindſelige Handlungen begonnen hätten, ſo beſchloſſen ſie, dieſelben durch Zerſtörung ihrer Hauptburg einzuſchüchtern. Dieſe Expedition ward dem Oberſt van Schaick an der Spitze von 500 Mann anvertraut. Zum Sammelplatz wurde das Fort Schuyler beſtimmt, wohin man dreißig Schiffe ſandte, um die Truppen durch den Wood-Creek, und den Oneida-See

*) S. Atlas 1838. II. S. 444.

nach den drei Flüssen zu transportiren. Um den Feind zu überrumpeln, verbreitete man das Gerücht, die Expedition sey gegen die Oneidas gerichtet. Man beschleunigte die Zurüstungen so sehr, daß obgleich, die Befehle erst am 9. erlassen wurden, am 18. Alles bereit war. Die Truppen schifften sich am 19. Morgens, während eines dichten Nebels ein. Ihre Fahrt bis zum See wurde durch die Bäume gehemmt, die über den Creek gefallen waren; so sahen sich die Soldaten, während des ersten Tages, oft genöthigt, an das Land zu steigen, und dem Ufer entlang zu marschiren. Die Ueberfahrt über den Oneida-See ging, trotz der widrigen Winde, rasch von Statten, und die kleine Flotte langte am Landungsplatze der Onondagas, dem alten Fort Brewington gegenüber, am 20. um drei Uhr Nachmittags an. Die Truppe setzte sich sogleich in Marsch, und trotz der Hindernisse, die ihr durch einen dichten Wald und den sumpfigen Boden entgegen gesetzt wurden, legte sie neun Meilen, ohne anzuhalten, zurück. Die Nacht war düster, feucht und kalt; aber da man die Klugheit des Feindes und die Schnelligkeit seiner Bewegungen kannte, so wagte man es nicht, Feuer anzuzünden, und mußte unter den Waffen ruhen.

Am Morgen des 21. brach man wieder auf, und watete, um Zeit zu gewinnen, durch einen Arm des Onondaga-Sees der ungefähr 100 Toisen breit, und vier Fuß tief war. Als man an der Mündung des Anondaga-Creek, oben am See ankam, nahm der Capitän Graham, der die Vorhut befehligte, einen von den Kriegern des Stammes gefangen; die Truppe war nur noch drei Meilen vom Schlosse und Dorfe, und doch war dieß der erste Indianer, den sie sah, und der einige Kunde von Annäherung der Expedition hatte. Die Reihe von Dörfern dehnte sich auf einem Raume von zehn Meilen, ganz dem Thal des Anondago-Creek entlang aus. Der Stamm war einst einer der mächtigsten von den Ayanuschioni oder verbündeten Völkern der fünf Nationen gewesen. Im Mittelpunkte des Bundes gelegen, waren die Onondagas seit undenklichen Zeiten mit Erhaltung des großen Feuers des Raths beauftragt gewesen. Dieses Feuer war im Jahre 1692 durch den Grafen von Frontenac ausgelöscht worden, der es mit beträchtlichen, von Montreal herbeigeführten Streitkräften angriff, und das Dorf völlig zerstörte. Das Feuer ward ein zweites Mal im Jahre 1773 ausgelöscht, und sollte eine dritte, nicht minder rasche und vollständige Auslöschung erleiden. Die Vorhut machte einige Gefangene außerhalb des Dorfes, und bemächtigte sich sofort der Hauptfeste, aber da sich der Lärm bald im übrigen Theile des Bezirkes verbreitet

hatte, so flüchteten sich die Indianer von allen Seiten in die Wälder, und diese Flucht war so eilig, daß sie nicht einmal ihre Waffen mitnahmen. Drei Dörfer, welche ungefähr aus fünfzig Häusern bestanden, wurden verbrannt, und eine große Quantität Vorräthe, hauptsächlich in Mehl und Getreide bestehend, ward zerstört. Die Beute bestand in ungefähr hundert Flinten, und einer beträchtlichen Quantität Munition. Die kleine Kanone, die sie bei ihrem Rathssaale hatten, ward vernagelt; und ihre Pferde, so wie ihr Rindvieh wurden getödtet. Nachdem dieß vollzogen war, brach die Abtheilung wieder auf, und kehrte am 22. in das Fort Schuyler zurück, nachdem sie im Ganzen hundert und achtzig Meilen Wegs zurückgelegt hatte, ohne einen Mann zu verlieren.

Groß war der Schrecken der Oneidas, der Verbündeten der Onondagas, als sie Kunde von der Zerstörung des vornehmsten Dorfes ihrer nächsten Nachbarn erhielten; und sie schickten nach dem Fort Schuyler eine Abordnung, bestehend aus Skenandoah, einen im Stamme einflußreichen Sachem, dem „Guten Peter", der mit der Wortführung beauftragt war, und Herrn Drane, der als Dolmetscher dienen sollte. Der Zweck dieser Gesandtschaft, war sich über die Ursachen des Zuges, gegen die Onondagas zu erkundigen, mit denen die Oneidas durch viele Heirathen in nächster Verbindung standen. Als die Abgeordneten eingeführt waren, ergriff der Gute Peter das Wort, und sprach Folgendes;

„Bruder,

Ihr seht vor Euch einige von Euern Freunden, die Oneidas; sie sind gekommen, um Euch zu besuchen. — Die Verträge, die zwischen uns und unsern Brüdern, den Amerikanern geschlossen worden sind, kennet ihr wohl. — Wir sind sehr erstaunt gewesen, als wir vor einigen Tagen erfuhren, daß unsere Freunde, die Onondagas, überfallen worden seyen. — Wir wünschten Euch bei dieser Gelegenheit zu sehen, weil sie glauben, Ihr habet im Irrthum seyn können, als Ihr diesen Theil des Stammes zerstörtet. — Wir sehen wohl voraus, daß Ihr uns in dieser Hinsicht keine Antwort geben könnt, in Betracht, daß diese Sache da unten wird beschlossen worden seyn. Vielleicht wißt Ihr aber Etwas. Als wir erfuhren, was vorgegangen ist, ließen wir unsern Freunden sagen, sie sollen ihre Herzen nicht erbleichen lassen, weil einige von ihnen zu Grunde gerichtet worden seyen, sondern fest

an ihren alten Verträgen halten. Wir haben einige von unsern Leuten nach Canſaraga geſchickt, um ſie in unſer Dorf einzuladen, aber ſie antworteten uns, ſie haben einige von ihren eigenen Leuten nach Onondaga geſchickt, um Erkundigungen über die einzelnen Umſtänden einzuziehen, und erwarteten jetzt ihre Rückkehr. — Unſere Leute haben als Antwort zurückgebracht, ſie dankten ihren Kindern, den Oneidas, daß ſie in ihrem Unglück an ſie dächten, und es ſey ihnen ſehr lieb, daß wir ſanfte Worte an ihre Brüder, die Amerikaner, richten wollten, um zu erfahren, ob dieß Alles abſichtlich, oder in Folge eines Irrthums geſchehen ſey. Iſt es ein Irrthum geweſen, ſagen ſie, ſo hoffen wir unſere Brüder, die Gefangenen, zu ſehen, war es Abſicht, ſo wird es uns nicht hindern, unſern Verträgen treu zu bleiben, und wir werden uns deßhalb nicht der Sache des Königs anſchließen. Wollen uns aber unſere Freunde, die Amerikaner, auch vertilgen, ſo werden wir nicht fliehen; wir werden hier warten, und den Tod empfangen. — Brüder, ſo lautete die Antwort der Onondagas. Was uns, die Oneidas und Tuscarcoas, betrifft, ſo kennt Ihr unſere Geſinnungen; wir haben angenommen, Ihr wiſſet die Urſache dieſes Unglücksfalles. Die Commiſſäre haben uns verſprochen, wenn ſie Etwas fänden, was nicht gut wäre, ſo würden ſie es uns ſagen. Brüder, wenn wir etwas gethan haben, was nicht gut iſt, ſo bitten wir Euch, es uns ſagen zu wollen."

Dieſe Rede, wobei jeder Satz von einem beifälligen Gemurmel begleitet war, das die Sachems hören ließen, war das Werk eines wahren Diplomaten, und man glaubt, die Onondagas haben ihre Brüder nur zu dieſer Geſandtſchaft aufgefordert, um Belehrungen zu erhalten, nach denen ſie ihr zukünftiges Leben einrichten könnten. Die Antwort des Oberſt von Schaik war nicht minder geſchickt. Sie folgt hier:

„Ich bin ſehr erfreut, meine Freunde, die Oneidas und Tuscarocas zu ſehen, ich erinnere mich genau der Verträge, welche die fünf Nationen vor vier Jahren geſchloſſen haben; ſie hatten eine ſtrenge und ehrenvolle Neutralität während des gegenwärtigen Krieges zu beobachten verſprochen, und dieß war Alles, was wir von ihnen forderten. Aber ich weiß auch, daß alle unſere Brüder, die Oneidas und Tuscarocas ausgenommen, ihre Verträge gebrochen, und die Bande der Freundſchaft weit von ſich geworfen haben. Die Onondagas ſind große Mörder geweſen; wir haben die Scalpe unſerer Brüder in ihrem

Schlosse gefunden. Sie haben zerstört, nicht aus Irrthum, sondern absichtlich. Ich hatte den Befehl erhalten, und habe ihn ausgeführt. Was die Angelegenheiten betrifft, von denen Ihr sprecht, so fordere ich Euch auf, eine Abordnung zu den Commissären nach Albany zu schicken. Ich bin nicht bevollmächtigt, in dieser Hinsicht mit Euch zu unterhandeln. Ich bin ein Krieger. Meine Pflicht ist, den Befehlen, die man mir zusendet, zu gehorchen."

Auf weitere Erörterungen ließ man sich nicht ein, und die Oneidas waren um so leichter zu beschwichtigen, als sie wirklich an den Americanern hingen, und ohne Zweifel wußten, daß die Onondagas ihr Geschick verdient hatten.

Ein furchtbar blutiger Kampf entspann sich im Verlaufe des Sommers zwischen einer hundert und sechszig Mann starken Abtheilung der Miliz von Goshen, und den von Brant angeführten Indianern. Die Amerikaner wurden überfallen und in Stücke gehauen. Man machte Brant wegen seines grausamen Benehmens bei dieser Gelegenheit große Vorwürfe, aber er wies sie unaufhörlich mit Energie zurück. Er behauptete, alle seine Maßregeln seyen getroffen gewesen; er sey, als er die Amerikaner völlig von den Seinigen umzingelt gesehen habe, allein vorgeschritten, und habe, sich an den commandirenden Officier wendend, diesen aufgefordert, die Waffen strecken zu lassen, indem er ihm versprochen, alle seine Leute als Kriegsgefangene zu behandeln; er habe ihm zu verstehen gegeben, die Mannschaft, die er in Hinterhalt gelegt, würde zureichen, die Amerikaner niederzuschmettern, mit dem Anfügen, daß, so lange kein Blut geflossen wäre, er seine Krieger zurückzuhalten vermöchte, sobald aber der Kampf begonnen hätte, er nicht mehr Meister seyn würde. Während er so unterhandelte, fiel, nach Brants Erzählung, ein Schuß, und sogleich entfernte er sich, und begab sich zu seinen Kriegern zurück. Die amerikanische Miliz drang, durch seinen Rückzug kühn gemacht, und da sie überdieß keinen andern Feind erscheinen sah, auch den Worten, die sie gehört, keinen Glauben schenkte, ohne alle Behutsamkeit, in raschem Laufe vor, und sah sich im nächsten Augenblicke von den Feinden umzingelt. Einen Kreck durchschreitend, hatte sie ihre Glieder getrennt, und ehe sie diese, das andere Ufer erreichend, wieder formiren konnte, gab Brant das Zeichen zum Angriff durch ein furchtbares Kriegsgeschrei. Die wilden Kämpfer feuerten, und ergriffen mit Blitzesschnelligkeit, nachdem sie einen Schuß gethan, ihre Tomahawks. Der Kampf war furchtbar

und blutig; sehr wenige Amerikaner entkamen, und sogar mehre Gefangene wurden niedergemacht. Einer von der Zahl entkam durch eine List, die ihm Brant nicht vergeben konnte, weil er sie für entehrend hielt. Obgleich er nicht Freimaurer war, so hatte er doch zufällig das große mystische Nothzeichen kennen gelernt, dessen sich die Maurer unter sich bedienen, und da er wußte, daß Brant zu der Brüderschaft gehörte, so flehte er seinen Beistand durch dieses Zeichen an. Seinem Schwure treu, trat der Häuptling in das Mittel, und rettete ihm das Leben. Als er später den Betrug entdeckte, legte er gewaltige Entrüstung an den Tag, ließ jedoch den Gefangenen nicht sterben, der nach langer Haft in den Schooß seiner Familie zurückkehrte. Diese Begebenheit ist von dem Officier selbst, von dem Major Wood, bezeugt worden, der indessen erklärte, mit das Erste, das er nach der Rückkehr in seine Heimath vorgenommen habe, sey gewesen, daß er sich unter die Freimaurer habe aufnehmen lassen. Er glaubte, seine Ehre verpflichte ihn dazu. Der Erzählung dieses Abenteuers fügte er bei, er habe nie ohne den lebhaftesten Schmerz an den Betrug denken können, dessen er sich schuldig gemacht, und nichts in der Welt könne demüthigender seyn, als die Verachtung, mit der ihn Brant behandelt habe.

Wir kommen jetzt an die wichtigste Expedition, die während dieses Krieges gegen die indianischen Gebiete stattfand. Längst hatte man die Nothwendigkeit gefühlt, die Indianer und die Royalisten auf eine nachdrücklichere Weise zu bekämpfen. Der General Washington war überzeugt, daß die Bildung einer Kette militärischer Posten, die West- und Süd-West-Gränzen entlang, den Zweck durchaus nicht erfüllen würde, den man im Auge hatte, und daß man die Bewohner dieser Gränzen nur dadurch wirksam beschützen könnte, daß man den Krieg bis in das Herz des feindlichen Landes trage. Da ihm der Congreß Vollmacht gegeben hatte, in dieser Beziehung zu handeln, wie es ihm gutdünken würde, so beschloß er, eine Expedition gegen die bevölkertsten Theile des Landes der Sechs Nationen zu richten, ihre Wohnungen zu zerstören, ihre Aernte zu verwüsten, und ihnen jeden möglichen Schaden zuzufügen.

Der Entwurf zum Feldzuge war gut berechnet. Er sollte mit einer gemeinschaftlichen Bewegung von zwei Divisionen beginnen; die eine, unter General Sullivan, sollte von Pennsylvanien ausgehen, das Thal der Susquehanna hinansteigen, bis wo es vom Tioga durchschnitten wird; die andere, von General James Clinton befehligt, sollte von

Süden kommen, die Susquehanna von ihrer urſprünglichen Quelle an hinabfahren, und ſich dann mit der Diviſion von Sullivan in Verbindung ſetzen; das ganze Heer ſollte ſofort, dem Laufe des Chemung folgend, in das Land der Senecas und der Cayouges eindringen.

Am 2. Juni erhielt General Clinton ſeine Inſtructionen von Sullivan, der den Oberbefehl über die Expedition führte. Man hatte zuvor ſchon Schiffe in Schenectady ausgerüſtet, die, nachdem ſie den Mohawk hinauf bis Canajoharie gefahren waren, zu Lande nach Springfield, oben am Othego-See gebracht werden ſollten. General Clinton, nachdem er alle Anordnungen getroffen, und ſeine Truppen in Canajoharie verſammelt hatte, langte an dieſem Poſten den 16. Juni an, wo er ſich an die Spitze von 1500 Mann ſtellte. Die Entfernung von hier bis zum See beträgt ungefähr 8 Meilen; man gelangt dahin durch eine gebirgige Gegend auf ſchlechten Wegen. Zweihundert Schiffe waren erforderlich, und man benutzte vier Pferde, um jedes Schiff zu ziehen. Trotz der Hinderniſſe und der Größe der Unternehmung, langten ſchon am 26. Juni 173 Schiffe, ſo wie die für einen Feldzug erforderlichen Kriegs- und Mundvorräthe oben am See an.

General Sullivan wünſchte, Clinton möchte bei ſeiner Diviſion ſo viele Oneidas verwenden, als er Freiwillige finden könnte; beinahe alle machten ſich mit großer Freude anheiſchig, an dem Zuge Theil zu nehmen, und diejenigen von den Onondagas, welche an der Sache der Amerikaner hingen, beeiferten ſich nicht minder, Beweiſe ihrer Treue zu liefern. Aber ehe ſie ſich mit dem Heere in Verbindung geſetzt hatten, ging eine plötzliche Sinnesänderung in ihnen in Folge einer Adreſſe vor, die der engliſche General Haldimand den Oneidas zugeſandt hatte; die hierin enthaltenen Drohungen waren ſo beunruhigend, daß die Indianer ihre Gegenwart in der Heimath für durchaus nothwendig zur Beſchützung ihrer eigenen Schlöſſer hielten.

Am 31. Juni ſchrieb Clinton an Sullivan, ſeine Anordnungen ſeyen alle ausgeführt, und nachdem er ſich am andern Tage ſelbſt oben an den See begeben hatte, ſetzte er ſich in Marſch, und wandte ſich an das ſüdliche Ende, um hier die Befehle ſeines Obergenerals zu erwarten. Hier empfing er einen Brief von General Schuyler, worin ihm mitgetheilt ward, daß man 450 engliſche Linienſoldaten, 100 königliche Freiwillige und 30 Indianer von Montreal, als Verſtärkung in die von dieſer Expedition bedrohten Gegenden abgeſandt habe; dieſe

Abtheilung sollte sich mit der Hälfte des Regiments von Sir John Johnson und einem Theile der Garnison von Niagara in Verbindung setzen. Am 5. Juli langten 25 Oneida-Krieger im amerikanischen Lager an, um die Entschuldigungen ihrer Brüder zu überbringen, die Ursachen zu erläutern, welche sie hinderten, die eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, und zu gleicher Zeit zu bitten, man möchte ihnen Verstärkung schicken, um sie für den Fall zu unterstützen, daß Haldimand seine Drohung, sie durch die, feindselig gegen sie gesinnten Indianer angreifen zu lassen, ausführen würde.

Zu seinem großen Leidwesen ward der General Clinton, in Folge der langsamen Bewegungen seines Chefs Sullivan, beinahe den ganzen Monat Juli hindurch und die erste Woche des August am Othego-See aufgehalten; eine bedeutende Ungeduld bemächtigte sich hierdurch seiner Truppen. Indessen trug ein wichtiges Werk, das er während dieser gezwungenen Ruhe ausführte, sehr viel zu dem entscheidenden Erfolge dieser Unternehmung bei; er ließ nämlich einen Damm mitten durch den See aufführen. Die erste Wirkung dieses glücklichen Gedankens war die Bildung eines weiten Wasserbeckens, wodurch die Schiffahrt auf diesem Flusse mehr gesichert und beschleunigt wurde. Aber es ergaben sich noch andere Folgen; der Strom trat aus seinem Bett, und verbreitete seine Gewalt über die Aernten der Indianer, und die Pflanzungen in Oghtwaga und in der Umgegend; und dieses unerwartete Steigen der Wasser, in der trockensten Jahreszeit, schien ihnen von dem Zorne des großen Geistes herzurühren. Ihre Schrecken vermehrten sich noch, als sie auf diesen entfesselten Wassern eine Flotte von mehr als zweihundert Schaluppen ankommen sahen.

Der General Sullivan brach endlich am 31. Juli auf, und erreichte Tiopa am 11. August. Clinton, der, seinen Befehlen gemäß, seinen Posten zwei Tage zuvor verlassen hatte, vereinigte sich am 22. wieder mit seinem General, der nun an der Spitze eines Heeres von 5000 Mann stand. Der Zug hatte schon so lange begonnen, daß man den Feind zu überrumpeln gar nicht mehr hoffen durfte; man beobachtete deßhalb alle Vorsicht, die die Klugheit heischte, während man die Flüsse Tioga und Chemung hinauffuhr. Am 28. wurde eine indianische Niederlassung nebst allem Getreide und anderen noch nicht eingeheimsten Erzeugnissen zerstört.

Die Indianer beschlossen, eine Hauptaction zur Vertheidigung ihres Landes zu wagen, und sie wählten zu diesem Ende mit besonderer

Rücksicht ein Terrain, eine Meile vorwärts von Newtown, wo sich heut zu Tage die Stadt Elmire befindet. Nach der Schätzung des Generals von Sullivan, mochte sich ihre Anzahl auf ungefähr 1500 Mann belaufen, fünf Compagnien mit inbegriffen, bestehend aus 200 Mann englischer Truppen; nach ihrer Angabe aber beliefen sich ihre Streitkräfte nur auf 800 Mann, nämlich 550 Indianer und 250 Weiße. Brant befehligte die Indianer, und John Butler die Europäer. Die Schlacht währte lang, und entschied sich vollkommen zu Gunsten der Amerikaner, die ihre Feinde in die Flucht schlugen. Man fand eilf Indianer todt auf dem Schlachtfelde, ein Umstand, der selten vorkommt, und den Beweis für die Eile ihrer Flucht liefert, weil es bei ihnen beständige Gewohnheit ist, ihre Todten mit sich fortzuschleppen. Später fand man vierzehn andere Leichname theilweise unter Haufen von Laubwerk begraben. Die Amerikaner hatten nur fünf bis sechs Todte und vierzig bis fünfzig Verwundete. Alle Häuser der indianischen Stadt, die an das Schlachtfeld stieß, wurden verbrannt und die Getreidefelder verwüstet.

Die Amerikaner brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu und marschirten am 31. August nach Catharinestown, welche Stadt oben am Seneca liegt. Sullivan zerstörte auf seinem Marsche eine kleine Niederlassung von acht Häusern, und eine Stadt, Namens Knawaholi, von ungefähr zwanzig Häusern; mehre Kornfelder wurden sowohl auf dem Marsche von dem Heere, als von detachirten Corps verwüstet. Am 3. September ward Catharinestown mit seinen Getreidefeldern und Obstgärten gänzlich verheert; die Häuser, dreißig an der Zahl, wurden angezündet. Die Verwüstung, der eigentliche Zweck dieses Feldzuges, hatte nun ernstlich begonnen, und obgleich sechszig Jahre seit der Epoche, die wir beschreiben, abgelaufen sind, so kann man sich doch, selbst heut zu Tage, bei dem Gedanken an die große Anzahl in Asche gelegter Städte, verheerter Felder und zu Grunde gerichteter Obstgärten, eines schmerzlichen Bedauerns nicht erwehren.

Wir haben schon von dem vergleichungsweise bedeutenden Zustande der Civilisation gesprochen, zu dem sich die sechs Nationen emporgearbeitet hatten. Kaum lassen sich aber die wirklichen Fortschritte nach Verdienst schätzen, welche die Indianer vom schönen Lande der Cayonges und Senecas gemacht hatten. Sie besaßen mehre Städte und eine bedeutende Anzahl großer, ziemlich regelmäßig gebauter Flecken. Viele von ihren Häusern waren solid gebaut, und mit Kaminen versehen. Ihre Felder waren

ausgedehnt und ergiebig; außer den Aepfeln, die sie im Ueberflusse ernteten, cultivirten sie die Birne und sogar den Pfirsich. Aber nach der Schlacht von Newtown ging der Schrecken den Waffen des Siegers voran, dessen Annäherung sich durch Schildwachen kund gab, die in allen Richtungen auf den Höhen aufgestellt wurden; die Indianer flohen, wie Sullivan vorrückte, und das ganze Land ward gewissermassen rein gefegt. Am 6. langte man in der Stadt Kandaia an, welche aus zwanzig sorgfältig gebauten Häusern bestand; diese wurden in Asche gelegt, und das Heer brachte einen ganzen Tag damit zu, die Felder und Obstbäume zu verwüsten; die letzteren waren in großer Anzahl vorhanden, und einige schienen sehr alt. Am andern Tage setzte Sullivan über die Mündung des Seneca-Sees, und rückte ganz nahe vor Kanagaseaga, die Hauptstadt der Seneca-Indianer. Diese Stadt hatte sechszig Häuser, und war von zahlreichen, mit Aepfel- und Pfirsichbäumen besetzten Gärten umgeben. Der Oberst Butler suchte die Indianer zu überreden, noch einmal das Glück der Waffen vor ihrer Hauptstadt zu versuchen; aber sie antworteten, es wäre unnütz gegen ein so großes Heer zu streiten; sie verließen sofort diese Stadt, wie sie viele andere verlassen hatten. Alles ward zerstört und verwüstet. Alle Indianer flohen, Sullivan ergriff indessen die erforderlichen Maßregeln nicht, um sie einzuholen! Obgleich ein Mann von erprobtem Muthe, verstand er doch keineswegs die richtige Art, die Feinde zu bekämpfen, die er vor sich hatte. So z. B. beharrte er auf dem Gebrauche, Morgens und Abends eine Kanone abfeuern zu lassen, ohne daran zu denken, obgleich es alle seine Officiere wohl wußten, daß er dadurch die Stellung, die er einnahm, und die Raschheit seines Marsches den Indianern kund machte, und ihnen die Mittel, bei seiner Annäherung sich zu entfernen, erleichterte.

Wir wollen nicht alle Städte anführen, die eine Beute der Brandfackeln des amerikanischen Heeres wurden. Die Aufzählung wäre zu lang und zu schmerzlich. Als aber General Sullivan Anstalten traf, Geneſſee, die Hauptstadt der westlichen Stämme des Bundes, anzugreifen, so gedachten die Indianer, noch einmal eine Schlacht zu liefern, denn diese Stadt enthielt ihre Magazine, und war von ihren schönsten angebauten Feldern umgegeben. Entschlossen, zum letzten Male die Vertheidigung ihrer Herde zu versuchen, beriefen sie einen Rath aus ihren Städten zusammen; sie brachten ihre Frauen und Kinder an sichere Orte in der Tiefe der Wälder, in ziemlich großer Entfer-

nung von der Stadt; nachdem sie sodann ihre Vorbereitungen getroffen hatten, zogen sie in das Feld, und nahmen ihre Stellung zwischen Honcoya-Creek und dem oberen Ende des Conniscas-See's, da, wo jetzt der Ort liegt, den man Hendersons-Flatts nennt. Sich in den Hinterhalt legend, erwarteten sie die Ankunft von Sullivans Truppen, und griffen die amerikanische Vorhut an, sobald sie dieselbe erblickten. Diese aber schloß sich nach einem kurzen Scharmützel wieder dem Hauptheere an, dessen Ankunft die Indianer nicht erwarteten. Die einzige Frucht, die sie durch diesen Angriff gewannen, war die Gefangennehmung zweier Oneidas, von denen der eine der Wegweiser des General Sullivan gewesen war, und den Amerikanern wichtige Dienste geleistet hatte. Er hatte einen älteren Bruder, der in Diensten der Engländer stand, und vom Anfange des Krieges eifrigst bemüht gewesen war, diesen auf seine Partei herüberzuziehen; aber der Jüngere hatte sich stets dagegen gesträubt. Nach diesem Vorpostengefechte sahen sich die beiden Brüder zum ersten Male seit ihrer Trennung wieder. Kaum hatte ihn der Aeltere erblickt, als seine Augen in Wuth entbrannten, und jenen ganz besonderen Glanz annahmen, welchen die Augen der Wilden erhalten, wenn sie auf eine Rache sinnen. Mit stolzer Miene seinem jüngern Bruder sich nähernd, sprach er:

„Bruder! Du hast den Tod verdient! Die Axt oder die Keule wird Deine Laufbahn schließen! Als ich Dich bat, mir in das Feld des Kampfes zu folgen, warst Du taub für meinen Ruf, verwarfst Du mein Flehen.

„Bruder! Du hast den Tod verdient, und wirst empfangen, was Du verdient hast. Als die Aufrührer ihre Aexte schwangen, um ihren guten Herrn zu bekämpfen, hast Du Dein Messer geschärft, Deine Flinte geputzt, und unsere Feinde zum Schlachtfelde geführt!"

„Bruder! Du hast den Tod verdient, und wirst von unsern Händen sterben! Als die Aufrührer uns von den Feldern unserer Väter verjagt hatten, und wir andere Wohnstätten suchen mußten, da zeigtest Du Dich, um ihr Wegweiser zu seyn, und führtest sie bis vor die Thüre unserer Wigwams, daß sie unsere Kinder niedermetzelten, und uns ermordeten! Konnte es ein größeres Verbrechen geben? Aber obgleich Du den Tod verdient hast, und auf dieser Stelle sterben mußt, so sollen sich doch meine Hände nicht mit dem Blute eines Bruders besudeln!... Wer will den Streich führen?"

Es trat eine augenblickliche Stille ein. Dann blitzte die glänzende

Art von Klein-Bart, dem Sachem des Dorfes, durch die Luft, und der junge Oneida sank todt zu seinen Füßen nieder. Kleinbart sagte sodann zu dem anderen Gefangenen, der ebenfalls ein Oneida-Sachem war, das Leben sollte ihm unter der Bedingung geschenkt werden, wenn er nur die Weißen bekriegen wollte; er fügte hinzu, bei der ersten günstigen Gelegenheit würde man ihn in Freiheit setzen; aber der Indianer, der den Versprechungen des alten Häuptlings nicht traute, suchte Mittel und Wege, zu entkommen, was ihm auch bald gelang.

Bald nach diesem Ereignisse fiel der amerikanische Lieutenant Boyd mit sechsundzwanzig Mann in einen Hinterhalt der Indianer; sie wurden alle gefangen genommen und getödtet. Man erfand die schrecklichsten Martern, um die Todesqualen des armen Boyd so gräßlich als möglich zu machen. Die Indianer berathschlagten sofort noch einmal, um darüber zu entscheiden, ob sie noch fernerhin Sullivans Waffen Widerstand leisten sollten, oder nicht, und das Resultat der Verhandlung war, daß sie sich nicht stark genug fühlten, um sich dem Feinde mit Erfolg zu widersetzen; sie beschloßen daher, ihr Gebiet zu verlassen, um ihr und ihrer Familien Leben zu retten. Die Weiber und Kinder wurden nun nach Niagara geschickt, und die Männer blieben in den Wäldern in der Umgegend der Stadt Klein-Bart, um die Bewegungen der Amerikaner zu beobachten.

Der Anblick des Genessee-Thales überraschte Sullivans Heer durch seine Schönheit und Fruchtbarkeit. Obgleich nur von wilden Indianern bewohnt, bot dieses Thal doch das Ansehen einer schon alten Cultur, und war in diesem Augenblicke mit einer schönen Aernte reifenden Getreides bedeckt. Die Indianer wußten nach ihrem eigenen Geständnisse nicht, zu welcher Zeit, und von wem das an diesem Ufer liegende Grundgebiet anfangs urbar gemacht worden ist. Beinahe ein halbes Jahrhundert vor dieser Expedition bemerkte Maria Jemison eine beträchtliche Menge menschlicher Gebeine, welche das aus den Ufern des Flusses getretene Wasser aus der Erde gewühlt hatte; die Indianer erklärten, diese Gebeine haben einer von ihnen verschiedenen Race angehört, welche ohne Zweifel einst das Land besessen hätte. Wie dem auch seyn mag, Sullivan und seine Truppen trafen in den Ebenen des Geneseee, statt einer Wüste, alle Zeichen einer ziemlich weit vorgerückten Civilisation, Gehöfte, Baumpflanzungen, Gärten. Aber Alles ward zu schneller Zerstörung verurtheilt. Das Schloß wurde dem Boden gleich gemacht, und alles Land niedergebrannt und verwüstet.

Die Stadt Geneſſee beſtand aus hundert und achtundzwanzig, meiſtens ſchönen und großen Häuſern; ſie hatte eine wundervolle Lage, inmitten einer mehre Stunden breiten, reich mit Getreide und allen Gemüſearten bedeckten Ebene. Vierzig indianiſche Städte, die Hauptſtadt mit inbegriffen, wurden in dieſem einzigen Bezirke, mit 16,000 Scheffeln Getreide, zerſtört; die Obſtbäume fielen unter dem Beile, und die Einwohner wurden wie wilde Thiere gehetzt, bis kein Haus, kein Baum, kein Halm, kein Menſch mehr im ganzen Lande übrig blieb. Die Ausdehnung der Kornfelder und ihr ſchöner Anbau erregten das größte Staunen; die Aehren waren ſo ſtark, daß man deren fand, welche bis zweiundzwanzig Zoll lang waren, und die Obſtbäume waren in ſolcher Menge vorhanden, daß man in einem einzigen Garten fünfzehnhundert ausriß.

Dieſer Zug war nach genauen und beſtimmten Inſtructionen des General Waſhington unternommen worden, der ein ſolches Verfahren, wie wir oben erwähnt haben, für nothwendig hielt, um Schrecken im Herzen der Indianer zu verbreiten und ſie dadurch zu zwingen, während des übrigen Krieges neutral zu bleiben; aber die Indianer vergaßen nicht, welchen Antheil er daran gehabt hatte. Als ſie dreizehn Jahre ſpäter (1792) in Philadelphia im Rathe verſammelt waren, begann einer ihrer Häuptlinge, Cornplantes, mit folgenden Worten die Rede, die er an den Präſidenten Waſhington richtete: „Vater, die Stimme der Seneca-Nation läßt ſich vor Euch vernehmen; die Dinge, die wir Euch zu ſagen im Begriffe ſind, können in Euren Augen ſehr klein erſcheinen; aber dieſe Dinge ſind in den unſerigen ſehr groß; wir bitten Euch deßhalb, ihnen Euere Aufmerkſamkeit zu gönnen. Als Euer Heer in das Land der ſechs Nationen drang, nannten wir Euch den Zerſtörer der Städte, und noch heut zu Tage, wenn dieſer Stamm genannt wird, blicken unſere Weiber hinter ſich, und erbleichen, und unſere Kinder hängen ſich ihren Müttern an den Hals. Unſere Räthe und unſere Krieger ſind Männer, und fürchten ſich vor nichts, aber ihre Herzen ſind bekümmert, wegen der Angſt unſerer Weiber und unſerer Kinder, und ſie wünſchen, es möchte dieſes ſo tief begraben werden, daß man nie mehr davon ſprechen hörte."

Während dieſes Feldzuges war auch zum erſten Male von dem berühmten Seneca-Redner Sagayewatha oder Rothjäckchen die Rede. Er und Brant waren unverſöhnliche Feinde; einige Leute wollten dieſe Feindſchaft Brants Eiferſucht zuſchreiben; doch dieſer hat im

Gegentheile Rothjäckchens großen Geist stets anerkannt, er klagte ihn nur des Mangels an Grundsätzen und an Muth an.

Nachdem General Sullivan den Zweck seiner Expedition erfüllt hatte, setzte er am 16. September mit seinem Heere wieder über den Geneſſee, und begann seinen Rückmarsch. Es läßt sich nicht wohl erklären, warum er seine Sache, die mit so glücklichem Erfolge gekrönt war, nicht weiter verfolgte, und sich nicht des Centralpunktes der Streitkräfte des Feindes zu bemächtigen, und den engliſchen Einfluß am Niagara zu überwältigen suchte. Es ist gewiß, daß die Resultate dieses Feldzuges nicht die Vortheile brachten, die man sich davon versprochen hatte. Getrieben von heißem Durst nach Rache, durchzogen Haufen von Indianern wiederholt das Thal des Mohawk, das Scalpirmesser und die Brandfakel in den Fäusten. Sullivan entschuldigte sich mit dem Mangel an Mundvorräthen, aber er mußte solche im Ueberflusse gefunden haben, wenn er einen Theil von denen der Indianer zurückbehalten hätte, die er verbrannte oder in den Fluß warf. Am 15. October war das ganze Heer nach Easton zurückkehrt, welches hundert und zwölf Stunden vom Schlosse Geneſſee entfernt liegt.

So endigte der merkwürdige Feldzug des General Sullivan gegen die sechs Nationen; aber, unabhängig von dieser großen Expedition gegen die Indianer, fand eine andere, minder bedeutende unter dem Befehle des Oberst Daniel Broadhead statt. Sie war gegen die Indianer gerichtet, die an den Quellen des Alleghany, des French-Creek und der andern in den Ohio sich ergießenden Gewässern wohnten. Die Verwüstung war nicht weniger vollständig, als auf der andern Seite, und Broadhead kehrte zurück, nachdem er eine Strecke Landes von hundert und sechszig Meilen durchzogen hatte, ohne einen einzigen Mann zu verlieren.

Im Verlaufe dieses Sommers wurde eine Abtheilung von siebenzig Mann vom kentuckischen Bezirk in Virginien, unter dem Befehle des Major Rodgers, den Ohio hinauffahrend, überfallen. Unter den Verwundeten befanden sich der Capitän Robert Benham und ein anderer Mann. Dem ersteren waren die beiden Hüften zerschmettert. Durch die Dunkelheit gelang es ihm jedoch, sich bis unter die dichten Zweige eines umgestürzten Baumes fortzuschleppen, und hier blieb er die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch, während die Indianer die Todten plünderten, die um ihn her lagen. Er verharrte noch einen Tag unbeweglich in seiner peinigenden Lage, als er, vom Hunger getrieben, sich ein wenig hervorwagte, und ein Kätzchen, das an einem Baum herab-

ſtieg, gewahr wurde, das er mit einem Flintenſchuſſe tödtete. Er hoffte Feuer ſchlagen und es braten zu können. Auf den Lärm des Schuſſes erfolgte ein menſchliches Geſchrei, das den Capitän im erſten Augenblicke zittern machte; aber als ſich dieſes Geſchrei mehre Male wiederholt hatte, erkannte Benham endlich die Stimme eines Kentuckiers, und bald waren die zwei Unglücklichen vereinigt. Es war einer ſeiner Kameraden, der ſeine beiden Arme im Gefechte verloren hatte. Nie verband das Mißgeſchick zwei Weſen, die mehr geeignet waren, ſich gegenſeitig zu unterſtützen. Benham zerriß ſein Hemd, und bediente ſich deſſelben, um ſeine und ſeines Gefährten Wunden zu verbinden. Er lud ſeine Flinte und erlegte Wildpret, wie es ſich zeigte; der Andere wälzte es mit den Füßen auf der Erde hin. Wenn ſie Durſt hatten, ſteckte Benham ſeinen Hut zwiſchen die Zähne ſeines Gefährten, der in den Fluß hinein ging, bis ihm das Waſſer zum Kinn drang, und dann den Hut gefüllt zurückbrachte. Fanden ſie in ihrer Nähe kein Eichhörnchen oder kein anderes Kleinwildpret mehr, ſo ſuchte der Mann, der gehen konnte, einige Heerden wilder Puterhähne auf, und jagte ſie in der Richtung von Benhams Flinte. So lebten ſie ſechs Wochen lang; da erblickten ſie endlich eine Schaluppe, die den Ohio hinabfuhr; dieſe riefen ſie an, und wurden ſogleich mitgenommen. Beide genaſen völlig von ihren Wunden.

(Life of Brant.)

Die canariſchen Inſeln.

(Fortſetzung der Auszüge aus dem Werke: **Histoire naturelle des Iles Canaries par MM. Barker-Webb et Sabin-Berthelot.**)

II.

Laguna.

Verläßt man Santa-Cruz, um ſich nach Laguna zu begeben, ſo wird dem Auge zuerſt eine Gegend geboten, welche Nichts von den Herrlichkeiten der Canarien ahnen läßt. Der Reiſende ſieht durch die entzündete Atmoſphäre ein Feld ohne Grün, tiefe Schluchten und kahle Felſen. Sobald man aber die Felſenwand überſchritten hat, genießt man den ſchönſten Anblick. — Der Weg von Santa-Cruz iſt nur anderthalb Stunden lang, und beſteht in einer geraden Straße, welche zum Scherz den Namen Kutſchenweg führt (**Camero de los Cozes**); denn rollende Maſchinen ſind auf den Canarien noch gänzlich unbekannt. Sie führt zuerſt über einen ſteilen Abhang, wo die Arrieros (Maulthiertreiber) den von der Regierung her geſandten Ingenieuren zu fluchen

pflegen, welche einen für ihre Thiere bequemeren Weg der geraden Linie zu Liebe aufgaben.

Am Morgen ist besonders diese Straße sehr belebt. Bauern steigen durch sie hinab und hinauf, um die Märkte zu versehen; Arrieros, um fremde Waaren in das Innere der Insel zu transportiren. Erstere bringen Mais und Kartoffeln, Gemüse und Kräuter aller Art; Bäuerinnen tragen Körbe voll Nüsse, Kastanien, Orangen, Kirschen, Aepfel, Datteln, Feigen, Erdbeeren, Zuckerrohr. — Man sieht, Teneriffa gleicht einem Treibhause, wo alle Früchte unseres Europa, und die des heißen Afrika oft in demselben Thale neben einander gedeihen. Unter den Fruchthändlerinnen wandeln die Pannaderas aus Laguna, mit Körben voll Brod, Milchmädchen aus den Thälern, mit Milch und Käse, Kohlenträgerinnen aus Esperanza. Fast alle treiben singend Esel vor sich her, die unseren faulen und eigensinnigen Thieren Europa's durchaus unähnlich geworden, und eben so munter sind, wie ihre Treiberinnen. Dann kommen wieder Hausiererinnen aus Santa-Cruz, die die fremde Waaren im Detail verkaufen. Die munteren Mädchen erwiedern auf jede Bemerkung der Arrieros mit bereitem, und oft nicht schlechtem Scherz. Alle diese Leute sprechen mit einander, grüßen sich und machen einen eigenthümlichen Lärm, der bei den Fremden einen sonderbaren Eindruck hervorbringt, wenn er des Morgens die Straße kömmt. Allein nie äußert sich eine Unverschämtheit: sobald ein Bürger der Städte, oder ein Fremder des Weges kömmt zu Fuß oder zu Pferd, so ertönt eine solche Menge höflicher Grüße (Euer Gnaden gehe mit Gott, mit der Jungfrau zur guten Stunde, Gott schütze sie u. s. w.) woran die Canarier sicherlich nicht arm sind, daß man nur durch Gewöhnung die nothwendige Zungenfertigkeit sich erwerben kann, um auf alle Höflichkeiten zu anworten.

Plötzlich vernimmt man einförmiges Geläute kleiner Glocken. Es naht sich eine Caravane von Cameelen. Die Thiere der Wüste, eines hinter dem andern, übersteigen langsam, von ihren Führern geleitet, den Abhang. Wie erwähnt, wurden sie gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von dem Eroberer Bethencourt eingeführt. Wie es scheint, haben die Weiden der Canarien ihre Race sehr verbessert. Voll Kraft und gutmüthig, trägt jedes eine Last von 8 bis 900 Pfund gesalzener Fische, und hält an den Seiten Kisten von Zucker aus Cuba, englischer Baumwollenzeuge, oder von anderen Waaren. Nur selten gewährt

ihnen der Treiber Ruhe; alsdann sinken sie auf die Kniee, erheben sich aber beim ersten Zeichen.

Im schnellsten Galopp sprengen die Arrieros aus Bratava vorüber. Ihre Thiere tragen Weinschläuche, und haben einen so sicheren Tritt, daß sie ohne Gefahr, jemals zu straucheln, an den tiefsten Abgründen vorüber eilen. Nach ihnen kommen die Neveros (Schneeverkäufer), welche Schnee und Eis vom Gipfel des Pic bringen. Diese unermüdlichen Männer sind 9000 Fuß abwärts gestiegen, und nur einmal in der sogenannten Villa eingekehrt. Sie eilen, um ihre Waare zur rechten Zeit nach Santa-Cruz zu bringen, und laufen im Trab, neben ihren Maulthieren her.

Dann sieht man wieder einen bedächtig reitenden Priester, oder Damen auf phantastisch geschmückten Maulthieren; Caballeros folgen im Trab, und Bediente laufen zu Fuß, mit Bündeln versehen, neben her. Oft auch begegnet man einer Cavalkade Engländer. Der Wegweiser flucht über die Briten, mit denen er über Berge und Thäler fortwährend hat galoppiren müssen. Selten geschieht es dann, daß der eine oder andere nicht den Staub geküßt hat, mitunter die ganze Carawane. Mehr als ein Midshipman setzt sich, trotz seines Falles im Sattel, voll guten Muthes, wieder zurecht. Heute Wein von Teneriffa und Rule Britannia, morgen der Schiffs-Arzt mit Verband und magerer Diät.

So belebt ist die Straße jeden Morgen. Zu der Abwechselung, welche sie dem Fremden bietet, kommt noch die Mannigfaltigkeit der Kleidungen. Die Canarier sind noch nicht zu der Civilisations-Periode gelangt, welche jegliche Kleidung gleich macht, und alle Rangklassen der Gesellschaft vermischt. Menschen und Sachen sind, mit einigen Veränderungen, noch wie früher. Die Mode mit ihrem Wechsel hat nur auf wenige Reiche ihren Einfluß geübt. Von Europa aus eingeführt, hat sie ihren Markt allein in den Hafenstädten errichten können. Die mittleren Stände haben die alten Gebräuche, und theilweise auch die alten Sitten beibehalten. Wohnungen, Kleider und Möbeln sind noch nach alter Art, und der Reisende hat die widrige Einförmigkeit des europäischen Lebens der höheren und mittleren Stände nicht zu befürchten.

Die Männer tragen allgemein den langen spanischen Mantel;

darunter ein verbrämtes Wamms, aufgeschlitzte Beinkleider, die bis an das Knie reichen, mit Futter unter den Schlitzen, wollene Strümpfe und lederne Camaschen, Sandalen, oder Schuhe mit großen Schnallen, die früher aus neugrenadinischem Golde, oft sieben bis acht Loth schwer, bestanden, aber jetzt nur noch von Silber sind, einen Hut von Stroh oder Filz. — Die Frauen tragen sämmtlich die Mantille, faltenreiches Kleid mit kurzen Aermeln; die Bäuerinnen oft einen kurzen Rock bei nackten Beinen. — Wie erwähnt, sieht man nur das europäische Kleid bei den Reicheren, oder denen, die auf höheren Rang Anspruch machen.

Hat man auf der Straße den Abhang überstiegen, und gelangt in das Thal, so wird der Weg ebener, der Horizont weiter, und man erblickt einen schön angebauten Boden; rechts liegen grünende Thäler, Ackerfelder u. s. w.; höher schaut man in Dünste gehüllte Berge, deren schattige Gipfel durch den Schleier des Nebels hin und wieder hindurchdringen; links liegt eine Schlucht voll Cactus, Aloe und spanischem Gniester; im Hintergrunde sieht man die Bergkette Esperanza mit dunkeln Felsenwäldern; und am Rande der Straße die Capelle der Santa Maria de Gracia, welche Alonzo de Lago zum Andenken des Sieges über die Guanches erbaute, in welchem der Prinz Tinguaro, ihr tapferster Führer, fiel. Endlich erscheint deren Stadt; ein großes, steinernes Kreuz ist am Eingang einer Vorstadt errichtet. Schweine, Esel und Pferde weiden dort, sich selbst überlassen; Kinder bewachen Kuh- und Schaafheerden. Studenten, Weltpriester, Mönche erblickt man auf dem Spaziergang der gelehrten, und an Klöstern reichen Hauptstadt la Laguna, der ältesten auf dieser Insel.

Zuerst ist jedem das Grüne in die Augen fallend, welches die alten Mauern und Dächer bedeckt, die unaufhörliche Feuchtigkeit der Luft hat sogar neuere Häuser damit überzogen. Moos und Larrakraut wächst auf den alten Wappen, womit die adeligen Familien die Haupteingänge schmückten. Blühender Hauslauch dringt aus den Ziegeln, den Karniesen und den kleinsten Vorsprüngen hervor, und gibt dem Ganzen ein sonderbares Aeußeres. Der Eindruck ist eigenthümlich, sieht man diese gothischen Gebäude mit dichten Pflanzen bedeckt; die neueren Gebäude sind außerdem geeignet, denselben zu erhöhen. Uebrigens zeigt sich der Styl des zehnten Jahrhunderts bei diesen Häusern in aller Reinheit auf den massiven, von ungeheueren Platten erbauten Mauern.

Der bogenförmige Haupteingang hat immer ein Fenster, mit schmalen, gehauenen Säulen. Die übrige Façade ist nur hin und wieder mit Fenstern durchbrochen, und hat bisweilen auch einen, im Winkel des Gipfels vergitterten Balkon. Besonders elegant in dieser Art ist der Pallast des Grafen Salazar; derselbe hat zwei Seitenflügel, und im inneren Hof eine schöne maurische Colonnade.

Die Stadt ward **1497** gegründet, als Alonzo de Lago Teneriffa unterworfen hatte. Schon während des Kampfes hatte er den Ort dazu sich ausgesucht, einen breiten Bergrücken, der im Norden von wildbedeckten Bergen begrenzt war. In diesem fruchtbaren Kesselthale, am Ufer eines kleinen See's, entwarf er den Plan der Hauptstadt Teneriffa's. Mit der höchsten Civil- und Militärgewalt als Gouverneur der Insel bekleidet, gab er Gesetze, ernannte die Magistratspersonen, bestimmte die Einkünfte der Krone, und vertheilte den Grundbesitz, wobei er den Mönchen, die ihn begleitet, einen schönen Antheil gab. Seine Soldaten wurden Bauern; der Wald wurde niedergehauen, und die hundertjährigen Bäume fielen wie die Söhne von Tinerfe unter dem Beil der Sieger. Die junge Stadt erhielt zahlreiche Klöster und Kirchen. **1511** ward die Hauptkirche gebaut; Lago's Gefährten trugen selbst die Steine herbei. Nach fünfundzwanzig Jahren hatte die Stadt schon zwei Kirchspiele, drei Klöster und vier Capellen, bei **1200** Einwohnern. Später hat sich die Zahl aller dieser Institute noch vermehrt. Eines derselben fiel mir durch seine anmuthige Lage besonders auf; es ist das Kloster von San Diego del Morte. Baumgruppen, die Reste der alten Wälder, krönen einen Hügel, an dessen Fuße es liegt. — Vor demselben habe ich oft den Duft der Pflanzen eingehaucht, und bin in einem Wäldchen spazieren gegangen, das zum Kloster gehört; die Lage ist sehr schön. Man sieht die Stadt und die Ebene, fruchtbare Felder, einzelne Wäldchen, Berge, in Nebelstreifen gehüllt, und im Hintergrunde den schneebedeckten Pic von Seyde, mit seinem ungeheuern Kegel.

Die guten Mönche, die freilich an den Anblick gewohnt waren, konnten übrigens mein Entzücken nicht recht begreifen. — Ein zweites Kloster von Bedeutung ist das des heiligen Franciscus. Dieß ward an Reichthümern und Schenkungen besonders bedacht, da Alonzo de Lago sich dort sein Erbbegräbniß wählte. Dieses ist zwar nicht sehr prächtig, wird aber von den Isleños dennoch sehr besucht, und gewissermaßen verehrt, weil sie den Eroberer ihrer Insel noch immer als ihren Helden betrachten.

Nach der Gründung ward Laguna bald vermehrt. Der Grund lag in den Privilegien, welche die Könige von Spanien dem Ort ertheilten. Carl V. erhob Laguna zum Rang einer Stadt (Ciudad), gab derſelben eine der alten ſpaniſchen Municipalität nachgebildete Verfaſſung, ertheilte ihm den Titel der edeln Stadt, und den Einwohnern äußere Vorrechte des Adels, das Recht der Stiergefechte, und verbot der Inquiſition ihre Aufſicht auf die Einwohner auszuüben. Später freilich hatten die Privilegien aufgehört. Das Cabildo (der Municipalrath) verlor ſeine Gewalt, denn man regierte von Madrid aus in jeder Kleinigkeit; die Inquiſition war bald auf den Canarien eben ſo mächtig, wie in allen ſpaniſchen Beſitzungen, ſchärfte den Einwohnern das Kaufen der Cruzaden-Bullen ein u. ſ. w. Was letzteres betrifft, ſo habe ich, während meines Aufenthalts, ein Edikt der Localbehörden erlebt, welches zu demſelben Zweck gegeben wurde. Merkwürdiger Weiſe war daſſelbe von dem Abkömmling einer der Guanches-Fürſten unterzeichnet, welche, wie erwähnt, die Sache ihrer Landsleute aufgaben, zu Lago übergingen, und dadurch den Untergang der Guanches veranlaßten.

Ueber dem Thore des Rathhauſes, wo das erwähnte Cabildo früher die Inſel regierte, befindet ſich das Wappen Carls V. Zwei andere ſtehen zur Seite; rechts befindet ſich das Adelantado, mit einer Deviſe, welche die ganze Geſchichte der Eroberung gewiſſermaßen zuſammengedrängt angibt:

Quien lanza sabe tener
Ella le da de corner.

(Wer die Lanze halten kann,
Dem gibt ſie Nahrung.)

Links befindet ſich das Wappen Teneriffa's, welches **1510** auf Verlangen Don Alonzo's der Inſel bewilligt ward. Der Erzengel Michael, mit Lanze, Banner und Tartſche ſteht auf dem Gipfel des Pic, der Flammen auswirft. Am Fuß des Bodens befindet ſich das Wappen von Caſtilien und Leon. Die Umſchrift des Ganzen iſt: **Michael Archangele veni in Adjutorium populo Dei!** Der Erzengel Michael war nämlich der Schutzpatron von Don Alonzo de Lago. In der Schlacht von Alentejo (**1494**), hatten die Guanches die Spanier

in einer engen Schlucht eingeschlossen; die Hälfte von ihnen war gefallen, und die Guanches gaben keinen Pardon. Da rief das Heer den Erzengel Michael an, und es gelang ihm, sich durchzuschlagen. Alonzo aber bat den König von Spanien, in Erinnerung an diese Rettung, das erwähnte Wappen der Insel zu ertheilen.

Was anderweitige Verhältnisse der Stadt betrifft, so ist der dortige Aufenthalt sehr wohlfeil; auch lebt man in ihr im Sommer so angenehm, wie nur auf irgend einem andern Punkte der glückseligen Inseln. Die Umgegend ist, wie erwähnt, sehr schön, die Nähe der Wälder verbreitet angenehme Frische; das Aushauen derselben hat die Moräste ausgetrocknet. Die ländlichen Wohnungen zeugen von Behaglichkeit und Wohlhabenheit der Bauern. — Die Stadt selbst hat 10,000 Einwohner, sicherlich eine nicht unbedeutende Zahl für die kleine Insel, und vermehrt sich fortwährend.

III.

Schulen und Universität.

Der öffentliche Unterricht befindet sich auf den Canarien in schlechtem Zustande, welches hauptsächlich dem früheren System der Regierung zuzuschreiben ist. Die Erziehung befindet sich in den Händen unwissender Lehrer. In den Elementarschulen wird allein Lesen und Schreiben und die vier Species der Arithmetik gelehrt; außerdem müssen die Knaben den Katechismus und eine Menge Gebete auswendig lernen und mechanisch hersagen, da man sich nicht die Mühe nimmt, ihnen den Sinn zu erklären. — Die Mädchenschulen sind eben so unvollkommen; dort wird nichts als Lesen, Schreiben und Nähen, neben dem Katechismus gelehrt.

Im Jahre 1824 wollten die Einwohner eine Schule errichten, welche die jungen Leute zur Universität vorbereiten sollte. Alle Familienväter wünschten dieß sehnlichst, und man wandte sich deßhalb an einen Franzosen, welcher eine solche Anstalt nach Art seines Vaterlandes errichten und leiten sollte. Dieser Fremde sagte ihnen: „der öffentliche Unterricht ist die Grundlage der Civilisation, er blüht unter allen Regierungen, welche das Glück des Volkes wollen; er ist unzertrennlich von gesunder Moral. Unwissenheit im Gegentheil ist der Ursprung alles Uebels, und in diesem Zeitalter der Revolutionen kann allein das Licht der Wissenschaft die Menschen über die traurigen Folgen jenes socialen Unglücks aufklären, welches Reiche umstürzt, die Leidenschaften aufregt, und die Völker in Anarchie versenkt. Seht, wie man in Europa unaufhörlich die Schulen befördert. Die schnelle Entwicklung der Wissenschaften und der Industrie hat dort Wunder geschaffen; glückliche Neuerungen und Entdeckungen haben die Staaten bereichert. Gebt deßhalb dem öffentlichen Unterricht eine bessere Richtung, wenn ihr Euer Vaterland beglücken, Eueren Grundbesitz, und Euere Produkte verbessern, Eueren Handel ausdehnen, und vor Allem die Ausübung der Pflichten der Religion und der Gesetze befördern wollt."

Es kostete keine Mühe, Alles dieß den verständigen und klugen Isleños begreiflich zu machen. Damals war die unumschränkte Regierung Ferdinands wieder hergestellt worden; die neu eingesetzten Behörden waren deßhalb auch auf den Canarien jeder Neuerung abgeneigt. Der Fremde, welcher seine Unabhängigkeit zum Opfer brachte, fand deßhalb eine Menge Hindernisse, sah sich den lächerlichsten Besorgnissen ausgesetzt, und mußte endlich dem sogenannten Reinigungs-Gesetze sich unterwerfen, d. h. sein politisches und religiöses Glaubensbekenntniß ablegen, und vor Allem schwören, daß er kein Freimaurer sey. Allein die angesehenen Einwohner und das Cabildo unterstützten ihn; er erhielt endlich eine provisorische Licenz. Nach wenigen Monaten war seine Anstalt im besten Fortgange; Zöglinge kamen aus allen canarischen Inseln herbei; die Einwohner hegten die besten Hoffnungen, als böser Wille die kaum gegründete Schule zerstörte.

Damals befand sich in Teneriffa der leider wegen seiner intoleranten Gesinnungen berüchtigte Bischof Linares; er sah in der Schule eine gefährliche Anstalt, denn ihr Director war Franzose. Somit

wurde der Untergang derselben beschlossen. Linares wollte nach Spanien reisen; als er sich einschiffte, machte er dem Gouverneur zum Vorwurf, eine gottlose Anstalt befördert zu haben, und drohte, ihn bei Hofe deßhalb anzuklagen. Der Gouverneur fürchtete — den Einfluß des Prälaten, denn damals war die apostolische Partei allmächtig; er hatte die Schwachheit, die Aufhebung der Anstalt zu dekretiren. Nach drei Monaten schlossen Policeidiener die Schule, die jungen Zöglinge entfernten sich mit Thränen in den Augen, und gaben dem Director die rührendsten Beweise ihrer Anhänglichkeit.

Auch die ältere Universität hatte damals ein ähnliches Schicksal, ungeachtet ihre Gründung gewissermaßen mit der ersten Colonisirung zusammenhing. — Zwei Augustiner-Mönche, die Lago mit herüber führte, gründeten ein Kloster, welches bald, vom Mutterlande her, mit andern Mönchen versehen, unter dem Naman Collegio de Jesus, der Mittelpunkt des Unterrichts für die Insel wurde. Als diese sich nun mehr bevölkerte, und überhaupt die erste der Canarien ward, erhielten diese Mönche einen größeren Wirkungskreis, und die Islenos bemühten sich Jahrhunderte lang, die Unterrichts-Anstalt der Mönche zur Universität zu erheben.

Allein der Hof von Madrid behandelte die Canarien wie die übrigen Colonien; es gehörte zu den Vorrechten des Mutterlandes, daß alle wissenschaftliche Erziehung nur auf den spanischen Universitäten erlangt werden konnte. Auch war eine Bulle des Pabstes zur Errichtung einer Universität erforderlich. Diese wurde endlich von den Islenos **1701** erlangt; Clemens **XI.** bewilligte den Augustinern einen Lehrstuhl der Philosophie und Theologie; der Hof von Madrid mußte nachgeben, erlaubte aber nur der Anstalt die niederen Grade des Licenciaten und Baccalaureus zu ertheilen. Benedikt **XIV.** erließ hierauf **1744** eine andere Bulle, welche der Universität Lehrstühle des Rechts, der Mathematik und der Medicin ertheilte. Der Hof mußte wiederum nachgeben; allein die Inquisition begann zu intriguiren. Die Dominikaner auf den Canarien hatten die Wirksamkeit der Augustiner schon lange mit Neid betrachtet; ihre Intriguen brachten es bald dahin, daß die Universität unterdrückt ward. Der schwache Ferdinand **VI.** erließ **1747** ein Decret, welches sie aufhob.

So ging eine Anstalt unter, welche die Schüler des heiligen Augustinus der Wissenschaft errichten wollten. Uebrigens war noch

ein gutes Erziehungs-Institut vorhanden, welches die Gesellschaft Jesu in Laguna kurz vorher errichtet hatte. Auch dieses war den Dominicanern verhaßt. Das Schicksal der Jesuiten unter Carl III. ist bekannt. In der Nacht des 2. April 1767 wurden die Mitglieder des gelehrten Ordens von Soldaten auf brutale Weise geweckt, und sogleich unter Mißhandlungen transportirt. Am nächsten Morgen verkündete das Glockengeläute des Dominikaner-Klosters den Einwohnern von Laguna die Vertreibung der Jesuiten aus allen spanischen Besitzungen.

So blieb der Unterricht der Islenos ganz allein den Privatleuten selbst überlassen. Sie sind aber sehr wißbegierig und fleißiger, als die andere Spanier: außerdem standen sie in immerwährendem Verkehr mit Fremden, und suchten sich, so viel nur immer möglich, zu belehren. Die unterdrückten Universitäts-Anstalten waren stets die Hauptgegenstände ihrer Wünsche, und als Ferdinand nach Spanien zurückkehrte, die hauptsächlichste Forderung für ihre vielen und treuen Dienste. Letztere waren alle auch bedeutender, als die, irgend einer andern spanischen Colonie.

Ihre Aufopferung in Venezuela ist schon erwähnt. Tausende von Islenos haben dort ihr Blut verspritzt. Dasselbe war auf der Halbinsel der Fall; die Islenos steüten, während sie nach dem Festlande Amerika's ihre Söhne als Soldaten schickten, ein ganzes Regiment Canaria, welches sich bei Albuera, Salamanca, Vittoria u. s. w. tapfer geschlagen hat. Dafür bewies sich Ferdinand auch dankbar, und bewilligte den Islenos ihre so langersehnte Universität, welche dann auch sehr gut eingerichtet wurde. Nur vergaß man dabei die armen Augustiner, welche freilich dem Stand der Wissenschaften in neuerer Zeit entfremdet waren. Sie mußten einen Theil ihres Klosters für die Universität hergeben, ohne die bedeutenderen Lehrstühle zu erhalten. Die Professoren waren sämmtlich Leute, welche im Auslande den größten Theil ihrer Erziehung erhalten, und nur in Spanien ihren Grad erlangt hatten; und die sämmtlich, wenn auch nicht in Europa bekannt, sich als Männer zeigten, die es zu seyn wohl verdienten.

Die Universität begann zu blühen; aus allen spanischen Colonien kamen Studenten, sogar aus denjenigen, wo damals der Bürgerkrieg wüthete. Allein nach sieben Jahren erlitt die Anstalt neue Schläge,

durch die Ereignisse von **1823**. Man trug den Studenten den Enthusiasmus nach, den sie während der constitutionellen Regierung gezeigt hatten; zu einer Zeit, wo Angeberei an der Tagesordnung war, verklagte man die Universität als gottlos und verbrecherisch, weil die Studenten bei ihren Promotionen Thesen vertheidigt hatten, welche den Bestimmungen des canonischen Rechts u. s. w. widerstrebten.

Die Dominikaner bliesen das Feuer an, und denuncirten die Universität als einen Heerd der Rebellion; nach einigen Monaten wurden die Curse geschlossen, und zwei Jahre lang unterbrochen. **1824** erließ endlich das Ministerium Calomarde einen neuen Studien-Plan, allein dieser war von solcher Art, daß es besser gewesen wäre, die Universität sogleich zu unterdrücken. — Auch dieß war der in Madrid herrschenden Partei nicht genügend. **1830** erschien das berüchtigte Dekret Ferdinand's, welches alle Universitäten aufhob, während zu gleicher Zeit eine Akademie für Stierkämpfer, unter dem Vorsitz eines Granden von Spanien zu Sevilla errichtet wurde, worin Söhne von Edelleuten Unterricht erhielten, die Stiere mit Grazie zu erlegen.

Die Königin Christina hat die Universität jetzt wieder neu geschaffen; allein ich war nicht mehr auf den Canarien, als das geschah, und kann auch die Folge dieser Veränderung nicht darstellen. Außerdem wird das Schicksal der Einwohner von dem der Halbinsel abhängig. Vielleicht, wenn die Ruhe auf dieser wieder hergestellt ist, entsteht auf dem äußersten Punkte der alten Welt, eine wissenschaftliche Anstalt in jener Universität, von welcher europäische Wissenschaft den entferntesten Gegenden, wo man die spanische Sprache spricht, mitgetheilt werden kann.

Der Charakter und die Wißbegierde der Einwohner verbürgen ein dereinstiges Wideraufblühen der Anstalt, denn ich wiederhole es, von allen Spaniern der alten und neuen Welt, sind die Islenos die wißbegierigsten und fleißigsten. Ich habe eine Menge Beweise hievon unter den höheren und mittleren Ständen angetroffen, will aber nur eins derselben anführen.

Ein junger Baccalaureus, Rechtsgelehrter, und bei meiner Abreise Advokat, welcher ein gründlicher Kenner des spanischen, cano-

niſchen und römiſchen Rechts war, verſtand außer den alten Sprachen engliſch, franzöſiſch, und las ſogar deutſch. Die Kenntniß der neueren Sprachen und Literaturen hatte er ſich nur durch ſich ſelbſt, und durch gelegentlichen Verkehr mit Fremden erworben. Beiſpiele, wie dieſe, würde man auf der Halbinſel ſelbſt nicht viele mehr antreffen, auf den Canarien aber gibt es deren verhältnißmäßig zahlreiche.

Vera-Cruz und Saint Jean d'Ulloa.

Das Schloß Saint Jean d'Ulloa, auf dem die französische Marine, durch eine glänzende Waffenthat, die dreifarbige Fahne aufgepflanzt hat, ist das erste und imposanteste Festungswerk, das die Spanier auf dem amerikanischen Festlande erbaut haben. Ganz vom Meere umgeben, erhebt es sich Angesichts von Vera-Cruz auf der Untiefe der Gallega.

Im Mittelpunkte des Platzes, den es einnimmt, erhob sich vor Zeiten ein kleines Eiland, auf dem der erste Spanier, der in Mexico noch ein Jahr vor Cortez gelandet war, Don Juan de Grijalva, vor Anker ging, ehe er das Festland bestieg. Er gab ihm den Namen, den es noch heute führt. Als er nämlich Knochen zweier Unglücklichen fand, die den Götzen geopfert waren, fragte er die Einwohner, weßhalb sie Menschen umbrächten. [illegible] antworteten, es geschähe auf Befehl der Könige von Acolhua (Name eines der Theile des Festlandes von Mexico), und aus diesem Worte machte er Ulua oder Ulloa, in der Meinung, so heiße die Insel. Das Schloß beherrscht die Stadt, von der

es nur einen halben Kanonenschuß weit entfernt liegt, und die auf dieser Seite nur von zwei kleinen Redouten geschützt wird. Noch besser beherrscht es den Hafen, denn alle Schiffe müssen zwischen dem Fort und der Stadt vor Anker gehen, und die Kriegsschiffe werden mit Tauen an eiserne Ringe befestigt, welche in den Festungsmauern angebracht sind.

Das Schloß Saint Jean d'Ulloa ist mit einem Aufwande und einem Ueberflusse erbaut, wie ihn die Spanier in allen ihren bürgerlichen und militärischen Werken in der neuen Welt anzubringen pflegten, und der ein Zeugniß für die ehemalige Größe dieses Volkes ablegt. Die spanischen Ingenieure, damals die gelehrtesten und erfahrensten Europa's, wollten es uneinnehmbar machen. Es faßt unermeßliche Magazine in sich, und um ihm fortwährend Ueberfluß an süßem Wasser zu erhalten, wurden mit großen Kosten riesenhafte Cisternen erbaut, welche der Besatzung ein gesunderes Getränk liefern sollten, als das, welches die Einwohner von Santa-Cruz aus den stehenden Sümpfen erhalten, mit denen ihre Stadt umgeben ist. In Mexico erzählt man sich allgemein, die Erbauung des Schlosses von Ulloa habe der spanischen Krone vierzig Millionen Piaster gekostet, und es sey nicht möglich, daß es je in feindliche Gewalt falle.

Doch ist der äußere Anblick, den es darbietet, nicht eben sehr imposant. Die kleine Insel, auf der es zum Theil liegt, und von der es seinen Namen entlehnte, ragt nur wenig über dem Wasser hervor, die Mauern liegen hart am Ufer, und sind nicht sehr hoch, da sie auch von ihrer mäßigen Höhe die Schiffsbatterien, die gegen sie spielen können, und den niedrigen Strand beherrschen. Nur zwei Thürme überragen die Mauern, der eine davon, der Caballero genannt, ist von der französischen Flotte zusammengeschossen worden, der andere war der Signalthurm, von dem man die ankommenden Schiffe schon in weiter Ferne erblicken konnte.

Links vom Schlosse, vielleicht eine Meile entfernt, gewahrt der Seefahrer, der ankömmt, ein anderes Eiland von länglicher Form, aber gänzlich öde und unbekannt, es heißt das der Sacrificios, und hat seinen Namen von den Menschenopfern, deren Schauplatz es ehedem war, als noch Aztekesche Kaiser, die Anbeter des blutigen Götzen Mexitli, herrschten, deren letzter Montezuma war. Hinter dem Schlosse Saint Jean d'Ulloa gewahrt man die Stadt mit ihren Domen und Kirchthürmen, und einige Meilen hinter Vera-Cruz sieht man die ersten Vorsprünge

der Bergkette, die sich in dunklem Blau an dem hellen, südlichen Azurhimmel abspiegeln.

Das Fort scheint unbewohnt zu seyn, obgleich es, ehe es von dem französischen Geschwader genommen wurde, in sehr gutem Stande war, wie denn die alten Spanier immer für Jahrhunderte bauten. In dem Hafen liegen nie mehr als fünf bis sechs Goeletten, und drei oder vier Briggs oder Dreimaster, einige Wraks ehemaliger Kriegsschiffe, wie die desarmirte Asia oder der Guerero, die ganz abgetackelt sind, und nur noch zu Gefängnissen für die Galeeren-Sklaven dienen, oder ganz verlassen und halb versunken sind. Mitten im Hafen, nach der Richtung des Schlosses zu, liegt ein befestigter Damm, der aber fast ganz vom Meere zerstört ist; die Behörden des unabhängigen Mexico's haben es für überflüssig gehalten, ihn wieder herstellen zu lassen. Die Mauern, mit denen Vera-Cruz umgeben ist, gestatten nicht, vom Hafen aus, die Straßen zu übersehen, übrigens sind auch sie öde und menschenleer.

Außer zwei oder drei Schildwachen, die langsam und trägen Schrittes hinter den Mauern des Forts auf und ab gehen, gewahrt man keine andere menschlichen Wesen, als unermeßliche Schaaren von Geiern, die auf den Kirchendächern und Thürmen von Vera-Cruz hausen. Die Einwohner der Stadt lassen sie ruhig gedeihen und sich mehren, denn diese Raubvögel säubern die Straße von Unrath und Leichen, und sind die einzigen, die sich mit der öffentlichen Reinlichkeit und der Gesundheits-Policei befassen.

Vera-Cruz ist eine der ältesten und bedeutendsten Städte Süd-Amerika's; dort war Cortez am **21.** April **1519** gelandet, als er an der Spitze von fünfhundert Mann die Eroberung des Kaiserreichs unternahm, das Montezuma beherrschte, und das von einer unermeßlichen und tapferen Heeresmacht vertheidigt wurde. Die Spanier, die sich wohl auf die Art verstanden, Colonien zu gründen und zu verwalten, und die in dieser Beziehung von keinem der Völker, die ihnen als Seemächte später den Rang streitig machten, erreicht worden sind, waren der Meinung, ihr commercielles, übrigens sehr hemmendes und einschränkendes System, erfordere nur zwei Häfen für den ganzen Handelsbetrieb zwischen Mexico und Europa und Asien; Vera-Cruz nämlich auf der östlichen Seite, und Acapulco am jenseitigen Ufer des mexicanischen Reiches. Dieses System, das Mexico im höchsten Grade verderblich geworden ist, sobald die Mexicaner das Bedürfniß empfanden, einen regen Verkehr mit den Bewohnern der alten Welt anzuknüpfen, brachte Vera-Cruz jedoch Bauwerke und Verbindungswege mit dem Innern, wie deren noch jetzt kein anderer mexicanischer Hafen sich zu erfreuen hat,

denn nur von ihm aus führt eine Straße landeinwärts, die auch Wagen passiren können.

Von 1800—1810 hatte das Consulado von Vera-Cruz, eine städtische Behörde, welcher die Handhabung der Policei oblag, und die daneben noch eine Art von Handelskammer und Handelsgericht bildete, vermittelst seiner Einkünfte und freiwilliger Beiträge von Vera-Cruz bis auf die Gipfel der Gebirgskette eine Straße gebaut, welche nicht minder schön als die Simplonstraße, und eben so lang ist, während alle andere Straßen, die von mexicanischen Häfen in's Innere führen, steil, und so unwegsam sind, daß alle Lasten nur durch Maulthiere weiter befördert werden können.

Vera-Cruz ist eine Stadt von ziemlich bedeutendem Umfange. Die Straßen sind breit, schnurgerade, und mit gut gebauten Häusern besetzt. Vera-Cruz hat einige, durch ihre Schönheit bemerkenswerthe Kirchen, ein sehr schönes Regierungsgebäude und große Casernen. Im Sommer ist die Hitze, die dort herrscht, wahrhaft unerträglich, und wird durch keinen kühlenden Schatten gemildert, da die Spanier und ihre Colonialbevölkerung eine merkwürdige Abneigung gegen alle Bäume haben, und nicht daran dachten, Alleen davon in den Straßen zu pflanzen, oder schattige Spaziergänge rund um die Stadtmauern anzulegen. Noch vor dreißig Jahren erfreute sich Vera-Cruz hohen Wohlstandes; man zählte dort eine beständige Bevölkerung von zwanzigtausend Menschen, ohne viertausend Matrosen, sieben- oder achttausend Maulthiertreiber, die beschäftigt waren, die europäischen Waaren in's Innere zu verführen, und viertausend fünfhundert Fremde und Militärs zu rechnen, im Ganzen also ungefähr fünfunddreißigtausend Einwohner. Damals betrug die Einfuhr und die Ausfuhr ungefähr 200 Millionen Realen, und 400—500 Schiffe besuchten den Hafen.

Während des Unabhängigkeitskrieges hatte Vera-Cruz sehr viel zu leiden, die Spanier blieben noch mehre Jahre Meister des Forts Saint Jean d'Ulloa, als sie schon das Festland geräumt hatten. Der ganze Handel zog sich deßhalb nach dem benachbarten kleinen Hafen von Alvarado. Erst als die Spanier müde wurden, noch länger eine Besatzung auf einem vereinzelten Punkte zu unterhalten, gewann Vera-Cruz wieder einiges Leben.

Der Hafen von Vera-Cruz ist übrigens der beste, oder richtiger der mindest schlechte auf der ganzen Ostküste von Mexico. Er kann Linienschiffe aufnehmen — aber die Einfahrt ist schwierig und gefahrvoll. Die Insel von Sarificios, und die Untiefen Arecise del Medio, Isla

Verde, Anegada de Dentro, Blanquilla und Gallega bilden mit dem Festland eine Art Bucht, die nach einer Seite offen ist, und den Nordostwinden keinen Damm entgegensetzt, so daß ein Fahrzeug, wenn es seine Anker verlöre, von dem Nordostwind wohl bis nach Campeche getrieben werden könnte. Es begab sich sogar zu Ende des vorigen Jahrhunderts, daß das Linienschiff, die Castilla, das mit neun Tauen an die Festungsmauer von Saint Jean d'Ulloa gebunden war, von einem Orkan gefaßt wurde, die eisernen Ringe abriß, und im Hafen selbst an der Küste strandete.

Vera-Cruz ist eine wahre Heimath des gelben Fiebers, die Ebene, in der die Stadt gelegen, ist fast ganz mit kleinen Erdhöhen (**meganos**), bedeckt. Zwischen diesen Erdhöhen ziehen sich weite, sumpfige Strecken hin, die mit Moosen und Sumpfpflanzen bewachsen sind. Die Ausdünstungen dieser Sümpfe begünstigen das gelbe Fieber unendlich, und machen die Hitze unerträglich. Nur wenn die Nordwinde anfangen zu wehen, wüthet das gelbe Fieber nicht so sehr, und verlangt in den drei Wintermonaten December, Januar und Februar nur hie und da ein Opfer.

Feuilleton.

Vermiſchtes.

Das Heer von Runjeet-Singh.

Das im Anfange des Januar erſchienene Heft des **Oriental Herald** gibt einen Artikel über das Heer von Runjeet-Singh, der im Weſentlichen Folgendes enthält:

Die regelmäßige Infanterie von Runjeet-Singh beſteht nur aus achtzehn Bataillons, deren jedes 810 Mann ſtark iſt, welche gekleidet und ausgerüſtet ſind, wie die Truppen der indiſchen Compagnie. Ihre Waffen, die ſie aus der Manufactur von Lahore beziehen, kommen an Güte denen gleich, welche die Compagnie aus den engliſchen Arſenalen erhält. Dieſe Infanterie trägt Uniform nach franzöſiſchem Schnitt, von ſcharlachrother Farbe, mit grünen Aufſchlägen und Franzen-Epaulettes. Das Lederwerk iſt braun.

Die Bataillons ſtellen ſich in drei Gliedern in Schlachtordnung auf, ſind ſehr gut gerichtet, und manoeuvriren bei der Frontveränderung, beim Rückzug in Echelons, bei der Formation von Carrés und Colonnen, und bei Deployirungen mit großer Genauigkeit. Die Commandoworte ſind den eingeborenen Officieren ganz geläufig. Die Rottenfeuer ſind nicht gut unterhalten, aber die Pelotonfeuer werden trefflich ausgeführt. Die Sikhs-Soldaten ſind kräftige Leute von

Achtung gebietendem Aussehen. Jedes Bataillon wird von einem eingeborenen Oberst befehligt, und jede von den Compagnien hat drei Officiere und eine verhältnißmäßige Anzahl Unterofficiere. Ist die regelmäßige Infanterie im Felde, so versieht man sie mit Zelten und allen ihren Bedürfnissen; aber es gibt hier keinen auf Kosten des Staats angeordneten Sanitätsdienste. Die Disciplin ist sehr streng, und die Ruthenstreiche werden sehr reichlich für die leichtesten Vergehungen zugemessen. Wie dem auch seyn mag, der Kriegsdienst ist im Allgemeinen im Lande nicht verhaßt. Die Löhnung eines Fußgängers beträgt sieben Rupien (8 fl. 10 kr. rhein.) im Monat, nebst einer Feldration, wenn er im activen Dienste steht. Die unregelmäßige Infanterie zählt 12,000 Mann, aber mit Ausnahme der zwei muthigen Ghoorkas-Bataillons ist es nur eine unruhige und nicht sehr kriegerische Horde.

Die reitende Artillerie hat fünfzig Bronze-Kanonen, von einem Caliber, das zwischen sechs bis zwölf Pfund wechselt. Die Laffetten sind solid und in gutem Zustande, aber nach einer alten Art gebaut; sie haben Visirschrauben. Das Material dieser Artillerie wird äußerst sorgfältig von den Canonieren unterhalten, die eine dem Charakter der Eingeborenen dieses Landes inwohnende abergläubische Verehrung für ihre Stücke hegen, die Pferde sind mittelmäßig gut und die Zäumung ist entschieden schlecht. Bei ihren schnellsten Bewegungen kommt die reitende Artillerie von Runjeet-Singh selten aus dem Trab, und die Officiere dieser Waffe hatten, ehe sie die englische Artillerie manoeuvriren gesehen, keine Idee davon, daß ihr Corps allen Bewegungen der Reiterei folgen könne. Die Feldartillerie ist gewöhnlich unter den Infanterie-Brigaden, je zu vier Stücken für das Bataillon vertheilt. Die Kanoniere sind kräftige, gut gekleidete Leute, die ihre Kanonen mit einer merkwürdigen Schnelligkeit bedienen. Die Artillerie zu Fuß wird nur zum Festungsdienst verwendet. Das Corps der Dromedare hat Falkonette, die sich auf einem am Sattel befestigten Zapfen drehen. Die Soldaten dieses Corps tragen eine reiche Uniform, welche hauptsächlich in einem scharlachrothen Oberrock (nach Art der Schabracken) besteht, und sind mit Säbeln und Pistolen bewaffnet.

Die Reiterei ist die Lieblingswaffe von Runjeet, und er hat nichts versäumt, um sie furchtbar zu machen. Er kann 40,000 Reiter in das Feld stellen; unter dieser Zahl sind indessen nur 4000 Mann regelmäßiger Reiterei. Diese besteht aus zwei Regimentern Lanciers, und sechs Regimentern Dragoner. Sie ist gut beritten und equipirt, und manoeuvrirt in großen Massen mit vieler Genauigkeit. Die Dragoner sind schöne Leute, mit langen Karabinern, Säbeln und Pistolen bewaffnet. Ihre Uniform ist ein kurzer Rock von scharlachrother Farbe mit grünen Revers und Stallmeister-Stiefeln; ihre Kopfbedeckung ist eine Art von stählerner Plattmütze oder Helm, nach Art der römischen Soldaten. Die Uniform der Lanciers ist blau, mit rothen Revers und Litzen oder Tressen im Uebermaaße. Sie führen zwölf Fuß lange Lanzen, die mit dreifarbigen Fähnchen verziert sind.

Die Ghorechurras oder Leibgarden, 2000 Mann stark, sind die am besten berittenen Truppen der Sikh-Reiterei; sie handhaben mit gleicher Geschicklichkeit den Säbel, die Muskete und die Lanze. Ihre Kleidung ist prachtvoll, und besteht aus einer Art von karmoisinroth seidener Tunica, über welcher sie ein Panzerhemd von ausgezeichneter Arbeit tragen, und ihre Kopfbedeckung, halb Helm, halb

Turban, wird von einem ſchönen Reiherbuſche überragt. Die Pferde ſind reich gezäumt und mit einer Art von Rüſtung, ähnlich der der Reiter, bedeckt. In Galla bietet dieſes Corps einen herrlichen Anblick, und wenn die Ghorechurras, ihre Lanzen ſenkend, angreifen, ſo gleichen ſie den alten Paladinen.

Die unregelmäßige Reiterei von Runjeet iſt der ſehr ähnlich, welche die indiſche Compagnie in ihren Dienſten hat. Dieſe Reiter ſind nur durch ihre Anzahl furchtbar, und entbehren aller Disciplin. Es ſind dieß Leute, wie jene Hilfstruppen, von denen ein engliſcher Officier ſagte, er würde ſie lieber bekämpfen, als bezahlen.

In phyſiſcher Beziehung müſſen die Shiks zu den ſchönſten Leuten Indiens gezählt werden; gewöhnlich von hoher Geſtalt und großer Muskelkraft, ſind ſie mit einem Muthe, mit einer Energie begabt, durch die ſie ſich vor den meiſten Völkern von Hindoſtan auszeichnen; überdieß ſind ſie mehr von Vorurtheilen frei. Ihre moraliſchen Eigenſchaften verdienen die Bewunderung in weit geringerem Grade.

Die große Mauer von China.

Seit der Reiſe von Lord Macartney hat man wenige Einzelnheiten mehr über den Zuſtand der berühmten Mauer von China vernommen. Das Folgende iſt einem Journale entnommen, welches Herr Brougiere, der verſtorbene Biſchof von Capſa, während einer Reiſe abfaßte, die er durch das chineſiſche Reich gegen die Tatarei, in ſeiner Eigenſchaft als apoſtoliſcher Vicar, und Präſident der katholiſchen Miſſion der Inſel Gorée, machte. Während ſeiner Reiſe trug er chineſiſche Kleidung und ward von chineſiſchen Chriſten begleitet:

„Den 7. October 1834," ſagt der Biſchof, „langten wir bei der großen Mauer an; Leute, welche ſie nicht kennen, betrachten ſie als eines der großen Weltwunder. Die berühmte Mauer hat aber nichts Merkwürdiges, als ihre Länge, welche fünfhundert Lieues beträgt. Ihre Hauptrichtung geht von Oſten nach Weſten, aber gegen den Norden von Schon-Si dreht ſie ſich gegen die Weſt-Süd-Weſt-Seite. Dieſer einſt mit Ziegeln bedeckte Wall bildet die Gränze von drei bis vier Provinzen, von denen jede in Europa für ein beträchtliches Königreich gelten würde. In den Ebenen und Schluchten erſcheint die Mauer als ein regelmäßiges Gebäude mit Fleſchen *), von dreißig bis vierzig Fuß Höhe; auf den Bergen hat ſie kaum zehn Fuß, und ſcheint dann nur ein Hügel mit vorgeſchobenen Redouten: es iſt niemand zur Bewachung aufgeſtellt. In gewiſſen Entfernungen von einander finden ſich Thore zur Bequemlichkeit der Reiſenden und zum Erheben des Eingangszolles. Ich bin durch das Thor gekommen, das man Tſchan-Tſchaku nennt; durch dieſes Thor paſſiren die Ruſſen, die nach Pecking reiſen. Niemand achtete auf uns; die Wache wandte uns ſogar den Rücken zu; aber auch bei ſorgfältigerer Bewachung könnte man doch ſehr leicht an vielen Stellen über die Mauer gelangen. Zum Beiſpiel auf den Bergen, oder durch die von der Zeit gebildeten Brechen."

*) Fleſchen nennt man in der Kriegsbaukunſt pfeilförmige Außenwerke, welche vor die ausgehenden Winkel des bedeckten Weges am Ende ſeiner Glacis geſtellt werden.

Notizen.

Briefe aus China an die engliſchen Zeitungen enthalten folgende Details über die Hinrichtung eines Opiumhändlers:

„Es iſt intereſſant, dieſes Schauſpiel anzuſehen; ich miſchte mich unter die Menge, und nach einer Viertelſtunde erſchien der Thotang von Macao, gefolgt von ſechzig Polizeibeamten, ferner von dem Militär-Officier Yew-Soo von Caſa-Branca, den Magiſtratperſonen Heang-Shon-Hein von Heang-Shon und Krun-Min Soo von Caſa-Branca. Nach ihnen kam der unglückliche Verurtheilte, von den zwei Nachrichtern in einem Bambuskäfig getragen, und von hundert Mann der kaiſerlichen Infanterie bewacht. Man hatte auf dem Richtplatze zwei große Zelte von Bambus, ungefähr 35—40 Ruthen von einander entfernt, erbaut. Eines dieſer Zelte war mit Stühlen und Tiſchen für die Mandarinen verſehen; unter dem andern erhob ſich ein hölzernes Kreuz, ſechs Fuß hoch, oben, unmittelbar über den Armen des Kreuzes, war ein Loch eingebohrt. Drei Flintenſchüſſe gaben das Zeichen zu der Execution.

An den Armen und Beinen mit einer ungeheuern Eiſenmaſſe belaſtet, wurde der Unglückliche in einem ſo unfläthigen und abgemagerten Zuſtande aus dem Käfig hervorgezogen, daß man ihn kaum anſehen konnte; er ſchien mehr todt als lebendig. Die Henker ſtellten ihn mit dem Rücken an den Käfig, ſchlangen ihm einen Strick um die Beine, die Arme und den Hals, und ſpannten den Strick, nachdem ſie ihn durch das erwähnte Loch gezogen hatten, auf eine Weiſe, wie die Kärrner zuweilen ihre Wagen hemmen. Der Verurtheilte machte keine Bewegung, und ſein Geſicht veränderte den Ausdruck nicht. Sein Leichnam muß drei Tage lang ausgeſtellt bleiben, um allen Opiumhändlern als Beiſpiel zu dienen. Nach dieſen drei Tagen können ihn ſeine Freunde wegnehmen und beſtatten. Dieſer Menſch hieß Kowk-Pung. Er iſt zum Tode verurtheilt worden, weil er einige Kiſten Opium verkauft hat. Er hinterläßt drei Frauen und mehre Kinder.

— Ein Reiſender hat vor Kurzem ein Hügelland im Texas entdeckt, das man die bezauberten Berge nennt. Dieſe Berge erheben ſich gegen dreihundert Fuß über der Ebene, beſtehen aus nackten Felſen und geben in einer Entfernung von einigen Meilen, wenn die Sonne ſie beſcheint, einen Glanz, der das Auge blendet. Die Urſache dieſer Erſcheinung iſt, daß das Geſtein ſehr viel Glimmer enthält, der wie ein Spiegel glänzt.

Die artiſtiſche Beilage.

Wir übergeben unſern Leſern:

Das zweite Blatt der Gärten in Tarſus, die mehr noch, wie das erſte, von der üppigſten Vegetation einen Begriff geben können. Dieſe Abbildungen ſind dem Prachtwerke Delaborde's durch Syrien und Paläſtina entlehnt.

August Lewald.

Stuttgart. Literatur Comptoir. Lith. Anst. von W. Pobuda

Gärten in Tarsus.

N. III.

Schilderung von Yucatan.

(Siehe erste Lieferung 1839, pag. 1.)

IV.

Merida.

Am 21. December 1834, als das Wetter beſſer, und die Wege nach Merida fahrbar geworden waren, ſchiffte ich mich nach Siſal ein, und kam daſelbſt am 23. Morgens zehn Uhr an.

Siſal iſt ein etwas größeres Dorf als la Frontera in Tabasco. Seine Straßen ſind nach der Schnur gezogen, es gibt aber eigentlich nur eine einzige Gaſſe. Die Häuſer ſind von Rohr erbaut, und mit Schlamm ausgemauert, von Stein gibt es nur vier. Auch muß das Fort ausgenommen werden, das gegen das Meer zu liegt. Dieſes Miniatur-Caſtell iſt auf jeder Front hundert Fuß lang, und mit ſechs Kanonen bewaffnet.

Am 25., Morgens ſieben Uhr, fuhr ich in einem Wagen von Siſal nach Merida ab. Dieſe Fuhrwerke ſind ſehr roh gearbeitete Cabriolets, und ſehen den Volanten in der Havannah ähnlich. Sie ſind zu zwei

Personen eingerichtet, werden von einem Pferde gezogen, und noch von drei andern zum Umspannen bestimmten bis Hunucuma, einem sechs Stunden von Sisal gelegenen Dorfe begleitet. Bis zu diesem Orte führt der Weg durch verpestete Moräste, und ist so schlecht, daß man sich gezwungen sieht, in dem Cabriolet sich mit den Händen so fest als möglich zu halten, um nicht bei jedem Stoße sich den Schädel an dem hölzernen Verdeck einzurennen. Von Hunucuma bis Merida nimmt man drei frische Pferde; weil aber der noch zurückzulegende, sechs Stunden lange Weg nicht das geringste Hinderniß darbietet, so rollt das Gefährt leicht, und ohne Anstoß fort. Um drei Uhr Nachmittags stieg ich in der Hauptstadt von Yucatan aus, und hatte zwölf spanische Leguas in acht Zeitstunden zurück gelegt.

Das von mir gemiethete Haus (in Merida gibt es nämlich weder Gast- noch Speisehäuser), war äußerst düster und sehr feucht. Beim Eintritte in dasselbe gedachte ich meiner, hier zu verfertigenden Arbeiten der Zeichnenkunst, die einen heiterern und anmuthigerern Aufenthalt verlangten; hier aber bedurfte ich meines ganzen, mir auf Reisen zu Gebote stehenden Vorrathes von philosophischem Gleichmuth, um mich nicht sehr über die ungeschickte Wahl zu beklagen, die man für mich in diesem traurigen Hause getroffen hatte. Ich besuchte sogleich meinen Landsmann, den Doctor Hubbe, einen sehr liebenswürdigen Mann, der sich von den amerikanischen Quacksalbern durch gediegenes Wissen, angenehme Umgangsformen, und edle Uneigennützigkeit äußerst vortheilhaft auszeichnet. Ich wünschte so bald wie möglich nach den Ruinen von Urmal abgehen zu können, und folglich nur kurze Zeit in Merida zu verweilen. Der Doctor machte mir aber bemerklich: das Faulfieber wüthe auf der Hacienda Urmal, ich würde also sehr wahrscheinlich keine Indier finden, die arbeiten wollten oder könnten, und müßte befürchten, von der Krankheit selbst befallen zu werden; er rathe mir also, so lange in der Hauptstadt zu verweilen, bis die Seuche ganz verschwunden sey.

Schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Merida erhielt ich einen Vorgeschmack von den Verfolgungen, welche die mexicanische Regierung später über mich verhängte. Von Campeche aus hatte ich an den Bischof Portugal, dem ich bekannt, und der damals Justiz-Minister in Mexico war, geschrieben, um ihn von neuem um seinen Schutz zu bitten. Der Geleitsbrief, den ich von der Gefälligkeit des Ministers erbeten hatte, war mir noch, in Campeche zugekommen; nun rieth man mir nach, Merida zu gehen, und als ich dort angekommen war, suchte ich, so bald als möglich, dem General Toro, dem Gouverneur

der Provinz, meine Aufwartung zu machen. Ich wurde sehr artig empfangen, und begann schon das Beste zu hoffen, als ich im Geheim die Nachricht bekam, der General habe Befehl erhalten, mich beobachten zu lassen. Die wackeren Leute konnten nicht begreifen, daß ich von England aus Geld bekäme, um alte Trümmer zu untersuchen, und bildeten sich ein, ich müsse ein von der britischen Regierung besoldeter Kundschafter seyn. Diejenigen, die solche Gedanken hegten, müssen nicht nur von jedem loyalen Gefühle, sondern auch von allem Verstande entblößt seyn: mein einsiedlerisches Leben, meine feste Gewohnheit, nur einmal einen öffentlichen Ort zu besuchen, um ihn kennen zu lernen, oder nur einmal zu Leuten zu gehen, die mir Nachweisungen über die Alterthümer des Landes geben konnten, hätte mich hinlänglich gegen einen so nichtswürdigen Argwohn schützen sollen. Der Schauplatz, auf dem Spione aufzutreten pflegen, ist die Gesellschaft, die ich aus Neigung und Vorsatz zu vermeiden suchte. Boturini, ein anderer Reisender, war gleichen Plackereien ausgesetzt; die böswilligen Conjecturen, die man aus seinen wissenschaftlichen Nachforschungen ableitete, zogen ihm höchst unangenehme Verdrüßlichkeiten zu, und führten zuletzt den Verlust seiner gesammelten, kostbaren Materialien herbei. Die Häupter der Republik müssen nothwendig einen massiven Stolz besitzen, wenn sie auf den Glauben gerathen können, die europäischen Mächte unterhielten mit schweren Kosten geheime Agenten bei ihnen, um zu erfahren, was in Mexico vorgehe. Dasjenige, was die vorgeblichen Staatsmänner, die dieses unglückliche Land regieren, eigentlich zu fürchten hätten, bestände gewiß nur darin, daß man auswärts die ganze Summe der, unter der amerikanischen Gesellschaft herrschenden Laster erführe. In dieser Hinsicht ist jedoch jeder in Amerika reisende Fremde ein Spion. Uebrigens würde ich mich sehr wenig um solche Beschuldigungen bekümmert haben, hätte ich nicht vorausgesehen, daß sie der Ausführung meines Planes tausend Hindernisse in den Weg werfen würden.

Ich komme jetzt an den wenigst geordneten Theil meines Tagebuches; was man jetzt lesen wird, ist nur eine Reihe von unzusammenhängenden Erinnerungen. — Ich war in Merida, und wartete, daß die das Innere verheerende Seuche ihre Verwüstungen einstellen würde. Meine Zeit benützte ich zum Zeichnen, Portraits zu malen, den Charakter und die Sitten der Eingeborenen zu studiren, kurze Ausflüge in die nächsten Umgebungen der Stadt zu machen, meine Bemerkungen in mein Notizenbuch einzutragen, und die Personen zu besuchen, von denen ich brauchbare Nachrichten über die später von mir zu bereisenden Gegenden einziehen konnte. Jeder Tag mußte also eine ansehnliche Menge

der verschiedensten Bemerkungen liefern, die ich, wie sie sich mir darboten, zu Papier brachte, und hier eben so wieder gebe. Mein Werk kann dadurch an Klarheit und Wahrheit gewinnen, und dieß ist mein vorzüglichster Wunsch.

Merida, die Hauptstadt von Yucatan, liegt nach auf dem Platze vor der Cathedral-Kirche angestellten Beobachtungen, unter dem 20° nördlicher Breite, und dem 83° westlicher Länge von Cadix. Es ist eine große Stadt, mit breiten, mit Trottoirs versehenen, sich in rechten Winkeln durchschneidenden, und nach den Weltgegenden gerichteten Straßen. Man zählt fündhundertundneunundneunzig von ihnen eingeschlossene Häuserquadrate. Von Nord nach Süd ist Merida vier Stunden lang, von West nach Ost noch breiter. Diese Hauptstadt besitzt ein Marsfeld, einen Gemüsemarkt, eilf öffentliche Plätze, deren größter und schönster die Piazza-Mayor ist; fünf Pfarrkirchen, die Domkirche mit ihren zwei Thürmen dazu gerechnet, die aber weder im Innern noch Aeußern ausgezeichnet ist, ein Franciscaner-Kloster, ein anderes Kloster el Mejorada genannt, das Collegium von St. Ildefonso, ein Nonnen-Kloster, la Conception geheißen, ein sogenanntes Armenhaus, das aber eigentlich ein Haus der Liederlichkeit ist, endlich noch sieben andere Kirchen und ein Gefängniß. Die Hauptspaziergänge sind die Alameda, der Campo-Santo, la Cruz de Calvez und der Limonar.

Im südlichen Theile der Stadt erhebt sich eine Art von Castell, das ehedem zu einem Kloster diente, und wahrscheinlich auf den Trümmern eines alten Tempels oder Teocali der Indier erbaut worden ist. Dieses feste Schloß beherrscht die Stadt; zu verschiedenen Zeiten wurde es durch angebaute Mauern und Bastionen vergrößert, und ist dadurch heutiges Tages in seinem Innern ein vollständiges Labyrinth, in Hinsicht auf seine Vertheidigungsfähigkeit aber vollkommen weniger als nichts geworden.

Auf der Mittagsseite der Piazza-Mayor sieht man ein Haus mit der Jahreszahl **1551**, das folglich noch ein Zeitgenosse der Erbauung der Stadt ist, die im Jahr **1542** stattfand. Das hier erwähnte Haus wurde von Don Francisco Montejo, dem von Kaiser Carl V. zum Adelantado ernannten ersten Gouverneur von Yucatan, erbaut. Zu jener Zeit gab es in der genannten Provinz weder spanische Maurer noch Bildhauer, man mußte folglich indische Handwerksleute verwenden; augenscheinlich wurden aber die Arbeiten wohl von einem Europäer, der Geschmack hatte, geleitet. Die Façade dieses Hauses zeigt eine gewisse

Eleganz und anmuthige Verhältniſſe. Zwei coloſſale Geſtalten, von Kopf bis zu Fuß bewaffnete Krieger vorſtellend, mit der ſpaniſchen Hellebarde in der Hand, dienen ihr zu großer Zierde, obgleich man in ihrer Ausführung, trotz der künſtleriſchen Idee des leitenden Baumeiſters, doch den yucatekiſchen Geiſt durchſchimmern ſieht. Der indiſche Styl verleugnet ſich in keinem Ornamente, in keiner Figur. Dieſes Gebäude iſt folglich im Ganzen ſehr ſeltſam und aller Aufmerkſamkeit würdig, weil es den Uebergang von einem einheimiſchen Bauſtyle, in einen ganz fremdartigen Charakter zeigt.

Neben der neuen Alameda, an der Hausecke eines Gewürzkrämers, ſieht man auf einer Säule eine Statue von ſchwarzem Steine in ſitzender Stellung, gleich aſiatiſchen Bildwerken. Der Kopf iſt zertrümmert, und das Geſicht fehlt gänzlich; die Arme ſtehen vom Körper ab, die Hände ruhen auf den Knien. Das bemerkenswertheſte an dieſer verſtümmelten Bildſäule zeigt ſich daran, daß der obere Theil ihrer Bekleidung, und der ſie umgürtende Gürtel eine ſprechende Aehnlichkeit mit denſelben Theilen jener Figuren darbieten, welche die Pfeiler des Haupttempels in dem Pallaſte von Palenqué zieren. An der Ecke eines Hauſes auf dem großen Platze bemerkt man in einer Niſche ein anderes Idol, auch in ſitzender, aſiatiſcher Stellung, doch in einem andern Style gearbeitet. Durch die Gefälligkeit des Doctor Hubbe erhielt ich ein kleines, merkwürdiges, obgleich nur plump gearbeitetes Götzenbild von Serpentin, das bei Muna unter einer Steinplatte, weit entfernt von allen ſichtbaren Ruinen, gefunden worden war. Die Thatſache, daß Idole hier gefunden werden, die ſichtlich den Charakter der theokratiſchen Sculpturen des alten Aſiens tragen, verdient wohl der Aufmerkſamkeit der Gelehrten empfohlen zu werden.

Ueber die Statiſtik der Stadt vermag ich nur die Hauptüberſicht zu liefern, die im Jahr 1832 auf Befehl der Regierung von Don Joſe de la Cruz Villamil, dem Secretär der auswärtigen Angelegenheiten, angefertigt wurde. Die Anmerkungen dazu wurden mir vom Doctor Hubbe gegeben; ſie ſind die Frucht der Erfahrung dieſes ehrenwerthen Arztes, der vermöge ſeines Standes ſehr gut in der Lage iſt, das Leben der Bewohner Merida's zu beobachten und kennen zu lernen. Ich gebe dieſe Ueberſicht, wie ſie mir mitgetheit wurde.

Hauptübersicht der Einwohneranzahl von Merida, der Hauptstadt von Yucatan, und der Bevölkerung ihrer vier Vorstädte, aufgenommen im Jahre 1832, vor dem Ausbruche der Cholera.

	Männer.			Weiber.	Hauptsumme.
	Alter.				
	von 1 bis 15 Jahre.	von 25 bis 60 Jahre.	über 60 J.		
Merida	4,244	4,591	499	13,290	22,624
Distrikt v. St. Christoval .	1,092	963	186	2,512	4,753
„ v. St. Anna	1,048	840	144	1,943	3,984
„ v. St. Jago	1,146	1,165	143	2,334	4,788
„ v. St. Sebastian .	417	339	58	838	1,652
Summa	7,947	7,907	1,030	20,917	37,801

Zur Zeit dieser Zählung starben in gewöhnlichen Jahren zwischen 8 bis 900 Personen. Die Cholera hat wenigstens 5000 Personen weggerafft, weil viele Todte auf den Feldern und in provisorischen Leichenäckern, ohne angezeigt worden zu seyn, begraben wurden, und hierdurch die Todtenlisten nicht genau seyn konnten. Die Mehrzahl von 3733 Köpfen, um welche in der vorstehenden Uebersicht die Weiber die Männer übersteigen, soll sich daher ergeben, daß in jeder nur etwas wohlhabenden Familie wenigstens sechs Indianerinnen (als Mittelzahl) gehalten werden, um als Mägde zu dienen, und Brod (die Tortillas) zuzubereiten.

Jedes nur irgend einigermaßen anständige Haus hat allerdings mehre Dienerinnen; so zählte ich bei Don Luis Estrada nicht weniger als zehn Mägde. Die einzige Ursache dieses Dienerschafts-Luxus ist in der Leichtigkeit zu suchen, mit der man dergleichen haben kann. Gern geben die Indier ihre sechs-, achtjährigen Töchter in Privathäuser, um sie zu Dienstboten erziehen zu lassen, und weil sie keinen Lohn erhalten, Nahrung und Kleidung aber spottwohlfeil sind, so kosten sie ihren Dienstherrschaften fast gar nichts.

Eine andere, nicht weniger bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit besteht darin, daß in der ganzen Provinz Yucatan die niederen Volksklassen eine ausgezeichnete Reinlichkeit in ihrer Wäsche lieben. In

Merida steigert sich diese Sauberkeit bis zu einem gewissen Luxus. Die Kleidungsstücke der Land- und Stadtmädchen sind stets weiß, und mit großer Sorgfalt gebügelt; wahrscheinlich muß jede so reichlich ausgestattet seyn, daß sie mehre Male wechseln kann, ich habe wenigstens nie eine Schmutzige gesehen. Diese Mädchen sind halb indischen und halb spanischen Blutes, und sehr hübsch; besonders schön sind ihre Augen, eine besondere Eigenthümlichkeit des yucatanischen, schönen Geschlechts. Eben so anmuthig und elegant ist ihr Wuchs. Schuhe werden ihrer ungemeinen Reinlichkeit ungeachtet von ihnen nur selten getragen. Der einzige Schmuck, mit dem sie sich zu zieren pflegen, besteht in einem Rosenkranze aus Korallen und Goldkügelchen, an dessen Ende ein Kreuz oder eine goldene oder silberne Schaumünze hängt. Die unterscheidende Tracht des gemeinen Mannes besteht in einem hübsch, von oben nach unten zu, gefalteten Hemde, das über breiten und kurzen Beinkleidern angezogen wird. Die Bürgersleute tragen weiße und farbige Jacken. Die vornehmeren Stände folgen in ihrer Tracht ziemlich genau den in den Vereinigten Staaten herrschenden Moden, und lassen ihre Kleider schon gemacht von New-York kommen.

Mechanische Künste schlummern in Merida fast noch in der Kindheit; die Lage dieser Stadt, im Innern des Landes, und von allen Handelshäfen entfernt, dürfte wohl ein immerwährendes, ihrer Ausbildung im Wege stehendes Hinderniß bleiben. Schlosser, Tischler, Schneider sind in kaum glaublichen Grade ungeschickt und unanstellig; Schuhmacher dürften noch die am wenigsten ungeschickten Handwerker in der Stadt seyn. Von den Goldschmieden werden nur Filigranarbeiten einigermaßen erträglich verfertigt. Rothgerbereien sind ziemlich häufig; in der Vorstadt St. Christobal findet man deren ziemlich viele, wo diese Werkstätten hinter einem dichten Vorhange von Cocos-Palmen, Bananen und andern tropischen Bäumen verborgen liegen.

Im ganzen spanischen Amerika sind die Sitten ausnehmend locker; Merida macht von dieser Regel auch keine Ausnahme. Die herrschende Sittenlosigkeit dürfte jedoch hier eine natürliche Ursache haben, und sich aus der großen Ueberzahl der weiblichen Bevölkerung erklären lassen; auch darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß sie hier so zu sagen traditionell ist, d. h. eingeführt und acclimatisirt durch die Mönche zur Zeit, als dieses Land ganz in ihrer Gewalt war, hat sie sich auf ewige Zeiten auch nach ihrer Vertreibung festgesetzt. Die Meridanos haben allerdings Verstand

genug gehabt, ſich die Mönche aller Orden, von denen ihre Stadt wimmelte, vom Halſe zu ſchaffen; um dieſen Zweck zu erreichen, ſind die Vorſteher der Klöſter ſäculariſirt, und ihnen lebenslängliche Pfründen verliehen worden.

Ein gewiſſer Geiſt der Intrigue iſt der Grund-Charakter aller Meridanos und der Einwohner dieſer Provinz überhaupt; um dieß zu beweiſen, genügt es anzuführen, daß faſt alle in Tabasco, und in andern Städten der Republik angeſtellte Zollbeamte Yucateken ſind. Savala, der Held der Accordada, oder beſſer geſagt, der Plünderung des Parian in Mexico, iſt in Merida geboren. Die Kunſt, ſein Glück zu machen, iſt bei dieſen geldgierigen Menſchen ganz unabhängig von allen den Eigenſchaften oder Talenten, deren man ſonſt gewöhnlich bedarf, wenn man etwas vor ſich bringen will. Mit Ausnahme von drei oder vier Männern, die auf edle Art ihren Verſtand anwendeten, und durch Kenntniſſe und Verdienſt ſich emporſchwangen, findet man in ganz Yucatan nur in der tiefſten Unwiſſenheit ſteckende, und von den kläglichſten Vorurtheilen befangene Leute. Die geiſtloſe Erziehung erſtickt ihre glücklichen Anlagen, und ſchließt, von ihren Kinderjahren an, unwiderruflich ihre Augen dem höhern Lichte. Feigheit iſt auch ein charakteriſtiſcher Zug der heutigen Yucateken. Die alten Mayapaneken waren ein kräftiges, tapferes Volk; der Beweis für dieſe Behauptung liegt darin, daß die Spanier weit ſpäter als in Mexico ihre Herrſchaft in Yucatan feſtſtellen konnten. Die Geſchichte ſagt uns, daß erſt im Jahr **1541**, d. h. zweiundzwanzig Jahre nach der Eroberung von Tenuchtitlan, Tutul, Herr von Mani, der ſpaniſchen Gewalt erlag. Heut zu Tage ſind herzhafte Männer ſelten zu finden in dieſen Gegenden; eine Frucht des religiöſen Deſpotismus, der ſo lange auf ihnen laſtete. Die Indier ſogar ſpüren nur dann einige Anfälle von Kühnheit, wenn Trunkenheit ihre Ueberlegung betäubt, und ſie die Geſetze zu erkennen verhindert. Eine Geſchichte unter tauſend wird einen Maßſtab geben für die unwürdige Schwäche des Charakters dieſer Leute, die mit Worten ſo kecke und verwegene Prahler ſind.

Ein Mädchen lebte mit ihrem Bruder, einem Infanterie-Lieutenant, in dem Hauſe ihrer erſt vor Kurzem geſtorbenen Aeltern. Das Mädchen war ſchön und jung, und folglich ein guter Biſſen für lüſterne Geſellen. Ein grillenhafter, und auf ſeine Perſon höchſt eitler Officier, der durch angeblich viele, glückliche Liebesabenteuer ſich den Ruf eines wahren Lovelace erworben hatte, wagte öffentlich, ſich der Gunſtbezeugungen der Schweſter ſeines Waffengefährten zu rühmen, und, mochte nun ſein

Vorgeben wahr oder falsch seyn, so war eine solche Prahlerei auf jeden Fall eine niederträchtige Handlung. Das Mädchen erfuhr das auf ihre Rechnung umherlaufende Gerücht, und beschloß, den Elenden selbst dafür zu bestrafen. Sie zog ihres Bruders Kleider an, gürtete seinen Degen um, und begab sich, von zwei Dienern begleitet, zu dem Verläumder, den sie außerhalb der Stadt an eine für ihre Rache passende Stelle führte. Hier zog sie den Degen, und forderte ihren Gegner zur Vertheidigung auf: der Feige aber verweigerte den Kampf; hierauf gab sich das Mädchen zu erkennen, ließ ihn durch ihre Leute an einen Baum binden, und ihm fünfzig wohlgemessene Peitschenhiebe geben. Dieß war ihr aber noch nicht genug; um ihm jedes Mittel, seine Schande zu läugnen und der öffentlichen Schmach zu entgehen, zu nehmen, zwang sie ihn, ihr eine Quittung über die empfangenen fünfzig Hiebe auszustellen, unter der Androhung, noch eine solche Anzahl zu erhalten, wenn er sich weigere, und der Schuft unterzeichnete mit eigener Hand seine Ehrloserklärung. Die Geschichte machte Lärm, sie kam dem General Joro zu Ohren, der von dem Mädchen zur Aufrechthaltung der Ehre des Corps die Quittung dringend zurückverlangte, die sie erst verweigerte, zuletzt aber herausgab. Was geschah weiter? Ich sah diesen Offizier in den Straßen von Merida noch eben so aufgeblasen und selbstzufrieden umherstolziren, als ob gar nichts geschehen sey. Wenn ich hinzufüge, daß mit geringen Ausnahmen alle Creolen von Yucatan von eben solchem Caliber sind, wie dieser elende Tropf, so wird man eine richtige Idee von diesem ausgearteten Volke bekommen. Will ich dessen Schilderung vollenden, so muß ich noch bemerken, daß man es ferner der Falschheit, der Verstellung und kindischer Eitelkeit beschuldigt. Muth und sonstige gute Eigenschaften abgerechnet, sind die Yucateken die Gascogner des mexicanischen Freistaates.

Alle Häuser in Merida sind von den Trümmern der in der Nachbarschaft liegenden alten Pyramiden erbaut. In der Stadt selbst befindet sich noch die Basis einer ganz genau zu erkennenden Pyramide. Das Kloster San Francisco selbst wurde auf die Grundmauern eines solchen Monuments erbaut.

Am 18. Januar 1835 untersuchte ich mit Herrn Casimir Nerodau das Castell der Stadt ganz genau, das ich früher nur oberflächlich gesehen hatte. Das Portal der Kirche und sie selbst bieten nichts Bemerkenswerthes dar. In einer langen Nebenkapelle sieht man noch die Pforten, die zu den weiten Grüften leiteten, in denen ohne Nutzen für die Erde die Mönche modern, deren Tod und Leben gleich unnütz gewesen ist. Neben einer dieser Thüren bemerkt man das Wappen eines

edeln Spaniers, auf einen Stein ausgehauen, der ehemal als Deckſtein eines kleinen, zierlich gearbeiteten Grabgewölbes gedient haben mag; doch konnte dieß Wappen den Namen des Mannes, deſſen Staub an dieſem finſteren Orte ruht, nicht der Vergeſſenheit entreißen, denn man weiß nicht mehr, welcher Familie es gehörte. Die unterirdiſchen Gewölbe haben eine gewaltige Größe, die ſie durchkreuzenden Gänge bilden ein wahres Labyrinth. Hohle Böden, und geheime, in den dicken Mauern angebrachte Gallerien leiten auf den Glauben, daß die frommen Kloſterbewohner dieſen finſtern Gemächern irgend eine geheimnißvolle Beſtimmung gaben. Vielleicht folterte hier die Inquiſition ihre zahlloſen Opfer. Mag es ſich aber damit ſo oder ſo verhalten, ſo deutete doch die große Anzahl der Cellen, die ſchmalen und verborgenen Gänge, das Daſeyn eines Schachtes, der in andere kleien, in Felſen gehauene Schlupfwinkel führt, die Vorrichtung, mit welcher man in dieſen tiefen Abgrund gelangt, und andere, nicht weniger bedenkliche Anzeichen darauf hin, daß hier die Menſchen ihrer Bösartigkeit freien Lauf ließen. — Das beſte Waſſer in der Stadt findet ſich hier im Kloſter. Der Brunnenſchacht iſt rechteckig, gleich allen hierländiſchen, hinuntergeführt, ſechs Fuß auch neun Fuß breit, und fünfzig Fuß tief. Uebrigens herrſcht in dem ganzen Bauweſen des Kloſters eine große Unregelmäßigkeit. Obgleich nun dieſe Souterrains, wie ich ſchon bemerkt habe, ſehr weitläufig und ihre Gewölbe ſehr hoch geſprengt ſind, ſo iſt doch in ihnen weder eine Thüre auf die andere gerichtet, noch haben zwei der letztern gleiche Höhe. Die heiligen Legenden, die von den Spaniern ſogar in ihren Wohnhäuſern verſchwenderiſch angebracht werden, ſind hier jetzt durch äußerſt profane und übelklingende Worte erſetzt. Wo ſonſt irgend ein gottſeliger Gedanke angeſchrieben ſtand, da lieſt man jetzt: erſte oder zweite Corporalſchaft; Unterofficier-Quartier; Stallung des dritten Regiments u. ſ. w. Ein heiliger Geiſt hat ſich in einen Adler verwandelt, doch iſt die Metamorphoſe nicht ſo vollſtändig geweſen, als daß man durch die groben, den König der Lüfte vorſtellenden Züge, nicht den unſchuldigen Vogel des Herrn durchſchimmernd erkennen ſollte; dieß brachte mich auf den Gedanken, ob es nicht vielleicht eine ſinnreiche Allegorie ſeyn möchte, um die ſchlechtverborgene Feigheit der Yucateken unter kriegeriſchem Anſtrich zu verſtecken? In dem ſeit langer Zeit der Natur frei überlaſſenen, großen Kloſtergarten, erblickt man einen gewaltigen, waſſerloſen, jetzt mit üppigem Geſträuche bewachſenen Fiſchweiher, der vielen Schlangen zum Schlupfwinkel dient. Ich ſelbſt ſah eine große, graue Schlange, die ich jedoch nicht erlegen konnte. Die

Soldaten behaupteten, daß die unterirdiſchen Gewölbe von ihnen wimmelten, was mir, nach der Menge der Eidechſen zu urtheilen, die ich daſelbſt antraf, ſehr wahrſcheinlich vorkam, denn bekanntlich ſind Eidechſen den dicken Schlangen eine ſehr angenehme Speiſe. Auch finden ſich in dieſen Ruinen ſehr viele, äußerſt giftige Klapperſchlangen, weil ſie jedoch nur ſelten von Menſchen beſucht werden, ſo hört man wenig von Unglücksfällen. Warum reißt man aber auch nicht das ganze Gebäude weg, um die Materialien davon zu verkaufen?

Die Straßen werden in Merida nach allerlei auffallenden Gegenſtänden benannt, welche die Aufmerkſamkeit des Publikums erregen. Die Aushängeſchilde der Krämer taufen gewöhnlich eine ganze Reihe der nächſtgelegenen Häuſer. Die **Callé del Venadito**, die nach Valladolid führt, verdankt ihren Namen einem hölzernen Reh von natürlicher Größe, dem erſten Schilde in der Straße. Weiter hin bemerkt man einen ungeheuern, aus einem leeren Faſſe verfertigten Elephanten, und das iſt die Elephantengaſſe. Ein Krämer gerieth auf den Gedanken, aus den Ruinen von Urmal ein Götzenbild von Menſchengröße holen und vor ſeiner Hausthüre aufſtellen, aus ihm eine höchſt lächerliche Figur machen, und mit einem Gewande von Gips verſehen zu laſſen; ſeine Straße heißt daher **Callé del Munifato.** Die Gaſſe, in der ich wohnte, führt ihren Namen von der Frucht eines rieſenmäßigen Baumes, der über ſie hineinragt, dieſe Frucht heißt **Mamey.** Uebrigens hat ein Theil dieſer Gaſſe eine neue Benennung erhalten, durch die Idee eines erſt neuerlich etablirten Liqueurfabrikanten, der an ſeinem Hauſe einen gewaltigen Stier, mit natürlichen Farben bemalt, hatte anbringen laſſen. Der ehrſame Handelsmann wünſchte, daß ein ſo wichtiger Tag durch eine Feierlichkeit ſich dem Gedächtniſſe ſeiner Kunden einprägen möchte, und beging deßwegen die Einweihung ſeines Stieres durch eine Illumination mit farbigen Gläſern und durch ein großes Freudenfeuer. Mit Stillſchweigen übergehe ich die Hähne, Eulen, Syrenen, Drachen und anderes Gethier, die als Patrone mancher Gaſſen floriren. Die Meridanos finden unter ihren Mitbürgern nicht einen einzigen berühmten Mann, deſſen Namen ſie in den Mauern ihrer Stadt verewigen könnten; man begreift leicht, daß dieſe Hungersnoth an großen Männern ſie gegen die Benennung ihrer Straßen höchſt gleichgiltig macht.

Dieß leitet mich auf eine Bemerkung, die bei Beurtheilung der Bevölkerung dieſes Landes nicht unwichtig iſt. Es fällt nämlich auf, daß die Meridanos, die keine Spur von Kunſtidee haben, und hauptſächlich aller Zeichen- und Bildhauerkunſt vollſtändig fremd ſind, auf

höchſt originelle und ſehr regelmäßige Weiſe jeden Gegenſtand, der ihnen bezeichnet wird, nachbilden können. Von der Anatomie abgeſehen, ſind Formen und Proportionen ihrer Werke vollkommen richtig; noch auffallender aber iſt es, daß ein einziges Werkzeug, ein Stück Säbelklinge, in einen hölzernen Handgriff gefaßt, für dieſe rohen Artiſten hinreichend iſt, ihre Holz- oder Steinblöcke zu beleben. In dieſer Hinſicht gleichen die Arbeiten Yucatans den ägyptiſchen, da die alten Aegypter bekanntlich mit ungefähr gleichen Mitteln Arbeiten verfertigten, deren ſich weit geſchicktere und in künſtleriſchem Sinne ausgebildete Leute nicht zu ſchämen brauchten. Die Geſchicklichkeit yucatekiſcher Handwerker gibt ſich auch in ihrer Anfertigung muſikaliſcher Inſtrumente zu erkennen; in Merida werden Guitarren gemacht, die ich für eben ſo gut und ſchön gearbeitet halte, als diejenigen, die in den Magazinen der beſten europäiſchen Inſtrumentenmacher gefunden werden. Es fehlt dieſem Volke nichts weiter, als größere Ruhe und eine Regierung, die ſeine natürlichen Anlagen ermuthigt, und zur Entwicklung leitet. Liberale Erziehung würde ſonder allen Zweifel die amerikaniſchen Völker auf gleiche Stufe mit jener Civiliſation heben, die wir in Europa finden. — Die Handwerkerklaſſen insbeſondere würden in kurzer Zeit die Nebenbuhler der arbeitenden Maſſen der alten Welt werden, wenn ihre glücklichen Anlagen und ihr ſo zu ſagen inſtinctartiges Genie ſorgfältig gepflegt werden wollten. Als ich in der Hauptſtadt von Anahuac ankam, lagen die durch die Hand betriebenen Künſte noch in der Kindheit; fremde Arbeiter kamen in's Land und übten ihre Kunſtfertigkeit aus. Als ich Mexico verließ, waren die einheimiſchen Künſtler ſo geſchickt, wie ihre Meiſter. Dieſe Thatſache dürfte ſehr bezeichnend und vielbedeutend ſeyn.

Am 6. Februar wohnte ich einem Stiergefechte bei, das aber weiter nichts, als eine ſchlechte Parodie jener Kämpfe iſt, die in Spanien die circenſiſchen Spiele der Römer erſetzen. Die Stiere in Merida ſind wahre Lämmer; anſtatt kühn auf den Feind loszuſtürmen, fliehen ſie ihn feige, daher geht man auch ſehr ſchonend mit ihnen um, und weil ſie keinen Schwertſtreich werth ſind, ſo greift man ſie auch nur mit der Banderilla und der Garocha an. Die Zuſchauer haben von dieſen friedlichen Geſinnungen den Nutzen, daß ſie die Arena nicht mit Blut befleckt ſehen. Bei dem Schauſpiel, das Perez und ſein Sohn Angel Palacios mir am **14.** October **1829** in Miacatan gaben, ging es lebhafter zu, die Stiere waren wüthend und tapfer, ihre Gegner aber wohl im Stande, den gefährlichen Kampf gegen ſie ſiegreich zu beſtehen. Die den Stiergefechten in Merida anwohnenden

Mexicaner müssen nothwendig eine hohe Idee von ihrem Muthe bekommen, denn ihre Keckheit wird wahre Tapferkeit, vergleicht man sie mit der Schläfrigkeit der yukatekischen Stierfechter.

Merida ist vielleicht der einzige Fleck in der christlichen Welt, auf welchem die Nonnen innerhalb der Ringmauern ihres Klosters einer vollkommenen Freiheit genießen, dessenungeachtet aber das Verbot, mit Männern zu communiciren, so gut zu befolgen wissen. Der Arzt ist der einzige Mann, welcher der Kranken wegen in's Kloster eingelassen, bei jedem Besuche jedoch von den ältesten und häßlichsten Nonnen von Celle zu Celle begleitet wird. Jede Nonne besitzt, nach Maaßgabe ihrer Vermögensumstände, ein kleines, aus zwei, drei, selbst vier Piecen bestehendes Haus nebst Garten. Mehre von ihnen haben Dienerschaft. Jede darf eigenes Vermögen besitzen und selbst verwalten. Die Aermste erfreut sich wenigstens einer anständigen Wohnung, reichlicher und gesunder Nahrung. Auch ist es gestattet, daß zwei Nonnen zusammenziehen können, obgleich jede ihre eigene Behausung hat. Sie beschäftigen sich mit Nadelarbeiten für die Stadt, verfertigen Chocolade in Tafeln, backen Brod, Kuchenwerk, bereiten Confitüren, und suchen durch solchen Erwerb ihr Einkommen zu verbessern. Ein Mädchen, die nur tausend Piaster im Vermögen hat, wird Nonne, sobald sie alle Aussicht auf eine Heirath verloren hat, und kann mit dieser Summe den Rest ihrer Tage in Muse verleben. Diejenigen, die gar nichts besitzen, jedoch zu tugendhaft sind, um ihren Unterhalt durch liederlichen Lebenswandel zu verdienen, können im Kloster als dienende Schwestern zugelassen werden, und gehen bei den vermöglichen Nonnen in Dienst. Warum bieten nicht alle Klöster ein so erbauliches Schauspiel dar?

Die in diesen ehrwürdigen Asylen herrschende Ruhe und Sittenreinheit fällt um so mehr auf, als rings um sie herum Alles in Liederlichkeit und Verdorbenheit versunken ist. Von der Sittlichkeit der Weiber in Merida habe ich bereits gesprochen, hier möge nun noch eine Anecdote folgen, die den Beweis liefern soll, welche Ansicht sie über Schamhaftigkeit und Tugend besitzen. Ich saß eines Abends arbeitend an meinem Schreibtische, als ich eine sehr anständig gekleidete Dame nebst einem zwölf bis dreizehnjährigen Mädchen bei mir eintreten sah. Ich bat sie, sich bei mir niederzulassen, weil ich nicht zweifelte, daß sie um sich malen zu lassen gekommen seyen; doch mußte ich, nachdem unsere Unterhaltung begonnen hatte, bald bemerken, daß ihr Besuch einen ganz anderen Zweck habe. Zuerst bat die Mutter um ein Almosen, kaum aber hatte ich ihr einen Piaster in die Hand gedrückt, als sie

plötzlich aufstand und mit den Worten fortging: „meine Tochter wird Ihnen für das danken, was Sie an uns gethan.“ Mir blieb keine Zeit, sie aufzuhalten; sie hatte sich schnell entfernt, und mir das arme, zitternde und ganz verlegene Kind zurückgelassen, und Mühe genug machte es mir, das Mädchen nur einigermaßen zu besänftigen. Endlich gelang mir dieses, und nun gestand sie mir, daß ihre Mutter zwanzig Piaster bedürfe, die sie Morgen Früh einem Gläubiger bezahlen müsse, und um diese Summe einzutreiben, habe sie den Entschluß gefaßt, die Unschuld der Tochter Preis zu geben. Wenige Augenblicke später klopfte die niederträchtige Mutter von Neuem an meine Thür. Sie kam, um mir meinen Piaster wieder zu bringen, weil ich mich wahrscheinlich vergriffen, und einen Piaster anstatt einer Gold-Unze ihr gegeben hätte; ganz wüthend über mein knauserisches Gebot, wollte sie ihre Tochter wieder mit fortnehmen. Jetzt aber wollte die Letztere bei mir bleiben. Das arme Kind begriff wohl, daß, wenn sie die Schwelle meines Zimmers verließe, ihre Mutter sie gewiß noch in dieser Nacht der Brutalität irgend eines andern, weniger scrupulösen Fremden überliefern würde, und hoffte von mir die hundert Franken zu bekommen, ohne daß ich Etwas von ihr fordern wollte. Ihre Hoffnung hatte sie auch nicht getäuscht. Ich gab ihr das Geld, um das sie mich mit gefalteten Händen anflehte, ließ ihr Chocolade reichen, deren sie sehr bedürftig schien, und entließ sie in der Absicht, sie in dem Kloster unterzubringen, wenn sie Lust dazu hätte. Mein Abenteuer erzählte ich einem Bekannten, der sich über mein Erstaunen und über meinen Unwillen wegen dieser Geschichte sehr lustig machte. Von ihm erfuhr ich zu meiner Belehrung und ferneren Beachtung Folgendes: eine große Anzahl Frauen lassen sich in Merida entweder aus eigener Liebhaberei oder aus Noth von fremden Männern unterhalten; werden sie Mütter, so verschachern sie in einem Alter, in dem sie von ihren verwelkten Reizen keinen Nutzen mehr ziehen können, ihre unglücklichen Töchter an den ersten besten, der sie kaufen will. Weil aber das Land arm ist, und die jungen, in der Stadt geborenen Männer sämmtlich Maitressen um wohlfeiles Geld haben können, so suchen diese Weiber vorzugsweise mit Fremden, die ihre verliebten Abenteuer zu verschweigen pflegen, ihren schändlichen Handel abzuschließen. So gelingt es ihnen denn, die jugendlichen Reize der Töchter wohl mehr als einmal um guten Preis an den Mann zu bringen.

Den Monat Februar beschloß ich mit der Furcht, daß meine weiteren Nachforschungen nicht so schnell sich möchten ausführen lassen, als meine Wünsche es verlangten, denn ich war nicht nur krank, sondern

es schien auch unmöglich, im Innern des Landes so viel Mais aufzutreiben, um meine Existenz zu sichern. Die Hungersnoth war furchtbar, das Volk litt ungemein und war den grauenvollsten Qualen ausgesetzt. Vor wenigen Tagen tödtete ein Indier mit seinem Macheté einen zwölfjährigen Knaben, um ihm eine kleine Quantität Mais zu rauben, die er trug. Ein anderer Indier drang heimlich in ein Haus, schlich sich ohne Aufenthalt durch den Speisesaal, wo auf dem gedeckten Tische eine Menge Silbergeräth lag, in die Küche, und bemächtigte sich eines großen Topfes, in welchem der Mais abgesotten wurde; glücklich würde er auch mit seinem Schatze entwischt seyn, wenn er nicht mit dem Fuße an der Thürschwelle angestoßen wäre, und dadurch seinen Topf hätte fallen und zerbrechen lassen. In der Stadt herrschte nicht weniger große Noth als auf dem Lande. Die Arrieros, die Getränke herbeibringen, waren auf den Straßen großen Gefahren ausgesetzt, sie mußten befürchten, von den fast verschmachtenden Indiern angepackt zu werden; auch stahlen sie wohl selbst den ihnen anvertrauten Mais und behaupteten, unterwegs ausgeplündert worden zu seyn.

Täglich ereigneten sich an den Thüren der Mais-Magazine Scenen des Tumultes, die mich an die düsterste Zeit der französischen Revolution erinnerten. Vom Hunger gepeinigt, drängte sich das Volk an den Läden, um wenigstens für den doppelten Preis Brod, sein einziges Nahrungsmittel, zu erhalten. Die Weiber müssen hier alle Einkäufe besorgen, folglich waren auch sie die Mehrzahl in diesen drohenden Haufen; einige fingen Streit unter einander an, und geriethen sich in die Haare, während klügere die Stellen der sich Prügelnden ganz ruhig einnahmen. So wurde der Andrang immer stärker, bis sich endlich die Thüren öffneten, dann wurden die Vordersten von den Hintersten durch den gewaltigen Druck zu Boden geworfen, und oft genug ereignete es sich, daß manche dieser unglücklichen Weiber ihr Leben unter den Füßen der über sie hinweg Drängenden einbüßten. So traurig auch dergleichen Auftritte waren, so sollen sie doch ganz gegen die Scenen verschwunden seyn, die im Innern des Landes vorfielen. Mit einem Brode in der Hand würde man keine Stunde weit gekommen seyn, während man ganz allein und unangefochten mit einem Schatze herumreisen konnte. Was hätte auch den Hungernden Gold geholfen, wenn sie es nicht gegen nothwendige, das Leben erhaltende Nahrungsmittel austauschen konnten? Hätte ich jetzt abreisen wollen, so würde das Verbergen von Mais und anderer Lebensmittel vor den Indiern die Hauptschwierigkeit meiner Reise gewesen seyn, die sich, durch diesen jammervollen Zustand verzögert, immer weiter hinausschob.

Der erste März brachte die Einwohner von Merida in neue Aufregung. Gestern hatten sie noch Verzweiflung im Herzen, heute schwammen sie in lauter Lust und Freude. Mehre Tage dauerte nun das Freudenleben, Hunger und Jammer waren vergessen, Alles tanzte und brüstete sich auf den Straßen in den groteskesten Verkleidungen, und als die Trunkenheit ausgetobt hatte, stürmte Alles an die Pforten der Mais-Magazine, um Nahrung für sich und seine Kinder zu holen. So leichtsinnig ist dieses Volk!

Auf den öffentlichen Plätzen und Straßenecken, die sämmtlich mit Blättern des Stamonbaumes *) bestreut waren, und die von dicht belaubten Bäumen beschattet werden, wurde tüchtig getanzt. Uebrigens sah ich bei diesen lustigen Versammlungen nichts, was besonderer Erwähnung verdiente. Weniger anständige Vergnügungen nehmen aber die Meridanos um so mehr in Anspruch. In einigen Städten Europa's ist es Gebrauch, daß Masken sich mit Mehl oder Gips bestreuen, unmaskirte Personen aber verschont bleiben; hier hingegen wirft man sich mit ausgeblasenem, mit reinem, oder auch gefärbten Wasser, und wiederum mit Wachs verklebten Eiern. Vorübergehende oder auch bloße Zuschauer werden mit solchen Würfen nicht verschont, und bekommen sogar, in Ermanglung der Eier, Ladungen von Schmutz, Erde oder sogar Steine in's Gesicht geworfen. Ich sah selbst, wie sehr elegant gekleidete, junge, zu ihren Fenstern herausseheude Damen mit einem solchen Eierbombardement regalirt wurden. Zuweilen ziehen diese groben Belustigungen auch unglückliche Folgen nach sich; im letztverflossenen Jahre wurde eine Frau durch ein auf den Boden geworfenes Ei getödtet. Uebrigens zeichnet sich das weibliche Geschlecht durch seine Beharrlichkeit in diesen Kämpfen aus.

Am 2. März ging ich auf einen vom Alcaden gegebenen Maskenball, wo viele Masken und andere Verkleidungen anzutreffen waren. Ein guter Maskenschneider müßte hier zu dieser Zeit vortreffliche Geschäfte machen. Das weibliche Geschlecht zeigte, wie es mir wenigstens auffiel, weit größeres Geschick im Tanze, als die Männer; so plump und ungeschickt sich letztere benahmen, so zierlich und leicht benahmen sich die Frauen. Der Walzer war bei der furchtbaren Hitze eine gewaltig anstrengende Arbeit; alle übrigen hier zu Lande gebräuchlichen Tänze, sind eigentlich, wenn man es recht sagen will, nichts anders, als eine

*) Ein Baum, dessen Blätter den Pferden zur Nahrung dienen.

mit abgemeſſenen Schritten bewerkſtelligte Aenderung der Plätze. In Merida, wie auch außerdem überall, ſind die Frauen die unermüdlichſten; die jungen Mädchen namentlich ſind nicht müde, zu tanzen, und würden früher zehn Herren zu Tode tanzen, ehe ſie vom Platze wichen. Das Orcheſter zu dieſem Balle beſtand aus einem Clavier, drei Violinen, zwei gewöhnlichen und einer Baß-Guitarre mit vier Saiten. Alle dieſe Inſtrumente zuſammen machten eine gräuliche Katzenmuſik; wenn nicht ein junger hieſiger Officier endlich eine Geige ergriffen, und dieſe Virtuoſen einigermaßen im Tacte erhalten hätte, ſo wäre ich nicht mit geſunden Ohren davon gekommen. Dieſer Officier, von dem man behauptete, er habe niemals Muſik erlernt, handhabte ſein Inſtrument mit ſeltener Leichtigkeit und großer Reinheit; ich wunderte mich jedoch über ſeine Fertigkeit nicht mehr, ſeitdem ich viele Perſonen beiderlei Geſchlechts ohne die geringſte Anleitung die Guitarre auf eine Art ſpielen gehört habe, welche die Bewunderung unſerer geſchickteſten Künſtler erregt haben würde. In dieſem Punkte ſind die Yucateken den Mexicanern weit überlegen; um ganz vollkommen Meiſter zu werden, fehlen ihnen nur gute Lehrer. Seltſam genug iſt aber ihr Geſang, ſcheußlich, und zwar nicht ſowohl deßwegen, weil ihre Stimmen eben ſo näſelnd ſind, wie die der Mexicaner, ſondern weil ſie lauter Kopf- und keine Bruſtſtimmen haben.

An demſelben Tage wurde auch der ſogenannte Bändertanz aufgeführt. Mit dieſem verhält es ſich folgendermaßen. Indier treten auf, und tragen eine Art von Maſtbaum, an deſſen Gipfel achtzehn breite Bänder von der dreifachen Länge der Stange und von verſchiedenen Farben befeſtigt ſind. An den Stellen, wo ſie ihren Tanz veranſtalten wollen, machen ſie Halt, graben ein Loch in den Boden, und pflanzen ihren Maſt wohlbefeſtigt auf. Iſt dieß geſchehen, ſo faßt jeder Tänzer eines der Bänder mit der Hand, und entfernt ſich, ſo weit es die Länge des Bandes erlaubt, wobei Alle gleiche Entfernung unter ſich beobachten. Hierauf beginnt ein Kreistanz, deſſen Zweck darin beſteht, um den Maſt herum ein regelmäßiges Geflecht aus dieſen farbigen Bändern zu bilden, welches alsdann ganz dem bunten Gewebe eines Poncho ähnlich ſieht. Iſt der Maſtbaum ganz umwickelt, ſo beginnt der Tanz von Neuem, doch jetzt in umgekehrter Ordnung, um das Geflecht wieder aufzulöſen. Dieſer Tanz, noch von den alten Maya's herſtammend, iſt ſehr intereſſant und äußerſt maleriſch. Die Mexicaner haben ihn auch angenommen, führen ihn aber ſchlecht aus, und weil ſie überdieß ſtatt achtzehn Bändern nur deren neun anwenden

ſo macht das Geflecht, mit dem ſie den Maſt umgeben, weit geringern Effect.

Am 3. März waren die Bälle noch weit brillanter, als zwei Tage zuvor; doch waren die Meridaner geſcheit genug, nicht abermals die ganze Nacht hindurch fortzuſchwärmen. Mit dem Schlage Mitternacht war Alles aus, und Jeder in ſeiner Wohnung. Dieß Reſultat und die Erhaltung der Ordnung auf den Straßen hatte man nur der Wachſamkeit der Polizei zu danken, und zwar mußte man dieſe ungewöhnliche Ordnungsliebe nur den beiden höheren, hier befehligenden Offizieren zuſchreiben, dem Cavallerie-Oberſt Poſtilla und dem Infanterie-Oberſt Herrera, die als Mexicaner mehr als ſonſt jemand in Merida an militäriſche Disciplin gewöhnt waren. Beide ſind wegen ihrer Thätigkeit und wegen ihres Betragens ſehr achtungswerthe Männer.

Heute war überdieß der Haupttag. Alle am Abend vorher zubereitete Eier wurden verbraucht. Um ſich recht zu durchnäſſen, führte man ſogar Spritzen in's Gefecht. Geſtern wurde ich von einer Maskenſchaar angefallen, und von Kopf bis zu den Füßen eingenetzt, heute trug ich einem jungen Menſchen das Geſchäft auf, mich zu rächen, und dieſer vollzog ſeine Miſſion überaus gut, denn alle meine Verfolger kamen von Waſſer triefend heim. Dieß ſind zwar eigentlich Kinderſtreiche, wenn man aber unter Wölfen iſt, muß man mit heulen.

Ich war beim Alcaden Don Lucan auf dem Maskenball, der auf Subſcription, obgleich von einer obrigkeitlichen Perſon gegeben wurde. Der Eintrittspreis war ein Piaſter, viel Geld für dieß Land, man hatte aber dadurch den zu ſtarken Zudrang abhalten wollen; auch war dieſer Ball weit anſtändiger und brillanter, als die beiden erſten. Sehr überraſchte mich der von jungen Mädchen zur Schau getragene Luxus, deren Mittelloſigkeit, ſolchen Staat anzuſchaffen, Jedermann bekannt war, und die, wenn ſie zu ihm durch die, armen und laſterhaften Weibern aller Länder wohlbekannte Mittel gelangen wollten, hier zu Lande keine ſo reichen Liebhaber zu finden wiſſen, um auf längere Zeit ihrer koſtſpieligen Phantaſie Genüge thun zu können. Reichthum iſt in Merida nicht viel anzutreffen; das größte Vermögen überſteigt nicht fünfzigtauſend Piaſter, und kaum dürften zehn Häuſern zu finden ſeyn, die dieſe Summe erreichen. Wer dieſem Balle mit anwohnte, und die furchtbaren, in dieſem Augenblicke herrſchenden Verhältniſſe nicht kannte, hätte beſtimmt nicht geglaubt, daß Hungersnoth in dieſer luſt- und freudetrunkenen Stadt wüthe, und daß dieſe jungen, ſo reich geſchmückten, und ſo feurig tanzenden, jungen Mädchen beim Heimkommen in ihren

Wohnungen kein Stückchen Maiskuchen vorfinden würden, um ihre erschöpften Kräfte zu ersetzen. Die Welt ist überall die nämliche.

10. März. — Die Hungersnoth ist so furchtbar, daß es mehr als Wahnsinn von mir seyn würde, wollte ich mich jetzt in das Innere der Provinz mit meiner ganzen Reiseausrüstung wagen. Ich habe mir daher vorgenommen, nur eine kurze Tour nach Urmal zu machen, um die Localität kennen zu lernen; später kann ich dann meinen größern Plan leichter und wohlfeiler ausführen. Ich werde folglich, nur mit meinem Compasse, meinem Notiz- und Scizzenbuche versehen, abreisen, damit mein Ausflug wenigstens nicht ganz verloren ist, und leicht kann ich Materialien zu einer zweimonatlichen Arbeit mitbringen. Man meint, die Hungersnoth könne noch fünf Monate lange dauern. Nur in Merida findet man noch Mais. Das Land ist verödet, die Dörfer sind menschenleer; die Bestürzung ist allgemein.

14. März. — Ich zeichnete heute eine sehr hübsche Blume, die, wie man mir sagte, die Blüte seyn sollte, einer Art von grober Baumwolle (in der Mayasprache **Xoom yquim**), einer Pflanze, die den Faden (**Sosquie**) liefert, aus dem man Säcke (**Costales**) und Schnüre macht. Diese Blume ist selbst auf dem Lande sehr selten, weil die Pflanze, wenn man sie zur Blüte kommen läßt, einen unbrauchbaren Faden gibt und abstirbt. Sie soll äußerst schön seyn, und sehr schnell verwelken. Bis jetzt konnte ich mir kein einziges Exemplar von ihr verschaffen. Die Blume, die ich in mein Herbarium einlegte, und die, wie mir ein Eingeborener sagte, ein kostbarer Fund seyn sollte, gehört einer Schmarotzer-Pflanze, die auf Bäumen wächst, deren zarte Rinde ihren feinen Würzelchen zum Haltpunkte dient. Ihr Stengel ist gerippt und hohl, und enthält eine klebrige Substanz, deren sich die hiesigen Guitarrenmacher als Leim bedienen. Diese Pflanze selbst ist nicht sehr selten, wohl aber die Blüte, weil man sie nicht aufbrechen läßt, um der Stärke des Leimes nicht zu schaden.

16. März. — Der Vomito (das schwarze Erbrechen) ist in zwei Häusern ausgebrochen, wo er vier Diener getödtet hat. Diese Krankheit beginnt mit leichtem Kopfschmerz, dem etwas Fieber folgt, und endet nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden mit einer Krise, die im gewöhnlichen Falle den Kranken wegrafft. Der Vomito kann übrigens im Lande endemisch genannt werden, und ist vorzüglich den Ausländern tödtlich, die im Genusse starker Liqueure nicht sehr vorsichtig sind. Die Nordamerikaner, die nach Valladolid kamen, um eine Baumwollenspinnerei einzurichten, erlagen sämmtlich, drei Monate nach ihrer Ankunft, den Anfällen dieser Krankheit. Der ehrwürdige

Bischof von Chiapas starb auch am 19. August 1834 in Campeche am Vomito. Er war von San-Christobal entflohen, um den Dolchen der Mörder zu entgehen, die seinen und der in der Stadt befindlichen Mönche Tod geschworen hatten. Dieser Patriot war Dominicaner gewesen, und hatte ein musterhaftes Leben geführt. — Die Ruinen von Urmal sind zwar stets ungesund, doch am wenigsten zur Zeit der größten Trockenheit, und diese Zeit erwartete ich, um sie zu untersuchen. Yucatans Ungesundheit dürfte wohl in dem gänzlichen Mangel hochstämmiger Bäume in seinem steinigen Boden zu suchen seyn, nur in der Gegend von Bacalar, Peten und mehr nach Süden werden dergleichen noch gefunden. Die Mitte des Landes, wo Wasser überhaupt mangelt, oder die meiste Zeit über nicht trinkbar ist, wird fortwährend durch Wechselfieber und den Vomito prieto verheert. Die gesundeste Gegend der ganzen Provinz ist Valladolid. Hautaffectionen scheinen ziemlich selten, während um Palenqué herum, einer anerkannt gesundern Region, Krätze sehr häufig vorkommt. Noch bemerkt man eine andere, oft mit letzterer vereint auftretende Krankheit, die viel Aehnlichkeit mit dem Kopfgrind hat, der vorzüglich die herumziehenden Indier befällt. Gewöhnlich ist sie das unterscheidende Kennzeichen der Häuptlinge, doch gerade nicht immer. In dieser Beziehung zeichnete ich eine nicht unrichtige Sage auf, die vom Bernal dias del Castillo oder vom Gryalva, von den Eroberern dieses Theils von Merico berichtet wird. Nach dieser Sage erzählten die Eingeborenen den Spaniern, nach Osten zu wohne ein mächtiges und zahlreiches Volk, das sich auszeichnete „por el desyre de la tez.“ Dieß Volk wohnte in der Nachbarschaft von Tayasal, wie die Stadt Peten, der Hauptsitz der Itzaeres, auch genannt wurde.

Den Ausbruch des Vomito schreibe ich der ungeheuern, seit einigen Tagen in Merida herrschenden Hitze zu, die noch durch die Nachbarschaft der Milpas-Länder vermehrt wird, auf denen man das Unkraut verbrennt. Diese Brände erzeugen so heißen und dicken Rauch, daß die Luft ganz davon geschwängert, und das Sonnenlicht verdunkelt wird. Sie gewähren den traurigsten Anblick, den man sich denken kann, und versetzten alle in der Umgegend lebende Wesen in die größte Traurigkeit; selbst die Vögel fliehen, um dem Rauch und der erstickenden, weit und breit sich ausdehnenden Hitze zu entgehen.

Der Besitzer eines noch von den Zeiten der Eroberung herstammenden Hauses hatte mich eingeladen, das Innere seiner Wohnung zu besehen. Das Haus besteht ganz aus gehauenen Steinen, und ruht auf kleinen, von Säulen im mauriſchen Style getragenen Bogen. Im

hinter dem Gebäude liegenden Garten bemerkte ich einen fünfzehn Fuß tiefen, dreißig Fuß langen und dreiundzwanzig Fuß breiten Graben. Dieſe bedeutende Aushöhlung wurde durch einen Zufall entdeckt. Der Beſitzer wollte einen Fruchtbaum in dem Garten pflanzen, weil er aber überall auf ſteinigen Boden ſtieß, entſchloß er ſich, den ganzen Grund ausheben zu laſſen, um das nöthige Material zu neuen Bauten, die er vornehmen wollte, zu erhalten. Nach achttägiger Arbeit hatte man 9350 Cubik-Fuß ausgehoben, und faſt eine eben ſo große Maſſe vortrefflicher Bauſteine gefunden. Man ſtieß dabei auf mehre Thiergebeine, die aber, bis auf ein Schulterblatt und einen Armknochen, die zu dem Skelett eines Tapirs gehörten, weggeworfen wurden. In der Hoffnung, einige Zähne vielleicht noch aufzufinden, ſuchte ich in dem Garten nach, aber vergebens. Dieſe Aushöhlung mußte ein Grab geweſen ſeyn, deſſen Conſtruction merkwürdig genug iſt. Der Grund beſteht aus natürlichen Felſen, die erſte Mauer iſt aus Erdmörtel verfertigt, und nur drei Fuß dick; die zweite, dieſe einſchließende iſt ſehr ſolid und mit gutem Mörtel erbaut, und hat ſechs Fuß Dicke. Das Ganze deutet darauf hin, daß das Haus auf den Grundmauern einer Pyramide ſteht, und daß die erwähnte Aushöhlung das Grabgewölbe bildete.

Es gibt hier ein angebliches Armenhaus, **Casa de beneficiencia** genannt, wo nur Frauensperſonen aufgenommen werden, denen man Wohnung und eine zur Noth hinreichende Koſt verabreicht. Am Tage, beſonders um die Zeit des Angelus, dürfen ſie ausgehen, müſſen aber um neun Uhr Abends wieder zu Hauſe ſeyn. Während des Tages verwenden ſie ihre Zeit zur Anfertigung von Cigarren aus Maisſtroh (**Holoché**), die ſie, um die Koſten ihres Unterhaltes einigermaßen zu decken, verkaufen. Die Jüngeren machen von der Zeit des Angelus bis um neun Uhr Beſuche, und vermehren durch ſolch unzüchtiges Gewerb ihre Exiſtenzmittel. Dieſes ſogenannte Armen- oder Verſorgungshaus iſt folglich, der Wahrheit nach, nichts als ein Bordell. Deſſen ungeachtet iſt dieſe Anſtalt wegen der durch ſie bewirkten Verhütung manchen öffentlichen Scandals gewiſſermaßen nützlich. Sie wird von einem Schatzmeiſter verwaltet, und einer Art von Aebtiſſin, eine, wie man ſich ſelbſt vorſtellen kann, ſehr reſpectable Perſon.

Wo das Laſter, wie in Europa, neben der Civiliſation herrſcht, da iſt wenigſtens das Gute zu finden, daß Liederlichkeit und Ausſchweifung nicht ſtolz einherſchreiten, ſondern ſich im Dunkel zu verbergen ſuchen, hier aber zeigen ſie ſich, gleich den archäologiſchen Alterthümern, ganz im großen, aſiatiſchen Styl; Unzucht tritt ſchamlos öffentlich auf,

und scheint dem Urtheile reiflicher Leute Hohn zu sprechen. Das obengenannte Armenhaus ist der Harem der jährlich neugewählten Alcaden; treten sie von ihren Aemtern ab, so übergeben sie auch ihren Nachfolgern die Herrenrechte, die sie während ihrer Amtsführung genossen haben, und so kommt es denn, daß alle die zwanzigjährigen Mädchen, die einen Theil des Personals dieser Anstalt ausmachen (unter neunzig dort lebenden Frauen befinden sich achtzig dergleichen), wenigstens schon sechs- bis achtmal ihren Sultan gewechselt haben, ihre Besuche in der Stadt natürlich ungerechnet. Diesem ehrwürdigen Hause gegenüber wohnt sogar ein Krämer, Sohn oder sonstiger Verwandter der Aebtissin, der den Dienst der Eunuchen versieht, d. h. der die Ein- und Ausgänge der Besucher oder der Bewohnerinnen, die in die Stadt gehen, beobachtet. Die Aebtissin hat drei oder vier Mädchen in ihrer Umgebung, die, in einer für anerkannt arme Weibspersonen errichteten Anstalt wohnend, eine sehr auffallende Kleiderpracht zur Schau tragen. Seitdem General Toro die Verschönerung der Stadt begonnen hat, besucht er sehr häufig das seltsame Hospiz, und zwar nicht, wie man behauptet, um gerade dort seine Autorität auszuüben. Die Alcaden scheinen nicht ohne Neid die Gunst zu bemerken, in der dieser neue Sultan steht. Uebrigens wird es mit dieser Anstalt nächstens zu Ende gehen, nicht wegen der in ihr getriebenen Schändlichkeiten, sondern weil der Verwalter ein Schelm ist, der seit zwanzig Jahren die Einkünfte des Hauses für seinen eigenen Beutel amortisirt hat, so zwar, daß jetzt auf jeden Kopf der Communität, wenn das Vermögen getheilt werden sollte, kaum sechs Sous kommen würden. Die Vermächtnisse, aus denen das Vermögen der Anstalt bestand, beliefen sich auf hunderttausend Piaster; der ehrliche Verwalter muß folglich keine schlechten Geschäfte gemacht haben.

Das Hospital ist so schlecht unterhalten, so schmutzig, die Kranken werden in ihm so nachläßig behandelt, die Apotheker liefern, ungeachtet ihrer ungeheuern Rechnungen, so schlechte Arzneien, daß selbst die ärmsten und elendesten Leute diesen Ort des Schreckens fürchten, und lieber ohne ärztlichen Beistand, nur von Freunden und Verwandten unterstützt, in ihren eigenen vier Pfählen sterben wollen. Eine Magd sagte mir, sie wolle lieber in einem Stalle umkommen, als in dieses Spital gehen. Es herrscht, wie man hieraus ersieht, einiger Unterschied zwischen den Hospitälern im spanischen Amerika und den Krankenanstalten Europa's.

Zu der die einheimische Bevölkerung so ungeheuer drückenden Hungersnoth gesellt sich noch überdieß ein fast allgemeiner Geldmangel·

Als nämlich eine bedeutende Maſſe baaren Geldes nach den Vereinigten Staaten für Mais gegangen war, der Ausfuhrhandel aber nicht ſo beträchtlich iſt, um das außer Landes gehende Geld wieder hereinzuziehen, ſo mußte die nothwendige Folge hiervon ſeyn, daß Yucatan ſich plötzlich weit ärmer als jemals ſah. Alle Stände fühlen mehr oder weniger dieſen Mangel; die Geiſtlichkeit allein erleidet keinen Verluſt. Der Zehnte muß fortwährend bezahlt werden; Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbniſſe haben feſte Preiſe. Man dürfte ſogar behaupten, daß die Prieſter jetzt mehr als in gewöhnlichen Zeiten einnehmen, weil Jammer und Noth die Todesfälle vermehren. Verliert ein armer Mann, der nichts mehr zu beißen und zu brocken hat, eines ſeiner Kinder, ſo muß er zahlen, wenn es begraben werden ſoll; zuweilen gelingt es ihm, das nothwendige Geld aufzutreiben, iſt er dieß nicht im Stande, ſo muß er auf Mittel denken, die Prieſter zu betrügen. So legen z. B. ſolche armen Leute ihre todten Kinder bei Nacht vor die Kirchenthüren, wo denn die Kirchendiener genöthigt ſind, die Leichen zu beerdigen, die außerdem bei der unerträglichen Hitze in der kürzeſten Zeit in Fäulniß übergehen, und ſie ſelbſt verpeſten würden. Seitdem ich auf dem großen Platze wohne, habe ich ſechsmal dieſen Betrug wiederholt geſehen. Ein Pfarrer, dem ich meine Beobachtung mittheilte, gab mir folgende, aus ſeinem Munde ſehr unerwartete Antwort: „Was ſollen die armen Leute anfangen? Haben ſie nicht ganz recht, wenn ſie uns zwingen, mild und menſchenfreundlich zu ſeyn? Es heißt im Sprüchwort, wo nichts iſt, da hat der Pfaff ſein Recht verloren; nun aber laſſen uns die armen Teufel nicht nur unſer Geld verlieren, ſie zwingen uns auch, unſere Pflicht zu erfüllen, und daran thun ſie ganz wohl!“ Zählte der mexicaniſche Clerus nur tauſend Prieſter dieſes Gepräges, ſo würden die Mißbräuche und Uebelſtände, die ihn entehren, gewiß ſehr bald verſchwunden ſeyn.

Undankbarkeit iſt ein charakteriſtiſcher Zug des mexicaniſchen Indiers. Folgende Anecdote dürfte für meine Behauptung bürgen. Ein Einwohner von Merida bemerkte einen Indier, der an der Schwelle ſeines Hauſes vom Fieber geſchüttelt, und aus Hunger entkräftet niederſank. Er nahm ſich ſeiner an, ließ ihn warten und pflegen, und brachte ihn ſo weit, daß er nach vier Wochen wiederum ſeiner Arbeit nachgehen konnte, und ſagte nun zu ihm, er möge jetzt wieder ſelbſt ſich ſeinen Lebensunterhalt zu verdienen ſuchen, weil ſeine Kräfte ihm dieß geſtatteten. Der Mann forderte hierdurch gewiß nichts Unbilliges, er hatte chriſtlich an dem Indianer gehandelt, den Krankheit und Elend an ſeiner Thüre niedergeworfen, und ihm ſeine Geſundheit

wieder gegeben. Was thut nun der Indier? Kaum hatte er das Haus seines Wohlthäters verlassen, so lief er zum Alcaden, und beschwerte sich, man habe ihn zum Hause hinausgejagt, ohne ihm seinen Tagelohn auszubezahlen. Der Alcade ließ sogleich den barmherzigen Bürger vorladen, um sich gegen die Anklage des Indiers zu vertheidigen, der ihn leicht zum Schweigen brachte, als er den Vorfall der Wahrheit gemäß erzählte. Als man später dem Indier seine unbegreifliche Undankbarkeit vorwarf, gab er folgende seltsame Antwort: „wäre mir jener Spanier nicht irgend Etwas schuldig gewesen, warum hätte er sich dann meiner angenommen, als ich krank war? Ich hatte ihn nie vorher gesehen, ich bin folglich überzeugt, daß er mein Schuldner ist!" Um sein Gedächtniß aufzufrischen, gab man dem Wichte fünf und zwanzig Stockprügel, und ließ ihn laufen. Solch' glückliches Resultat lieferte der Geiz der Eroberer, und die schlechte Behandlung, deren Opfer die einheimische Bevölkerung geworden ist. Die Ursache einer solchen Verkehrt- oder Verdorbenheit mag nun übrigens liegen, wo sie will, so ist doch so viel gewiß, daß der Indier immer bösartiger und feindseliger wird, je gütiger man ihn behandelt, und immer gehorsamer und gefälliger, je mehr man ihn plagt und mißhandelt. Ich selbst habe über diesen Punkt sehr schmerzliche Erfahrungen gemacht. Dankbarkeit ist, wie leider zugegeben werden muß, eine in Amerika nur ausnahmsweise vorkommende Eigenschaft. Die Bürger der Vereinigten Staaten können in dieser Hinsicht mit den Indiern von Yucatan fast auf gleiche Linie gestellt werden. Wenn sie dem ehrlichen Lafayette aus Prahlerei oder aus irgend einer andern Ursache so große Beweise von Achtung und Liebe gaben, so zeigten sie sich auch wiederum höchst undankbar gegen andere Männer, die nicht weniger Ansprüche auf das öffentliche Wohlwollen hatten; und doch sind die Nordamerikaner weder unterjocht, noch mißhandelt worden. Verschiedene Ursachen haben hier gleiche Wirkung hervorgebracht. Was ich hier sage, wird schwerlich Jedermanns Beifall erhalten, wie ich recht gut weiß; meine Grundsätze erlauben mir jedoch nicht, das, was ich für wahr halte, zu entstellen. Wären alle Reisenden, welche die neue Welt durchforscht haben, so gewissenhaft gewesen, hätten sie, gleich mir, nur nach unparteiischer und reiflicher Ueberlegung ihr Urtheil über Menschen oder Länder gefällt, so würden wir nicht so viele lügenhafte und lächerliche Werke bekommen haben.

Als ich von den moralischen Eigenschaften der Einwohner dieser Provinz sprach, behauptete ich, daß Tapferkeit keineswegs ihre vorherr-

ſchende Tugend ſey. Ganz neuerdings ereignete ſich ein Vorfall, der meine Behauptung vortrefflich unterſtützt. Als man hier erfuhr, daß Texas ſich unabhängig erklärt habe, und daß ſogleich fünfhundert Mann eingeſchifft werden müßten, um in Tampico das zur Unterwerfung der Rebellen beſtimmte Heer zu verſtärken, bezeichnete Oberſt Portilla, der Truppen-Commandant in Merida, die Officiere, die ſich bereit halten ſollten, mit ihm in vier Tagen dorthin abzugehen. Allgemeiner Schrecken verbreitete ſich jetzt über alle dieſe Wirthshausſoldaten; mehre wurden aus Furcht krank, einer, kühner als ſeine Kameraden, verfiel auf das Mittel, eine kleine Reiſe zu machen, um ſich den Wechſelfällen des Kriegs zu entziehen. Zwei Tage zuvor, ehe dieſer arme Tropf abmarſchiren ſollte, begab ſich ſeine Mutter ganz beſtürzt zum Commandanten, um ihm anzuzeigen, daß in der vergangenen Nacht ſich ſeltſame Dinge in ihrem Hauſe zugetragen hätten; ihr Sohn ſey verſchwunden, obgleich die Thür ſeines Zimmers am Morgen inwendig verſchloſſen gefunden worden, und Niemand wiſſe, was aus ihm geworden ſey. Auf die Frage des Commandanten, ob ſie die Urſache dieſes ſeltſamen Verſchwindens nicht anzugeben wiſſe, antwortete ſie mit der größten Unbefangenheit, ihr Sohn müſſe ganz gewiß von einem Geſpenſte oder von einer Bruja entführt worden ſeyn, um ihn zu verhindern, in den Krieg zu ziehen. Noch jetzt iſt dieſer tapfere Vertheidiger der mexicaniſchen Republik nicht wieder an's Tageslicht gekommen.

Wenn aber auch die yucatekiſchen Officiere gerade nicht ſehr kriegsluſtig ſind, ſo beſitzen dagegen die gemeinen Soldaten faſt alle Eigenſchaften, die einen tüchtigen Soldaten bilden. Ein Soldat, der auf der Wache bei dem Gefängniſſe ſtand, hatte ſeit vier Wochen keine Löhnung bekommen, wie dieß hier zu Lande ſehr häufig vorkommt, und hatte ferner ſeit zwei Tagen keinen Biſſen über den Mund gebracht. Seine Geliebte benachrichtigte ihn jetzt, ſie habe Mittel gefunden, für den heutigen Tag einige Nahrung aufzutreiben. Beide machten nun aus, zu einer beſtimmten Stunde ihr Mahl zuſammen einzunehmen, und ſie verließ ihn mit der Ermahnung, ja zu rechter Zeit zu kommen. Unglücklicherweiſe traf ihn gerade zu dieſer Stunde die Reihe zum Schildwachſtehen, und weil der Commandant der Wache die Poſtenreihe nicht ändern wollte, ſo gehorchte der arme Teufel ohne die mindeſte Widerrede, nahm ſein Gewehr, zog auf den Poſten, und war eine halbe Stunde ſpäter eine Leiche. Dieſe Thatſache beweiſt hinlänglich, wie hoch bei dieſen Soldaten die Disciplin über den Forderungen der ge-

bieterischsten Nothwendigkeit steht. Wären die Führer von gleichem Pflichtgefühl belebt, würdigten Spielsucht und Lüderlichkeit sie nicht auf die kläglichste Weise zum Thiere herab, so könnten aus diesen Leuten tüchtige Truppen gebildet werden. Der Indier ist anstellig, nüchtern und geduldig, erträgt ohne Murren Hunger und Strapatzen; wüßte man diese guten Eigenschaften gehörig zu benutzen, so würde man bald auf seine Anhänglichkeit und seinen Muth zählen dürfen. Unter den dermaligen Verhältnissen muß er aber, in moralischer Hinsicht, tief unter ihm stehenden Männern gehorchen, die ganz unfähig sind, ihm mit gutem Beispiele voranzuleuchten; daher kommt es dann auch, daß er so oft fortläuft, als ihn der Hunger dazu zwingt, oder wenn man ihn ohne Lebensmittel und ohne Kleidung in den Kampf führen will. Dieß geschah unter anderem, als die mexicanischen Truppen gegen Baradas nach Tampico marschirten, und noch ganz neuerdings, als man sie nach Sisan ziehen ließ, wo sie nach Texas eingeschifft werden sollten.

Die Anführer der Militärmacht von Yucatan treiben ihre Feigheit und Unwissenheit der ersten Grundelemente der Kriegskunst auf eine fast fabelhafte Höhe. Die Geschichte der Dummheiten und Niederträchtigkeiten dieser Helden, deren Arroganz gegen Leute, die sie nicht kennen, alle Grenzen übersteigt, müssen gar seltsam zu lesen seyn. Ich will erzählen, was ich selbst während meines Aufenthaltes in Campeche als Augenzeuge mit ansah, und das, so unwahrscheinlich und unglaublich es auch scheint, nichts desto weniger wörtlich wahr ist; auch ist es übrigens den ganzen mexicanischen Freistaaten allgemein bekannt. General Toro, der Gouverneur der Provinz war dem General Badillo, einem muthigen, von der antigeistlichen und antimilitärischen Faction als Führer anerkannten Manne, entgegen gezogen. Nahe bei dem Dorfe Equelchacan stießen beide Gegner aufeinander, und Toro erfocht einen vollkommenen Sieg. Er aber glaubte sich, während sein Feind in voller Zerrüttung war, geschlagen, ergriff selbst die Flucht, und ließ eine Kanone, seine ganze Munition, und sein Gepäck im Stich. In voller Angst floh er in zwei Tagen fünfzig Stunden weit zurück, kam in größter Bestürzung mitten in der Nacht in Campeche an, und ließ die Thore hinter sich schließen. Am folgenden Morgen pflanzte er an der Ecke der Kirche eine, während der Nacht verfertigte, gewaltige Fahne auf, auf welcher zu lesen stand: „**Morier por la religion, la federacion, la constitucion y Santa-Anna!**“ Die Fahne wurde in der Kirche eingesegnet, dann von dem Pfarrer auf das Rathhaus ge-

tragen, und von deſſen Balkon herab eine prächtige Rede an das Volk gehalten. Die Feierlichkeit endete mit einer alle Straßen der Stadt durchziehenden Proceſſion, um dem Himmel Dank zu ſagen, daß man zwei ganze Tage lang vor einem geſchlagenen Feinde Reißaus genommen hatte.

Ich will noch ein Beiſpiel anführen, um die ganze Niederträchtigkeit der mexicaniſchen Militär-Behörden kurz zuſammengefaßt zu ſchildern. Eine von Campeche abgeſendete Kanonier-Schaluppe, die unter dem Befehle des Hafen-Commandanten dieſer Stadt, den Hafen von Siſal blockiren ſollte, wurde von eben dieſem Commandanten dem Feinde für tauſend Piaſter verkauft. Schöne, von den Anführern den Subalternen gegebene Beiſpiele und herrliche Mittel, eine kühne, der Republick ergebene Armee aufzuſtellen!

So gewöhnlich Mordthaten in Mexico ſind, ſo ſelten fallen dergleichen hier vor. So lang ich hier im Lande war, hatte ich von keiner einzigen erzählen hören; vor wenigen Tagen jedoch wurde ein junger Menſch um die Zeit des Angelus von einem Neger auf der Straße angehalten, der ihm einen Brief reichte, und zugleich mehre Meſſerſtiche verſetzte. Der Mörder entſprang, wurde aber bald in ſeinem Hauſe aufgefunden, feſtgeſetzt, und die Unterſuchungen wurden begonnen. Man behauptete, daß er um ein Exempel zu ſtatuiren, in wenig Tagen hingerichtet werden würde. Das Gerücht ging, dieſer Mord ſey Folge einer politiſchen Intrigue, Andere behaupteten jedoch, er ſey nur das Ende eines Liebes-Abenteuers. Der Ausſage des Negers nach ſchien aber ein Geiſtlicher mit in die Geſchichte verwickelt zu ſeyn, und von dieſem Augenblicke an hat man von der ganzen Sache kein Wort mehr vernommen. Die Obrigkeit, ja die Gerechtigkeit ſelbſt fürchtet ſich wahrſcheinlich, excommunicirt zu werden, und ſomit bleibt das Verbrechen ungeſtraft.

Das Jahr nähert ſich jetzt ſeinem Ende, und alle Köpfe mühen ſich jetzt wechſelſeitig ab, um für den bald zu eröffnenden Carneval neue Luſtbarkeiten zu erfinden. Ich zweifle gar nicht, daß ich mich zu dieſer Zeit noch hier befinden werde, denn der gänzliche Mangel aller Nachrichten aus Vera-Cruz hat mich bis jetzt verhindert, Merida zu verlaſſen. Ich verwende folglich alle meine Zeit zu weitern Nachforſchungen über Sitten und Gebräuche.

Es gibt hier viele Familien, die nichts weiter, als das Haus beſitzen, das ſie bewohnen; ſolche Häuſer eilen ihrem Untergange ent-

gegen, weil nicht das Geringste für ihre Erhaltung gethan wird, und doch legen solche Familien einen ungewöhnlichen Luxus zur Schau, die Töchter vor Allen zeigen sich in einer kaum zu erzählenden Eleganz! So sah ich am letzten Sonntag eine, mächtig mit prächtigen Federn geschmückt, und vom Gouverneur am Arm geführt, und weder sie, noch ihre Mutter oder ihre Schwestern würden an diesem Tage etwas gefrühstückt haben, wenn ich nicht ihrem Bruder, einem Buchbinder, auf eine von mir bei ihm gemachte Bestellung, vier Realen vorausbezahlt hätte. Die Häuser, in welchen solche junge Mädchen sich vorfinden, sind stets von jungen Männern angefüllt. Bei mehr als einer Gelegenheit gab ich zu verstehen, daß ich über den Zweck dieser häufigen Visiten keineswegs im Dunkeln sey; hier aber, wie überall, gibt es eine Art von conventionellem Kauderwelsch, wodurch man meint, jedem argen Gedanken zuvor zu kommen, oder dergleichen zu verscheuchen. Beklagt man sich bei einem hübschen Mädchen vielleicht darüber, daß das schöne Geschlecht in Merida so flatterhaft sey, so antwortet sie: **„Vaya hombre, mira, orca usted que los dedos de mi manos son todos parejos! Non, asi son las mugeres hay mulas y buenas como inegualidad en los dedos de todas.“** „Glauben Sie denn, daß alle Finger meiner Hand gleich seyen? Nein, und eben so sind die Frauen, es gibt böse und gute, eben so wie große und kleine Finger an ihren Händen!“ Einen Augenblick später wiederholt sie eben diese Phrase einem Andern, den sie eben so zu täuschen gedenkt. In Beziehung auf die unaufhörlichen Besuche der jungen Herren, kann die Mutter ganz unbefangen sagen: „ja, sie kommen nur, um die Zeit hinzubringen, und **„sin interes!“** Solche ungeschickte Heuchelei deutet doch wenigstens auf einige Schaam bei diesen so sittenlosen Frauen.

In Merida gibt es übrigens allerdings auch sehr achtungswerthe Familien, und Häuser, in welchen keine verdächtige Besuche angenommen werden, und wo man junge Mädchen nie ausgehen sieht, sogar nicht einmal in die Messe, ohne Begleitung ihrer Verwandten. Doch gehören solche Familien allerdings unter die seltenen Ausnahmen.

An Sonn- und Festtagen wird schon Morgens früh um vier Uhr eine Messe gelesen; dieß ist der Moment der Rendezvous, und weil zu dieser Zeit alle Kirchen offen sind, so ist es für junge Mädchen leicht, die Wachsamkeit ihrer Wächter zu täuschen, wenn sie nämlich je bewacht werden. Viele Mädchen, die für sehr zurückhaltend gelten, weil sie ehrbare Familien besuchen, haben einen oder auch zwei Liebhaber. Viele werden förmlich unterhalten, ohne daß man Notiz davon zu neh-

men ſcheint, und das Seltſamſte und Unerklärlichſte dabei iſt, daß dieß oft von mehren Anbetern zugleich geſchieht, die ſich gegenſeitig das Verſprechen gegeben zu haben ſcheinen, nicht wiſſen zu wollen, daß ſie eine und dieſelbe Geliebte beſitzen. Bis jetzt habe ich noch nicht errathen können, ob dieß eine Wirkung der Gleichgültigkeit der Männer iſt, oder der Geſchicklichkeit der in der Verſtellungskunſt wohl erfahrenen Frauen. Faſt überall iſt der Mann eiferſüchtig auf das Weib, das ſich ihm ergeben hat. Hier iſt das nicht der Fall; vielleicht hält er die Geliebte für treu, oder hegt er andere Begriffe von den Worten Anſtand und Ehre.

Wenn die Indier nicht mehr als nur einige Realen beſitzen, ſo ſtecken ſie dieſelben in die Ohren, haben ſie aber eine gewiſſe Anzahl zuſammen gebracht, ſo verbergen ſie ſie in den von den aufgerollten, weiten Hoſen auf ihren Schenkeln hervorgebrachten Wulſt; Andere thun ſie in den aus Baumwollen-Zeug verfertigten Gürtel, mit dem ſie ſich den Unterleib einſchnüren. Die Weiber wickeln ihr Geld in die Aermel ihres Hemdes. Die Indier, die als Träger oder Couriere gebraucht werden, tragen zuweilen an ihrer Seite eine kleine Taſche, wie die Bergſchotten. Eine ſolche Taſche, aus Tigerfell gemacht, und mit dem Schweife dieſes Thieres verziert, dient ihnen zur Aufbewahrung der ihnen übergebenen Briefſchaften und ihres Geldes. Wenn die Jäger die Schlöſſer ihrer ſchlechten Flinten gegen Regen bewahren wollen, ſo umwickeln ſie ſie mit dem Felle der Tigerkatze, deren Schwanz wie ein Strick an ihrem Schenkel herunterhängt. In der Provinz las Chiapas wird die Haut des zweizehigen Ameiſenfreſſers dazu verwendet. Der Indier iſt ſehr geizig, und vergräbt ſein Geld in die Erde, weil er aber nur Dinge von geringem Werthe verkauft, ſo ſcharrt er auch nur Realen und Medios zuſammen. Vor der letzten Hungersnoth war die kleine Münze wegen dieſer Leidenſchaft der Indier ſo ſelten geworden, daß man, um einen Piaſter zu wechſeln, gern einen Medio, d. h. den ſechzehnten Theil eines Piaſters, Agio zahlte; die Hungersnoth zwang jedoch die Indier, ihre kleinen Schätze auszugraben, um ihr Leben zu friſten, und jetzt ſieht man mehr kleine Münze als grobes Geld. Das lang verborgene Geld iſt wieder in Umlauf gekommen, und hat dasjenige erſetzt, das für Mais in die Vereinigten Staaten übergegangen iſt. Jetzt gibt es ſo viel Münze wie früher, doch dürfte dieſer Ueberfluß nicht zu lange anhalten. Meiner Meinung nach, gibt es übrigens ein ſehr einfaches Mittel, dem Vergraben des Geldes Einhalt zu thun; man dürfte nämlich nur Kupfergeld in Cours ſetzen, um damit die Indier zu bezahlen; von dieſem Augenblicke an, würden ſie

so, anstatt ihr Erspartes zu vergraben, es in kurzer Zeit wieder ausgeben. In dem ganzen Freistaate klagt man über Armuth, und über das Verschwinden des Geldes; die Vorgänge seit dem Jahre **1824** beweisen jedoch, daß die zur Ausbeutung der Bergwerke errichteten, englischen Compagnien beträchtliche Summen in das Land warfen, die vor der Bildung dieser Unternehmungen nicht vorhanden waren. In dem ganzen mexicanischen Gebiete ruht wenigstens die Hälfte des sonst dort im Umlauf gewesenen baaren Geldes, vier bis fünf Fuß unter dem Boden. Ein bei den Bergwerken von Oaxaca angestellter Mann, den ich jedoch nicht namhaft machen will, vertrieb sich, weil er nichts besseres anzufangen wußte, die Zeit damit, daß er im Boden der nahgelegenen Gebirge nach Figuren von gebrannter Erde, d. h. nach mexicanischen Götzenbildern suchte. Diese Nachgrabungen verhalfen dem glücklichen Alterthumsforscher auf die unvermutheteste Art zu hübschem Vermögen; er fand nämlich eines Tages einen aus vierzehn Taleguen*) Silbers, und eine Talegue Goldes bestehenden Schatz, der ungefähr eine Summe von **30,000** Piastern ausmachte. Ein Theil dieser Summe konnte kaum seit einem halben Jahre vergraben worden seyn, denn er enthielt Piaster mit der Jahreszahl **1824**, und der Fund geschah zu Anfang des Jahres **1825**.

Herr Hernandez brachte mir eine alte, der Regierung gehörende Karte, auf welcher die Entfernungen jedes Dorfes von Merida verzeichnet sind. Sie schreibt sich her aus den Zeiten des Don Martin Ursua, und umfaßt aus dieser Ursache nach Süden zu keine große Gebiets-Ausdehnung. Sie enthält nicht mehr als hundert und zehn bestimmt angegebene Punkte, die zugleich alle damals, d. h. im Jahre **1700**, wo die Karte aufgenommen wurde, bewohnten Orte waren. In einem Zeitraume von hundertfünfunddreißig Jahren sind hundertneunundzwanzig neue Ortschaften zu dieser Zahl gekommen. Im Jahre **1700** betrug die Bevölkerung nach den Bemerkungen Cabildo's **138,400** Seelen, die jetzt auf **600,000** gestiegen sind. Freiherr von Humboldt schätzte sie im Jahr **1803** auf **450,000**; die letzte, vom Gouverneur Carabajal, einem, beiläufig gesagt, verdienstvollen, und durch viele gute Eigenschaften ausgezeichneten Mann, im Jahre **1831** veranstaltete Zählung, ergab **800,000** Seelen. Die Cholera dürfte diese Zahl auf die oben von mir angegebene zurück gebracht haben. Die oben erwähnte Karte, die ich mit Hilfe der besten, von den unterrichtetsten Personen

*) Eine Talegue ist 1000 Franken.

eingezogenen Nachrichten, und meinen eigenen Beobachtungen wieder herſtellte und vervollſtändigte, iſt jetzt, wie ich wohl behaupten darf, die Beſte, die exiſtirt. Diejenige, die im Jahre **1801** in Madrid von dem Geographen des Königs, Don Thomas Lopez, herausgegeben wurde, iſt vollkommen unrichtig, ſowohl was die Darſtellung der Küſtengegend, als die Angabe der wichtigſten Punkte im Innern betrifft.

12. April. — Ich habe oben vergeſſen, die Art und Weiſe zu beſchreiben, wie die Yukateken ihren **Senor de las Ampollas** in Proceſſion herumzutragen pflegen, und habe auch keine nähere Schilderung dieſes greulichen Bildes gegeben. Es iſt drei Viertheile der natürlichen Größe hoch, kohlſchwarz, voller Riſſe und Sprünge, und von einer ganz barbariſchen und gemeinen Zeichnung; das Geſicht iſt eine furchtbare Fratze, natürliche, lange, braune Haare umgeben das Haupt des Sohnes Gottes, geflochtene Zöpfe ſind von hinten nach vornen zuſammengeknüpft, wahrſcheinlich um damit den Kopf beſſer an dem Kreuze zu befeſtigen. Das den Unterleib bedeckende Tuch beſteht eigentlich aus einer Art von kleinem, aus Goldbrokat verfertigten Rocke, der durch eine runde Agraffa zuſammen gehalten wird, die mit mehr als achthundert Diamanten, jede ungefähr ein Karat ſchwer, beſetzt iſt. Hierbei muß man wiſſen, daß bei einer, die Kirche, in der dieß ſeltſame Bild aufbewahrt wurde, verzehrenden Feuersbrunſt, das Kreuz zu Aſche verbrannte, während der Körper gänzlich von den Flammen verſchont blieb. Ein ähnliches Wunder fand in unſern Tagen in Hamburg ſtatt, wo ein Bildniß Napoleons in den Trümmern eines vom Feuer zerſtörten Hauſes unverſehrt gefunden wurde. Mich hat es gewundert, daß die Hamburger dieß ganz natürliche Ereigniß nicht auch als ein Wunder angeſtaunt haben; leider verhinderte ſie aber ihre üble Gewohnheit, ungewöhnliche Ereigniſſe dem Zufalle, oder ganz natürlichen Urſachen zuzuſchreiben, dem Bilde eines großen Mannes, die Gabe der Unverbrennlichkeit beizulegen. Die frommen Bewohner Merida's brachten den den Flammen ſo glücklich entronnenen Körper auf ein neues, ſchön gearbeitetes Kreuz, deſſen Ecken aber ſeltſam genug, anſtatt gerade abgeſchnitten zu ſeyn, in eine Rundung auslaufen, und mit maſſivem Golde beſchlagen ſind. So iſt dieß hölzerne Bild beſchaffen, das heutiges Tages in feierlichen Proceſſionen umhergetragen wird. Der ganze Apparat ſteht auf einer Art von ſtufenförmiger Pyramide. Jede dieſer Stufen iſt mit einer Menge von Wachskerzen beſteckt, die in Glasglocken ſtehen; ich zählte einſt auf einer ſolchen Stufe nicht weniger als achtzig Kerzen. Der unterſte Theil der Pyramide trägt einen faſt ſechs Fuß hohen Baldachin, deſſen Vorhänge vorn und auf den Seiten

ganz geschlossen sind. Eine einzige, hinten angebrachte Oeffnung, verstattet den Indiern, die diese Last schleppen müssen, sich von andern ablösen zu lassen. Weil diese Träger, von den Umhängen des Baldachins eingehüllt, vom Wege wenig oder gar nichts sehen können, so sind besondere Führer angestellt, die ihnen zurufen: „**A la derecha por la isquierda!**“ Dieß Soldaten-Commando, das jedesmal bei einer Rechts- oder Linkswendung wiederholt wird, ist begreiflich sehr geeignet, der christgläubigen Begleitung fromme und zu solchen Feierlichkeiten passende Gedanken einzuflößen!

16. April. — Gestern, am Donnerstage, war die Abendmahls-Processíon, eine andere große Parade. Auf einem großen, halbrunden Gerüste, von achtzehn Fuß Durchmesser, und neun Fuß Breite, sah man einen Tisch von eben solcher Form, in dessen Mitte Jesus saß, an jeder Seite sechs Apostel. Jede dieser von Holz geschnitzten Figuren war in Sammtgewänder gekleidet, die Tafel mit Silbergeräth und Lichtern überladen. Ueber jeden Kopf der Apostel ragte ein großer, sechsstrahliger Stern, der als Laterne diente. Auf dem Boden standen eine gewaltige Menge Lichter in Glasglocken. Man kann sich vorstellen, welches Gewicht diese ungeheuere Maschine haben mußte, die drei Stunden lang durch die Straßen von Merida spazieren getragen wurde, von einem zahlreichen Zuge Weiber jeden Alters geleitet. Ich war nicht neugierig genug, um die unter dieser Maschine versteckten Indier zu zählen, die den Sohn Gottes und seine Jünger herum trugen, und blieb klüglich in gewisser Entfernung von dem sie bedeckenden Vorhang, aus dem ein höchst unerträglicher Geruch aller Art hervorbrach. Heute folgte der Schluß dieser heiligen Comödie. Mit hohem Ernste bediente der Bischof an seiner Tafel zwölf Bettler, und wusch ihnen nach dem Mahle die Füße. Dieser Kirchenfürst soll, wie man mich versicherte, ein sehr achtbarer, und mit allen christlichen Tugenden begabter Mann seyn, wie sie einem Diener des Herrn wohl anstehen. Fünfundzwanzigtausend Piaster hat er von seinen Einkünften zur Milderung des Elendes der Armen hergegeben, die, aus Mangel an Brod, ihrer einzigen Nahrung, haufenweise sterben. Ich fürchte sehr, daß dieser würdige Mann, der gottergeben und bescheiden die Vorschriften des Evangeliums so praktisch ausübt, mit Undank belohnt werden dürfte. Ich erinnere an den Indier, der gegen den, der ihm das Leben gerettet hatte, eine Klage erhob.

In vielen Dörfern Yucatans findet man natürliche Brunnen oder **Cenotés**, ein castilianisches Wort, von Zonot herstammend, daß so viel wie natürlicher Brunnen bedeutet. Das Wort **cenoté** wird dem

Namen der Dörfer angehängt, in denen sich solche Brunnen vorfinden. Sie sind in der Regel sehr tief und weit, und liefern im Ueberflusse Wasser, das für das Beste im Lande gilt. Ihre große Räumlichkeit und die Unebenheit ihrer Wände bieten den Vögeln Schutz gegen die Hitze des Tages. Sie dienen vorzüglich einem Baumläufer, der in der Mayasprache **Chel** heißt, zum Zufluchtsort, und eben so dem Toj, einem, wie ich glaube, in Europa unbekannten Vogel. Letzterer ist apfelgrün, der seine Augen umgebende Kreis weit glänzender, als der schönste Grünspan, sein Schnabel eben so schwarz wie seine Augen, sein Halsgefieder höchst weich und sanft, der Schwanz staffelförmig, und zwei schöne Federn reichen um sechs Zoll über ihn hinaus.

Die Einwohner jeder Provinz des mexicanischen Freistaates, und überhaupt jeden Theiles von Amerika, sind überzeugt, das sicherste Mittel gegen Schlangenbiß gefunden zu haben. In Tabasco besteht es in dem Guaco (**Eupatorium**), oder in der Mikania; in Chiapas ist es das Saamenkorn einer den Naturforschern noch unbekannten Blume, welche die Eingeborenen Donna Elvira nennen, in Yucatan wird das Krötenkraut (**hierba del sabo**) dazu verwendet; diese Pflanze ist jedoch eben so wenig ein Specificum gegen Schlangengift, als der Guaco von Tabasco, und die übrigen in andern Theilen des mexicanischen Festlandes angewendeten Spezereien, doch halte ich von der Donna Elvira, daß sie ziemlich gute Wirkung hervorbringt. Neulich brachte mir ein Indier eine furchtbare, sechs Fuß zwei Zoll lange Klapperschlange, mit eilf Ringen an ihren Klappern. Er hatte ihr den Rachen zugenäht, und weil ich sie, ohne gewiß zu seyn, daß sie ihre Giftzähne habe, nicht kaufen wollte, hatte ich keine Lust zu diesem Handel. Der Indier, um mir die guterhaltenen Zähne des Thieres sehen zu lassen, trennte einen Theil der Nath auf, weil aber die Schwere der Schlange ihren Kopf zwischen die Finger des Indiers hineingeschoben hatte, verwundete er sich selbst an den Zähnen, bezeugte aber nicht die geringste Furcht wegen dieser Wunde. „Das Sapokraut wird mich schon wieder heilen," meinte er. Einige Tage später erfuhr ich, er sey trotz des gekauten, und auf die Wunde gelegten Krautes in dem Spital gestorben.

In einem Speisehause sah ich neulich eine alte yucatekische Waffe, die ein, das Innere durchreisender Franzose, der Tabak aufkaufen will, mitgebracht hatte. Die Waffe ist nichts anders als die Säge eines Sägefisches *), der Handgriff ist an der Säge ganz zweckmäßig ausge-

*) Der Sägefisch ist an den Küsten von Yucatan sehr häufig, deren Besuch ich der vielen Haye und Rochen und anderer Fische wegen den Naturforschern dringend empfehle. Besonders fiel mir eine Gattung des Rochen, wegen seiner furchtbaren Dicke auf. Fischer versicherten mich, daß diese Ungeheuer zuweilen Boote unter das Wasser zögen, und setzten hinzu, so bald sie sich oben gestochen fühlten, ließen sie los, und nähmen die Flucht. Ich sah mehre aus dem Wasser springen, namentlich an der Barre von Chiltepeque, und der Barre von Tabasco; was ich bemerken konnte, war folgendes: sie haben die Gestalt des Rochen, der obere Theil ihres Körpers gleicht vollkommen einer rothbraungefleckten Ochsenhaut, auch haben sie einen langen Schwanz. Der Kopf ist gar seltsam anzusehen; die Augen stehen am Ende zweier hörnerartigen, langen Stiele. Die Eingeborenen nennen diesen Rochen, Manta, der aber weder **Linné's roya aquila noch roya cephaloptera** seyn kann. — An den Küsten Yucatans gibt es noch eine andere, ziemlich merkwürdige Rochen-Art, die den eben beschriebenen an Gestalt und Größe gleichkömmt, aber aschgrau aussieht.

gearbeitet, dann mit einem Stücke frischen Rehfells, und mit Schnüren so fest umwickelt worden, daß sich am äußersten Ende ein Kopf, nebst einer Art Quaste bildete; als diese Haut trocknete, hat sie sich nun so fest mit dem Knochen vereinigt, daß man sie jetzt nicht mehr von ihm trennen könnte, vielleicht hat dieser natürliche Macuahuitl den Azteken als Muster gedient, die anstatt der Fischzähne Stücke von Obsidian mit Gummi in ein Stück breit geschnitztes Holz leimten. Es ist leicht zu begreifen, daß die alten Yucateken auf den Gedanken kommen mußten, aus der Waffe des Sägefisches ein Kriegs-Instrument zu bilden. Solche Waffen sind um so furchtbarer, als sie verhältnißmäßig sehr schwer sind, und die Zähne so fest in ihnen stecken, daß keine Gewalt sie herauszureißen vermag. Denke man sich die Streiche, die ein kräftiger Arm mit einer solchen, acht Pfund schweren Keule austheilen konnte, die, auf zwei Seiten mit so scharfen Spitzen versehen, nicht nur einen tüchtigen Schwertstreich abhalten, sondern auch vermöge ihres furchtbaren Zahnwerkes ganz aus der Richtung bringen mußte. Man darf sich nicht wundern, daß die ehemals tapfern und kühnen Yucateken mit solchen Waffen einst den berühmten Cortez, und den Gryalva aus dem Felde schlugen. Der von mir gesehene Macuahuitl ist drei und einen halben Fuß lang, und der Handgriff einen Fuß, woraus man auf den Gedanken geleitet werden kann, daß er mit beiden Händen geführt wurde. Sehr gern hätte ich dieses seltene Stück an mich gebracht, der Besitzer wollte es aber nicht verkaufen, und so mußte ich mich mit einer Zeichnung davon begnügen.

Die Eingeborenen Ostindiens haben bekanntlich die Gewohnheit, eine sehr theure Substanz zu kauen, nämlich den Betel. Dieses Gummi findet hier sein Gegenstück in einer Materie, die von Mestizen und Indiern auch gekaut wird, und dieß ist das harzige und weiße Mark, das man in sehr geringer Quantität in den Kernen des Breiapfels findet. Dieß Naturprodukt heißt in der Mayasprache **Tcha**, und im Spanischen **Tzicté**, und weil es ziemlich selten vorkommt, so ist es folglich auch theuer. Die Indier behaupten, der Gebrauch dieser Masse sey für Erhaltung der Zähne sehr dienlich, und dieß ist wohl zu glauben, weil sie als ein weißer und harter Körper sich nur durch Wärme erweicht, und weil sie durch das Kauen die Zähne reinigt, und im Munde einen ziemlich aromatischen Geruch zurückläßt.

Die Indier haben eine ganz eigenthümliche Art, ihre verliebten Wünsche auszudrücken, um aber ihre Zeichen zu verstehen, muß man ganz in die Geheimnisse dieser Art von Sprache eingeweiht seyn. Oft sieht man auf Straßen, Wegen oder unter Hausthoren Indier beiderlei Geschlechts in emsigen Unterhaltungen begriffen, die zuweilen stundenlang dauern. Der Vorübergehende, der den verschleierten Zweck eines so langen Zwiegesprächs nicht kennt, wünscht wohl den Gegenstand einer solchen Conferenz zu erfahren. Auch mir fielen diese gar kein Ende nehmenden Unterhaltungen oft auf; endlich erfuhr ich von Jemand, der mit den Sitten der Indier genau bekannt war, Folgendes: Dreht sich das Gespräch nur um Familien-Angelegenheiten, oder um solche Geschäfte, wo das Interesse mit in's Spiel kommt, so bleiben die beiden dasselbe führende Personen gerade auf ihren Füßen stehen, lehnen sich nicht an die Mauer, und gesticuliren nur mit den Armen. Handelt es sich aber um Herzensangelegenheiten, so lehnt sich der Mann an den Gegen-

ſtand, den er gerade findet und bewegt, während er fortwährend mit dem Mädchen, oder der Frau ſpricht, ganz nachläßig ſeinen Fuß rechts und links, doch ſo, daß die Bewegung kaum bemerkt werden kann; ſchenkt die Frau dem, was ihr der Indier ſagt, ihren Beifall, und findet ſie ſeine Anträge annehmbar, ſo beginnt ſie auch mit ihrem Fuße zu ſpielen, und dann erräth man leicht, welches Ende dieſe Unterhaltung nehmen wird. Iſt das Mädchen hingegen nicht geneigt, ſich von den ſüßen, an ſie gerichteten Worten des Mundes und des Fußes bethören zu laſſen, ſo bleibt ſie unbeweglich mit aufgerichtetem Haupte vor dem mit ihr Redenden ſtehen, und lacht dem immer verdrießlicher werdenden bei jedem Worte ins Geſicht. Dieſe Art, ſeine Wünſche auszudrücken, hat etwas Naives und Verſchämtes, und will mir wenigſtens weit beſſer gefallen, als die verfeinerten Verführungskünſte, die in civiliſirten Ländern im Gebrauche ſind.

Die meiſten Indier, und die Frauen aus den geringern Volks-Claſſen gehen auf guten Wegen barfuß, und tragen ihre Sandalen (**Apargates**), die ſie nur in der Stadt anziehen, in der Hand; hieraus folgt, daß ihre Füße eine eigenthümliche Geſchicklichkeit erlangen. Die Frauen bücken ſich niemals, um irgend etwas von der Erde aufzuheben; mit den Zehen wiſſen ſie eine Frucht, ein Stück Holz, ja ſogar Geld aufzuheben, auch wenn ſie ſogar einen ſchweren Korb auf dem Kopfe tragen. Ich habe geſehen, daß Männer auf dieſe Weiſe Steine aufrafften, und ſie mit unglaublicher Fertigkeit fortſchleuderten. Faſt alle Indier wiſſen mit der rechten, wie mit der linken Hand, die Art, oder ihr langes Haumeſſer (**Macheté**) gleich gut zu führen. Der Urbewohner dieſes Landes iſt mit ſeinen wilden Natur-Anlagen, ſeiner tiefen Unwiſſenheit, ſeiner wundervollen Behendigkeit, und mit der Entwicklung ſeiner phyſiſchen Kräfte, der lebendige Uebergang des Affen zum Menſchen.

Die canariſchen Inſeln.

(Fortſetzung der Auszüge aus dem Werke: **Histoire naturelle des Iles Canaries, par MM. Barker-Webb et Sabin-Berthelot.**)

IV.

Ausflug von Laguna. — Orotava.

An einem ſchönen April-Morgen verließ ich Laguna mit dem engliſchen General-Conſul Mac Gregor, um die Thäler der nördlichen Seite von Teneriffa zu beſuchen. Der General-Gouverneur hatte die Güte gehabt, uns den Alkalden und Miliz-Officieren der verſchiedenen Diſtrikte zu empfehlen; wir hatten ebenfalls Briefe des Marquis von Villanueva, des reichſten Grundbeſitzers der Inſel, an ſeine Verwalter, worin derſelbe ihnen anbefahl, ſeine Häuſer zu unſerer Verfügung zu ſtellen. Somit hatten wir die Sicherheit, überall wohl aufgenommen zu werden. Allein alles das war überflüſſig; denn ich muß es den braven Isleños zum Ruhme nachſagen, bei ihnen gilt Gaſtfreundſchaft als die erſte der Tugenden, und die indiskrete Begehrlichkeit einzelner Europäer hat ihren Eifer durchaus nicht abgekühlt. Sie haben noch immer dieſelbe Gutmüthigkeit und Uneigennützigkeit. Ueberall wurden wir mit offener Herzlichkeit empfangen. Der canariſche Bauer hält es für einen Ehrenpunkt, den Fremden feſtlich zu bewirthen, ihm einen Platz an ſeinem Tiſche einzuräumen, iſt mit dem unbedeutendſten Geſchenk zufrieden, und weigert ſich, jede Art von Lohn anzunehmen. Der Fremde iſt für ihn ein privilegirtes Weſen, das er wie ein Orakel anhört, und deſſen Aufenthalt in den Annalen des Pachthofes Epoche macht. Der Fremde muß Alles wiſſen. Sucht er Pflanzen, ſo iſt er nothwendig ein Arzt, und muß durchaus Bauchübel u. ſ. w. kuriren; entwirft er Zeichnungen, ſo will er den Plan der Gegend aufnehmen, um ſich Landgüter zu kaufen; ſchreibt er Bemerkungen nieder, ſo ſpricht

man leise, hält sich in Entfernung, denn er ist in den Augen der Bauern eine wichtige Person, der geheime Agent irgend einer Macht, welche die canarischen Inseln sich erwerben will; man muß ihn sich zum Freunde erhalten, um sich für die Zukunft einen Beschützer zu sichern, denn ohne Zweifel wird er noch einmal wiederkommen, ob er auch das Gegentheil sagt. Man sieht, das Zutrauen der guten Leute auf die Fortdauer der Herrschaft des Mutterlandes ist seit der Unabhängigkeit der amerikanischen Colonien sehr erschüttert worden, wie groß auch die Anhänglichkeit an Spanien seyn mag. Kündigt sich aber der Fremde von Seiten des Grundbesitzers an, so steht ihm das ganze Haus zur Verfügung, und der Verwalter vervielfältigt sich, um ihn in irgend etwas zu verpflichten.

Man wird auch von den Dorfpfarrern sehr gut aufgenommen, die gewöhnlich gebildeter sind, als in Spanien selbst, dabei munter, offen und herzlich, nur mitunter lästige Frager. Sie sind nach Neuigkeiten begierig, sprechen gern über Politik, machen mit Euch wenig Umstände, und richten Euch sogleich mit aller Behaglichkeit ein. Bei ihrer Isolirung ist ihnen Zerstreuung zum Bedürfniß geworden; somit sind sie auf die Gesellschaft der Fremden wirklich sehr begierig. — Auf den Canarien ist der Pfarrer Souverän seines Dorfes; sein Wort ist allmächtig; sein Urtheil gilt für untrüglich. „**El cura lo ha dicho**“ (der Pfarrer hat es gesagt), schlägt allen Widerspruch auf der Stelle nieder. Advokat bei allen Streitigkeiten, Schiedsrichter in jedem Proceß, wird er vorzugsweise um Rath gefragt, und Alle berufen sich auf seine Entscheidung. Gewöhnlich ist er der beste Freund des Alkalden, der ihn bei allen schwierigen Punkten zuerst um seine Meinung fragt. Ein wachsamer Hirt, zählt er jeden Monat seine Heerde, beaufsichtigt die Erhebung der Zehnten, hält über alles Register, und weiß jeden Vorfall; will man Erkundigungen einziehen, so ist er unentbehrlich. Die Beichtkinder können ohne ihren Pfarrer nicht leben; er zeigt Mitleid bei jedem Unglück, und nimmt Theil an allen Freuden; man ladet ihn in der Runde ein; er ist bei jeder Hochzeit, präsidirt bei den ländlichen Festen, und trägt kein Bedenken, den Ball zu eröffnen. Endlich macht er sogar den Arzt, mit canarischen Hausmitteln, die freilich in Europa nur in den Apotheken zu finden sind; und erscheint somit beim Krankenbette zugleich mit Trost und Arznei. Ungeachtet seiner zahlreichen Beschäftigungen, hat er immer noch Zeit für sich selbst übrig, und weiß diese trefflich zu benutzen. Selten habe ich Leute gesehen, die so viel lesen; freilich kommen auch durch Fremde viele Bücher nach den Canarien. Bei so vielen guten Eigenschaften wird man ihm kleine Launen gern nachsehen. Man darf seine Eigenliebe nicht kränken, muß seinen Geschichten zuhören, den Wein seines Weinberges, den er selbst gezogen und gekeltert, trinken und rühmen, darf sein Maulthier nicht zu sehr ermüden, muß des Abends mit ihm rauchen, und vor Allem seine Haushälterin respectiren. Thut Ihr dieß, so läßt er Euch nach Eurem Belieben gewähren, ist Euch behülflich zu Jagden und Ausflüchten, verschafft Euch Führer, und setzt im Nothfall, um Eurethalben, das ganze Dorf in Requisition. Der Einfluß, den er ausübt, ertheilt Euch auch ein bedeutendes Ansehen; der Gast des Pfarrhauses ist für die Isleños gewissermaßen eine geheiligte Person. Oft habe ich diese guten Landpfarrer beneidet, deren Glück, Toleranz und Heiterkeit man in Frankreich wenigstens nicht mehr vereinigt findet.

Als ich mich mit Herrn Mac Gregor zuerst auf den Weg machte, traf ich aber mitunter auf Schwierigkeiten, denn ich kannte noch nicht die Bauern und die Pfarrer. Als wir Laguna verließen, mußten wir unser Gepäcke zurücklassen, denn eine steile Höhe war zu erklimmen, von welcher unser Maulthiertreiber erklärte, es sey unmöglich, sie mit seinen Thieren zu überschreiten; er nahm deßhalb einen Umweg, während wir selbst die Felsen erklimmten, um in die inneren, und weniger besuchten Punkte der Insel zu gelangen. Bald erblickten wir auch den Urwald Los Mercedes im schönsten Grün. Wir drangen in seine Schatten, ohne einem Pfade zu folgen, durch Pflanzen und Gesträuche, und kamen bald an den Rand einer Schlucht, wo die Bäume, weniger gedrängt, sich ohne Hinderniß entwickeln konnten. — Prächtige Lorbeerbäume, mit riesenhaften Stämmen, erhoben sich aus den Haidekräutern, und dehnten in der Luft die ungeheueren Zweige aus; in geringer Entfernung standen Viburnen, Misanen und Steineichen, unserem Clima fremd, am Ufer eines Baches. Unsere Bewunderung wuchs mit jedem Schritt, bis wir endlich, durch eine unübersteigliche Felswand aufgehalten, an einer Grotte verweilten, aus welcher mehre Quellen des reinsten Wassers hervorsprudelten. Die schönsten Blumen umringten uns; eine Kuppel vom dichtesten Laub ragte über unsern Häuptern; zu unsern Füßen rann die Quelle über ein moosiges Bett; auf allen Seiten bewirkten Lichtstreifen, das Spiel der Schatten verstärkend, magische Contraste von Dunkel und Hell, und ein harmonisches Gemisch von starken Farben und nebelhaften Tinten. Zeisige, Grasmücken und Hänflinge schienen sich auf diesem Orte ein allgemeines Rendezvous gegeben zu haben, und ihr Gesang erinnerte uns an die Heimath. Man muß den Duft eines solchen Waldes geathmet haben, um unsern Genuß begreifen zu können.

Wir stiegen einen Berg heran. Plötzlich wechselte die Scene; am entgegengesetzten Abhang erblickten wir nur vulcanische Verheerung, und schroffes, wild durcheinanderliegendes Gestein, mit dem Meere im Hintergrund. Zwei Stunden lang setzten wir diesen Weg fort, bis wir zum Dorf Taganana am nördlichen Rande der Insel, eine halbe Stunde vom Meere entfernt, gelangten. Wir kamen durch ein Wäldchen, welches den Wiederbeginn des fruchtbaren Bodens andeutete. Das Dorf ist groß, und auf hügeligem Boden erbaut. Hütten stehen oft auf schroffen Gipfeln; Weinberge und Gärten, Bäume und wilde Pflanzen wechseln in dem von Bächen durchströmten Dörfchen mit einander ab.

Wir gingen zum Alkalden, der mir freundschaftlich die Hand drückte, als er erfuhr, ich sey Franzose. Er hatte nämlich den Feldzug in Spanien mitgemacht. „Ich diente," sagte er uns, indem er sich als Soldat aufrichtete, „im Regiment Canarias, und wir bildeten die Avantgarde der Division Lac, welche Wellington seinem Heere einverleibte. Ich war Corporal. Viele Länder habe ich gesehen, allein ich versichere Euer Gnaden, Frankreich ist das Beste von Allen. Ich wurde nämlich dorthin geführt, als ich in der Schlacht von Albufera in Gefangenschaft gerathen war. Man gab mir Quartier in Macon, am Ufer der Rhone. **Valgame Dios, que tiera!**"

Hierauf sah mich der alte Manrique mit Erstaunen an, denn er konnte nicht begreifen, wie man das schöne Frankreich verlassen könne,

um auf den Felsen der Canarien zu leben. — Seine Reisen gaben ihm in den Augen seiner Landsleute eine gewisse Wichtigkeit; er verwaltete unparteiisch die Gerechtigkeit, und bewies in Ausübung seines Amtes die Pünktlichkeit, die er im Militärdienst erlernt hatte. Der alte Alkalde stellte sein Haus zu unserer Verfügung, und bewirthete uns festlich während der zwei Tage, in welchen wir die Gegend uns ansahen. Er selbst machte unsern Führer. Zuerst führte er uns auf einen mit Pappeln bepflanzten Platz, von wo wir sein Dorf übersehen konnten, worauf er eben so stolz war, wie der Pfarrer. Alsdann zeigte er uns die Kirche, die uns durch Schnitzarbeit auffiel. Manrique erzählte, dieß sey die Arbeit eines gefangenen Franzosen, der nach den Canarien transportirt war, und seine Zeit auf Arbeiten verwandte, die ihm die Einwohner bald zu Freunden machten. Hierauf durchzogen wir mehre Schluchten, und gelangten endlich auf eine Anhöhe, von wo wir das ganze Thal übersehen konnten. Es ist ein Kesselthal, rings mit sonderbar gestalteten Felsen umgeben. Die Wälder, welche oft auf den steilsten Wänden, gleichsam in der Luft, hängen, erhöhen den pitoresken Eindruck. Mitten im Thale erheben sich zwei ungeheuere Kegel. Wahrlich, dieser kleine Punkt wäre genügend, um ein Album zu füllen. Weßhalb reisen die Maler nicht nach den Canarien? In einem Monat könnten sie von Paris sich in Gegenden befinden, die nirgends in Europa ihres gleichen haben, und abgesehen von dem Boden selbst, sind die Lichteffecte eines Claude hier alle Tage unter der tropischen Sonne zu schauen.

Nach zwei Tagen brachen wir auf. Unser braver Wirth ließ uns nur mit Widerstreben so bald abziehen, und stopfte vorher unsere Reisetaschen mit Vorräthen seiner Küche. Wir kamen in das Thal Afur, wozu einzeln stehende Felsen den Eingang bieten. Es ist so reich mit Bäumen und Blumen geschmückt, wie das von Tigana, und gehört einem Abkömmling des Gefährten Lago's, dem in Laguna wohnenden Don Toma de Castro. Sechs mit Feigenbäumen umringte Häuser bilden einen Weiler. Die Pächter bebauen einen trefflichen Boden, und müssen dafür einen Scheffel Weizen, eine Anzahl Hühner und Blumensträuße dem Grundherrn darbringen; allein dieser, welcher ausgedehnte Güter besitzt, sieht nicht einmal genau auf die Entrichtung dieses Tributs, und ist zufrieden mit dem, was man ihm gibt.

Unter dem Schatten von Lorbeerbäumen und Mokanen durchwandelten wir noch vier andere Thäler. Wir kamen bei einem Felsen vorüber, dessen schroffe Wände ein breites Plateau in der Art schützen, daß noch kein kühner Isleno hat hinauf klimmen mögen. Auf dem Plateau wächst nur Urwald, der so lange, wie er steht, wohl von keinem Menschen berührt ist. Bald aber ebnet sich die Gegend. Die Bäume verschwinden; duftender Thymian, glänzende Artemisien, und Sternblumen ersetzen die Farren- und Haidekräuter und schwängern die Luft mit ihren Düften. Wir durchzogen diesen aromatischen Landstreifen, und naheten uns der Küste, wo die Natur schon wieder andere Formen zeigte; wir gingen bei Trauerweiden, Euphorbien und Cactus vorüber. Unter uns vernahmen wir den dumpfen Schall der Wogen, die sich ohnmächtig an den Basaltsäulen brechen, oder in Höhlen dringen, die durch gespaltene Säulen gebildet sind.

Endlich kamen wir auf eine Landzunge, wo das Dorf Hidalgo liegt. Unser Führer brachte uns an eine Hütte, die Wohnung des Alkalden, wie er sagte, das beste Nachtquartier des Ortes. Sie lag von der übrigen getrennt. Unsere plötzliche Erscheinung setzte dort Alles in Bewegung; die Hunde bellten, die Kinder flohen, und als wir in die Thüre treten wollten, schien der Alkalde in Schrecken zu gerathen, der durch unsere Flinten und unser Aeußeres, welches durch zehnstündigen Marsch eben nicht in Ordnung hatte bleiben können, leicht erklärbar war. Ich überreichte unsern Paß, den der Generalgouverneur selbst ausgefertigt, und worin er allen Behörden befohlen hatte, uns gut aufzunehmen. Der Alkalde besah ihn lange Zeit von oben bis unten, und an allen Seiten, und erklärte endlich, ihn nicht lesen zu können. Ich überhob ihn der Mühe, brauchte aber nicht zu reden, da er uns zuvorkommend entgegenkam, in's Haus führte und Stühle anbot, während seine Frau riesenhafte, mit Wein gefüllte Gläser herbeiholte. Wir sahen aber dem guten Mann seine Verlegenheit an. Er hatte sich gerade zu Tische mit zwei Gästen setzen wollen, und seine Speisen reichten nicht für die unerwartete Gesellschaft aus. Somit gaben wir unserem Diener einen Wink, und dieser brachte die Vorräthe Don Manrique's, ein Huhn, einen Schinken und eine Flasche Rhum herein. Der Alkalde lächelte, und wir setzten uns auf den Ehrenplätzen zu Tische. Seine Tochter Gertruda, ein Mädchen mit munterem Wesen und feurigem Blick, aber mit beinahe männlichen Formen, wartete auf. Es ward das gewöhnliche Gericht der Islenos aufgetragen, gesalzener Fisch, Kartoffeln und eine Sauce von Essig, Oel, spanischem Pfeffer, Coriander und Knoblauch, für den Gaumen ein wahrer Feuerstrom, an den aber die Islenos so sehr gewöhnt sind, daß sie die feinsten Ragouts bei einem Gastmahle stehen lassen, und jenes furchtbare, nie fehlende Gericht mit Begierde verschlingen. Ich kannte das Land noch zu wenig, um diese höllische Speise gehörig würdigen zu können, und würzte einen Fisch, wie ich es bei meinen Nachbarn sah. Kaum hatte ich aber einen Bissen verschluckt, so war mein Gaumen gleichsam elektrisirt. Die Thränen kamen mir in die Augen. Mein Gefährte sah meine Leiden, und hütete sich wohl, mir nachzuahmen; wir hielten uns an die Kartoffeln, welche die Stelle des Brodes vertraten. Die canarischen Bauern kennen dasselbe nicht, und ersetzen es durch einen Brei aus Mais und Weizenmehl. Meine Nachbarn drehten aus denselben Kügelchen, und würzten diese mit derselben Sauce wie den Fisch. Ich hatte Unglück, denn ich mußte denselben mit meinen Thränen bezahlen. Gertruda lachte laut; der Alkalde reichte mir seinen trefflichen Wein, um das Feuer wieder zu löschen; ich gab dafür meine Vorräthe zum Besten, und bald waren wir sämmtlich mit einander vertraut. Die Rhumflasche traten wir gern den Islenos ab, welche dieselbe mit einer spaßhaften Neugier leerten, während wir uns an ihrem weit besseren Weine labten. Das Gespräch wurde lebhaft; ich hatte einige Pflanzen in einen Winkel gelegt, somit war ich ein Arzt; die guten Leute quälten mich so lange, bis ich ihnen, gewissermaßen gezwungen, Rezepte verschrieb. Ich bitte die medizinische Facultät um Verzeihung, wenn meine unschuldigen Mittel eine gute Wirkung sollten gehabt haben.

Endlich trennten wir uns. Der Alkalde trat uns sein Ehebett ab, während er selbst in der Scheune auf Stroh schlief. Es war von dem Wohnzimmer nur durch eine spanische Wand getrennt, aber von unge-

heurem Umfang, wenigſtens acht Fuß breit, und füllte den ganzen Alkoven. Unglücklicher Weiſe waren die Decken, das eigene Gewebe der Alkaldeza, noch härter wie Segeltuch; wir warfen uns angekleidet, der Eine der Länge, der Andere der Quere nach, auf die Decke, und ſchliefen ein.

Beim Beginne der Morgenröthe trennten wir uns von unſerem gaſtfreien Wirth, und gingen nach dem Dorfe Terira. Dieſes liegt an einem Hügel, von welchem ein Bach, der es umringt, hinabrieſelt. Hier zeigt die Gegend durchaus einen ländlich-europäiſchen Charakter; Gärten, Mais und Kornfelder dehnten ſich weithin aus am Ufer des Baches; dort erwartete uns unſer Bedienter mit dem Gepäck vor dem beſten Hauſe des Ortes. Der Eigenthümer hatte uns in Laguna die Schlüſſel eingehändigt. Kaum hatten wir uns eingerichtet, ſo machte uns der Pfarrer einen Beſuch; er war ein Fünfziger, heiter, liebenswürdig, und guter Geſellſchafter. Er brachte uns einen Korb trefflicher Früchte, begann ohne Umſtände, davon zuerſt zu eſſen, und führte uns dann in ſein Pfarrhaus, um den ſelbſtgezogenen trefflichen Wein zu koſten. Mehre Tage waren wir beſtändig in ſeiner Geſellſchaft; er führte uns ſelbſt in der Gegend herum. Wir trennten uns als alte Bekannte, und er gab uns ein Empfehlungsſchreiben an einen ſeiner Collegen eines benachbarten Dorfes mit, in welchem wir einen eben ſo guten Freund fanden. Wir hielten uns aber nicht auf, ſondern gingen auf Orotava zu. Ueberall fanden wir den fruchtbarſten Boden, reiche Ernten und grüne Weinberge. Mit jeder Stunde hatten wir neue, entzückende Ausſichten; auch fehlte es nicht an hiſtoriſchen Erinnerungen. Wir kamen nämlich durch jene Schlucht von Acentejo, wo Lago eine furchtbare Niederlage von den Guanches erlitt, die ihn zwangen, ſich wieder nach Canaria einzuſchiffen. Die Caſtillaner wollten eine Recognoscirung machen; ihre Führer wagten ſich unbedachtſam in die Schlucht, wo die Guanches im Hinterhalte lagen, welche plötzlich hervorbrachen. Die ganze Truppe der Spanier kam in's Gefecht, um ihre Anführer herauszuſchlagen; das Gemetzel war furchtbar; es gelang ihnen endlich, Lago mit ſeinen Gefährten zu befreien, allein die Ueberlebenden mußten eilig der Küſte zufliehen. Noch jetzt erinnert der Name des dort gelegenen Dorfes **Matanza** (Gemetzel) an dieſe Begebenheit; ein etwas entfernter Weiler Vittoria bezeugt aber dagegen auch die ſpäteren Siege der Spanier.

Unſer Weg war überall zuvörderſt mit blühenden Aloën beſetzt; etwas weiter ſchlängelte ſich der Weinſtock hoch in Guirlanden auf, und Dattelbäume ragten noch darüber hervor. Bei jedem Schritt, in jeder Falte des Bodens bezeugte die Natur den Reichthum der glücklichen Inſeln; als wir plötzlich, nachdem wir eine Schlucht durchzogen hatten, das prächtige Thal von Orotava erblickten. Die niederſinkende Sonne vergoldete den rieſenhaften Pic; Caſtanienbäume ſchmückten die Abhänge der Erhöhungen mit prächtigem Grün; die Stadt war von einem Amphitheater zahlreicher Weinberge umringt. Abhänge, Schluchten, Wälder, die Stadt, Dörfer mit zahlreichen Citronen-Gärten, einzelne Wohnungen boten ſich auf einmal unſerem Blicke dar. Im Hintergrunde ſahen wir das Meer und die Inſel Palma. Wahrlich, die Inſeln verdienen den Namen der glückſeligen. Orotava iſt eine eigenthümliche Stadt. Nichts iſt mit ihr zu vergleichen; Anblick, Boden, Clima, Alles iſt alleinſtehend. Ein Dichter würde entzückt werden.

Ich will Humboldts Worte anführen. „Wenn man in dieß Thal hinabsteigt," sagt der berühmte Reisende, „betritt man ein herrliches Land, von welchem die Reisenden aller Nationen mit Entzücken gesprochen haben. Ich habe unter der heißen Zone Gegenden gefunden, wo die Natur sich majestätischer und reicher in der Entwicklung organischer Formen zeigt; nachdem ich jedoch die Ufer des Orinoco, die Cordilleren von Peru und die schönen Thäler Mexico's bereist habe, muß ich eingestehen, nie eine manichfachere, anziehendere, und durch die Vertheilung des Grüns und der Felsen harmonischere Gegend gesehen zu haben. Die Gegend ist ihres Rufes würdig. Vom Ufer des Meeres bis zum Gipfel des Pic boten die verschiedenen Schichten des Berges eines der mannigfaltigsten Amphitheater. Unten liegt der Hafen, mit zerrissenen vulcanischen Gebilden, furchtbaren Felsen, Schlacken u. s. w. Mitten unter denselben erhoben sich weiße Häuser und Streifen von Vegetation. Dann kamen Weingärten, Orangenhaine, fruchtbares Erdreich und liebliche Bosquets, in noch größerer Höhe die ewig grünenden Wälder, um welche sich Wolkenstreifen lagern; endlich die düsteren, kahlen, dürren, drohenden Gipfel des Pic, welche in das Blau des Himmels hineinragen. Die Stadt Orotava liegt auf dem Abhange; ihr Anblick bietet etwas Ländliches, welches man nirgends in Europa findet; sie ist des Horaz **Rus in urbe**. Das Ländliche findet sich auf allen Straßen; man kann es genießen, sobald man sein Haus verläßt. Jedes Haus hat seinen Orangenhain, seinen Garten, seinen Weinberg und seinen Weinkeller; jeder Einwohner lebt von dem, was ihm der fruchtbare Boden verschwenderisch darbietet. Nie ergibt sich ein Gedränge oder ein Tumult. Ein Bach rieselt vor den Thoren, und ladet zur Ruhe ein; nirgends erblickt man Anschlagezettel, nirgends sieht man Schilde über den Thüren; Zeitungen und Theater sind unbekannt, aber ausgeschmückte Läden häufig; nur eine Schlächterei befindet sich in Orotava, in welcher die Regidores den Vorsitz bei der Vertheilung des Fleisches führen, und einige kleine Läden, wo Gewürz und gesalzene Fische verkauft werden. Die Reisenden verschaffen sich ihre Bedürfnisse im Hafen, der eine halbe Stunde tiefer unten liegt; die Stadt empfängt von dorther Alles und sendet zum Austausch ihre Weine hinab; will man Stiefeln oder Kleider machen lassen, einen Hut kaufen u. s. w., so muß man in den Hafen. In der Stadt selbst findet man unter sieben- bis achttausend Einwohnern kaum fünfzig Handwerker; die übrigen sind Geistliche, Advocaten, Grundeigenthümer, Pächter und Weingärtner. Ein einziger Mann hat in der ländlichen Ringmauer den Gedanken gehabt, zu speculiren; daher ist er auch reich geworden, und heißt deßhalb **El beato**.

Die Einwohner sind jedoch wohlhabend, und die Stadt besitzt viel Reichthum. Sie ward von Officieren Lago's gegründet, welcher an dieselben die besten Ländereien vertheilte. Noch jetzt existirt ein altes gothisches Haus aus jener Zeit. Die Stadt wurde nicht so bequem gebaut, wie man es in neuerer Zeit gewohnt ist. Die ersten Häuser wurden auf Hügeln und Abhängen angelegt. Ein neueres Stadtviertel wurde jedoch auf ebenem Boden erbaut. Letzteres ist gegenwärtig der Wohnort der Reichen und Vornehmen und der Geistlichkeit. Mag aber die alte Bauart ihre Unbequemlichkeiten haben, so hat sie der Stadt einen pittoresken Charakter ertheilt. Jedes Haus ist dadurch zum Belvedere geworden. Dieß ist aber nicht der einzige für einen

Fremden anziehende Umstand. Sobald er einmal in die Gesellschaft eingeführt ist, findet er hier tausend Annehmlichkeiten. Die Besitzer der Majorate leben als große Herren, lieben Vergnügungen und Luxus, geben angenehme Abendgesellschaften, und lassen sich nichts abgehen." Ein älterer spanischer Reisender charakterisirte sie so: „Die Einwohner der Stadt sind gute Caballeros, nicht wenig stolz, und da der Grundbesitz unter einer Menge von Erben zersplittert ist, können diese die Ansprüche ihres Stolzes, den sie fortwährend blicken lassen, nicht länger befriedigen; dieses ist aber jetzt nicht mehr der Fall. Die Grundeigenthümer sind durch Weinbau sämmtlich reich, und was den Stolz betrifft, so hat dieser sehr abgenommen; der Einfluß der neueren Zeit hat ihn sehr vermindert oder gänzlich entfernt."

Die Hauptkirche der Stadt ist neu, und wurde erst seit **1760** erbaut. Die edeln Familien haben Alles aufgewandt, um sie prächtig auszuschmücken, und den Bau großartig zu vollführen. Eine prächtige Colonnade hält das Schiff; der Hauptaltar kann für ein Kunstwerk ersten Ranges gelten; die verschiedenen Stücke, woraus er besteht, sind von carrarischem Marmor und von Canova verfertigt. Der Transport hat allein ungeheuere Summen gekostet. Vier kleine Säulen tragen eine elliptische Kuppel, auf welcher vier Engel mit bestimmten Attributen dargestellt sind. An jeder Seite des Altars knien zwei Erzengel auf einer von Seraphimen gehaltenen Wolke; der eine betet, der andere betrachtet das Kreuz mit Entzücken. Auch die Jungfrau über dem Altare ist ein Werk italienischer Meister. — Außerdem hatte die Stadt, als ich dort war, vier Klöster, die freilich jetzt aufgehoben sind. In einem derselben lernte ich einen sonderbaren Mönch kennen. Derselbe, ein katholischer Irländer, war englischer Dragoner-Capitän gewesen, hatte unter allen Breiten, und zuletzt in Spanien und bei Waterloo unter Wellington gefochten; als er einst aus Indien zurückkehrte, und in Teneriffa anlegte, gefiel ihm Orotava so wohl, daß er beschloß, sein Leben dort in Beschaulichkeit zu enden. Auch machte er täglich seinen Ritt, und saß im Sattel, wie der beste Reiter von Franconi. Seinen Entschluß hat er aber aufgeben müssen, als die Klöster in Folge der Ereignisse nach **1834** aufgehoben wurden. Ich habe ihn wieder in Europa gesehen, jetzt ist er in Irland katholischer Priester, wo freilich seine Religionsgenossen gegenwärtig in andern Verhältnissen stehen, als zu der Zeit, wo er in den geistlichen Stand trat.

In Orotava habe ich längere Zeit gewohnt. Die Genüsse der Gesellschaft, deren man nicht entbehrt, die laue Temperatur, vom Meerwinde gemäßigt, bewirkt bald, daß man sich vollkommen gehen läßt. Drei Jahre habe ich dort verweilt. Mein Haus hatte eine schöne Lage; es war ein Majorat-Gebäude, worüber schon viele Jahre processirt wurde, und welches deßhalb unbewohnt in Verfall gerathen war. Der Verwalter dieser **Casa Franchi** trat mir die besten Zimmer ab. Ich will versuchen, dieselben zu beschreiben. Vorn über dem Eingang prangte ein Wappenschild, mit der Marquis-Krone. Dieser führte in den Ehrenhof, in dessen Hintergrunde das alterthümliche Herrenhaus sich erhob, im ersten Stock und im Parterre befanden sich zwei große Fluren mit zwei Sälen an jeder Seite, und einer Menge kleinerer Zimmer. An der ganzen Vorderseite lief ein drei Fuß breiter steinerner Balkon hin. Jeden Morgen habe ich denselben durchwandelt, um die Aussicht auf die Küste zu genießen. An der entgegengesetzten

Seite dehnte sich ein anderer hölzerner Balkon aus, dessen Raum Platz genug für die Manöver eines Regimentes geboten hätte, wenn nur nicht das Holz verfault gewesen wäre, und bei jedem Schritte nachgegeben hätte, so daß selbst die Spaziergänger befürchten mußten, unwillkürlich in den Garten versetzt zu werden. Das faulende Holz war mit Wucherpflanzen bedeckt, und oft habe ich zehn Klafter über dem Boden mit einiger Gefahr botanisirt. In diesem alten Hause nun lebte ich drei Jahre, einsam wie eine Eule, denn ich rechne nicht die Gesellschaft meines Bedienten, der, beinahe den ganzen Tag ohne Beschäftigung, sich auf einer schlechten Guitarre die Zeit vertrieb. Ich bewohnte die westlichen Zimmer, um die Aussicht auf's Meer zu haben. In stürmischen Nächten schienen alle Sylphen der Luft hier ihre Versammlung zu halten: die Fugen krachten, wie die Wände eines dem Sinken nahen Schiffes. Ich hatte mich bald an diesen Lärm gewöhnt, und außerdem fand er nicht alle Tage statt. Die Ratten störten jedoch fortwährend meine Ruhe; oft hatten sie sogar die Keckheit, mir mein Licht zu rauben. Alsdann rief ich meinen Diener herbei, und wir verfolgten den Feind bis in seine letzten Verschanzungen.

Dennoch hatte die **Casa Franchi** ihre Reize; sie war von einem herrlichen Gefilde umgeben, bot mir die Aussicht auf's Meer, und auf das ganze Thal. Stets war die Erde mit Grün geschmückt, und außerdem stand mir ein Garten zur Benützung frei, der einst mit Luxus unterhalten, aber jetzt allein der Natur überlassen war. Myrthenhecken, die man nicht mehr beschnitt, bildeten dichte Laubgänge, wohin sich alle Amseln der Gegend flüchteten; Orangen- und Citronenbäume wuchsen ungepflegt; Rosenstauden bildeten Gebüsche mit Brombeersträuchen. Drei alte Cypressen und ein Palmbaum, den man im ganzen Thale erblickte, vervollständigten den malerischen Anblick dieses halbwilden Gartens. Das größte Wunder desselben war ein Drachenbaum, von riesenhaftem Wuchse. Zehn Menschen konnten kaum seinen Stamm umspannen. Im Innern befand sich eine vor Jahrhunderten gegrabene Höhle; eine Thüre schloß diese Grotte, deren Gewölbe noch eine Masse von Zweigen trug. Lange, spitzige Blätter, welche Degen gleichen, krönten den Ausgang der Zweige; weiße Blüten, die im Herbst erstarben, schmückten das Laub. Eines Tages erschütterte ein Orkan diesen in der Luft schwebenden Wald. Man hörte ein furchtbares Krachen; ein Drittel des Baumes ward losgeworfen, riß einen prächtigen Lorbeerbaum im Falle mit sich fort, und alles Gesträuch in der Aue ward unter den Trümmern begraben. Das Datum dieses Ereignisses ist auf einer gemauerten Fläche aufgezeichnet, die man oben auf dem Stamm errichtet hat, um die Spalte zu bedecken, und das Durchsickern des Wassers zu verhindern. Der verstümmelte Coloß hat aber dadurch von seinem imposanten Anblick nichts verloren; unerschütterlich auf seiner Basis und die Krone in den Wolken, setzt er sein Leben fort.

Oft saß ich am Fuße dieses Baumes. Wie viel Geschlechter haben schon in seinem Schatten geruht! Die Guanches verehrten ihn als ihren Schutzgeist; das tapfere Volk hat sein Geschick erfüllt und ist untergegangen; vor vier Jahrhunderten ist es bereits verschwunden, und der Baum trotzt noch immer den Stürmen. Lago's Soldaten wählten ihn sich als Markzeichen, von wo sie die Linien bei Vertheilung der Ländereien zogen. Von allen Seiten ist er gezeichnet, von allen Reisenden bewundert, von vielen beschrieben worden. Ein spanischer Dichter sah

in ihm den Drachen der Hesperiden, welcher die goldenen Aepfel bewacht; neuere Botaniker haben den Coloß nach dem Embryo beurtheilt, und in die Familie der Spargel versetzt. Was kann ich weiter sagen?

In meiner Nachbarschaft lagen die Häuser edler Familien, mit denen ich bald freundschaftlichst bekannt wurde. Während der drei Jahre meines Aufenthaltes fand ich Zuvorkommenheit und Gutmüthigkeit bei Allen, und ich muß gestehen, daß ich nie rechtlichere und liebenswürdigere Leute gefunden habe; zugleich machte ich mitunter Ausflüge, die stets meine Mühe belohnten. Ein Ort, Pealejon, war mir besonders auch merkwürdig, denn dort flehte der tapfere Benchomo die Großmuth der Sieger an, ließ sich taufen, fiel aber bald als Märtyrer seines Volkes. Ein anderer Ort, La Rambla, gehört der Familie Béthencourt de Castro. Der jetzige Eigenthümer hat dort einen Park anlegen lassen, der wegen der reizenden Gegend sicherlich nirgends seines Gleichen hat. Felsen, Bäche, Blumen, Obstgärten, Weinberge, Platanenhaine sind geschmackvoll geordnet, und bilden eine Vegetation, die man in Europa vergeblich sucht.

Zur Regenzeit verlassen die Einwohner von Orotava ihre Wohnungen, und verweilen in dem Hafenorte, wo eine Menge Engländer Häuser besitzen. Diese kaufen nämlich vorzugsweise den Wein von Teneriffa, um ihn zu London als Madeira feil zu bieten. Die Käufer leiden aber dadurch keinen Schaden, denn der Wein der Insel ist wenigstens eben so gut als der ächte Madeira, wo nicht noch besser. Wegen dieser Bewohner sind auch die Häuser mit allen britischen Comforts eingerichtet.

In dem kleinen Orte, La Paz, hat der Marquis von Villanueva einen botanischen Garten errichten lassen, worin er die Pflanzen aller Breiten der Erde zu acclimatisiren sucht. Dort findet man Pflanzen aus Indien, vom Cap, aus den Küstengegenden Afrika's, aus Amerika, Europa, Australasien. Die Idee war großartig, und wird sich auch gewiß dem Lande als nützlich erweisen, obgleich die Versuche bei einer Menge von Vegetabilien mißlingen mußten, die stets eine gleichbleibende Atmosphäre erfordern. Dieser botanische Garten wird von allen Fremden besucht. Einst hörte ich, als ich darin spazieren ging, französisch sprechen, und erkannte in dem Fremden einen alten Freund. Es war der Capitän d'Urville, mit dem ich einst als Marine-Officier unter Napoleon in derselben Eskadre gedient hatte. Er befand sich auf der später von ihm beschriebenen Reise mit dem Naturforscher Gaimard. Unsere Ueberraschung läßt sich denken. Ich verbrachte mit ihm in der Casa Franchi, in Santa-Cruz und an Bord des Astrolabe sehr angenehme Tage. Später haben wir uns in Paris wiedergesehen, als wir beide die Resultate unserer Reisen sammelten und ordneten. Gegenwärtig ist der unerschrockene Capitän in die nördliche See gereist, und befindet sich vielleicht jetzt in Spitzbergen. Möge das Glück seinen Eifer begünstigen, und ihn unversehrt, wie früher, in den Hafen zurückführen!

Feuilleton.

Vermiſchtes.

Neueſtes über die Wirkung der Sklaven-Emancipation in den britiſchen Colonien.

Die Sklaven-Emancipation der engliſch-weſtindiſchen Colonien hat noch faſt überall die günſtigſten Folgen hervorgebracht, obgleich die Neger, wie es ſcheint, ſich nur allmählig an ihren neuen Zuſtand gewöhnen. Hin und wieder halten ſie nicht die Contrakte mit ihren ehemaligen Herren, beſonders in Jamaica, und entfernen ſich, nachdem ſie einige Zeit gearbeitet, und ſo viel Lohn erworben haben, daß ſie mehre Monate unbeſorgt leben können. Mehre Pflanzungen ſind deßhalb nicht bearbeitet worden. Viele Neger haben ſich ferner in die Gebirge der inneren Inſel begeben. Dazu kommt noch ein anderer Grund, welcher die Inſel in der Art von Negern zu entvölkern drohte, daß die Regierung hat einſchreiten müſſen. Das weſtliche Guyana iſt in blühendem Zuſtande, und die Grundbeſitzer können größeren Lohn bezahlen. Somit iſt eine Menge ehemaliger Sklaven ausgewandert, bis der Colonialminiſter dieß verbieten mußte. Dazu kam eine Aufregung unter der weißen Bevölkerung, wegen politiſcher Streitigkeiten mit dem britiſchen Miniſterium, welche die Coloniſten in eine unbehagliche Lage verſetzt hat. Die Colonialverſammlung hatte mehre Bills erlaſſen, über die Beſchränkung der Gewalt des Gouverneurs, über die Ausdehnung der Wirkſamkeit von Localbehörden, über Zwanggeſetze gegen Methodiſten, und andere, von der Hochkirche abweichende Religionsſecten, welche bei den Negern beſondern Einfluß beſitzen, über die Ernennung eines

für die Handlungen des Gouverneurs verantwortlichen geheimen Rathes u. ſ. w., allein die britiſche Regierung hat dieſelben nicht genehmigt. Am 30. Octbr. wurde eine ſtürmiſche Sitzung jener Verſammlung gehalten, worin dieſelbe offen verlangte, das Mutterland ſolle die votirten Bills zum Geſetz erklären. Die Colonialverſammlung ward, in Folge dieſes inconſtitutionellen Beſchluſſes, vom Gouverneur prorogirt, muß aber nächſten Sommer wieder zuſammenberufen werden. Die Aufregung wurde ſo bedeutend, daß der Redacteur der in Kingſton herausgegebenen hauptſächlichſten Zeitung, nach dem Libellan verhaftet und angeklagt wurde. In wie fern das Mutterland nachgibt, wird ſich bald zeigen. Wahrſcheinlich ſind die Angelegenheiten Jamaica's ein hauptſächlicher Grund, weßhalb der Colonialminiſter Lord Glenelg ſeine Entlaſſung genommen hat. — Aus Trinidad, Barbados, Grenada u. ſ. w. lauten die Nachrichten in höchſtem Grade günſtig. Die Grundbeſitzer ſtehen mit ihren Sklaven im beſten Vernehmen; nicht ſo in St. Lucie und Dominica; auf letzterer Inſel haben ſogar die Truppen Unordnungen mit Gewalt unterdrücken müſſen. — Offenbar befinden ſich noch immer mehre weſtindiſche Colonien in einer Criſe; man muß jedoch hoffen, daß dieſe zum Wohl der Menſchheit eben ſo vorübergehen wird, wie in Demerary, Trinidad u. ſ. w. Um die Neger daran zu gewöhnen, durch Erſparungen ſich allmählig ein Vermögen zu ſammeln, werden überall jetzt Sparkaſſen errichtet, z. B. in Jamaica zu Manchester. — Die Gouverneure erlaſſen noch fortwährend Proclamationen, worin ſie zu Ordnung, Fleiß und Ruhe ſie ermahnen. Mehre derſelben ſind durch die Bemerkung auffallend, daß es von dem Betragen der ehemaligen Sklaven in den britiſchen Colonien abhängen werde, ob ihre Brüder auf den ſpaniſchen, däniſchen, holländiſchen und franzöſiſchen die Freiheit erlangen würden. Im Fall ſie ſich gut benähmen, ſey es unvermeidlich, daß die Sklaverei auch in Kurzem dort aufhören werde. — In Cuba ſcheinen die Spanier beſonders ängſtlich über die Folgen. Jeder freie Farbige wird gegenwärtig dort zurückgewieſen, dagegen hat die Emanzipation den Engländern einen Handelsvertrag mit Haiti verſchafft, worin dieſelben wegen jener Maßregel als die begünſtigſte Nation (im Vorzug vor Frankreich) in den Häfen zugelaſſen wird, worin der freieſte Verkehr als geſetzlich beſtimmt wird, ſo daß ſogar den britiſchen Unterthanen die Erwerbung von Grundeigenthum auf jener Inſel erlaubt iſt.

Notizen.

Columbien, welches gegenwärtig ſich in vollkommener Ruhe befindet, erhebt ſich in der Art von den früheren verheerenden Kämpfen gegen Spanien, daß es einige ſeiner Schulden zahlen kann. Die verſchiedenen Staaten, welche die Föderation der ehemaligen Central-Republik bilden, haben beſchloſſen, ſich mit den Staatsgläubigern der Londoner Börſe zu vergleichen. General O'Leary, gegenwärtig Geſchäftsträger von Columbien zu Rom, hat den Auftrag erhalten, ſich zu dem Zweck nach London zu begeben. Ungefähr eine Million Piaſter iſt ihm bereits zur Verfügung geſtellt.

— Der Verſuch, Peru von Bolivien (Ober-Peru) zu trennen, ſcheint mißlungen. Die Chileſen, welche nach dem Aufſtande von Lima landeten, ſind von dem Engländer Miller (ſeit 1817 ſchon im Dienſte der ſüdamerikaniſchen Republik) geſchlagen worden. Ihr General iſt im Gefecht geblieben.

— Die Einfuhr von Negerſklaven nach Rio de Janeiro, allein unter portugieſiſcher Flagge, betrug im verfloſſenen Jahre mehr als 2600.

— Bei Gelegenheit der Verleihung der Ritterwürde des heiligen Grabes an einen franzöſiſchen Arzt, de Salle, der ſich in Jeruſalem, als dort die Peſt wüthete, ſehr verdient gemacht hat, theilen franzöſiſche Blätter die folgenden Einzelnheiten über die Ceremonie bei Verleihung der Ritterwürde mit. Am 29. October, nach der Veſper, öffnete ſich die eiſerne Pforte der Franciscaner-Kirche für den Candidaten. Das ganze Ordens-Capitel war verſammelt, und ſtimmte das **veni creator spiritus** an. De Salle mußte aus einem Ordens-Rituale mehre lateiniſche Antworten auf lateiniſche Fragen des Großmeiſters, welcher im biſchöflichen Ornat war, ableſen, verſicherte, daß er von Adel ſey, und gelobte, die Schwachen, Wittwen und Waiſen zu ſchützen, und mild gegen die Armen zu ſeyn. Dann erhielt er das Recht, ſeinen Taufnamen zu ändern, auch wenn er verheirathet ſey, Würden der katholiſchen Kirche zu bekleiden, Freiheit von der Salz-, Bier- und Weinſteuer, die Erlaubniß, wenn er auf ſeinem Wege einen Gehängten finde, ihn abzuſchneiden und zu verſuchen, ob er ihn wieder in's Leben zurückrufen könne, oder ihn, wenn dieß mißlinge, anſtändig zu begraben. Nach dieſer Interrogation legten ihm die Ritter die ſammtenen, mit Gold geſtickten Schuhe und Sporen Gottfrieds von Bouillon an, und überreichten ihm das Schwert, welches de Salle aus der Scheide zog, und dem Großmeiſter kniend übergab, der ihn mit demſelben zum Ritter ſchlug, wozu die Ritter das Hallelujah anſtimmten. Hierauf ward de Salle mit dem Schwerte umgürtet, ihm eine goldene Kette mit dem Kreuze umgelegt, und die Ritter ertheilten ihm den Bruderkuß, worauf der neue Ritter des heiligen Grabes, von dem Ceremonienmeiſter begleitet, die Kirche wieder verließ.

— Die portugieſiſche Regierung iſt mit einer ihrer afrikaniſchen Colonien, Mozambique, in Streit gerathen. Die dortigen Creolen hatten den Gouverneur bewogen, alle Einwohner von nicht portugieſiſchem Urſprung (Mulatten, Mauren und Parſen), ihrer politiſchen Rechte, und ſogar einiger bürgerlichen zu berauben. Die Königin hat dieſen Akt für ungeſetzlich erklärt, und dem Gouverneur mit Abſetzung gedroht, im Fall er das Decret nicht wieder zurücknähme. Die weiße Bevölkerung hat dagegen durch ihre conſtitutionellen Verſammlungen den Beſchluß gefaßt, weder die Abſetzung des Gouverneurs, noch die Zurücknahme jener Maßregeln zu leiden.

— In Canton iſt im Mai vergangenen Jahres ein Mandarin hingerichtet worden, welcher chriſtlichen Miſſionnären mit einigen chineſiſchen Chriſten den Eingang in das Reich geſtattet hatte. — Bekanntlich gewinnt das Chriſtenthum in China, ungeachtet aller Verfolgungen, bedeutende Ausdehnung. Eine Menge von Chriſten jeden Standes ſucht ſich denſelben durch Auswanderung zu entziehen, wobei ſie vor Allem Singapore, Calcutta und die europäiſchen Colonien auf den Sunda-Inſeln wählen.

Die artiſtiſche Beilage.

Wir übergeben unſern Leſern:

Das Innere einer ländlichen Wohnung auf Teneriffa.

Auguſt Lewald.

Das Innere einer ländlichen Wohnung auf Teneriffa.

Der Urſprung und die Fortſchritte der engliſchen Macht in Indien.

Der Beſtand der Oſtindiſchen Compagnie iſt unläugbar eine der ſeltſamſten und außergewöhnlichſten Erſcheinungen, welche die Geſchichte der Völker der Erde zu bieten vermag. Haben wir Tyrus, Carthago, Venedig, Genua, die Niederlande, Groß-Britannien nach einander ſich erheben, und durch den Handel zu einer Stufe von Macht gelangen ſehen, die der Ausdehnung nach, der der größten Eroberer gleichkommt, und, was die Dauer betrifft, dieſelbe noch überſchreitet, ſo waren dieß Nationen, die, wenn auch urſprünglich ſchwach, doch eine Oberherrlichkeit, eine gewiſſe, öffentliche, in der Gewerbsthätigkeit, in den Reichthümern, oder in den Waffen beſtehende Macht beſaßen. Die indiſche Compagnie dagegen iſt nur eine Verbindung von Kaufleuten, welche, ſelbſt der Regierung ihres Vaterlandes unterthan, ihre Capitalien zuſammenſchoßen, um ſich in Unternehmungen einzulaſſen, die keiner von

ihnen einzeln wagen konnte; und dieser Verbindung gelang es, in weniger als zwei Jahrhunderten das größte Reich zu gründen, welches sie mit einer Gewalt beherrscht, der keine Schranken gesetzt sind, die in vielen Beziehungen durchaus nicht von den Behörden des eigenen Landes abhängt, den Krieg erklärt, Friedens- und Bundes-Verträge unterzeichnet, Könige und Kaiser entthront, und am Ende den Handel ganz aufgibt, der ihr nicht mehr genug Gewinn brachte, sich dagegen auf die Rolle eines einfachen Beherrschers von hundert Millionen Unterthanen, und eines Heeres von zweimalhunderttausend Mann beschränkt. Dieß ist das Gemälde der Wechselfälle, die wir nach der Reihenfolge vor den Augen unserer Leser entrollen werden.

Die ostindische Compagnie ward zuerst in London im Jahre **1599** gegründet. Ihr erstes Capital betrug nur **30,000** Pfund Sterling, in **161** Actien getheilt. Am Ende desselben Jahres erhielten die Actionnäre eine Charte von der Krone, die ihnen gewisse Privilegien für den Zeitraum von fünfzehn Jahren zugestand; sie wählten folgenden Namen: „Der Gouverneur und die Compagnie der Kaufleute von London für den Handel mit Ostindien." Die Leitung der Angelegenheiten der Compagnie wurde einer, von den Actionnären erwählten, und jedes Jahr zu erneuernden Commission von vierundzwanzig Mitgliedern anvertraut. Die erste Expedition der Compagnie fand im Mai des Jahres **1601** Statt. Fünf mit Waaren und baarem Gelde beladene Schiffe liefen von Torbay aus. Der Erfolg war so sehr ermuthigend, daß man von **1603** bis **1613**, acht weitere Reisen unternahm, welche alle Gewinn brachten, ausgenommen die von **1607**. Bei den andern wechselte der Gewinn zwischen **100 — 200** Procent des Grund-Capitals. Die Compagnie ließ Privaten zu, welche die zur Vervollständigung der Schiffsladungen erforderlichen Summen zu liefern hatten, ohne daß sie dadurch Actionnäre wurden; ihre Vorschüsse bezahlte man ihnen bei der Rückkehr der Schiffe mit den gebührenden Vortheilen zurück.

Im Jahre **1609** wurde die Charte der Compagnie auf unbestimmte Zeit erneuert, wobei sich die Regierung das Recht vorbehielt, dieselbe mit dreijähriger Kündigung zurückzunehmen. Im Jahre **1611** erhielt die Compagnie vom Groß-Mogul die Erlaubniß, Comptoire in Surate, Ahmenadabad, Cambayo und Goya zu errichten; wogegen sie sich anheischig machte, diesem Monarchen einen Ausfuhrzoll von

drei ein halb Procent, auf alle, in seinem Lande angekauften Waaren zu bezahlen. Als man den Gesellschafts-Fonds im Jahre **1612** bis auf **420,000** Pfund Sterling gebracht hatte, und ein neuer Fond von **1,600,000** Pfund Sterling im Jahre **1617** unterzeichnet worden war, hörte die Compagnie auf, die Privaten an ihren Speculationen Theil nehmen zu lassen. Im Jahre **1652** ertheilte der Groß-Mogul, auf die Bitte eines Arztes, Namens Boughton, der mehre Personen von seinem Hofe geheilt hatte, der ostindischen Compagnie das Recht, in der ganzen Ausdehnung der Provinz Bengalen ohne Entrichtung eines Zolles Handel zu treiben, und zwar gegen die kleine Summe von **3,000** Rupien (**4,433** Gulden rhein.), die ihm die Compagnie bezahlte.

Im Jahre **1636** gelang es einer Verbindung, vom König, der selbst dabei Actien nahm, die Erlaubniß zu erwirken, trotz der alten Compagnie, mit Indien Handel zu treiben; aber nach vierzehnjähriger Nebenbuhlerschaft verschmolzen sich diese beiden Gesellschaften in eine, da sie wohl fühlten, daß sie sich nur gegenseitig Schaden zufügten.

Die zweite Mitbewerbung erhob sich im Jahre **1655**, hielt sich aber nur noch kürzere Zeit, als die erste, und im Monat April **1661** wurde der Compagnie eine neue Charte bewilligt, in der alle ihre alten Privilegien bestätigt waren, und sie erhielt noch überdieß „das Recht, mit allen nicht christlichen Fürsten oder Völkern Krieg zu führen, oder Frieden zu schließen, und alle Personen, ohne Unterschied, zu verhaften, und nach England zu schicken, die sie, ohne Erlaubniß, innerhalb der ihr vorgezeichneten Gränzen Handel treibend, treffen würde."

Die Compagnie fand sich bald veranlaßt, von dem ihr übertragenen Rechte Gebrauch zu machen. Im Anfange des Jahres **1664**, überfiel Savadji, der Gründer des Reiches der Mahratten die Stadt Surate; die indischen Einwohner ergriffen die Flucht, aber die Mitglieder der englischen Factorei leisteten, unterstützt von der Mannschaft der im Hafen befindlichen Schiffe, den Angreifenden einen so lebhaften Widerstand, daß sich Savadji zum Rückzug genöthigt sah. Im Jahre **1670** wurde ein zweiter Angriff der Mahratten gegen Surate mit demselben Erfolge zurückgeschlagen.

Zu dieser Zeit bildete der Handel mit Indien den einträglichsten von allen Zweigen des Handels, denen sich England widmete. Es

verwendete dabei fünfundzwanzig bis dreißig Schiffe, je mit einer Equipage von sechzig bis hundert Mann. Die Einfuhr bestand in Salpeter, Pfeffer, Indigo, Calicos, Material-Waaren, und verschiedenen, zur Wiederausfuhr nach der Türkei, nach Frankreich, Italien und Guinea erforderlichen Artikeln. Es wäre eine große Täuschung, wenn man den Werth dieser Ladungen mit dem gegenwärtig in demselben Handel verwendeten Summen vergleichen würde. Im Jahre 1677 betrug ihr Gesammtwerth nicht über 352,000 Pfund Sterling, und im Jahre 1681 nicht über 740,000 Pfund Sterling.

Wie groß auch der wirkliche Nutzen der Compagnie in dieser Zeit gewesen ist, so machte man sich doch noch übertriebene Begriffe von demselben, und in Folge davon versuchte man, neue Compagnien zu bilden; aber da hiezu die Bewilligung der Regierung nicht zu erhalten war, so unternahmen es einfache Privatleute, Schiffe auf ihre Rechnung abzusenden. Sie wurden von Beamten der Compagnie ertappt, verhaftet, und, unter dem Vorwande der Seeräuberei zum Tode verurtheilt. Man ließ es indessen nicht bis zur Hinrichtung kommen; sie wurden nur im Gefängniß behalten, und dem König zur Verfügung gestellt.

Im Jahre 1693 ward der Compagnie abermals eine Charte für einundzwanzig Jahre bewilligt, es wurde darin festgesetzt, daß der Gesellschafts-Fonds, der sich damals auf 756,000 Pfund Sterling belief, auf 1,500,000 Pfund Sterling erhöht werden, und die Compagnie gehalten seyn sollte, jährlich für wenigstens 100,000 Pfund Sterling englische Manufacturen auszuführen. Da dieß kurz vor der Revolution von 1588 geschehen war, so wollte das Haus der Gemeinen das Recht der Krone ausschließliche Privilegien zu ertheilen, nicht anerkennen, und erklärte, jeder Engländer hätte die Befugniß, sowohl mit Indien, als mit jedem andern Theile der Welt Handel zu treiben, wenn dieser Handel nicht durch einen Parlaments-Beschluß verboten wäre. Die Compagnie scheint bedeutende Summen ausgegeben zu haben, um die ihr zu Theil gewordene Vergünstigungen zu erlangen. So ward der Herzog von Leeds von dem Hause der Gemeinen beschuldigt, er habe auf diese Art 5,000 Pfund Sterling erhalten, und deßhalb in Anklagzustand gesetzt, aber das Parlament ward unmittelbar darauf vertagt, was man der Entdeckung zuschrieb, daß der König selbst ein Geschenk von 10,000 Pfund Sterling erhalten habe.

Obgleich die Krone keine Rücksicht auf den Beschluß des Hauses der Gemeinen nahm, so mußte dieselbe doch natürlicher Weise neue Speculationen ermuthigen; und bald erhob sich in der That für die Compagnie eine furchtbare Nebenbuhlerin in einer mächtigen Verbindung von Kaufleuten, die durch ihren Reichthum in den Stand gesetzt waren, die Gunst der Regierung um höhere Preise zu erkaufen, als dieß die alte Compagnie vermochte. Die Bedürfnisse der Krone waren bedeutend; die Compagnie erbot sich, ihr **700,000** Pfund Sterling gegen vier Procent Interesse vorzustrecken; als aber die verbündeten Kaufleute **2,000,000** Pfund Sterling zu acht Procent anboten, so wurde dieses angenommen, und ihre Verbindung unter dem Namen „Allgemeine Gesellschaft" gebilligt. Nach den Statuten dieser Gesellschaft konnte jedes ihrer Mitglieder für seine eigene Rechnung den Handel mit Indien treiben, worauf es eine, dem Betrag seiner Unterzeichnung gleichkommende Summe zu verwenden hatte. Indessen vereinigten sich mehre von ihnen, und bildeten eine neue Compagnie, unter dem Namen „Englische Compagnie." Doch die bedeutenden Vorschüsse, welche die Kaufleute der Regierung gemacht hatten, erlaubten ihnen nicht, ihren Unternehmungen die ganze erforderliche Entwicklung zu geben, und gegen die alte Compagnie in den Kampf zu treten.

Der Erfolg dieses Zustandes der Dinge war, daß sich nach langen Unterhandlungen die alte Compagnie und die englische Compagnie im Monat Januar **1702** verbanden, und die vereinigte Compagnie der Kaufleute für den Handel mit Ostindien bildeten, welchen Namen sie bis auf den heutigen Tag behalten hat.

Im Jahre **1708** lieh die Compagnie der Regierung eine unverzinsliche Summe von **1,200,000** Pfund Sterling. Diese Summe mit dem früheren Vorschuß von **2,000,000** Pfund Sterling zu acht Procent, bildet die Activ-Schuld der Compagnie von **3,200,000** Pfund Sterling, zu fünf und ein halb Procent. Die Charte wurde auf unbestimmte Zeit verlängert, wobei sich die Regierung das Recht vorbehielt, sie mit dreijähriger Kündigung zurück zu nehmen, sich jedoch verpflichtete, von diesem Rechte vor dem Jahre **1726** keinen Gebrauch zu machen. Von dieser Zeit hatte die Compagnie keine Unternehmungen gegen ihren Bestand zu befürchten, und wir wollen nur über ihre Verfassung und ihre Leitung Erläuterungen geben.

Der Grundstock der Gesellschaft betrug		
im Jahre 1708	3,200,000	Pfund Sterl.
Im Jahre 1786 wurde zugeschossen		
eine Summe von	800,000	„ „
Im Jahre 1787	1,000,000	„ „
Im Jahre 1794	1,000,000	„ „
Was den gegenwärtigen Fonds erhöht auf	6,000,000	„ „

und nach dieser Summe werden die Dividenden bezahlt; da aber die letzten Zahlungen zu Preisen weit über Pari gemacht worden sind, so geht daraus hervor, daß die von der Compagnie wirklich eingenommenen Summen sich auf 7,770,000 Pfund Sterling belaufen haben.

Das Gouvernement der Compagnie in England besteht: 1) aus der General-Versammlung der Actionnäre, 2) dem Directorium (Versammlung der Directoren), 3) dem Bureau der Controlle, dessen Ursprung und Form weiter unten erläutert werden sollen.

Die General-Versammlung der Actionnäre wählt die Directoren, stellt den Betrag der Dividende fest, und macht Gesetze, durch welche die Directoren in allen, nicht durch Parlaments-Acte geordneten Punkten gebunden sind. Die Stimmen der Actionnäre werden nach dem Betrage der Actien, die sie besitzen, gezählt: 1,000 Pfund geben eine Stimme, 3,000 zwei Stimmen, 6,000 drei Stimmen, und 10,000, das Maximum von vier Stimmen. Nach der letzten Untersuchung des Parlaments gab es neunzehnhundert sechsundsiebenzig stimmende Actionnäre, von denen vierundfünfzig, je vier, fünfzig, je drei, dreihundertundsiebenzig, je zwei, und fünfzehnhundert und zwei, je eine Stimme hatten.

Das Directorium besteht aus vierundzwanzig, von der General-Versammlung erwählten Actionnären. Um zu den Functionen eines Directors wählbar zu seyn, muß man Actien im Werth von 2,000 Pfund besitzen. Das Directorium erneuert sich jedes Jahr zum vierten Theile. Die Directoren sind wieder wählbar; sie wählen unter sich ihren Präsidenten und ihren Vice-Präsidenten; zu einer Berathung müssen wenigstens dreizehn Mitglieder anwesend seyn. Das Directorium hat eine unermeßliche Gewalt; es ernennt den General-

Gouverneur von Indien, und die Gouverneurs der verschienen Präsidentschaften; aber seine Ernennungen müssen von der Krone bestätigt werden; es steht indessen in der Gewalt der Directoren, ihre verschiedenen Beamten zurück zu berufen. Die subalternen Beamten werden alle vom Directorium ernannt, das aus Artigkeit dem Präsidenten des Controlle-Bureau's eine Anzahl von Ernennungen überläßt.

Dieses Bureau wurde im Jahre **1684** angeordnet; wir sprechen hier nicht weiter davon; die Einzelnheiten über seine Organisation und Machtvollkommenheit werden ihre Stellen da finden, wo wir über die Ereignisse abhandeln, die seine Gründung herbeiführten.

Wir haben oben einen Begriff von der Wichtigkeit des Handels der Compagnie in den Jahren **1677—1689** gegeben; hier folgt nun eine Berechnung, welche eine Durchschnittssumme während vierzig Jahren, von **1733** bis **1771**, darstellt.

Ausfuhr von Waaren und baarem Geld	**742,285**	Pfund Sterl.
Bezahlte Wechsel	**247,492**	„ „
Hauptkostenbetrag der eingeführten Waaren	**989,777**	„ „
Die genannten Waaren haben eingetragen	**2,171,877**	„ „
Gewinn	**1,182,100**	„ „

gleich **119 ½** Procent; man darf indessen nicht vergessen, daß dieß der Rohgewinn ist, wovon man nothwendig alle Kosten abziehen muß, die so beträchtlich waren, daß sie den Nutzen verschlangen, und die Compagnie in Schulden gerieth.

Während der vier letzten Jahre dieses General-Privilegiums der Compagnie, d. h. von **1811—1814**, belief sich die Durchschnittssumme der von ihr ausgeführten Waaren und Verproviantirungen auf **1,119,514** Pfund Sterling, das, was sie nach China schickte, nicht mit inbegriffen. Als im Jahre **1814** der Handel mit Indien, den mit China ausgenommen, frei erklärt worden war, so verminderte sich die Ausfuhr der Compagnie mehr und mehr, während die der einzelnen Speculanten sich vermehrte. Im Jahre **1814** führte die Compagnie im Werthe von **826,558** Pfund Sterling aus, und die Privatleute für **1,048,132** Pfund, während im Jahre **1832** die Privatleute für

3,601,093 Pfund ausführten, die Compagnie aber nur für 149,193 Pfund. Dieß erklärt die gänzliche Aufhebung des Privilegiums, welche im Jahre 1833 stattfand.

Der erste Ursprung der Regierungs-Functionen der Compagnie geht zum Jahre 1624 zurück, wo ihr der König das Recht ertheilte, „den bürgerlichen und militärischen Gesetzen gemäß, diejenigen von ihren Beamten zu bestrafen, welche sich in fremden Ländern schuldig machen würden"; und dieses Recht ging bis zum Todesurtheil. Man hielt letztere Maßregel für nothwendig, um bedeutende Unordnungen in entfernten Niederlassungen zu steuern, die durch keine regelmäßigere Behörde, als die der Compagnie verwaltet würden.

Nach dieser Skizze der Geschichte der Compagnie, als einer Handelsverbindung, gehen wir zur Entwicklung der stufenweisen Fortschritte ihrer politischen Macht über; wir werden die Kriege, die Verträge, und pecuniären Anordnungen näher beleuchten, durch die dieselbe nach und nach in den Besitz des weiten Reiches gelangt ist, welches sie jetzt beherrscht; zuvor ist es aber nothwendig, auf die Stellung der eingeborenen Mächte zur Zeit, da die Engländer plötzlich in ihrer Mitte erschienen, aufmerrksam zu machen.

Durch lange Jahrhunderte von einem Fürsten regiert, der den Titel Maharadjah*) führte, und eine oberste Gewalt, eine Art von Oberlehnsherrlichkeit über eine große Anzahl mächtiger Häuptlinge ausübte; im Besitze einer Geistlichkeit von streng reinen Sitten, welche einen großen Einfluß zugleich auf den Geist des Volkes, und im Rath des Fürsten übte, genoß Hindostan einer, seit Alexanders Einfall, bis zur Invasion der Muselmänner, d. h. während mehr als tausend Jahren, selten unterbrochener Ruhe und Sicherheit.

In dem zehnten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung gründete sich die muhammedanische Herrschaft der Gaznaviden in Indien; an ihre Stelle traten im Jahre 1157 die Gauriden. Diese räumten ihrerseits im Jahre 1212 den Platz den Chariazmieen, welche nach neun Jahren

*) Wir haben es für passend erachtet, durchgängig die Schreibart des Originals bei den Eigennamen beizubehalten, weil auch die besten deutschen Schriftsteller, die nach der Aussprache umformen zu müssen glauben, nur in Irrthümer verfallen sind.

von Genghiskan unterworfen wurden. Während der Regierung dieser drei Dynastien hatte Indien keinen Oberherrn; die Würde des Maharadjah bestand nur dem Namen nach; derjenige, welcher diesen Titel führte, befehligte zuweilen die Heere, genoß aber durchaus keiner wirklichen Gewalt über die Vasallen. Die verschiedenen Provinzen wurden von Rajahs regiert, die den muhammedanischen Fürsten zinsbar waren, und durch die Furcht, vor den zahlreichen Heeren der Afghanen, die sich stets bereit zeigten, über sie herzufallen, in Unterwürfigkeit unter ihre Eroberer gehalten wurden. Indessen blieb Deccan oder die südliche Halbinsel seinen alten Häuptern indischen Ursprungs unterworfen, bis im Jahr **1293** Alla-Addin (Aladin), der muhammedanische Gouverneur von Kurrah, einem an den Gränzen von Deccan, in der Nähe von Ellichpour gelegenen Lande, sich derselben bemächtigte.

Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts pflanzte der berühmte Timur die tatarische Fahne auf den kaiserlichen Thürmen von Delhi auf; aber im Jahre **1493** vereinigten sich die muhammedanischen Häuptlinge und die indischen Fürsten, um die Tataren zu verjagen, was ihnen auch gelang. Zur selben Zeit sah sich ein anderer Abkömmling von Timur, Baber, durch die Usbecks vom Throne von Boukhara verjagt, und genöthigt, eine Zuflucht in Gazaa zu suchen, wo er seinerseits die Eroberung von Hindostan unternahm. Die Afghanen und Rajahs widersetzten sich vergebens seinen Entwürfen, und Baber stieg am **1.** Mai **1526** auf den Thron der mongolischen Kaiser. Humaioun, sein Sohn, griff die Länder Malwa und Guzarate an, welche dem Sultan Bahauder untergeben waren, und diese erkauften den Beistand der Portugiesen gegen die Abtretung des Hafens von Diou. Dieß war die erste europäische Niederlassung in Indien.

Im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts beschränkten sich die Festland-Besitzungen der englischen Compagnie auf Surate und Amadaval, in den Staaten des Mogol, in Calicut auf der Küste von Malabar, und in Masulipatam auf der von Coromandel. Als ihr im Jahr **1625** die Agenten der Compagnie in Benton die Wichtigkeit, ihre Verbindungen auf letzterer Küste auszudehnen, fühlbar gemacht hatten, so bildete sie eine Niederlassung in Armagon, zwischen Nellore und Pullicat; diese gab sie aber wieder auf, und setzte sich in Madraspatam fest, wo sie auf ihre Kosten eine Citadelle erbaute, die den Namen Fort St. George annahm; die Stadt behielt den Namen Madras. Im Jahr **1653** wurde das Fort St. George zur Präsidentschaft erhoben,

und König Carl II. ertheilte demselben im Jahre 1667 auf die Bitte der Compagnie das Stadtrecht.

Als die Insel Bombay demselben Fürsten von der Krone Portugals, als ein Theil des Leibgedings der Infantin Catharina, abgetreten worden war, so machte der König der Compagnie ein Geschenk damit, und im Jahre 1687 wurde sie der Hauptsitz der englischen Regierung in Indien. Im Jahre 1689 hatten sich die Engländer in Calcutta, die Franzosen in Chandernagor, die Holländer in Chinsurah niedergelassen; diese drei Plätze liegen am Flusse Hougly.

Im Jahre 1715 erhielt Calcutta den Rang einer Präsidentschaft, und wurde von Bombay unabhängig erklärt. Ungefähr zur selben Zeit wurde eine Gesandtschaft von Calcutta nach Delhi zu dem Kaiser Ferrenkshir geschickt, der der Compagnie durch einen Firman ein achtunddreißig Städe oder Dörfer einfassendes Grundgebiet zugestand. Als die Nachricht hiervon in England anlangte, so schrieb das Directorium der Präsidentschaft in Bengalen, es scheine ihr sehr zweifelhaft, ob diese Erwerbung der Compagnie wirklich vortheilhaft seyn werde, in Betracht besonders, daß es dieselbe in Krieg mit den Eingeborenen des Landes verwickeln könnte. Wir erwähnen dieses besonderen Umstandes, weil es merkwürdig erscheinen muß, daß seit seiner Gründung das Directorium von London sich jeder Ausdehnung des Gebietes widersetzt hat, während die Agenten der Compagnie in Indien fortwährend Eroberungen oder Erwerbungen machten, wozu sie durch die Gewalt der Verhältnisse getrieben wurden, denen der offen ausgesprochene Wille der Actionnäre vergebens einen Damm entgegenzustellen bemüht war.

Ein Nomadenvolk, die Mahratten, welche im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts die ganze Küste von Conca erobert hatten, verheerte im Jahre 1729 die Gegend von Calcutta. Aber der Augenblick nahte, wo die Compagnie den mächtigsten ihrer europäischen Nebenbuhler zu bekämpfen hatte.

Als die Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich ausgebrochen waren, wurde Madras von den Franzosen belagert und erobert, ein Ereigniß, das für die Compagnie einen Verlust von 80,000 Pfund Sterling herbeiführte, und sie zwang, die Regierung um eine Verstärkung für die englische Flotte zu bitten. Der Canton-Admiral Boscawen wurde dahin abgesandt, Madras ward der Compagnie durch den Frieden von Aachen zurückgestellt, und das Directorium er-

nannte einen General-Ingenieur, um die Festungswerke von Madras und Calcutta zu untersuchen, und im Nothfalle in gehörigen Stand zu setzen.

Dieß ist der erste Fall, daß die englische Regierung sich unmittelbar in die Angelegenheiten der Compagnie eingemischt hat; aber von diesem Augenblicke sahen wir sie die Noth benützend, welche die Compagnie um Hilfe zu flehen zwang, und auf den Artikel der Charte sich stützend, dem zu Folge die Compagnie nur nichtchristlichen Mächten den Krieg erklären konnte, fortwährend in ihre Verhältnisse eingreifen.

Um diese Zeit hatte sich ein Streit zwischen zwei indischen Häuptlingen darüber erhoben, wer von beiden als Nabob von Carnetik anerkannt werden sollte. Der eine war von Frankreich, der andere von England unterstützt; der englische Candidat erhielt den Vorzug. Um dieselbe Epoche bat das Directorium die Regierung, den großen Zuwachs, den die Macht der Franzosen seit Kurzem in Indien gewonnen hatte, und den Schaden, der daraus für die Compagnie entspringen könnte, nicht aus dem Auge zu verlieren. Im März **1755** wurde der bekannte Oberst Clive, der so viel zur Gründung der englischen Herrschaft in Indien beitrug, zum Mitgliede des Rathes von Madras ernannt, und er langte in Bombay in dem nämlichen Augenblicke an, da die Seeräuber von Angria, nachdem sie sich einer großen Anzahl von Handelsschiffen bemächtigt hatten, endlich von der Flotte des Commodore James geschlagen worden waren. Das Geschwader, welches dieser Officier befehligte, beschloß, im Vereine mit den Schiffern der Compagnie, welche die Landungstruppen unter dem Befehle des Oberst Clive an Bord hatten, Gheria, den Hauptposten der Seeräuber, anzugreifen. Diese Expedition war vom günstigsten Erfolge begleitet; die feindliche Flotte wurde gänzlich verbrannt, und die Garnison von Gheria capitulirte. Es lag indessen nicht in der Absicht der Compagnie, diese Stadt zu behalten; sie übergab sie den Mahratten und erhielt dagegen Bancote und mehre Dörfer. Durch denselben Vertrag wurde bestimmt, daß die Holländer in den Staaten der Mahratten nie Niederlassungen bilden könnten. Es wurden überdieß mit den Rajahs der Küste von Malabar mehre Uebereinkünfte getroffen, durch welche die Compagnie gewisse Handelsprivilegien erhielt, und im Jahr **1796** überließ ihr der Mogol durch einen Frieden die Regierung von Surate.

Indessen war Seradje-ud-Daoulah in Bengalen seinem Vater Ally-Vendy auf dem Throne gefolgt. Es war ein grausamer, rachesüchtiger Fürst, von düsterem Charakter und ausschweifenden Sitten.

Auf Anstiften von Frankreich bemächtigte er sich im Jahre 1756 Calcuttas, und machte hier 146 englische Gefangene. Es war gerade die heißeste Jahreszeit. Er schloß sie Abends in einen Kerker, der nur zwanzig Fuß im Gevierte hatte, und die Qualen, die sie hier erduldeten, waren so furchtbar, daß am andern Morgen nur noch dreiundzwanzig am Leben blieben; die übrigen waren alle verschmachtet. Calcutta ward sechs Monate später wieder genommen; und die Truppen des Nabob wurden in Hougly geschlagen. Nach dem Friedensschlusse erhielt die Compagnie einige neue Privilegien.

Im Verlaufe desselben Jahres belagerte der Oberst Clive die französische Niederlassung von Chandernagor, die sich neun Tage nach Eröffnung der Laufgräben ergab.

Als sich gegen Seradje-ud-Daoulah, den Nabob von Bengalen, eine Verschwörung bildete, so glaubte der Rath von Calcutta, welcher die Ueberzeugung erlangt hatte, daß der Nabob im Einverständniß mit den Franzosen war, zu seinem Sturze beitragen zu müssen. Er erklärte sich für den Mitbewerber des Nabob, Mir-Jaffier. Clive kam dem letzteren mit tausend Europäern, zweitausend Cipayen und acht Feldstücken zu Hilfe. Am 23. Juni fand ein Treffen bei Plassey statt, in welchem der Nabob völlig auf das Haupt geschlagen, und zur Flucht gezwungen wurde. Mir-Jaffier ward an seine Stelle gesetzt. Er schloß einen Vertrag mit der Compagnie, welche sich die Bezahlung eines Crore Rupien (7000,000 fl. rhein.) für die Kriegskosten und die Rückerstattung aller südlich von Calcutta gelegenen Ländereien bis Calpien ausbedingte, welche die Compagnie als Lehen (zemindary) behalten sollte. Als diese wichtigen Neuigkeiten nach England gelangten, übertrug das Directorium dem Oberst Clive die Stelle des Präsidenten und Gouverneurs vom Fort William.

In Folge dieser glänzenden Expeditionen glaubte der Rath in Europa Truppenverstärkungen verlangen zu müssen; man wird auch leicht begreifen, welche Hindernisse die Compagnie in dieser Kindheit ihrer politischen Gewalt, gedrängt von allen Seiten, durch die Eifersucht und die Gegenbestrebungen ihrer europäischen und asiatischen Feinde zu übersteigen hatte. Der Krieg in Deutschland und die ausgedehnten Operationen Englands in Nordamerika waren Schuld, daß das Directorium sich nur eine geringe Anzahl Rekruten verschaffen konnte. Der Herzog Marlborough, Großmeister der Artillerie, sandte zur Verfügung der Compagnie nur drei Officiere vom königlichen Regiment, um sie

bei der Befestigungen der Niederlassungen zu unterstützen, und diese vor neuen Angriffen zu schirmen. Aber im folgenden Jahre wurden zweitausend europäische Soldaten vom König nach Calcutta geschickt; in Folge der bedeutenden Zunahme der Kräfte der Compagnie, und der Belohnung, welche ihre europäischen Gegner für die Desertion ihrer Soldaten boten, erließ das Parlament ein Gesetz, welches sie bevollmächte, die Militäre vor Kriegsgerichte zu stellen.

Clive hatte bei seiner Rückkehr nach England im Jahre 1760 zum Nachfolger in der Präsidentschaft Herrn Vansittart, dessen Amtsantritt die Erwerbung der Bezirke von Burdwan, Midnapore und Chittagong bezeichnete.

Als der Großmogol im folgenden Jahre von seinem Wessir, der die Krone an sich reißen wollte, ermordet worden war, übernahm der Rath die Vertheidigung des gesetzlichen Erben, überdieß von den Abdallis, unter dem Namen Tchah-Aloum, zum Könige ausgerufen wurde. Shuja-Daroula, der Nabob von Oude und einer seiner Vasallen, dessen Grundgebiet sich von Ceramassa bis in die Gegend von Delhi erstreckte, rückte nach Benares, um mit dem neuen Mogol zusammenzutreffen, und ihn nach seiner Hauptstadt zu begleiten.

Obgleich sich der Rath von Bengalen nur ungern in eine so entfernte Expedition einließ, so befürchtete er doch, eine Zögerung möchte dem Erfolge einer Sache Eintrag thun, von der die Ruhe und Sicherheit der Besitzungen der Compagnie abhängen könnten. Er forderte nun den König auf, sich zu Shuja-Daoula zu begeben, und versprach, im Falle er eine Abtheilung englischer Truppen bedürfen sollte, diese ihm sogleich nach der Regenzeit zuzuschicken. Der König nahm dieses Anerbieten nicht an; er begab sich nach Delhi, begleitet vom Nabob von Oude, dem er den Titel seines Wessirs verlieh, und der ihm beträchtliche Summen lieferte. Der König bot der Compagnie die Bewilligung der Dewany, d. h. den Generalpacht der königlichen Einkünfte an; aber der Rath glaubte, das Anerbieten nicht annehmen zu dürfen, aus Furcht, die Eifersucht des Nabob von Bengalen, eines andern Vasallen des Mogols, rege zu machen. Man wird sehen, daß er seinen Ansichten nicht treu blieb.

Wie sehr auch der Rath den Frieden mit dem Nabob von Bengalen zu erhalten wünschte, so begriff er doch bald die Unmöglichkeit

des Fortbestandes. Gegenseitige Klagen erbitterten die Geister; der Gegenstand davon war beinahe immer der innere Handel, den die Agenten der Compagnie, zum Nachtheil der Eingeborenen des Landes, an sich zu reißen suchten. Der Präsident, welcher die streitigen Punkte gütlich zu heben bemüht war, begab sich selbst nach Monghir, und gestand dem Nabob jede Genugthuung zu, die er verlangen sollte. Die Beamten des Nabob aber, die diese Bewilligungen für Schwäche hielten, mißbrauchten die ihnen übertragene Gewalt, und der Nabob wollte den Klagen des Rathes kein Gehör mehr schenken; er ging sogar so weit, daß er auf eine Deputation, die ihm zugeschickt wurde, feuern ließ. Es ist indessen zu bemerken, daß dieser Akt der Feindseligkeit nicht allein seiner Laune entsprungen war. Kurz vorher hatte Herr Ellis, der Hauptagent der Compagnie in Patan, welcher wußte, daß der Agent entschlossen war, den Krieg zu erklären, einen Versuch gemacht, sich der Stadt durch Ueberfall zu bemächtigen; sein Plan scheiterte, und er wurde mit mehren andern Engländern gefangen genommen. Als der Rath von Calcutta diese Nachricht erhielt, so beschloß er, den Nabob von Bengalen abzusetzen, und seine Würde seinem Schwager Jaffier Khan zu übertragen, was auch im Juli **1763** stattfand, ohne daß der Mogol, sein Oberlehensherr, sich widersetzte. Wir sehen hieraus, welche Gewalt die Compagnie von selbiger Zeit an ausübte.

Indessen beschloß der Großmogol, für seinen abgesetzten Vasallen Partei zu nehmen, und es erfolgte ein Krieg, in dessen Verlauf das Heer der Compagnie am **23.** October **1764** einen bedeutenden Sieg in Burar, am Ganges erfocht. Die Indier ließen **6000** Todte auf dem Schlachtfelde, und verloren **150** Kanonen. In Folge dieses Treffens trat der Großmogol der Compagnie den Bezirk Ghazidour und den Rest des Lehens von Buwount-Sing ab, wovon sie schon einen Theil besaß.

Der vom Rathe eingesetzte Nabob von Bengalen starb den 5. Febr. **1765**, und hatte seinen erst sechszehn Jahre alten Sohn, Nazim Oud-Daoula, zum Nachfolger. Die Leitung seiner Angelegenheiten ward auf die Bitte des Rathes von Calcutta, Muhammed-Reja-Kahn, dem Nabob von Dacca anvertraut, und Nazim wurde zugleich unterrichtet, daß er die Regierung dem Ansehen und der Macht der Compagnie zu verdanken habe. Da es in der Absicht des Präsidenten Spencer und des Rathes lag, das Ansehen der Compagnie über jedes andere zu heben, so wurde

der Nabob von der Verbindlichkeit, Truppen zum Schutze seiner Provinzen zu halten, freigesprochen, und die der Compagnie traten an die Stelle der seinigen. Er mußte sich anheischig machen, keinen Europäer in seinen Sold zu nehmen, und jeden zu entlassen, der noch darin stehen möchte. Endlich machte ihm die Compagnie bemerklich, daß, da sein Vater, Jaffier Khan, die Würde, welche er genossen, nur durch sie empfangen habe, keine Erbfolge oder Ernennung, ohne von der Compagnie bestätigt worden zu seyn, in Kraft treten könne.

Hier müssen wir um einige Jahre zurückgehen, um von dem Rechenschaft zu geben, was während dieser Zeit auf der Küste von Coromandel vorging. Die Belagerung des Fort St. George wurde von den Franzosen im Jahre **1759** aufgehoben. Später nahmen die Engländer Mazulipatam, aber scheiterten vor Pondichery. Der Oberst Coote nahm Wandewash, welches Herr von Lally wieder erobern wollte, aber die Franzosen wurden in einem Treffen geschlagen, wobei der General Bussy, und mehre andere Officiere in die Gefangenschaft geriethen. Der Oberst Coote benützte seinen Sieg, indem er sich der Städte Arcot und Chittaput bemächtigte. Die Franzosen waren nicht glücklicher zur See; die Flotte des Herrn von Ache ward von Admiral Pocock geschlagen, der, in Verbindung mit der Flotte des Admiral Cornish, in dem indischen Meere entschieden die Oberhand gewann.

Nach der Einnahme von Arcot zog die englische Armee gegen Pondichery. Man befürchtete, die Mahratten würden sich mit den Mysoriern verbinden, um die Franzosen zu unterstützen; und sandte deßhalb ein Mitglied des Rathes zu ihnen ab, um sie aufzufordern, neutral zu bleiben. Der König von Mysore hatte sich bereits für die Franzosen erklärt; es ward deßhalb ein Einfall in seine Staaten gemacht, und das Fort Carour genommen. Zum ersten Male drangen europäische Truppen bis in diese Gegend vor. Der König wandte sich hienach in freundschaftlichen Briefen an den Präsidenten und an den Nabob von Cornatik, um ihnen zu sagen, sein Minister Hyder-Naigue sey es gewesen, der, nachdem er sich gegen ihn empört, seine Truppen den Franzosen zu Hilfe gesandt habe. Bei dieser Veranlassung sprach man zum ersten Male den Namen Hyder's aus; — dieses Hyder's der später ein so furchtbarer Feind der Compagnie wurde, und der Vater von Tippoo-Saib war. Am **17.** Januar **1761** ergab sich Pondichery nach einer achtmonatlichen Belagerung. Im Februar stand Hyder in offenem Aufruhr gegen seinen Herrn, den König von Mysore.

Im Jahre **1763** begann Hyder-Aly, sonst Hyder-Naigue genannt, die Aufmerksamkeit zu fesseln. Er hatte bereits Bednore genommen, und war in Canara vorgerückt. Mongalore und Onore unterwarfen sich ihm. Sein Plan war, sich aller am Meere gelegener Forts zu bemächtigen; dessen ungeachtet äußerte er fortwährend den lebhaften Wunsch, sich die Freundschaft der Compagnie zu erhalten, der er ein Comptoir in Onore zu errichten erlaubte, und mehre Handelsprivilegien bewilligte. Zu gleicher Zeit ersuchte er die Compagnie, siebentausend Flinten an ihn zu verkaufen; der Rath überließ ihm fünfhundert, aus Furcht, eine völlige Weigerung möchte Mißhelligkeiten unter ihnen herbeiführen. Später erlaubte er ihm, in Bombay einige Kanonen zu kaufen, und daselbst ein Kriegsschiff zu bauen. Man hoffte, er werde den Seeräubereien der Mahratten und anderer Freibeuter der Küste ein Ende machen. Da aber durch den günstigen Erfolg seiner Unternehmungen die Mahratten eines Theils der Abgaben, die sie von Bednore erhoben hatten, beraubt worden waren, so griffen sie ihn an, und trugen verschiedene Siege über ihn davon. Hyder verlangte Unterstützung vom Rathe von Bombay, der sich durchaus nicht in den Streit mischen wollte. Von seinen Feinden nahe bedrängt, wiederholte er sein Gesuch gegen das Ende des Jahres **1764**. Der Rath, welcher weder den Mahratten Anlaß zum Mißtrauen geben, noch dulden wollte, daß sie die Länder Bednore und Soundah vollends eroberten, schickte Hyder vierhundert Flinten und hundert Tonnen Pulver. Das Directorium von London mißbilligte diesen Schritt, und mehr noch, die vorher ertheilte Erlaubniß, ein Schiff auf den Werften von Bombay zu erbauen. Im folgenden Jahre wurde der Frieden zwischen Hyder-Aly und den Mahratten durch Vermittlung der Compagnie geschlossen. Hyder blieb im Besitze der Provinzen Bednore und Soundah. Aber kaum war dieses Uebereinkommen getroffen, als sich Hyder beinahe der ganzen Küste bemächtigte.

Er wandte sich dann gegen Calicut, nahm dieses, und drang sofort mit einem Heere von **30,000** Mann in das Gebiet von Colasteia unter dem Vorwande, eine Abgabe von zwei Lacs von den Pagoden zu erheben, von denen er behauptete, sie gehören der Regierung von Bednore zu, und wollte sofort durch die Staaten des Königs von Cotiote marschiren.

Die Verheerungen Hyders waren furchtbar, und gegen Alles ohne Unterschied gerichtet. Indessen behauptete er keine feindselige Absicht

gegen die Compagnie zu haben. Der Rath von Bombay hielt es aber doch für nothwendig, sich in Vertheidigungsstand zu setzen; und im Monat April 1766 verlangte er, im Falle eines Bruches, die Mitwirkung des Rathes von Madras. Dieser war der Meinung, man müsse Alles vermeiden, was eine Zwistigkeit mit Hyder veranlassen könnte; dem zu Folge ließ der Präsident von Bombay einen Friedens- und Freundschaftsvertrag an Hyder gelangen. Der Indier nahm die Vorschläge, die man ihm machte, nicht an. Bei der kritischen Lage der Verhältnisse Indiens zu dieser Zeit, hielt es das Directorium von London für gerathen und nothwendig, die Leitung einem Manne von Kopf anzuvertrauen. Der Oberst, nun Lord, Clive ward zum Präsidenten des Rathes von Bengalen und Oberbefehlshaber der Truppen der Compagnie ernannt, welche Aemter bis dahin noch nicht vereinigt gewesen waren; ein vollziehendes Comité von vier Personen wurde ihm beigegeben, und der Rath behielt nur eine berathende Stimme. Diese außerordentlichen Gewalten sollten aufhören, sobald der Friede in der Provinz Bengalen wieder hergestellt seyn würde.

Der Mogol und sein Wessir, welche einen Einfall in das Gebiet des Nabob gemacht hatten, wurden von dem Brigade-General Caonac gänzlich auf das Haupt geschlagen. Durch den hierauf erfolgenden Frieden erhielt der Mogol ein jährliches Einkommen von sechsundzwanzig Lacs Rupien, aus den Einkünften von Bengalen; in Anerkennung dessen überließ er der Compagnie für ewige Zeiten den Jaghire, dessen Genuß er vorläufig Lord Clive auf Lebenszeit überlassen hatte, und übertrug ihm noch überdieß den Dewanney oder Generalpacht aller Einkünfte von Bengalen, Bahar und Orissa. Nach einem anderen Artikel mußte der Wessir Shuja-Daoula der Compagnie fünfzig Lacs Rupien für die Kriegskosten bezahlen.

Wir sind nun bis zu einer Zeit der Crise in der Geschichte der indischen Compagnie gekommen. Das vollziehende Comité, beunruhigt durch die Abreise des Lord Clive, welcher krank geworden war, so wie durch die Zunahme der französischen Macht, bediente sich in einem Schreiben an das Directorium von London, worin es die so eben von uns mitgetheilten Begebenheiten zu schildern suchte, folgender Ausdrücke: „Der Augenblick naht, wo wir uns endlich entscheiden können, ob es die Interessen der Compagnie erheischen, daß wir einfache, der Gerichtsbarkeit, den Gewaltthätigkeiten und Beleidigungen der indischen Regierung unterworfene Kaufleute bleiben, oder ihre Privilegien und

Besitzungen mit dem Degen in der Hand vertheidigen sollen. Wie dem seyn mag, so ist es doch gewiß, daß auf dem Punkte, zu dem wir jetzt gelangt sind, Ihr Eigenthum beim Ausbruche jedes Aufruhrs, bei jeder Schlacht, die geschlagen wird, gefährdet ist. Die Aufmerksamkeit Ihres vollziehenden Comité ist hauptsächlich darauf gerichtet, ein Mittel gegen dieses Uebel zu finden, und Ihrem Gouvernement Bestand und Dauer zu verleihen."

Folgendes war im Jahre 1768 die Stellung der verschiedenen eingeborenen Mächte in Hindostan. Die Mehrzahl der Fürsten Hindostans hatte kein gesetzliches Recht, auf die Länder, die sie besaßen. Bei dem allgemeinen Verfall der Monarchie bemächtigte sich jeder dessen, was ihm das Glück bot, und war mehr darauf bedacht, das zu wahren, was er genommen hatte, als seine Herrschaft auszudehnen. Bei diesem Zustande der Dinge war es der Compagnie nicht schwer, jedes ihren Interessen zuwiderlaufende Bündniß zu vernichten. Allahabad betrachtete man als den Schlüssel des umliegenden Landes, und die Compagnie besetzte diesen Punkt durch eine Brigade ihrer Truppen. Das mogolische Reich war zu der äußersten Dürftigkeit herabgedrückt. Der König oder Mogol Sha-Aloum behielt von der Macht und den Besitzungen seiner Vorfahren kaum so viel, als er der Compagnie schuldig war. Nach dem König war sein Wessir Shuja-Daoula der Hauptverbündete der Compagnie, die sich auf seine Dankbarkeit verlassen zu können glaubte; außer der Zemindarry von Bulwunt-Sing lagen alle seine Staaten nördlich vom Ganges, und erstreckten sich bis zu den Gebirgen.

Die Rohillas-Fürsten besaßen unmittelbar an die Bezirke des Königs und des Wessir Shuja-Daoula stoßende Bezirke.

Die Staaten von Jewaheo-Sing, sonst genannt das Land der Jauts, erstreckten sich auf der Halbinsel von Agra bis in die Nähe von Delhi, im Westen, und im Osten bis gegen Etawah.

Obgleich man sich der Treue des Wessir Shuja-Daoula versichert halten zu dürfen glaubte, so erregte doch sein Benehmen in den ersten Monaten des Jahres 1768 gerechten Verdacht. Man erfuhr, daß er neue Truppenaushebungen veranstaltete, daß er Hilfstruppen aufgefordert hatte, sich mit ihm zu verbünden, daß er mit fremden Mächten unterhandelte, daß er Stückgießereien errichtet, und die Fabrikation der Flinten auf einen Grad gebracht hatte, daß sie den besten englischen

Gewehren gleichkamen. Das vollziehende Comite war bemüht, seine Pläne zu erforschen, und erfuhr, daß er sich der Provinzen Coroh und Allahabad zu bemächtigen beabsichtigte, und daß er in der Hoffnung, den Oberst Smith zu verführen, diesem, wenn er ihn unterstützen wollte, vier Lacs Rupien angeboten, und ihn auf den Coran hatte schwören lassen, das Geheimniß zu bewahren. Dem zu Folge beschloß man, zwei Briefe an den Wessir zu richten, die ihm von Herrn Cartier, dem Oberst Smith, und Herrn Claudius Russel übergeben werden sollten. Durch den ersten Brief wollte man ihn bitten, zur Erhaltung des guten Einverständnisses mit der Compagnie, sein Heer zu vermindern; der zweite sollte ihm nur zugestellt werden, wenn der erste nichts fruchten würde. Indessen erleichterte man ihm die Mittel, dem Verlangen der Compagnie beizutreten.

Die Deputation langte in Benares am 17. November an. Der Wessir kam am andern Tage dahin, und nach einigen Conferenzen wurde ein Uebereinkommen getroffen, nach welchem der Wessir nur 35,000 Mann, wobei 10,000 Mann Reiterei und zehn Bataillons Cipayen auf den Beinen behalten sollte, das mit Musketen bewaffnete Regiment von Nudjib sollte stets in den Cantonirungen bleiben, in denen es damals lag; die Artillerie dürfte die Zahl von 500 Mann nie überschreiten; die übrigen 9500 Mann sollten unregelmäßige Truppen seyn, die nach ihrer Uniform, ihren Waffen, ihrer Disciplin, durchaus keine Aehnlichkeit mit den englischen Cipayen haben dürften. Nach Abschluß des Vertrags begleitete der Nabob die Abgeordneten nach Allahabad, wo er in Gegenwart des Königs in der Eigenschaft eines Wessirs angenommen wurde.

Die Mahratten gaben zu dieser Zeit dem Rathe Anlaß zu ernsten Besorgnissen. Sie verfolgten ihre Eroberungen. Alles Land der Jouts, südlich von der Jumna, und zwischen diesem Flusse und dem Ganges hatte sich ihren Waffen unterworfen, mit Ausnahme der Forts Dihg und Agra, von denen man glaubte, sie wären uneinnehmbar, und enthielten auf mehre Crores Rupien sich belaufende Schätze. Bei allen diesen Expeditionen legten die Mahratten zwar allerdings keine feindselige Absicht gegen die Provinzen der Compagnie an den Tag, aber sie hatten den Plan gefaßt, Shah-Aloum, den man als Gefangenen in den Händen der Compagnie betrachtete, einen neuen König entgegenzusetzen, und der Wessir Shuja-Daoula stand im Verdachte des Einverständnisses mit ihnen.

Längst hielten es die Räthe von Calcutta und Madras für einen Punkt von hoher Wichtigkeit für die Compagnie sich eines bleibenden Einflusses in den nördlichen Circars zu versichern. Die Circars waren Provinzen, die einen Theil der Apanage des Soubah von Deccan bildeten. Salabat Djung hatte im Jahre **1752** Condavir oder Guatour der französisch-indischen Compagnie, in der Eigenschaft eines ewigen Jaghire, verliehen. Als der Oberst Forde Masulipatam genommen, und der französischen Herrschaft in Deccan ein Ende gemacht hatte, so wurden die Circars Rajahmundry, Ellore, Mustaphanagur, Chicacole und Condavir oder Guntour, der Compagnie unter denselben Bedingungen angeboten, unter denen sie die Franzosen besessen hatten; da aber eine dieser Bedingungen darin bestand, daß die Compagnie im Falle der Noth Hilfstruppen nach Deccan schicken sollte, so schlug sie das Anerbieten aus. Im Jahre **1765** indessen hatte Lord Clive vom Mogol Sunnuds oder Abtretungsacte von fünf Circars erhalten. Der Nizam (Titel des Fürsten, der in Hyderabad regierte), welcher Rechte auf diese Provinzen zu haben glaubte, wollte sich der Abtretung widersetzen, aber er schloß endlich mit dem Rathe von Madras einen Vertrag, durch welchen er das Recht der Compagnie auf die Circars anerkannte, während die Compagnie dagegen diesem Fürsten, so oft er dessen bedürfen sollte, ein Hilfstruppencorps zu stellen hatte. Dieser Vertrag, und der besonders so eben angeführte Artikel wurden von dem Directorium von London sehr mißbilligt. Höchst seltsam war diese Stellung dreier, von einander unabhängiger Gouvernements, die aber nichts desto weniger viele gemeinschaftliche Interessen hatten, und alle drei der obersten Leitung von vierundzwanzig, dreitausend Lieues vom Sitze dieser Gouvernements entfernt wohnenden, einfachen Kaufleuten untergeben waren!

Um mit der Compagnie zu brechen, ergriff der Nizam die Gelegenheit, die ihm der Krieg bot, den die Compagnie Hyder-Ally erklärte, dessen Benehmen immer zweideutiger geworden war. Er riß Bengalen wieder an sich.

Der Rath versammelte sogleich alle seine Truppen, und stellte sie unter den Befehl des Oberst Smith. In Bengalen wurde Hilfe verlangt, und der Rath von Bombay aufgefordert, sich mit allen seinen Kräften Hyder zu widersetzen; denn seine Demüthigung war offenbar unerläßlich für den Frieden von Carnatik und die Sicherheit der Provinzen der Compagnie, im Falle eines Krieges mit Frankreich.

Am 26. September 1767 wurden die vereinigten Truppen des Nizam und Hyder-Alys durch den Oberst Smith geschlagen, der ihnen sechszig Kanonen abnahm. Dem Mangel an Reiterei war es zuzuschreiben, daß man keine größere Vortheile aus dem Siege zog.

Wir werden nicht weiter in diesen Krieg eingehen, der sich mit abwechselndem Erfolge bis zum dritten April 1769 verlängerte, wo ihm ein unter den Mauern von Madras abgeschlossener Friedensvertrag ein Ziel setzte.

Sobald die Nachricht von der Erwerbung der Dewany im Jahre 1760 in England anlangte, beschlossen die Actionnäre der Compagnie, in einer Generalversammlung gegen den Rath des Directoriums die Dividende von sechs auf acht Procent zu erhöhen, aber das Parlament, das diese Maßregel als den Interessen der Gesellschaft nachtheilig betrachtete, und nach jeder Gelegenheit haschte, sich in die Angelegenheiten Indiens zu mischen, verfaßte ein Gesetz zu Anordnung der Bedingungen, ohne welche keine Vermehrung in den Ansätzen der Dividenden eintreten sollte. Im Jahre 1767 fanden lange Verhandlungen in der Kammer der Gemeinen statt, welche immer dasselbe System hinsichtlich der Frage befolgte, welches Recht der Krone an den von der Compagnie erworbenen Ländereien zustehen dürfte. Aber der Augenblick war noch nicht gekommen, wo eine solche Frage mit Nachdruck verhandelt werden konnte. Die Regierung traf hiernach eine Uebereinkunft mit der Compagnie, wonach diese 400,000 Pfund Sterling jährlich an den Staat zu bezahlen hatte, und gehalten seyn sollte, für einen bestimmten Werth Erzeugnisse von Großbritannien auszuführen. Diese Uebereinkunft ward im Jahre 1769 auf fünf Jahre erneuert.

Die Zerwürfnisse, die durch die Ungewißheit veranlaßt wurden, welche hinsichtlich der Gränzen der Gewalt des Rathes, des Directoriums und der englischen Regierung herrschten, zeigten sich zu dieser Zeit auf eine für die Compagnie sehr nachtheilige Weise. Sir John Lindsay, der Oberbefehlshaber der königlichen Marine im indischen Meere, dem die Compagnie zu gleicher Zeit den Oberbefehl über ihre eigenen Kriegsschiffe anvertraut hatte, glaubte sich durch seine Vollmachten berechtigt, die Art und Weise zu untersuchen, wie man den letzten Krieg geführt hatte, und zu diesem Ende sich unmittelbar mit dem Nabob von Carnatik in Verbindung setzen zu dürfen. Durch dieses Ver-

fahren ward der Saamen der Zwietracht zwischen dem Rathe und dem Nabob ausgestreut, der daraus den Schluß zog, daß es in England eine über der Compagnie stehende Macht gebe, die er im Falle der Noth anrufen könnte. Sir John Lindsay ging so weit, daß er vom Rathe verlangte, er solle ihn begleiten, wenn er den Brief des Königs Georg dem Nabob überreichen würde, und forderte auch die Mittheilung aller Papiere und Documente der Compagnie. Der Rath von Madras beklagte sich bei dem Directorium von London; es erfolgte eine Correspondenz mit den Ministern, deren Resultat darin bestand, daß man die Stelle des Sir John Lindsay Sir Robert Harland übertrug. Diesem wurde in seiner Instruction eingeschärft, sorgfältig Alles zu vermeiden, was dem Ansehen der Compagnie in den Augen der Indier Nachtheil bringen könnte. Aber er leistete den ihm ertheilten Befehlen keinen Gehorsam, und dachte vielleicht, die Regierung selbst würde ihm für seine Unbotmäßigkeit Dank wissen. Der Nabob von Carnatik war fortwährend bemüht, den Rath zu bestimmen, in seine Verbindungen mit den Mahratten einzutreten, um Hyder zu bekriegen, und suchte auch Sir Robert Harland in sein Interesse zu ziehen. Dieser ließ sich unglücklicher Weise bereden, und es entstand daraus die Erneuerung der Zerwürfnisse, die vorher mit Sir John Lindsay stattgefunden hatten, jetzt aber den Charakter einer viel heftigeren Erbitterung annahmen. Sir Robert glaubte sich berechtigt, unmittelbar mit den Mahratten im Namen des Königs von England zu unterhandeln, und der Rath weigerte sich beharrlich, in irgend einer Beziehung bei seinen Unterhandlungen in das Mittel zu treten. Die Zwistigkeiten gingen so weit, daß der Admiral, nachdem er sich in Madras am 7. Oct. 1772 segelfertig gemacht hatte, die Rehde verließ, ohne von dem Präsidenten Abschied zu nehmen, während das Fort seine Schiffe beim Absegeln nicht einmal begrüßte. Inzwischen wurde Hyder-Ally immer mächtiger. Die Zerwürfnisse benützend, die unter seinen Nachbarstaaten ausgebrochen waren, dehnte er seine Eroberungen nach allen Seiten aus.

Der Nabob von Broach erschien im Jahre 1771 in Bombay, und schloß mit der Compagnie einen Vertrag ab, dem zu Folge diese ein Comptoir in seinen Staaten errichten durfte; da er aber die Bedingungen des Vertrags nicht vollzog, so schickte der Rath eine Expedition gegen ihn, und seine Hauptstadt wurde genommen. Die Einkünfte der Stadt, die sich auf sieben Lacs beliefen, wurden unter Futty-Sing und die Compagnie vertheilt. Das Directorium von London

legte großen Werth auf die Erwerbung von Salsette, Bassein und Caranja, aber es hatte damals wenig Hoffnung, dazu zu gelangen.

Mhaderno, das Oberhaupt der Mahratten starb 1772. Ihm folgte in der Regierung sein Bruder, der im nächsten Jahre von den Parteigängern seines Oheims Ragobah ermordet wurde. Dieser griff, im Vereine mit Mhoudadji-Bhonslah den Nizam von Hyderabad an, wonach er Frieden mit ihm schloß; aber er wurde von Mhoudadji verlassen. Die Feindseligkeiten dauerten fort, und der Rath von Bombay nahm den Hafen von Ragobah.

Wir nahten uns dem Augenblicke, wo die englische Regierung endlich ihre wahre Politik enthüllte, und sich ein ausschließliches Oberaufsichtsrecht über die Compagnie anmaßte. Während diese eben von uns mitgetheilten Ereignisse in Indien vor sich gingen, waren die Angelegenheiten der Compagnie der Gegenstand ernster Verhandlungen in England. Man zeigte sich hier sehr unzufrieden darüber, daß die Compagnie die von ihr übernommene Verbindlichkeit, jährlich 400,000 Pfund Sterling zu bezahlen, nicht erfüllte. Pamphlete wurden gegen sie gedruckt und bekannt gemacht; die Verwaltung von Lord Clive war schweren Angriffen ausgesetzt. Bei diesem Stande der Dinge beschloß das Parlament, zwei Commissionen, eine geheime und eine specielle, zu Prüfung der Angelegenheiten der Compagnie zu ernennen. Die geheime Commission gab in einer Menge von Berichten eine ausführliche Darstellung über die activen und passiven Schulden, und das Vermögen der Compagnie, über den Nutzen, den sie aus ihren Grundbesitzungen zog, über die Art der Verwaltung ihrer Angelegenheiten, sowohl in Europa, als in Asien, über die Quellen ihrer Einkünfte, über die von Indien auf sie gezogenen Wechsel, und über die Kosten ihrer verschiedenen Anstalten und Niederlassungen. Die specielle Commission schien sich nur damit beschäftigen zu wollen, Lord Clive auf jede mögliche Weise anzugreifen.

Zu dieser Zeit ward der in der Folge so berühmt gewordene Warren Hastings an die Spitze der Regierung von Bengalen gestelltn Eine der ersten Angelegenheiten, die seine Aufmerksamkeit fesselte, war die, welche Muhammed-Reza-Kahn betraf. Das Verfahren Hastings und des Rathes von Calcutta in dem Processe gegen Muhammed-Reza-Kahn und Shatab-Roy, die der Veruntreuung bei ihren General-

einnahmen von Bengalen und Bahar angeklagt, und wegen Mangels an Beweisen freigesprochen wurden, erhielt die völlige Billigung des Directoriums von London.

Während man die Menschen einkerkerte, riß man stets die Länder an sich. Im Einverständnisse mit Shaouja-Caoula, ergriff ein Bataillon von den Truppen der Compagnie von Chumgur Besitz, und man kam überein, daß ihre Truppen ebenfalls in Allahabad bleiben sollten. Diese Maßregel nöthigte die Compagnie, die Gränzen zu überschreiten, auf welche ihre Operationen zu beschränken, sie sich lange Zeit entschieden hatte. Der Einfall der Mahratten hatte nur die Verheerung des Landes der Rohillas zur Folge; sie zogen sich beim Eintritte der Regenzeit wieder zurück. Wie sehr der Rath auch wünschen mochte, keinen andern Antheil an den Kriegen der Eingeborenen zu nehmen, als wozu ihn die Sicherheit der Provinzen der Compagnie nöthigen sollte, so sah er indessen doch bereits den Augenblick voraus, wo die ehrgeizigen Bestrebungen der Mahratten ihn von der Neutralität abzuweichen zwingen würden. Diese, weit entfernt, den gegen den Mogol übernommenen Verbindlichkeiten, ihn wieder in seiner Regierung festzustellen, zu entsprechen, wollten nicht einmal mit ihm die Beute der Feinde theilen, und ließen ihn sogar Mangel an den ersten Lebensbedürfnissen leiden. Uebrigens haftete auf dem Benehmen des Mogol fortwährend der Flecken der schändlichsten Falschheit. Er unterhandelte unabläßig abwechselnd mit dem Wessir, der Compagnie und den Mahratten. Die Bedingungen, die ihm die letzten auferlegten, erschienen ihm zu hart; es gelang ihm, ein Truppencorps auf die Beine zu bringen; er ließ sich in ein Treffen mit ihnen ein, wurde völlig geschlagen, und sah sich hierdurch ihrer Gnade anheim gegeben.

Die Erhebung der Einkünfte und die Verwaltung der Justiz waren wichtige Punkte, welche die Aufmerksamkeit des Rathes auf sich zogen. Wir werden weiter unten auf die Organisation kommen.

Die Ruhe des Landes war seit einigen Jahren durch zahlreiche Banden von Decoits *) gestört worden, die nicht nur die Landstraßen unsicher machten, sondern oft ganze Dörfer plünderten, wobei sie die

*) Ueber die Sitten und die sonderbare Organisation der Decoits in einem späteren Hefte des Atlas.

Häuser verbrannten, und die Einwohner niedermetzelten. Man traf die strengsten Maaßregeln, um sie auszurotten.

Das Gouvernement glaubte sich auch damit beschäftigen zu müssen, den Verordnungen mehr Kraft, und den Policeibehörden, die in einer so volkreichen Stadt, wie Calcutta, um die Ordnung zu erhalten, die äußerste Aufmerksamkeit nöthig hatten, mehr Gewalt zu verleihen. Unter den neuen Verordnungen war eine, die auf die stufenweise Aufhebung der Sclaverei abzielte.

Die Inſel Buro, eine der Gewürz-Inſeln.

(Auszug aus der Reiſe um die Welt, von R. P. Leſſon.).

Sechster Artikel.

Am 23. September legten wir in der Katſcheli-Bai, im Angeſichte eines Forts, auf welchem die holländiſche Flagge wehte, vor Anker. Katſcheli, auch Caïeli genannt, iſt der Hafen von Buro, und die Holländer unterhalten daſelbſt einen Reſidenten und einige Truppen, um ihre Herrſchaft zu behaupten. Die Corvette lag kaum auf dem Ankerplatze, als Herr von Blaſſeville zu Land zu dem holländiſchen Reſidenten geſandt wurde, um ihm die Briefe ſeines Souverains zu überbringen, welche den verſchiedenen Statthaltern der von der Krone Hollands abhängigen Colonie einſchärften, uns freundſchaftlich aufzunehmen, denn die Einfahrt in Buro iſt den verſchiedenen europäiſchen Flaggen unterſagt.

Unſer Fahrzeug hatte das Land noch nicht erreicht, als ſchon eine Pirogue ſich der Corvette näherte, und ein Sergeant Herrn Duperrey die Abſchrift von Befehlen überbrachte, welche die Regierung des Mutterlandes an den Reſidenten hatte ergehen laſſen, und wodurch uns vorgeſchrieben wurde, ſogleich wieder in die See zu ſtechen. Der Sergeant verließ uns alsbald wieder, indem er uns ſeine Botſchaft zurückließ, deren Inhalt niemand an Bord entziffern konnte, denn ſie war nicht nur ganz unleſerlich, ſondern auch in holländiſcher Sprache geſchrieben.

Die einzigen Häfen der Gewürz-Inſeln, in welchen den Seefahrern einzulaufen geſtattet iſt, wobei jedoch immer noch gewiſſe Formalitäten zu beobachten ſind, ſind die von Amboina, Ternate, Menado und von Xema. Herr Duperrey begab ſich in Uniform mit einigen Officieren zu dem Reſidenten, und nur mit der größten Schwierigkeit erhielten ſie von demſelben die Erlaubniß, einige Zeit zu Buro zu bleiben, welche der Reſident erſt dann ertheilte, als der Commandant der Coquille in einer ſchriftlichen Erklärung die unumgänglich nothwendigen Bedürfniſſe unſeres Schiffes darthat. Dieſer Reſident, Namens Cheller, ſein Secretäre, der Sergeant, und ein presbyterianiſcher Geiſtlicher, ſind die einzigen Europäer auf dieſer Inſel. Der Sergeant hatte einen Corporal und ſiebenundzwanzig Soldaten, theils Japaneſen, theils Amboiner unter ſeinen Befehlen.

Herr Cheller verſtand nur wenige Worte von unſerer Sprache, und als wir ihn an den guten Empfang erinnerten, deſſen ſich Bougainville und Entrecasteaux in ihren Werken rühmten, ſo legte er nicht den geringſten Werth darauf. Er ſchien von der Anſicht auszugehen, daß man nicht Europa verlaſſe, und in das Innere von Aſien reiſe, um einer Luftveränderung willen, oder um Muſcheln für Naturalien-Cabinette zu ſammeln, ſondern daß man in kürzeſter Zeit ſich bereichern wolle, um die gewonnenen Piaſter in ſeinem Vaterlande genußreich zu verzehren. Derſelben Anſicht huldigte Herr Cheller, als man davon ſprach, die holländiſche Flagge mit einundzwanzig Kanonenſchüſſen zu ſalutiren, welche das Fort erwiedern ſollte, denn er meinte, er wolle lieber das Pulver ſparen, als es für nichts und wieder nichts zu verbrennen. Dieſer Reſident war, als der Beſitzer einer großen Anzahl Rindvieh, ſchöner Schaafheerden, Ziegen und Geflügel, durch deſſen Hände jeder Gegenſtand an Lebensmitteln, und des auswärtigen

Handels gehen muß, ſchon ſehr reich, denn er fand ein Vergnügen daran, Herrn Gabert in ein Gemach zu führen, in welchem eine Menge kleiner Fäſſer, mit Rupien und Dollars angefüllt, umher ſtanden.

Wir wurden ſonach mit Lebensmitteln aller Art im Ueberfluſſe verſehen, die wir gegen Musketen, Zeuge, Handwerksgeräthſchaften ꝛc. einhandelten, welche der Reſident mit großem Gewinne wieder verkaufen konnte. Dieſes ausſchließliche Monopol der Reſidenten geſtattet ihnen, ſich in kurzer Zeit ſehr große Reichthümer zu erwerben, denn ihre ſchrankenloſe Authorität über die Holland unterworfenen Völker entſchlüpft ſehr leicht der Controle der höhern Behördern. Der Reſident von Buro ſteht unmittelbar unter dem Gouvernement von Amboina. Während unſeres ſpätern Aufenthaltes zu Amboina erfuhr dieſe Behörde unſern Verkehr mit dem Reſidenten, und zu Java ſagte man uns, daß einige unüberlegte Aeußerungen, die einige der Unſerigen gemacht, die Urſache ſeiner Abſetzung geweſen ſeyen. Herr Cheller hat uns, durch die Menge friſcher Lebensmittel, welche er ausgeliefert, große Dienſte erwieſen, und obgleich er einen großen Preis dafür gefordert, ſo iſt es doch ſehr zu bedauern, daß ſolche unbedeutende Kleinigkeiten die Urſache ſeiner Abſetzung ſeyn mußten.

Die Malayiſchen Chefs, welche unter einem Raja ſtehen, der ſeinerſeits dem Reſidenten unterworfen iſt, führen den Namen Orangs-Layas (Edle), oder es entſpricht vielmehr dieſer Titel dem ſpaniſchen Ausdrucke **ricos-hombres**, und ſie erhalten als ein Zeichen der Auszeichnung ihrer Macht einen Stock mit ſilbernem oder goldenem Knopfe, je nach der unter ihnen gebräuchlichen Abſtufung. Dieſe Chefs üben über ihre Mitbürger nur eine ſehr eingeſchränkte Macht aus, ſie können mit den Europäern keinen Handel treiben, noch dürfen ſie Waffen oder andere Gegenſtände, ohne die Einwilligung des Reſidenten, ſich verſchaffen. Die Holländer mußten ſuchen, einen Agenten in Buro aufzuſtellen, um die Verproviantirung ihrer verſchiedenen Garniſonen zu erleichtern, denn dieſe Inſel gilt für ſehr fruchtbar. Indem ſie Beſitz von einem einzigen Punkte dieſer Inſel nahmen, haben ſie ihren Einfluß auf einen gewiſſen Kreis beſchränkt, doch kann der Verkehr von außen mit den Einwohnern im Innern nur durch ihre Vermittlung ſtatt finden.

Das Dorf Katſcheli hat nichts beſonders Merkwürdiges, aber durch

ſein fremdartiges Anſehen gewährt es doch dem Seefahrer den Reiz der Neuheit. Einen ſehr angenehmen Anblick bieten die maleriſchen und kunſtreich erbauten Hütten dar, die da und dort mitten unter Fruchtbäumen ſtehen, und die regulären Alleen, die man nicht wohl Straßen nennen kann; zahlreiche Moſcheen, und die Race mit ihrem gelben Teint, alles, was man daſelbſt ſieht, erweckt die Erinnerung an jene orientaliſchen Landſchaften, deren Beſchreibung ſchon die Freude unſerer jungen Jahre war. Die Bai hat keinen eigentlichen Landungsplatz, und da das ſandige Ufer ſehr flach iſt, ſo kann ſich kein Fahrzeug dem feſten Lande ganz nähern, und man geht, wenn man das Land betreten will, bis an die Knie durch das Waſſer; doch nahmen wir nie unſere Matroſen zu Hilfe, um uns durch ſie auf dem Rücken tragen zu laſſen. Der Reſident machte mehr Umſtände, um zu uns zu kommen, denn als er uns eines Tages einen Beſuch abſtattete, folgte ihm eine Anzahl Malayiſcher Sclaven, die ihn in einem Palankin trugen. Unſer Verfahren war vielleicht weniger geſund, aber es förderte ſchneller.

Die Allee, welche Katſcheli in ſeiner ganzen Länge durchſchneidet, hat auf beiden Seiten Wände von Bambus, welche ein Dach von Ananas-Blättern tragen, und wodurch man ſelbſt mitten im Tage den herrlichſten Schatten daſelbſt findet. Die Häuſer ſind äußerſt reinlich gehalten, und enthalten mehre Wohnungen, aber nur wenige Meubles. Nicht weit von dem Fort iſt die Wohnung des Reſidenten, die viele Gemächer enthält, und ſo erbaut iſt, daß die Luft das Innere durchſtrömen kann, während die Fenſter geſchloſſen bleiben. Bequeme Virandas, um, wenn es regnet, darin ſpaziren zu gehen, umgeben dieſe Wohnung, zu welcher man durch eine ſehr ſchöne Allee gelangt.

Zahlreiche Bäche fließen mitten durch Katſcheli, und die Einwohner überſchreiten dieſelben auf Baumſtämmen, die nachläßig hingeworfen ſind. Jede Hütte iſt mit tropiſchen Pflanzen umgeben, die ſie den Augen verbirgt; man ſieht Kokosnußbäume, Bananen, Limonien, Citronen, Orangen, Ananas ꝛc., und die Annehmlichkeit dieſer herrlichen Wohnungen wird noch durch die Menge Moſcheen erhöht, die ſich mitten unter denſelben erheben, und deren ich zehn zählte.

Als die Officiere der Corvette das erſtemal das Land beſtiegen,

wurden sie durch eine große Anzahl neugieriger Männer und Kinder umringt, die Frauen entzogen sich jedoch ihren Blicken. Die Einwohner, welche uns in der Nähe ihrer Wohnungen begegneten, schrien aus Leibeskräften, wahrscheinlich um dieses ohne Zweifel furchtsame Geschlecht zur Flucht zu veranlassen, das sich jedoch überall gerne an die Huldigungen der Männer gewöhnt; auch die Malayischen Frauen wurden, trotz der Strenge der muselmännischen Lehren, bald so vertraut, daß sie längere Unterhaltungen nicht mehr fürchteten. Vielleicht gab die gute Aufführung der Schiffsmannschaft den Malayen genügende Sicherheit, die während der ersten Zeit unseres Aufenthalts äußerst bedenklich waren, und später nicht mehr unzufrieden über unsere Besuche schienen.

Die Frau ist bei den Malayen nur ein Wesen untergeordneter Art, das der Gatte kauft, und mit völliger Verachtung behandelt; sie ist für ihn nur eine Magd für das Hauswesen oder den Feldbau, und so entspringt auch seine Eifersucht nicht aus der Liebe, sondern nur aus dem Besitze, in dem der Herr über seinen Sclaven ist, und diese Eifersucht dehnt sich in diesem Sinne selbst auf das Vieh aus. Alle Frauen, welche ich in Katscheli zu sehen Gelegenheit hatte, hatten ein ernstes und trauriges Aussehen. Wenn sie die Wohnung verlassen, gehen sie mit niedergeschlagenen Augen, und halten an, um den Männern den Vortritt zu lassen; nie sah ich ein freundliches Lächeln auf ihren Lippen schweben.

Die Bevölkerung von Katscheli beträgt ungefähr achtzehnhundert Einwohner; Malayen wohnen ungefähr dreitausend im Dorfe, und an den Ufern des Meeres; und die ganze Bevölkerung der Insel wird, nach der Aussage des Residenten, auf ungefähr dreißigtausend Seelen geschätzt. Letztere Annahme ruht jedoch durchaus auf keinem festen Grunde, denn man weiß noch von den Halaforen, die im Innern des Landes wohnen, wenig Verbindung pflegen, und noch ganz wilde Sitten haben, sehr wenig. Die Malayen nennen diese Bewohner Papuer, und fürchten deren Einfälle sehr, auch sind die entferntesten Wohnungen, welche das Fort nicht mehr beschützen kann, durch ein ausgedehntes System von Fallen geschützt.

Diese Papuer, namentlich aber die von Embarbakene, die kühnsten und unternehmendsten Neger von Neu-Guinea, wählen meistens die Nacht zu ihren Ueberfällen, welche die Dunkelheit begünstigen muß, und wobei

sie dann Frauen und Männer aufheben, um sie in eine harte Sclaverei zu führen. Um sich gegen die feindlichen Besuche zu schützen, sind alle Stellen, wo die Piroguen leicht landen können, mit Gras angepflanzt, das die Höhe eines Fußes und mehr erreicht, und mit größter Sorgfalt cultivirt wird, und unter dieser grünen Decke befinden sich große Löcher, mit Palmenblättern bedeckt, die ein dünnes Lager von Sand und Gras tragen. In der Tiefe dieser Löcher sind am Feuer gehärtete Bambus mit scharfen Klingen aufgerichtet, und außerdem sind noch in dem Grase scharfe Spitzen versteckt. Man sieht somit wohl ein, daß die durchaus nackten Papuer, wenn sie auch in der größten Stille landen, durch diese sinnreichen Mittel der Vertheidigung die größten Hindernisse in ihrem Fortschreiten finden, und daß sie sich entweder die Füße schwer verwunden, oder in die Löcher stürzen, wo sie gleichsam in lauter Messer fallen. Bei einem meiner Ausflüge war ich eben im Begriffe, die Grenze dieser Fallen zu überschreiten, als mehre Eingeborene, die mich glücklicherweise begleiteten, sich plötzlich auf mich stürzten, und mich zurückzogen, und ohne diese Gefahr würde ich auch das Geheimniß dieses Vertheidigungsmittels nicht erfahren haben.

Die Malayen in Katscheli sind von kleinem Wuchse, aber sehr proportionirt gebaut; die elegantesten tragen einen doppelten Sarang, von sehr glänzender, gewebter Leinwand, und um ihren Kopf einen Turban. Das Volk würde nackt gehen, ohne eine Art enger, sehr kurzer Beinkleider, die bei weitem nicht bis an die Kniee reichen; was die Orangs-Cayas betrifft, so tragen sie eine Tunica von gemalter Leinwand mit großen Blumen, die bis an den Knöchel reicht, und Sandalen an den Füßen; ferner einen sehr sorgfältig gepflegten Schnurrbart, und ein kleines Bärtchen am Kinn.

Ohne Ausnahme haben Männer und Frauen immer Betel im Munde, der ihnen den Speichel blutroth färbt, und die Zähne auf eine Art verdirbt, daß sie meistens nur wie Stümpfe aussehen; aber bei diesen Völkern würden die Zähne von so reinem und herrlichem Email, wie wir es in Europa so sehr lieben, diese weißen Zähne, die unsere Dichter mit Perlen vergleichen, wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Hundezähnen widrig erscheinen, und sie halten sie nicht für würdig, den Mund einer Malayin, die auf Schönheit Anspruch macht, zu zieren. Die, wegen ihres kleinen Wuchses bemerkenswerthen Frauenzimmer haben gegen das zwölfte und fünfzehnte Jahr anmuthige Formen und

geschmeidige Bewegungen, aber sie verblühen bald in Folge der Arbeiten, denen sie ausgesetzt sind, und ihr Gesicht wird sehr schnell häßlich; und wenn sie zwanzig Jahre zurückgelegt haben, sehen sie schon wie alte Weiber aus. Ihr größter Reiz sind ihre Haare, von bewundernswerther schwarzer Farbe, die sie auf dem Kopfe zusammenbinden, und in welchen sie oft Blumen tragen.

Ihre Kleidung besteht gemeiniglich in einem Sarang von gemalter Leinwand, über welchen sie ein enge anliegendes, schwarzes Kamisol tragen. Ich blieb einmal mehre Stunden lang mitten unter allen Frauen und Mädchen von Katscheli, und war sehr erstaunt, sie alle beschäftigt zu sehen, einen feinen und trockenen Sand in Weidenkörbe zu füllen, die sie auf dem Rücken in das Dorf trugen, wo sie ihre Last abluden, und mit lebhaftem Eifer zu derselben Arbeit zurückkehrten. Dieses Geschäft, das sie mit sichtbarer Freude vollzogen, war ein religiöses, denn dieser Sand hatte die Bestimmung, an dem großen muhammedanischen Feste, das in wenigen Tagen stattfinden sollte, den Boden der Moscheen zu bedecken.

Ich trat an diesem Tage in eine Hütte ein, und es wurde mir ein solch' guter Empfang zu Theil, daß ich die gastfreundlichen Gebräuche dieser Völker nicht genug rühmen kann; und hoch erfreut über diese, meine erste Aufnahme kehrte ich auf die Corvette zurück. Ich hatte kaum unser Schiff wieder erreicht, als der holländische Resident in einem Boote gegen dasselbe fuhr, das zahlreiche Sclaven ruderten. Herr Cheller, begleitet von Herrn Hansen, seinem Secretair, und dem presbyterianischen Prediger, brüstete sich unter einem Zelte, das den ganzen Hintertheil des Schiffes ausfüllte; Musikanten, auf dem Vordertheile aufgestellt, schlugen nach Malayischem Gebrauche das „Tiffa", eine Art Trommel, und das „Gomgond", eine metallene Pauke.

Als diese Herren die Corvette wieder verließen, salutirte man sie mit fünf Kanonenschüssen, und um diese Artigkeit zu erwiedern, fuhr Herr Cheller um die Corvette herum, wobei seine Musiker einen Lärm machten, daß Taube hätten darüber erschrecken können. Im Augenblicke, wo der Resident das Land bestieg, wurde dasselbe durch Harzfackeln von Canarienbäumen beleuchtet, und dieser König von Buro ließ sich in einem Palankin in seine Residenz tragen. Gewiß ist unter allen Stellungen, die ein Mensch von Kopf und Herz, in Diensten unserer alten, abgelebten Staaten Europas einnehmen kann, keine

angenehmer, und ich habe Herrn Cheller sehr beneidet, gewiß nicht, weil er Rupien anhäufen kann, sondern nur um mit Leichtigkeit in einer solch' bewandernswerthen Stellung die Ereigniſſe dieſer herrlichen, und faſt noch unbekannten Länder zu ſtudiren.

Die Luft war ſo heiter und rein, daß ich auf dem Verdeck blieb, um die ſchöne Nacht zu genießen, und meinen Gedanken nachzuhängen, aber dieſe ganze Nacht tönte das Riffa und das Gomgond vom Ufer herüber, und dieſe barbariſchen Töne erweckten in mir düſtere Gedanken. Welch ein geiſtloſes Leben führen doch dieſe armen Malayen; den Tag über ſchlafen ſie, oder hängen dem Müßiggange nach, was ſie als ihr höchſtes Glück anſehen, und die Nacht bringen ſie, bei dem Lärmen teufliſcher Inſtrumente, mit Spielen und Tanzen zu. Während der ganzen Dauer unſeres Aufenthaltes hörten wir auch in der That jede Nacht dieſe Muſik, die das Signal ihrer Vergnügungen war, und wobei Fackeln das dunkle Grün lebhaft beleuchteten, und eine Scene erhellten, die indeſſen durch ihre Neuheit auch ihre Reize hatte.

In einer Unterredung, die ich mit Herrn Wakanno, dem presbyterianiſchen Geiſtlichen hatte, der ein Pole war, und in Mittau erzogen wurde, geſtand mir derſelbe, daß ſeine Verſuche, die Muſelmänner zur chriſtlichen Religion zu bekehren, bis jetzt ohne Erfolg geweſen ſeyen. Die Malayen halten, dieß iſt nicht zu läugnen, feſt an ihrem Cultus, und ihre Inbrunſt iſt beiſpiellos; wir wohnten den Ceremonien ihrer Moſcheen bei, und aus den Details, die ich hierüber mittheilen kann, wird der Leſer erſehen, daß ſie eine ſonderbare Miſchung von Luxus und orientaliſcher Pracht, verbunden mit dem wenigen wirklichen Reichthum dieſer Völker darbieten, die nur in verdorbenen Gebräuchen den Islamismus ausüben, denn der Raja und einige Orangs-Cayas ſind die einzigen, welche im Stande ſind, den arabiſchen Text des Korans zu leſen.

Am 27. fand eine große religiöſe Ceremonie ſtatt, die unſere ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Vom frühen Morgen an ſchmückte eine emſige Menge die Moſcheen, wozu Palmengewinde, Fähnchen, Blumen und Laub verwendet wurden. Der Tag wurde dem Geſange und dem Gebete, und die Nacht dem Vergnügen gewidmet. Nach Untergang der Sonne fand in ganz Katſcheli eine allgemeine Illumination ſtatt, und

vor jeder Moschee befand sich ein, eigens hiezu bereiteter Raum, der zum Tanzen diente, wozu die, im Innern der Moschee selbst aufgestellte Musik aufspielte. Mit behaglicher Neugier folgte ich den verschiedenen Gebräuchen eines ganz sinnbildlichen Ceremoniels, das für mich ebenso interessant durch seine Fremdartigkeit, als unverständlich durch seine Wandlungen war, welchen diese Völker einen mystischen Sinn unterlegen. Fünf junge Mädchen in sonderbaren, aber anscheinend reichen Kleidungen, traten, von ihren Müttern geführt, in den Tanzsaal, worauf unmittelbar fünf junge Malayen in langen Tuniken erschienen, und sich vor sie hin stellten; nun begann der Tanz, wenn man die außerordentlich langsamen Bewegungen dieser Figuranten so nennen kann, denn es war eigentlich mehr eine Art Pantomime, wo Tänzer und Tänzerinnen, auf den Fußspitzen stehend, sich auf einen kleinen Wechsel der Stellungen, auf kurze Kniebeugungen, auf Armbewegungen, und auf Klatschen mit den Händen, und Knallen mit den Fingern beschränkten. Die jungen Mädchen trugen an der Stirne, an den Wangen und dem Kinn Schönpflästerchen von sehr hellrother Farbe, und von der Größe eines Frankenstücks, aber ihr trauriges, oder wenigstens sehr ernstes Aussehen, ihre niedergeschlagenen, und meistens hinter einem Fächer von vergoldetem Holze verborgenen Augen ließen schließen, daß sie wenigstens den Schein der Bescheidenheit annehmen wollten.

Von fünf zu fünf Minuten kamen andere Paare, welche die Tanzenden ablös'ten, und machten dieselben, gleichförmigen und langweiligen Bewegungen, ohne sich die geringste Abwechs'lung zu erlauben. Alle diese Tänzerinnen trugen ungefähr das gleiche Costüme; sie erschienen bloßen Kopfes, und ihre sehr schönen, rabenschwarzen Haare waren gescheitelt, und bildeten zwei große Locken an den Schläfen, in denen sie solche Blumen trugen, die bei den Malayen die Bedeutung der Trauer haben; ein großer Schildkrötenkamm hielt die übrigen Locken auf dem Kopfe zusammen, und eine lange, goldene Nadel, nach römischer Façon, vollendete ihren Kopfputz. Ein weißer Sarong in Form einer Tunika, mit breiten, silbernen Borten besetzt, und an den Schultern eine Art Meßgewand, denn so allein kann ich dieses Kleidungsstück nennen, das ebenfalls sehr reich aussah, machte ihre Bekleidung aus. An den nackten Füßen trugen sie zierliche indianische Sandalen, in der rechten Hand führten sie den Fächer, und die linke hielt ein feines Tuch, das mit Silber gestickt war. Die Einwohner

von Katscheli bieten Alles auf, um ihre Frauen bei solchen Festen würdig erscheinen zu lassen, und der Lahn und das Flittergold, das diese armen Leute hiebei aufwenden, verursacht ihnen, im Verhältnisse zu ihren Mitteln, sehr große Ausgaben. In dem sonderbaren Ceremoniel erkennt man leicht eine Mischung des Hindu-Glaubens, vereint mit den luxuriösen, mongolischen Gebräuchen, und dem Ritus des Islamismus.

Ein alter Orang-Caya, neben welchem ich saß, und dessen Gefälligkeit keine Gränzen fand, erklärte mir lang und breit den religiösen Sinn der Ceremonie, den ich vergebens zu erforschen strebte. Wir feiern, sagte er, den Tod und die Auferstehung des Propheten, und diese Frauen, die das Gepräge der Trauer an sich tragen, stellen seine Wittwen vor; ihre Freude wird sich kund geben, wenn der göttliche Muhammed zum ewigen Leben ersteht, aber die Stunde ist noch nicht gekommen; kommt, sagte er zu mir, und der alte Orang-Caya führte mich zur Pforte der Moschee. Ich sah auf einer mit Zeugen bedeckten Erhöhung, die ein Todtenbett vorstellte, einen Priester liegen, der die Rolle Muhammeds übernommen hatte, und mit geschlossenen Augen da lag, während Trauergesänge um ihn ertönten. Es war acht Uhr Abends, und erst Morgens um drei Uhr durfte er ein Lebenszeichen von sich geben, und auferstehen, indem man ihn mit Seilen bis an die Decken der Moschee zog, wo er sich in einem strahlenden Lichte zeigte, und dann wieder zur Erde zurückkehrte. Dieß war eine Anspielung auf den Gabriel, der Muhammed gen Himmel führte, nachdem er drei Tage nach seinem Tode auferweckt worden war. Nach inbrünstigen Gebeten trat ein allgemeiner Jubel ein, und der Uyum, so nennt man den, der die Rolle Muhammeds übernimmt, begab sich, indem er das Fasten brach, zu einem der bezeichneten Orangs-Cayas, wo sich die Gläubigen an einer guten Mahlzeit erfreuten.

Alle jungen Leute und erwachsenen Männer müssen an dem vorhin erwähnten Tanze Theil nehmen, der bei den zwei lärmendsten Instrumenten der Welt, dem Gomgond und dem Riffa, vollführt wird; aber die Greise, deren Beine bei diesem Feste, dem Koran zum Trotze, ihre Dienste versagen, sitzen auf hohen Stühlen im Kreise umher, kauen Betel, und rauchen Opium.

Die Malayen waren über unsere Anwesenheit bei dem Feste sehr erfreut, und führten uns in den, für die begünstigte Classe bestimmten

Speisesaal, wo Alles sehr zweckmäßig angeordnet war. Zahlreiche Gäste drängten sich bald an eine große, mit kleinen chinesischen Porcellain-Tellern reichlich bedeckte Tafel, wovon jeder ein anderes Gericht enthielt. Diese kleinen Teller, welche für die erdichteten Mahlzeiten der Kinderpuppen bestimmt scheinen, sind vor jedem Gaste im Ueberflusse aufgestellt. Das Auge folgt mit Vergnügen diesem Liliputer Tafelgeschirr, das mit der strengsten Symmetrie vertheilt ist, und auf welchem sich kleine Pyramiden von in Wasser gekochtem Reiß, von Gemüssen, eben so verschiedenes, als sonderbares Backwerk und Confect aller Art befinden. Die verschiedenen Früchte des Aequators bildeten gleichfalls einen sehr reichlichen Nachtisch, lockender jedoch noch für das Auge, als für den Gaumen, einige wenige ausgenommen. Cristallene Gefäße enthielten reines Wasser, als allgemeines Getränke, denn einige Gläser mit einer weißen Flüssigkeit, genannt Sago-Geist, der im Koran nicht wörtlich verboten ist, wurde erst am Schlusse der Mahlzeit mit schicklicher Sparsamkeit vertheilt. Ich konnte mir jetzt eine Idee von dem Sensualismus der malayischen Küche machen, welche später andere Mahlzeiten mir bestätigten. Der Gebrauch des Opiums, des Betels und der Einfluß des Clima's heben fast alle Verdauungsthätigkeit auf, die sie durchaus schwächen, und erklären das geringe Bedürfniß kräftiger Nahrungsmittel dieser Race, welche dagegen eine Menge Zucker- und Backwerk verzehrt, denn die Verschiedenheit der Leckerbissen, zu denen Zucker genommen wird, geht in's Unendliche. Die ganze Nacht verfloß so bei Tanz, Gesang und Schmauß, aber alles trug das Gepräge des Ernstes und der Trauer, und die Speisen schienen mehr zur Schau aufgestellt, als zum Essen bestimmt zu seyn. Den folgenden Tag war Freude und Leben unter der ganzen Bevölkerung; Muhammed war auferstanden. Indessen war ihr Tanz weder heiterer, noch ihre Musik harmonischer, nur die Gäste, welche an kleinen Tischen in jeder der Moscheen saßen, ließen es sich besser schmecken, als Abends zuvor. Nach Sonnenuntergang brachte man die Moscheen in Ordnung, und Alles nahm wieder seinen gewohnten Gang.

Die Matrosen der Corvette würden sich mit den Delicatessen der Malayen nicht begnügt haben, ihr kräftiger Magen forderte solidere Speise; man kaufte Wildpret, und dieses schmackhafte Fleisch schien ihnen sehr zu behagen. Geflügel und Eier waren in Menge vorhanden; hierzu füge man noch Reis, Fische, Gemüse und Früchte, und man wird finden, daß Kascheli als ein vortrefflicher Aufenthaltsort anzu-

sehen ist. Cocosnüsse, Bananen, Limonen, Citronen, Orangen, Ananas und Sago findet man im Ueberflusse, europäische Gemüse dagegen hat nur die Garnison einige wenige gepflanzt, und nicht ohne lebhaftes Vergnügen genossen wir nach langer Entbehrung einmal wieder Lattich, Kohl und Zwiebeln, alles in frischem Zustande.

Am 28. ging ich, trotz der sehr großen Hitze, auf die Jagd. Ich folgte der durch das Dorf gehenden Allee, die sich ungefähr zwei Meilen weit erstreckt, und gelangte an die Ufer eines Flusses, der in hohen Bergen entspringt, und hier durch die Ebene fließt. Der angeschwemmte Boden dieses Theils der Insel ist sehr holzreich, enge Fußpfade durchschneiden den halbausgetrockneten Boden, welcher mit Sagobäumen angepflanzt ist.

Ich fand diesen Ort äußerst angenehm, denn unter dem Schatten der Bäume murmelten liebliche Bäche, und bildeten tausend Krümmungen, und lebhaft gefärbte Schmetterlinge ruhten auf den zahlreichen Blumen, welche die Ufer schmückten. Auf jedem Fußpfade liefen Eidechsen, mit azurnem Schwanze und goldenen Ringen über den Körper. Kinder begleiteten mich auf diesem lieblichen Spaziergange, und machten mich da, wo meine Augen nicht zureichten, auf ein Insect oder ein anderes Thier aufmerksam, obgleich ich ein sehr gutes Gesicht habe. Ihrer Gewohnheit gemäß, gingen sie nackt, und nur ihre Haare waren mit Baumbast zusammengebunden, und fielen in niedlichen Locken auf die Stirne. Sie waren sehr lebhaft und heiter, und ich erhöhte ihre Fröhlichkeit sehr, wenn ich eine Eidechse oder eine Schnecke mit Sorgfalt aufbewahrte, Reptilien oder Vögeln nachlief, oder einen Stein zerschlug, und Stückchen zu mir steckte, kurz, wenn ich nach ihren Begriffen einen lächerlichen Werth auf Dinge legte, die sie nicht zu beachten gewohnt waren.

Unter meinen heitern und lärmenden Begleitern bemerkte ich ein Kind, ungefähr von vierzehn Jahren, von ziemlich weißer Farbe, von sehr feinen und jenen interessanten Gesichtszügen, die schon durch ihren geistreichen Ausdruck für sich einnehmen. Dieser Knabe war, was er mir mit Stolz sagte, der Sohn des Residenten und einer Sclavin, was mir später von andern Personen auch bestätigt wurde. Man knüpft bei diesen Völkern durchaus keinen unehrenhaften Begriff an dergleichen Geburten.

Dieser reizende Ort war von Papagaien mit dem reichsten Gefieder, von Kakadus mit gelber Haube, und Insecten aller Art belebt.

Ein Orang-Caya, der vor seiner eleganten Hütte saß, lud mich ein, bei ihm auszuruhen. Diese Wohnung bestand aus mehren hübschen Zimmern und einem prächtigen Saale. Im ersten mochten sich seine Frauen befinden, denn ich bekam keine zu Gesicht, dagegen ließ er es an Gastfreundschaft durchaus nicht fehlen, denn er bewirthete mich mit Cocosnüssen und Zuckerwerk, und wollte mich nöthigen, Hühner mit auf das Schiff zu nehmen, und nur mit großer Mühe konnte ich diese sonderbare Artigkeit ablehnen.

Mit einigen Kleinigkeiten und mit europäischen Seidewaaren machte ich seinen Kindern eine außerordentliche Freude, ihn selbst aber gelüstete es nach meiner Doppelflinte, und ohne weitere Umstände machte er mir das Anerbieten, sie ihm für hundert schwere Piasters abzutreten; es war dieß ein gewöhnliches Gewehr, das mich fünfzig Gulden gekostet hatte, das aber viele theurere Waffen, die ich mir angeschafft hatte, an Güte übertraf, und da unsere Reise noch von langer Dauer war, so konnte ich es unmöglich entbehren, und somit auch seine Wünsche nicht erfüllen, obgleich er alle mögliche Mittel aufbot, mich hierzu zu überreden. Endlich bat er mich dringend, über seinen Vorschlag ein tiefes Stillschweigen zu beobachten, denn die Holländer sehen mit Strenge darauf, daß sich die Eingeborenen keine Waffen verschaffen, und nehmen hierbei auf den Rang keine Rücksicht; doch dieser Malaye war nicht der einzige, der dieses Verbot zu umgehen suchte, denn auch andere Personen, und selbst der Raja, machten ähnliche Versuche.

Als ich mich dem Dorfe näherte, boten mir einige Malayen lebendige Vögel an. Es waren dieß Kakadus, Carris und andere Papagaien. Diese Carris sind bewundernswerthe kleine Papagaien, die mit größter Leichtigkeit pfeifen lernen, die aber selten sprechen, obgleich sie äußerst zahm zu machen sind; sie haben einen raschen Gang, und sind sehr lebhaft; ihr Geschrei ist scharf und schneidend, ihr Auge lebhaft und von schöner Form, und die Farben ihres Gefieders könnten nicht schöner seyn; ihre Flügel sind smaragdgrün und oben azur, die untern Federn sind carmoisinroth; ein goldener Ring geht um die Brust, ihr Vorderkopf ist schwarz, und geht gegen den Hals in's Violette über. Ihr Schnabel ist kirschroth.

Ich widmete einige Stunde dem Besuche mehrer Häuser des Dorfes, die mir alle reinlich gehalten schienen, und deren Umgebung mit Pissang, Areka-Brodbäumen u. s. w. bepflanzt war. Die Frauen verbargen sich bei meiner Annäherung in den für sie bestimmten Ge-

mächern, und die kleinen Kinder weinten bei dem Anblicke meines weißen Gesichtes, als wäre ich ein Popanz, der sie holen wollte. Im Allgemeinen schienen mir die kleinen Mädchen kühner, als die Knaben. Ueberall fand ich die Besitzer dieser Wohnungen sitzend oder liegend, und in solch' sorglosem und behaglichem Zustande verfließt ihr Leben. Nach dem ersten Augenblicke, wo mein unerwartetes Erscheinen die Familie beunruhigt hatte, gewann die Neugierde bei den verschiedenen Mitgliedern die Oberhand, und die Frauen, so schnell in der Flucht, zeigten sich nicht weniger eifrig zur Rückkehr. Die Malayen sind im Innern ihrer Wohnungen mit einem einfachen Sarong bekleidet, eine Kleidung, die den Körper verhüllt, aber doch die Umrisse sehen läßt. Die jungen Leute trugen nichts als eine schmale Schärpe, in welcher ein langes, in einer hölzernen Scheide befindliches Messer steckte. Fast in allen Wohnungen, die ich besuchte, begegnete ich alten Personen beiderlei Geschlechts; das Clima zu Buro ist gesund, und langes Leben daselbst sehr gewöhnlich. Die Greise sind für die Malayen ein Gegenstand tiefer Ehrfurcht, der ruhige und leidenschaftlose Ausdruck ihres Gesichtes ist voll Würde. Ich wurde von dem obersten Muphti, dessen Aussehen äußerst imposant ist, sehr gut empfangen. Ein langer, schneeweißer Bart, der auf die Tunika herabfiel, gab seinem ernsten Gesichte ein ungewöhnlich edles Gepräge; sein Haupt war mit einer feinen, geflochtenen Mütze bedeckt, während die andern Malayen chinesische Hüte aus Pandanus-Blättern tragen, seine Fußbekleidung bestand aus hölzernen Sohlen, nach Art der Sandalen befestigt; sein Gang war ruhig, sein Gespräch ernst, sein Andachtseifer inbrünstig. Unsere europäischen Greise würden sicher neben den ernsten, würdigen Greisen in den meisten Gegenden des Orients, welche das ihrem Alter Schickliche nie aus den Augen setzen, eine schlechte Rolle spielen. Der Einfluß dieses Priesters auf seine Religionsverwandten ruhte auf dem festesten Grunde, in ihren Augen hatten seine Worte so viel Gewicht, als das geschriebene Gesetz. Seiner Gefälligkeit verdanke ich einige Details über die Sitten und Gewohnheiten des Landes, die mich interessirten. Er versicherte mich, daß er, wie alle andern Orangs-Cayas, nur eine Frau habe; was das Volk betrifft, so erlaubt diesem ohnedieß sein geringer Wohlstand nicht, das muhammedanische Gesetz buchstäblich zu befolgen, das dem Mann vier Frauen gestattet, wobei jeder immer noch so viele Beischläferinnen halten kann, als er zu ernähren im Stande ist. Zahlreiche Ceremonien werden bei einer Verheirathung beobachtet, die in der Regel sehr frühzeitig stattfindet, denn

im zwölften Jahre sind die Mädchen mannbar, werden im vierzehnten oder fünfzehnten Jahre Mütter, und sind im dreißigsten anerkannt alte Frauen. Die Malayinnen erfüllen dessen ungeachtet ihre Mutterpflichten, und behandeln ihre Kinder in den ersten Jahren mit der zartesten Sorgfalt. Ihr kleiner Wuchs ist mir besonders aufgefallen, aber sie ersetzen diesen Mangel an Schönheit durch anmuthige Proportionen, und die jungen Mädchen hätten mir noch besser gefallen, wenn sie nicht die üble Gewohnheit hätten, Betel zu kauen, wobei sie auch hierin den Männern nachahmen, daß sie, wenn sie sprechen, denselben im Mundwinkel zwischen den Zähnen behalten. Diese schwarzen Zähne und dieser rothe Saft gewähren einen sehr widrigen Anblick. Ich wurde in den meisten Wohnungen, in die ich mich begab, mit wahrer Herzlichkeit aufgenommen, doch muß ich beifügen, daß mehre Eigenthümer mir ihren Wunsch zu erkennen gaben, farbige Trinkgläser zu erhalten, die sie sehr hoch anschlugen, und von denen sie wußten, daß ich reichlich damit versehen sey. An der Hauptthüre stehen Verse aus dem Koran in arabischer Schrift; obgleich ihr Muhammedanismus sich nicht rein erhalten hat, so hängen sie doch demselben mit größtem Eifer an, und vergebens hat Herr Wakanno seine Anstrengungen verdoppelt, um einige Seelen für den protestantischen Glauben zu gewinnen; umsonst hat er sich bemüht, die Kinder lesen und schreiben zu lehren, um die Keime des Christenthums in ihre jungen Seelen zu pflanzen; seine Anstrengungen blieben unfruchtbar. Die hinter der Wohnung des Residenten erbaute Kirche ist stets leer, oder wird wenigstens nur von einer sehr kleinen Anzahl Andächtiger besucht, und der Geistliche predigt so zu sagen leeren Wänden.

Die Bevölkerung von Katscheli besitzt indessen, trotz ihres guten Naturells, wie sich solches wenigstens nach flüchtigen Beobachtungen herausstellt, einen Fehler, der noch auf viele andere schließen läßt: dieselbe ist nämlich dem Diebstahl ergeben. Wie oft begegnete es mir bei meinen Spaziergängen, wo ich von Eingeborenen umgeben war, daß ich einen Gegenstand fallen ließ, den ich nachher nicht mehr finden konnte! Und diese Diebstähle begehen sie mit Hilfe ihrer Füße; ihre beweglichen Zehen ergreifen mit der größten Gewandheit einen Gegenstand, selbst wenn es nur eine Münze ist, und werfen denselben plötzlich in die Höhe der Hand. Bei dieser schnellen Bewegungen geht der Gegenstand, dessen sie sich bemächtigt haben, so rasch von Hand zu Hand, daß der gewandteste Taschenspieler in Europa sie hierin nicht übertreffen würde.

Beide Geschlechter haben die Gewohnheit, täglich zu baden; die Männer gebrauchen den Tag über zahlreiche Abwaschungen, die Frauen baden sich Morgens vor Sonnenaufgang in den um das Dorf fließenden Bächen, und die Zugänge zu diesen Badeplätzen werden von ihren Männern nnd Kindern sorgfältig bewacht. Wenn sie gebadet haben, so parfümiren sie ihre Haare mit Essenzen, für welche sie leidenschaftlich eingenommen sind, und salben sich den Körper mit wohlriechend gemachtem Cocosnuß-Oel ein.

Bei dem Raja von Katscheli fand ich eine außerordentlich gute Aufnahme. Er war ein Mann von kleinem Wuchse, kaum dreißig Jahre alt, mager, von ärmlichem Ansehen, und trug keine andere Auszeichnung, als den Stock mit goldenem Knopfe, denn sein Aeußeres war sehr vernachläßigt. Die Malayen verachteten ihn wegen seiner übertriebenen Unterwürfigkeit gegen den holländischen Agenten, und wegen seiner Habsucht, aus Herzensgrunde. Seine Haupteinnahmen verschaffte ihm der Handel mit Cajaputöl, dessen Monopol er mit Herrn Cheller theilt. Dieses Erzeugniß ist für beide, durch den hohen Ruf, den es sich in allen westlichen Inseln und selbst in China erworben hat, eine reichliche Einnahmsquelle, denn das Oel von Buro gilt für das beste von allen Gewürz-Inseln, und der Handel mit demselben ist beträchtlich. Ich kaufte einige Flaschen, um zwei schwere Piaster die Bouteille, bei einem Chinesen, der diese Waare für Rechnung des Raja verkauft. Dieser Chinese war, wie alle seiner Race, der verschmitzteste Kaufmann, den man sich nur denken kann, und er und seinesgleichen haben in meinen Augen den Stamm Judas wieder zu Ehren gebracht, dessen Ehrlichkeit man, in Vergleichung mit diesen Kindern des himmlischen Reiches, nicht genug hochachten kann. Nachdem dieser Chinese mir alle die Wundereigenschaften seines Cajaputöls mit komischer Uebertreibung gerühmt hatte, forderte er, indem er mit den Augen blinzelte, sechs Piaster für die Flasche, und so wie er auf meinem Gesichte den festen Entschluß las, ihm den geforderten Preis nicht zu geben, so ging er nach und nach in seinen Forderungen herunter.

Dem Cajaputöl schreiben alle Malayen die bewundernswürdigsten Eigenschaften zu; Eigenschaften, welche die auf den Gewürz-Inseln wohnenden Europäer blindlings als wahr angenommen haben. Man gebraucht es zum Einreiben als ein vortreffliches Mittel gegen rheumatische Schmerzen, und gegen Lähmung. Für innerliche Krankheiten

nimmt man einige Tropfen im Waſſer, und dieſe Miſchung erweckt die ſchönſten Hoffnungen in der Seele des Sterbenden, und beruhigt ſeine Familie. Dieſes Wundermittel hat allerdings eine kräftige Wirkung, die der des Aethers gleicht, aber es hat keinen Vorzug vor dem Terpentin, dem es in chemiſcher und phyſiſcher Beziehung auffallend gleichkommt.

Am 1. October verließen wir Katſcheli, um nach der Inſel Amboina zu ſegeln.

Feuilleton.

Vermiſchtes.

Eine Kindsmörderin in Algier.

Seit der Eroberung Algiers durch die Franzoſen iſt bis jetzt ein einziger Kindsmord und zwar in Oran vorgekommen, die näheren Umſtände die dieſes Verbrechen begleitet, und die ziemlich laxen Grundſätze, welche die Mauren hinſichtlich deſſelben zu haben ſcheinen, machen den Fall intereſſant.

Am 20. September 1838 hörten die Eheleute Palermo, die im Hauſe einer mauriſchen Familie zur Miethe wohnten, in früher Morgenſtunde Kindergeſchrei, ſie ſtanden auf, öffneten leiſe die Thüre und ſahen den Mauren Hadj Aly und ſeine Frau Kadaudja auf den Brunnen im Hofe zueilen. Der Maure hob den Deckel, der auf dem ungefähr fünfundvierzig Fuß tiefen Brunnen lag, und ſeine Frau warf etwas hinein, das die Lauſchenden nicht deutlich unterſcheiden konnten, das aber, aus dem Geſchrei zu ſchließen, das ſie hörten, ein Kind ſeyn mußte. Sie wurden in dieſer Meinung noch beſtärkt, als ſie die Frau Kadaudja im Hofe blutiges Zeug auswaſchen ſahen. Die Polizei, der von Palermo's alsbald Anzeige gemacht worden war, begab ſich ſo ſchnell als möglich an Ort und Stelle, und es ward aus dem Brunnen ein neugebornes, lebensfähiges Kind gezogen, nur bemerkte man an ſeinem Körper einige Contuſionen, die aber offenbar durch den Sturz in den Brunnen herbeigeführt worden. Der Brunnen war waſſerleer und das

Kind fiel auf einen thonigen Boden; doch lebte es nur noch einige Tage. Der franzöſiſche Gerichtsbeamte (**juge d' instruction**) der die Nachſuchungen leitete, vernahm auf der Stelle Hadj Aly und ſeine Frau, die beide erklärten, ſie wüßten nicht, daß ihre Tochter Fathma ein Kind geboren habe. Fathma ſelbſt aber erklärte, ſie ſey niedergekommen, und ſie habe ihr Kind in den Brunnen geworfen. „Mich dauerte das arme Kind ſehr," ſagte ſie, „aber ich hatte den Tod zu fürchten, den mir meine Aeltern gewiß gegeben hätten, und wozu ſie nach muſelmänniſchem Geſetz und Herkommen wohl berechtigt waren."

Da es ſich um ein Verbrechen handelte, das von Eingebornen an einem Eingebornen begangen war, wurde die fernere Unterſuchung in Gemäßheit einer Königl. Verordnung vom 10. Auguſt 1834, dem Kadi von Oran übergeben. Die Midjelehs (Gelehrten und Geſetzkundigen des Ortes) verſammelten ſich zur Berathung, und erließen nach langer Erwägung folgenden Urtheilsſpruch:

Ehre ſey Gott und Muhammed ſeinem Propheten u. ſ. w. In Anbetracht, daß das Mädchen Fathma ihr Geſtändniß in Gegenwart der Midjelehs, beſtehend aus dem Muphti, dem Kadi und den Adouls gemacht hat, in Anbetracht ferner: daß, wenn ein Geſtändniß im Beiſeyn des Kadis und der Adouls abgelegt worden iſt, kein Gewicht weiter auf Geſtändniſſe gelegt wird, die anderswo gemacht worden ſind, und in Uebereinſtimmung mit dem Ausſpruch des Scheiks Hallil in ſeinem Buche betitelt Moutaleh Malek, der da ſagt: „ich verdreifache die Buße, wenn es Vater oder Mutter, oder andere ſind, die ihr Kind auf eine Weiſe getödtet haben, welche nicht nothwendig den Tod herbeiführen mußte, wenn ſie es zum Beiſpiele verwundet haben, und die Wunde gefährlich wurde, und das Kind ſtarb. In dieſem Falle alſo verdreifache ich die Buße für das vergoſſene Blut, und ſie iſt: dreißig kleine Cameele, die ein Jahr alt ſind, dreißig, die anderthalb Jahre alt ſind, und vierzig, die vier Jahre alt ſind. Was aber den Todtſchlag oder den freiwillig begangenen Mord anbelangt, ſo von dem Vater oder der Mutter begangen wird, ſey es, daß ſie ihr Kind erdroſſelten, oder ihm den Bauch aufſchlitzten, ſo iſt die Strafe dafür der Tod. Nachdem alsdann auf das hingewieſen iſt, was die Traditionen von dem gottgeſandten Propheten erzählen, heißt es im Urtheile weiter: Ein Mann aus Bein Medley, Namens Ketda, führte einen Streich mit dem Säbel auf ſeinen Sohn, der Säbel traf ſeines Sohnes Schenkel, die Wunde war ſehr gefährlich und der Jüngling ſtarb. Die Freunde Bein Djatels gingen zu Omar-Ben Katub, dem Propheten, und trugen ihm den Fall vor; Omar ſprach: führt hundert und zwanzig Cameele abſeits, mitlerweile will ich mich an den Ort begeben; als Omar an den Ort kam, nahm er von den hundert und zwanzig Cameelen dreißig Junge, die nur ein Jahr alt waren, dreißig, die ein und ein halbes Jahre alt waren, und vierzig, die vier Jahre alt waren: Darauf ſprach der Neffe des Verſtorbenen: „ich will dieſe Cameele haben." — Nimm ſie, „antwortete Omar," denn des Herrn Geſandter hat geſprochen: „nie ſoll der Mörder von ſeinem Opfer erben." Aus dieſem Grunde gehört auch der Preis des Blutes nach Billigkeit dem Beil-el-Mar (Schatzmeiſter des Staates, der ins Beſondere mit der Einziehung der Beſitzthümer derer beauftragt iſt, welche geſtorben ſind, ohne Erben zu hinterlaſſen).

Das Gericht verurtheilte Fathma, die Tochter Hadji Alys, zu einer Geldbuße von 200 Franken zu Gunſten des Beil-el-Mar."

Der Procureurgeneral hielt es für angemeſſen, von dieſem Urtheilsſpruche

an den oberſten (franzöſiſchen) Gerichtshof in Algier zu appelliren, und die drei Angeklagten wurden von Oran ins Gefängniß zu Algier geführt. Am Abende vor dem Beginne der Verhandlungen vor dem oberſten Gerichtshofe, ſtarb Hadji Aly im Gefängniſſe aus Kummer über ſeine lange Haft. Beim Beginne der Sitzung ſelbſt, verlangten die beiden mauriſchen Aſſeſſoren, die den franzöſiſchen Richtern beigegeben ſind, die Verhandlungen ſollten in geheimer Sitzung geführt werden, weil die Angeklagten einer reichen und angeſehenen Familie im Lande angehörten. Der Gerichtshof verwarf aber natürlich dieſen ſonderbaren Antrag.

Es wurden zwei Zeugen verhört, (wahrſcheinlich die Eheleute Palermo). Die Wittwe Hadji Alys betheuerte wiederholt ihre Unſchuld, und ihre Tochter Fathma wiederholte feierlich ihre Erklärung, ſie allein ſey die Schuldige. Die Angeklagte flößte allen Anweſenden lebhafte Theilnahme ein, der Klang ihrer Stimme hat etwas Angenehmes und Einſchmeichelndes, ihr Geſicht iſt mit einem Schleier bedeckt, doch iſt ſie, indem ſie ihn von Zeit zu Zeit lüftet, beſorgt, daß das Auditorium erfahre, ſie ſey hübſch.

Herr Daverton, Subſtitut der Procureurgeneral führte die Klage, der Advocat Baſtide vertheidigte die Beklagten mit ungemeinem Talente. Die Mutter Fathmas wurde freigeſprochen, ſie ſelbſt zu einer Gefängnißſtrafe von ſechs Monaten verurtheilt.

Notizen.

Aus officiellen Berichten über die Sterblichkeit der Truppen in den weſtindiſchen Beſitzungen Großbritanniens geht hervor, wie gefährlich jenes Clima für Europäer ſelbſt dann iſt, wenn die genauſte mediciniſche Pflege ſtatt findet, was bekanntlich bei den engliſchen Heeren in hohem Grade der Fall iſt. Während in England durchſchnittlich jeder Soldat alle dreizehn Monate erkrankt, rechnet man, daß in Weſtindien jeder Soldat alle ſechs einen halben Monat einmal in das Hoſpital muß. Im Mutterlande ſtirbt jährlich im Durchſchnitte ein Mann von 67 Soldaten, die ins Hoſpital gebracht werden, in Weſtindien einer von 24. Die Krankheiten, die am häufigſten vorkommen und den gefährlichſten Ausgang nehmen, ſind Fieber und Magenkrankheiten; der Umſtand, daß Gehirnkrankheiten häufiger in Weſtindien vorkommen als in England, von 1000 Erkrankten litten 28 an Hirnentzündung und namentlich am **delirium tremens**, wird daher erklärt, daß die Soldaten ſich ſehr leicht Rhum verſchaffen können, und ſich dem unmäßigen Genuß deſſelben ergeben. Ferner kommen in dem Verzeichniß der Kranken auf 1000 Soldaten fünfzig, die in Folge körperlicher Züchtigung erkrankten, von dieſen fünfzig ſtarben zwei.

Ein alter Neger aus der Cap-Colonie, der noch in ſeinem ſechzigſten Jahre nach England gereist iſt, legte unlängſt vor einer zahlreichen Verſammlung von Männern, die Antheil an dem Erfolge der Miſſionen in Südafrica nehmen, folgendes Zeugniß zu Gunſten der Miſſionäre ab: Ich mögte gerne Ihr Herren, Euch alles Gute berichten, was uns eure Miſſionäre, die zu uns kommen, gethan haben. Wir waren nackt, wir wohnten in Höhlen und auf Berggipfeln, aber ſobald ſie das Wort Gottes unter uns verkündigt hatten, verließen wir unſre Stätten in der Wildniß, um mit ihnen zu leben; jetzt ſind wir, Dank ſey es ihren Lehren und Bemühungen, ein menſchliches und geſittetes Volk geworden. O meine

Freunde! wenn unter Euch noch einige der edlen Männer ſind, welche zuerſt daran dachten, uns Miſſionäre zu ſenden, um unſre Leiden zu mildern und ſie uns tragen zu helfen, ſo mögen ſie den Dank und den Segen eines Greiſes empfangen.

— Es wird unter den vornehmen Familien der Regentſchaft Algier nach und nach gebräuchlich, ihre Söhne in Frankreich erziehen zu laſſen; ſo werden jetzt in Toulon vier junge Leute aus einem ſehr bedeutenden mauriſchen Geſchlechte erwartet, die längere Zeit in Frankreich verweilen, und die Sprache und das Land kennen lernen ſollen.

— Auf den Antrag des Gouverneurs von Guadeloupe hat der franzöſiſche Marineminiſter, unter deſſen oberſter Leitung die Verwaltung der Colonien ſteht, der Mademoiſelle Bonneau, Schweſter Eulalie vom Orden St. Mauritii von Chartres, welche mit den Dienſt in den Hoſpitälern der Colonie verſieht, eine goldene Medaille zuerkannt. Die Schweſter Eulalie war ſelbſt am gelben Fieber auf Baſſe Terre erkrankt; als ſie ſich kaum wieder hergeſtellt fühlte, ging ſie nach Saintes, wo auch die Krankheit wüthete, alle andern Schweſtern, die in dem dortigen Spitale Dienſt hatten, waren geſtorben, oder entflohen, ſie allein blieb zur Pflege der kranken Soldaten und Seeleute zurück, und wartete ihrer mit einem Muthe und einer Aufopferung, die über alles Lob erhaben ſind.

— Nach den letzten Berichten aus den engliſch-weſtindiſchen Colonien, die bis in die Mitte des Februar reichen, herrſchte dort die vollkommenſte Ruhe. Die Neger ließen ſogar in Jamaica Nichts befürchten. Uebrigens war dort die Unzufriedenheit mit dem Gouverneur bedeutend und die neuen Wahlen der Colonial-Verſammlung ſchienen in derſelben Art ausgeſtattet zu ſeyn, wie in den frühern aufgelößten. Jedoch hegt man in England noch Hoffnung einer gütlichen Auslegung. — Ein Hauptpunkt, der die Streitigkeiten erregte, beſteht in einem Vorſchlag der britiſchen Regierung, die Gefängniſſe den Localbehörden zu entziehen, und dem Gouverneur zu übertragen. Die Maßregel ſcheint nothwendig, um die Mißhandlungen der zum Gefängniß verurtheilten Neger zu vermeiden, gegen welche die ehemaligen Herren natürlich Abneigung hegen.

— Nach Briefen aus Laguayra iſt der, durch den Unabhängigkeits-Krieg berühmte General Paëz zum Präſidenten von Venezuela für das Jahr 1839 erwählt worden. Seit 1829 iſt es das dritte Mal, daß er dieſe erſte Würde bekleidet.

— Nach den neueſten Nachrichten aus Peru ſind die Chilener nicht über Lima hinausgekommen, und die Empörung Obregoſos, die Conföderation von Ober- und Unter-Peru zu trennen, hat keine Fortſchritte gemacht. Die Gewalt der Chilener und der Inſurgenten erſtreckte ſich im November nicht über die Ringmauern der Hauptſtadt Lima hinaus. Eine Armee der Conföderation marſchirte von Cuzco aus gegen die Inſurgenten unter dem Befehl des Marques von Niva Aguero. Ein Dekret des Präſidenten Santa-Cruz erklärte zugleich den empörten General Obregoſo als Verräther. — Dieſe Ereigniſſe haben übrigens in Betreff der in Lima wohnenden Franzoſen dieſelben übeln Folgen gehabt, wie in Mexico's und der La Plata Provinzen. Die in Lima anſäßigen Franzoſen haben ſich einem Decrete der Inſurgenten-Regierung nicht unterwerfen wollen, welches die Pferde der Privatleute zum Kriegsdienſte requirirt. Der Conſul erließ hierauf Drohungen im Namen ſeiner Regierung, allein das Decret ward ausgeführt. —

In Chili haben Streitigkeiten mit den Engländern ſtattgefunden. Ein Engländer wurde in Valparaiſo von einer Schildwache mißhandelt, und forderte hierauf durch ſeinen Conſul die Summe von 1000 Pfund Sterling als Entſchädigung, die er dem Matroſen-Spital von Greenwich überwies. Der an der Oſtküſte Amerika's commandirende britiſche Admiral Koſt hat gedroht, die chileniſche Flotte anzugreifen, wenn die Summe nicht bezahlt wird. Der Ausgang des Streites iſt bis auf jetzt unbekannt.

— Die erwähnten Streitigkeiten der indiſchen Briten, mit der Chineſiſchen Regierung ſind beendet. Im Auguſt legte ſich Admiral Maitland mit einem Linienſchiff (dem Wellesley von 78 Kanonen) und einigen kleineren Fahrzeugen vor das ſtärkſte Fort Cantons, **Boca Tigris**, und drohte anzugreifen, im Fall keine Genugthuung gegeben werde. Die Chineſiſchen Behörden begannen ſogleich zu unterhandeln, und gaben bald darauf die geforderte Genugthuung.

— Die Auswanderung der Portugieſen nach Braſilien iſt ſeit Anfang dieſes Jahres bedeutend. Die braſiliſche Regierung ſucht dieſelbe zu befördern, indem ſie den ärmeren Auswanderern in Rio-Janeiro Geldunterſtützungen austheilen, und dieſelben auf ihre Koſten in's Innere verſenden läßt. Die Auswanderung der Spanier in ihre ehemaligen Colonien iſt jedoch bis jetzt, ungeachtet des Bürgerkriegs und der Familienverbindungen, ſehr ſelten. Der einzige Ort, wo Spanier in größerer Zahl ſich einfinden, war bis jetzt Montevideo, vor der Blokade der La Plata-Provinzen durch ein franzöſiſches Geſchwader.

— Der Gouverneur des franzöſiſchen Guyana hat alle in den Werkſtätten der Regierung arbeitenden Sclaven für frei erklärt.

— Der Handel der Engländer mit China iſt wegen der Strenge, womit die chineſiſchen Behörden im vergangenen Jahre gegen alle Verkäufer des verbotenen Opiums verfuhren, ſehr vermindert worden, obgleich die Bilanz noch immer zu Gunſten der Europäer zu ſeyn ſcheint. Die ſo häufigen Streitigkeiten der chineſiſchen Behörden mit den Engländern in Canton haben ſich wieder in der Art wiederholt, daß der General-Gouverneur von Indien dringend aufgefordert wurde, auf irgend eine Weiſe mit Gewalt die Forderungen britiſcher Unterthanen zu unterſtützen, ein Fall, der ſpäter wahrſcheinlich eintreffen werde. Gegenwärtig wendet aber der General-Gouverneur alle Kraft nach dem Norden Indiens, um die Unabhängigkeit der Afghanenſtaaten gegen Perſien zu behaupten. Wie bekannt, iſt das indiſche Heer bedeutend vermehrt, und wird zugleich mit den Truppen von Runjeet-Singh nach Afghaniſtan vordringen. Uebrigens ſind ſchon Regimenter aus allen Theilen des britiſchen Indiens (Ceylon u. ſ. w.) herbeigezogen, wo für den Augenblick keine Gefahr zu erwarten iſt.

— Nach Berichten aus Oſtindien beträgt die Truppenzahl des nach Afghaniſtan commandirten engliſchen Heeres 20,000 Mann. Eine gleiche Zahl würde Runjeet-Singh ſtellen. Der Zweck der Expedition iſt die Einſetzung des vertriebenen Afghanenfürſten Sooja, welchem vorgeſchrieben iſt, ein Heer unter Leitung engliſcher Officiere zu bilden, ſobald er ſeinen Thron wieder erlangt hat.

— Ein Heer gegen die Birmanen hat ſich noch nicht in Bewegung geſetzt, wird aber zuſammengezogen. Der Ausgang des Feldzuges kann durchaus nicht zweifelhaft ſeyn, zieht man die früheren Expeditionen der Engländer in Betracht. Die Urſache des Krieges liegt in der Verhaftung des britiſchen Reſidenten, Oberſt

Bunſen, der nach einer birmaniſchen Feſtung gebracht iſt.

— Die Verhältniſſe der britiſchen Macht in Oſtindien mag das ſchnelle Anwachſen von Singapore, die Haupt-Colonie auf der öſtlichen Halbinſel, andeuten. Als dieſelbe 1819 unter der Leitung von Rafles gegründet wurde, befanden ſich dort nur ſieben bis achthundert halbwilde Malayen; 1835 zählte ſie 22,000 Einwohner, und der Handel der Stadt ſetzte jährlich an fünfzehn Millionen Piaſter um. Die Haupturſache des ſchnellen Wachsthums lag in dem Umſtande, daß die Einwohner der Sunda-Inſeln es vorzogen, mit den Engländern Handel zu treiben, da die Holländer denſelben durch Monopole beläſtigten. Aus Allebek allein begeben ſich jährlich nach Singapore 2000 malayiſche Kaufleute, die dort ihre Waaren an Engländer und Chineſen abſetzen.

— Die neueſten Nachrichten aus Conſtantine in franzöſiſchen Blättern lauten ſehr günſtig; viele Europäer laſſen ſich dort nieder, der Handel der Stadt nimmt mit jedem Tage einen höheren Aufſchwung: wo früher ärmliche Bretterhütten der Araber ſtanden, erheben ſich jetzt freundliche Häuſer und Waaren-Magazine. Ein Apotheker, ein Uhrmacher und Handwerker aller Art ſind ſchon vorhanden. Die Straßen und öffentlichen Plätze erhalten die Namen der Corps, welche zur Eroberung mitgewirkt haben, und die Namen von Männern, welche ſich beſonders auszeichneten: ſo gibt es ein Thor Valée, eine Straße Damremont, Caraman, Combes, Vieux, Potier, Hackett, Cahoreau. Andere Straßen haben theils ihren arabiſchen Namen behalten, oder ihre arabiſche Bezeichnung iſt in das Franzöſiſche überſetzt worden. Die Namen der Straßen ſind ganz wie in europäiſchen Städten, an den Ecken auf Blechplatten verzeichnet. Seit einigen Tagen hat man angefangen, die Hauptſtraßen um den Palaſt her mit Reverberen zu verſehen. Der Eigenthümer eines Leſe-Cabinetts, das ſeit einigen Monaten beſteht, macht vortreffliche Geſchäfte.

— Der bekannte Orientaliſt **Dr. Löwe**, Bibliothekar des Herzogs von Suſſex, der lange in Syrien und Aegypten gereist iſt, befindet ſich jetzt in Smyrna, beſchäftigt mit der Durchſicht eines Wörterbuches der bisher noch nicht bearbeiteten tſcherkeſſiſchen Mundart. **Dr. Löwe** kann leider nicht alle Reſultate ſeiner Reiſen veröffentlichen, denn während des Aufſtandes der Druſen, wo er gerade in Syrien verweilte, ward er von den Bergbewohnern ausgeplündert, die ſeine Manuſcripte und die werthvollen Zeichnungen, welche er alle nach eigener Anſchauung in Nubien, Aegypten und Syrien entworfen hatte, zerriſſen.

Die artiſtiſche Beilage.

Wir übergeben unſern Leſern:

Den Flecken Adexe und die Felſen Hio und Cavario auf Teneriffa.

August Lewald.

Ansicht von Adexe, und der Felsen von Hio und Carasco auf Teneriffa.

Schilderung von Yucatan.

(Siehe 1839, Pag. 1.)

V.

Die Ruinen von Uxmal oder Itzalan.

Am 6. Mai 1835 wurde es mir endlich möglich, Merida zu verlaſſen, um meine Reiſe zu näherer Erforſchung der damals faſt noch ganz unbekannten Ruinen von Uxmal anzutreten, von denen man weiter nichts wußte, als daß ungefähr zwanzig ſpaniſche Meilen ſüdlich von Merida zwiſchen den Pfarrſprengeln Mona und Ticul und der Stadt Nocacab, Trümmer von ſteinernen Gebäuden liegen ſollten, unter ihnen ein ungemein großes Bauwerk, das ſich unter den Unbilden der Zeit ziemlich vollſtändig erhalten habe, und daß Alles zuſammen von den Indiern Uxmal genannt würde. Glaubhafte und mit dem Lande wohlbekannte Männer verſicherten mich, daß dieſe Sagen allerdings Grund hätten, ich beſchloß alſo um ſo mehr, ſie näher zu unterſuchen.

Im Innern Yucatans reiſt man beinahe auf dieſelbe Art, wie in Oſtindien, man wird nämlich von Männern in einer bedeckten Sänfte

getragen, die **Cochè** (**Cotschai** ausgesprochen) heißt. Ist man einmal an diese Art Palankin gewöhnt, so wird man sich viel lieber seiner, als des Reitens bedienen, weil man in ihm gegen Regen und Sonne geschützt ist, und nach Belieben lesen oder schlafen kann. Eine solche **Cochè** kann zugleich auch als Schlafgemach dienen, wenn man genöthigt ist, im Freien übernachten zu müssen.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, den Reisenden, die diesen Theil des amerikanischen Festlandes kennen lernen wollen, mit einigem guten Rathe, um ihre Reise ziemlich bequem zu machen, an die Hand zu gehen. Die von den Indiern schnell an Ort und Stelle, aus zwei an ihren Enden durch Querhölzer verbundenen Stangen verfertigten **Cochè's**, an denen der mit starker Leinwand und dicken Zweigen bedeckte **Hamak** hängt, sind eben so schwer als unbequem. Die von mir angegebene **Cochè** hat den Vorzug, daß sie unter dem Kopfe und unter den Füßen des Reisenden eine kleine Büchse enthält, zur Aufbewahrung allerlei nöthiger Artikel, dessen ungeachtet ist sie aber doch bedeutend schwer. Wer in Yucatan reisen will, thut sehr wohl, sich in Europa eine feste und leichte Sänfte machen zu lassen, mit einem **Hamak** von Zwillich. Die oben erwähnten Büchsen können auch kleine, lederne, aber so eingerichtete Koffer seyn, daß man sie anbinden kann, wo man will; Alles muß jedoch angeordnet werden, daß es auf dem Schiffe wenig Raum einnehme, und wenn es zur Landreise hergerichtet ist, höchstens fünfzig Pfund wiege. Eine solche **Cochè** ist ein vortrefflicher Palankin, und kann als Bett dienen, in welchem Falle man an der Stelle des Reisehemdes ein Muskitonetz mitnehmen kann. In den Provinzen Guatimala und Chiapas wird man auf einem Stuhle sitzend getragen. In meinem Werke über die Ruinen von Palenqué habe ich einige Mittel angegeben, um solche Sessel möglichst bequem, und zwar so einzurichten, daß sie noch Lebensmittel, Waffen, und die zu einer wissenschaftlichen Reise nothwendigen Instrumente aufnehmen können. Alle meine Barometer zerbrachen auf meiner Reise nach Palenqué, daher lehrte mich die Erfahrung die nöthigen Vorkehrungen kennen, um allen übeln Zufällen bei solchen beschwerlichen Ausflügen abzuhelfen.

Bei meiner Abreise aus Merida waren die Wege nichts weniger, als sicher, ich bat deßhalb den Commandanten Portilla um einen Dragoner von seinem Regimente, der mir unterwegs als Schutzwache und in Uxmal als Aufwärter dienen sollte; die Artigkeit des Commandanten

gewährte mir meine Bitte. Glücklicherweise war mein Reisegefährte ein äußerst thätiger, verständiger, und gern gehorchender, vortrefflicher Mann, der sich mir höchst nützlich machte. Er war ein guter Rechner, lernte bald mit Meßkette und Maßstab umgehen, wußte das Bleiloth zu handhaben, und kletterte überall wie eine Katze hinauf. In vierzehn Tagen richtete ich mit diesem einzigen Soldaten mehr aus, als ich mit zwanzig Indiern in zwei Monaten würde gethan haben. Zu allen diesen Vortheilen gesellte sich noch der, daß die Eingeborenen vor den Dragonern einen besonderen Respect hegen, und sie gewaltig fürchten. Ein einziger Dragoner würde auf einer Hacienda hundertmal besser wirken, als der beste Majordomo; mit einem einzigen Blicke, mit einer einzigen Bewegung würde er die hiesige faule und furchtsame Menschenrace zur Arbeit bringen. Den Beweis hiervon lieferte mir mein Dragoner, als es darauf ankam, die mit üppiger Vegetation bedeckten Monumente auszugraben, und die nothwendigen Leitern zu verfertigen. Allen denen, welche vielleicht die Lust anwandelt, meine Untersuchungen fortzusetzen, rathe ich dringend, sich einen eben so tüchtigen Gehilfen anzuschaffen; wenn sie die Landessprache nicht kennen, oder die in meinem Vocabularium angeführten Worte nicht behalten können, so müssen sie suchen, einen Soldaten zu bekommen, der die Sprache der Eingeborenen versteht, was nicht schwer zu bewerkstelligen seyn wird. In solchem Falle werden sie alsdann einen tüchtigen Dollmetscher haben, wenn nämlich ihr Gefährte kein Trunkenbold ist, das Hauptlaster des Indiers und der yucatekischen Soldaten. Ferner rathe ich den Reisenden noch schließlich, sich mit zwei Fässern Wassers von Muna zu versehen, denn das in Urmal vorgefundene ist nicht trinkbar, und bringt leicht Fieber hervor, die in diesen Gegenden stets gefährlich sind.

Acht spanische Meilen von Merida hält man bei der **Hacienda Uajalke** an, die, gleich allen übrigen an diesem Wege gelegenen Landgütern, den Familien Cano und Péon gehört, deren gütige Unterstützung ich nicht genug rühmen kann. An der Spitze dieser Familie steht jetzt Don Alonzo Luis Péon und seine Gattin Donna Joaquina Cano. Seit den frühesten Zeiten der spanischen Herrschaft haben die Péons der Provinz Gouverneure gegeben. Nur der Güte der Senora Cano hatte ich es zu verdanken, daß ich mit aller Gemächlichkeit die in ihrem Eigenthume liegenden Ruinen untersuchen durfte — Ruinen, die mir wichtiger und merkwürdiger schienen, als alle übrigen in Merico vorfindlichen. Mehre sehr brauchbare Nachweisungen erhielt

ich auch von derselben Dame. Von Uajalke bis Muna ist sechs Meilen sehr schlimmer Weg. Muna ist ein großes Dorf, das als Hauptort des ganzen Pfarrsprengels gilt. Von hier bis zu der Hacienda Urmal rechnet man drei Meilen. Hier wird der Weg sehr beschwerlich, denn das Gebirg, an dessen Fuß Muna liegt, kann nicht einmal zu Pferde erstiegen werden, und die Indier sind kaum im Stande, die leere Coche hinaufzubringen, man ist folglich gezwungen, diese furchtbaren Felsenmassen zu Fuß zu erklettern. Der übrige Theil des Weges ist keineswegs besser. Am 12. Mai Abends kam ich bei der Hacienda an, deren Besitzer mich mit ausgezeichneter Gastfreundschaft aufnahmen. Am folgenden Morgen befand ich mich mit Anbruch des Tages in den eine halbe Meile vom Gute liegenden Ruinen.

Das Wort Urmal, das deutsch Uchmal ausgesprochen wird, bedeutet soviel, als vergangene Zeit. Alles was ich über diese merkwürdigen Ruinen gelesen, oder in Erfahrung gebracht hatte, wurde von mir als vollständig falsch erfunden, und hier ging es mir gerade so, wie früher in Palenqué. Delrio und Dupaix gaben dem alten Otoliun einen Umfang von sieben Stunden, und doch bedecken die Uberreste kaum eine Quadrat-Meile; wäre ihre Ausdehnung beträchtlicher, so müßte ich während meines dortigen zweijährigen Aufenthaltes gewiß etwas davon in Erfahrung gebracht haben. Würde ich geglaubt haben, was mehre Schriftsteller über die Ruinen von Urmal gesagt haben, so hätte ich gewiß niemals in Zweifel gezogen, daß sie, deren erste Spuren man eine Meile von Muna antrifft, sich südlich acht Meilen weit fortzögen. Es möge mir verstattet seyn, hier einige Angaben der Schriftsteller zu berichtigen, in denen ich mich vor meiner eigenen Reise hierher zu unterrichten suchte.

Buchon sagt in seinem Atlas: „ein sehr großes Gebäude hat sich durch alle Stürme der Zeit hindurch erhalten, und steht noch ziemlich vollständig da.“ Wer dieses schreiben konnte, muß augenscheinlich niemals an Ort und Stelle der Orte gewesen seyn, von denen er spricht. Sämmtliche Bauwerke in Urmal sind noch ziemlich gut erhalten, und mußten in den Zeiten Cogolludo's und Guttierre's, die einzigen Quellen neuerer Schriftsteller (von den Jahren 1600 u. 1700) noch ganz vollkommen seyn, denn die an diesen Monumenten sich zeigenden Verstümmlungen schreiben sich sichtbar erst aus neuern Zeiten her. Buchon fährt fort und stellt die Trümmer von Urmal „auf einen sechzig Fuß hohen Hügel.“ Nun ist aber die ganze Gegend von Urmal ein ebenes Plateau

von acht Stunden Länge, und von einer halben bis zwei Stunden Breite; von Hügeln ist folglich keine Rede, wohl aber von durch Menschenhand errichteten Pyramiden. Die höchste dieser Pyramiden ist hundert Fuß hoch. „Das Gebäude ist auf jeder Seite sechshundert Fuß lang," setzt der Verfasser des Atlas hinzu; das ist aber sehr übertrieben. Das große viereckige Monument nämlich, das beträchtlichste und das niedrigste von allen, enthält bestimmt nicht mehr als vierhundert Quadrat Toisen. Auch spricht Buchon von in Gipsmarmor gearbeiteten Reliefs. Von Stuck gibt es aber in Urmal gar nichts, alles ist von gut gearbeiteten Steinen verfertigt, woher es sich auch erklärt, daß diese Ruinen viel besser erhalten sind, als die in Palenqué, wo fast Alles mit Stuck bedeckt ist und sogar die auswendigen Basreliefs aus dieser Masse gemacht sind.

Auch Balbi hat sich in dem von Mexico handelnden Theile seines Werks Irrthümer zu Schulden kommen lassen, und wenn sie sich gleich auch nicht auf Urmal beziehen, so ergreife ich doch diese Gelegenheit, um einige von ihnen zu berichtigen. In dem vortrefflichen Werke dieses gelehrten Geographen liest man: „die hieroglyphischen und symbolischen Figuren, die sonst unter den Quichen, Kachiquels, Jutugilen, und andern Volksstämmen in Gebrauch waren, vermittelst welcher sie ihre Gesetze und die wichtigsten Vorfälle ihrer Geschichte aufbewahrten, der große Circus von Copan, mit seinen Pyramiden, Bildwerken und seinem großen Marmorbette, die Säulen und die regelmäßige Architectur des Höhlentempels von Tibulco, die prachtvollen Ruinen von Utatlan, von Fatinami und von Atitlan, jener gewaltigen Hauptstädte, in denen die alten Herrscher der eben genannten Völker ihre Macht und Reichthümer zur Schau legten, die mächtige Größe und Festigkeit des Königlichen Pallastes in Utatlan, die Burgen Tecpan-Gautemala und in Mizco und viele andere, deren Spuren man bewundert, die weisen Gesetze, die strenge Aufsicht und die äußerste Sorgfalt, welche jene alten Könige auf die öffentliche Erziehung der Kinder ihrer Unterthanen richteten, die in mehren Gegenden Yucatans vorgefundenen Bauwerke, die Gebäude, Tempel, Götzenbilder von Peten, der Sitz der ehemaligen ytzaëschischen Herrscher, Alles dieses bezeugt die vormalige Macht dieser Völker und ihre Civilisation." Jenes „Bett von Marmor", von dem auch hier die Rede ist, findet sich nach Jedermanns Behauptung in allen mexicanischen Ruinen vor, existirt jedoch in der Wirklichkeit nirgends. So versicherte man mich in

Campeche, jenes Bett ſey in Urmal zu treffen; bevor ich Palenqué beſuchte, ſollte ich es auch dort ſehen und da war es denn weiter nichts, als ein Hamaé, der zwei Figuren, eine männliche und eine weibliche enthielt. Dieſes Bett wurde von mir überall vergeblich geſucht und findet ſich auch eben ſo wenig in Copan wie in Guatimala. Die Quelle dieſer irrigen Angabe iſt übrigens leicht zu entdecken. Die Pfarrer, an welche ich mich vorzugsweiſe wendete, um Nachweiſungen über die Alterthümer der Provinz zu erhalten, weil ſie die am wenigſt unwiſſenden Perſonen des Landes ſind, haben das Werk von Cogolludo und Villa Guttierre geleſen, das ſich in den Bibliotheken der vornehmſten Pfarreien der größern Städte vorfindet; aus dieſem bändereichen Wuſte nun, haben jene Geiſtlichen ihre Kenntniß über das Land geſchöpft, das ſie kennen lernen wollten, und weil ſie in der Regel einen ziemlich faulen Verſtand beſitzen, ſo werfen ſie Alles durcheinander, und verwechſeln Palenqué mit Urmal und Copan. Unglücklicherweiſe iſt Alles, was dieſe Herren ſagen, für ihre Gemeinde ſoviel wie Evangeliumsworte, daher ſchreiben ſich dann ſo viele Albernheiten, die ſelbſt von denen ſteif und feſt geglaubt werden, die ſich mit eigenen Augen von dem Ungrunde deſſen überzeugen könnten, was man ihnen als Wahrheit auftiſcht, und daher jene falſchen Angaben, die ich in Menge vor meinen Ausflügen in Palenqué und Urmal geſammelt hatte; es iſt auch folglich nicht zu verwundern, daß die europäiſchen Schriftſteller, weil ſie den von mir oben angeführten beiden Autoren blindlings folgten, vom rechten Wege abkommen mußten. Iſt nicht ſogar Herr von Humboldt, deſſen tiefes Wiſſen ich übrigens hoch verehre, buchſtäblich der ganz ungenauen Beſchreibung der vom Pater Alzaté gelieferten Schilderung der Pyramide von Xochicalco gefolgt, und hat, in der von ihm gegebenen Zeichnung dieſes Monuments, eine zweite Ausgabe der Irrthümer ſeines Führers veranſtaltet! Eben ſo haben es Buchon, Balbi und andere mehr gemacht. Ich übergehe hier eine weitere Auseinanderſetzung der Irrthümer, die unter andern in dem neueſten über Mexico erſchienenen Werke des Herrn von St. Prieſt vorkommen, und fahre in meiner Critik der obigen Stelle aus Balbi fort. Er ſpricht von Pyramiden und Säulen in Copan; Säulenſchäfte findet man aber in ganz Mexico nur in Mitla, und ihre Trümmer beſtehen aus einem einzigen Stück, haben keinen Fuß, und ſcheinen auch niemals Capitäler gehabt zu haben. Sie waren weiter nichts als einfache Pfeiler, die zum Tragen der Vigas oder Balken dienten, auf welchen das platte Dach ruhte, das jetzt eingefallen iſt. In Balbi's Werke iſt

auch die Rede von Götzenbildern in Peten. Auf dieser Insel finden sich aber keine Spuren von Götzenbildern, noch von Tempeln. Die jetzige Kirche ist auf der Stelle erbaut, wo sonst der große Tempel stand, und zwar mit den Steinen, aus denen er bestand, diese Materialien sind aber durch neuere Hände ganz unkenntlich gemacht worden. Es finden sich allerdings noch in den Wäldern, die sich westlich von Balcalar hinziehen, Ruinen von großen Bauwerken, weil man aber zu ihnen nur mit vielen Vorräthen versehen, und mitten durch tausend Hindernisse und Gefahren gelangen kann, so ist nicht minder zu vermuthen, daß Balbi von diesen den Landeseingeborenen selbst unbekannten Ruinen reden will.

Die Ruinen von Urmal, die vor meiner Reise zu ihnen nur von den Besitzern des benachbarten Landgutes besucht worden waren, wackere Leute, denen jedoch eine in Trümmern liegende Stadt nichts weiter ist, als ein Steinbruchgut, um Baumaterialien daraus zu ziehen, diese von Cogollado und denen, die nach ihm geschrieben haben, so schlecht geschilderten Ruinen sind die Ueberreste einer gewaltigen und großen Stadt, die sich kühn unsern europäischen Hauptstädten an die Seite setzen darf. Welchen Namen darf man ihnen aber beilegen? Waren sie vielleicht ein Theil von Mani oder von Itzalan selbst? Historische Documente, um diesen wichtigen Punkt aufzuklären, fehlen, doch dürften einige, von mir nicht für unwichtig gehaltene, Bemerkungen zur Erforschung der Wahrheit führen.

Vor Allem möchte es unmöglich seyn, anzunehmen, daß diese Stadt nicht zu den Hauptstädten gehört habe. Sollte letzteres doch der Fall gewesen seyn, welche Idee müßte man sich dann von Mani, Mayapan, Tichualaytun und andern großen Städten machen, deren Trümmer noch existiren? Es mußte folglich hier ein gewaltiger und mächtiger Centralpunkt seyn, eine Bevölkerung, wie sie nur eine unermeßliche Hauptstadt fassen kann. Die Annahme, die aus diesen Ruinen das Anhängsel einer nahegelegenen alten Stadt macht, ist ganz unstatthaft, denn ihre Lage, auf dem Plateau eines hohen Gebirges, zeigt hinreichend an, daß sie eine für sich bestehende Stadt waren. Dieß sind zwei unantastbare Punkte. Wenn man nun bedenkt, daß Itzalan bestimmt in der Nähe von Mani lag, dessen Ueberreste die Ebene bedecken, wenn nur eine geringe Entfernung zwischen diesen letztern Ruinen und denen auf der Höhe liegenden stattfindet, wenn in der ganzen Gegend keine anderen Trümmer aufgefunden werden, so muß man zu

der Ueberzeugung gelangen, daß die von mir untersuchte alte Stadt keine andere seyn kann, als Itzalan. Auch weiß man ferner, daß die Itzaéken das grausamste Volk dieser Gegend waren, und der einzige Téocali in ganz Yucatan wird in diesen Ruinen gefunden. Diese, dem Anscheine nach ziemlich unwichtige Frage, die mich jedoch lange beschäftigt hat, wird ohne Zweifel ganz gelöst werden, wenn meine begonnenen Untersuchungen, die, wie ich mir schmeichle, einiges Licht über diesen Gegenstand verbreitet haben, einst von tüchtigen Nachfolgern geschlossen seyn werden.

Mit einziger Ausnahme des Pallastes, sind die Bauwerke in Palenqué in keinen großartigen Dimensionen aufgeführt, die in Urmal hingegen in colossalem Verhältnisse und sämmtlich von behauenen Steinen. Vier große Massen von Gebäuden, die unter einander durch einen ziemlich weiten Raum getrennt sind, schließen einen Platz ein, dessen Oberfläche sich auf 57,692 Fuß englisch berechnet. Die längste Seite dieses Rechtecks ist 227 Fuß, die kürzeste 172 Fuß lang, nach Abzug der doppelten, zwanzig Fuß breiten Zwischenräume, die man an jedem Ende des Gebäudes bemerkt. Der Téocali steht auf einer Pyramide, deren Haupttreppe hundert Stufen von einem Fuß Höhe und fünf Zoll Breite zählt. Dieß ist der einzige, bis jetzt in Mexico aufgefundene Opfertempel; auch könnte ich hinzusetzen, daß selbst dieser nicht bekannt ist, denn die Landeseingeborenen nennen ihn „den Thurm des Hexenmeisters", eine Benennung, die nicht im Geringsten die ursprüngliche Bestimmung des Téocali rechtfertigt, weil dieses Bauwerk das höchste und merkwürdigste unter fünfzehn, von mir gesehenen, und das erste gewesen ist, welches mir in die Augen fiel, so gab ich ihm, als ich es untersucht hatte, den Namen meines edeln Gönners, des Lords Kingsborough.

In der ganzen Architectur dieser Monumente erkennt man leicht den asiatischen Baustyl. Der symbolische Elephant ist auf den abgerundeten Ecken der Gebäude abgebildet, auf der Morgenseite mit hoch erhobenem, auf der Abendseite mit herabhängendem Rüssel, doch wollen Einige diese Gestalten für einen Tapir halten. Es ist übrigens sehr verdrießlich, daß keine einzige Figur sich vollständig erhalten hat, den meisten fehlen die Füße. Sie sind in natürlicher Größe, fast rund herausgearbeitet; ihre Zeichnung ist in manchen Theilen auffallend richtig, an andern sehr schlecht. Hauptsächlich in den Ornamenten kann man die Geduld der alten Handwerker bewundern, und den richtigen

Geſchmack dieſer verſchollenen Völker in monumentaler, reicher Verzierung kennen lernen.

Die nach Norden gerichtete, und nach dem von mir erwähnten Platz gekehrte Hauptſeite des Gebäudes, beſteht aus einer doppelten Gallerie. Ihre Länge beträgt 227 Fuß, ihre Breite 27 Fuß 8 Zoll; ſie enthält ſechszehn kleine Gemächer von 11 Fuß Breite und von 22 bis 26 Fuß wechſelnder Tiefe. Ich wage nicht anzugeben, ob dieſer Fehler der Symmetrie eine Bedeutung habe, oder ob er ſeinen Urſprung in dem Eigenſinne des Baumeiſters ſuchen müſſe. Jedes dieſer Gemächer hat eine Thür; im Innern bemerkt man über demſelben Steinringe, die wahrſcheinlich die Stangen halten ſollten, an denen die Vorhänge angebracht waren, mit denen man dieſe Eingänge ſchloß. Außerhalb ſieht man über den Thüren dieſer ſechszehn Gemächer das Zeichen Calli in großem Formate vorgeſtellt. Solcher Zeichen finden ſich achtzehn vor, und führen auf die Vermuthung, daß ſie beſtimmt waren, eine gewiſſe Periode vor Errichtung des Gebäudes abgelaufener Zeit zu bezeichnen. Doch könnte es auch möglich ſeyn, daß die Maya's außer den Katuns, vermittelſt welcher ſie ihre Zeitabſchnitte zu beſtimmen pflegten, auch noch ein anderes ſymboliſches Syſtem gehabt hätten, um die Zeit zu meſſen, das ſich ihren heiligen Gebräuche anſchloß, und das in dieſen Calli's wieder gefunden wird. Das Alter dieſes Gebäudes wäre folglich 832 Jahre, der Calli zu 45 Jahre angenommen; gewiß iſt aber nun, daß es bereits vor der Eroberung beſtand, und weil wir höher hinauf nicht zurückgehen können, ſo wollten wir uns an dieſe ſichere Angabe halten. Folgen wir aber der Hypotheſe, ſo wäre es bei der Ankunft der Spanier ſchon eine 932 Jahre alte Antiquität geweſen, und weil der ſpaniſche Einfall in Yucatan im Jahre 1519 ſtattfand, ſo würde ſich daraus ergeben, daß die Maya's als mächtige, und auf hohem Grade der Civiliſation ſtehende Nation bereits im Jahr 587 nach Chriſtus beſtanden hätten. Die Peſt, welche mit ihren Verheerungen die Tolteken ſo ſchwer traf, fand nach allen vorgefundenen Angaben erſt im Jahre 1050 ſtatt, es fällt alſo zwiſchen die Zeit der Größe von Mayapan und der Seuche, die Jula verwüſtete, ein Zeitraum von 567 Jahren, und folglich darf man wohl die Behauptung aufſtellen, wie ich auch ſelbſt ſchon früher gedacht hatte, daß es die Maya's geweſen ſind, die den Tolteken und Azteken ihre Civiliſation und einen Theil ihrer Künſte überlieferten. Zu Beſtärkung dieſer Anſicht darf noch angeführt werden, daß in der geſammten

yucatekiſchen Sprache kein einziges aztekiſches Wort gefunden wird, was wohl unmöglich wäre, wenn die Maya's von den letztern abſtammen ſollten. Die mayapanekiſchen Sagen behaupten, Yucatan ſey von den Chichimeken bevölkert worden, doch ſoll ſchon vorher von Oſten her an der Spitze eines großen Heeres ein Mann, Zamna genannt, gekommen ſeyn, der das Land getheilt, und den Vorgebirgen, Küſten und Hauptpunkten des Inlandes die Namen gegeben habe, die ſie noch heutigen Tages trügen. Zamna ſoll auch die Maya-Sprache mitgebracht haben. Weil aber die Chichimeken keine Spur ihrer Sprache, welche die aztekiſche war, hinterlaſſen haben, ſo macht dieſer Umſtand die obige Sage verdächtig. Eine andere, beſſer gegründete, läßt die Völker von Weſten herkommen, und zwar zu derſelben Zeit, wo Zamna erſchienen ſeyn ſoll. Dieſe Völker hatten Tlapallan (das heutige Chiapas) verlaſſen, und flohen vor der Tyrannei eines mächtigen Volkes. Dieß leitet auf den Gedanken, daß Flüchtlinge in dem großen Schiffbruche, dem die Theokratie von Otolum erlag, entgangen waren, in Yucatan eindrangen, und daſelbſt, zum Theil wenigſtens, ihren Bauſtyl einführten. Doch muß ich meine oben ausgeſprochene Meinung nochmals wiederholen, daß ich nämlich die Yucateken für älter als die Mexicaner halte; Alles weist darauf hin, daß Palenqué vor Mayapan exiſtirt hat, wo eine monarchiſche Regierung gleich vom Anfange an (im Jahre **1100**) eingeführt wurde. Mayapan wurde **1420** ganz von den Indiern zerſtört, die kraftvoll das auf ihnen laſtende Joch abſchüttelten. Vermuthlich ſtammen die Maya's von den Palenquéern ab, und der Geſetzgeber von Jula, Quetzalcohuatl, konnte wohl ein Urenkel Zamna's ſeyn.

Die Ruinen von Itzalan unterſcheiden ſich in einem wichtigen Punkte von den Trümmern von Palenqué. Obwohl die einfachen oder doppelten, in Itzalan angetroffenen Gallerien eine ſpitz zulaufende Decke haben, ſo bemerkt man doch nirgends eine Verbindung einer Gallerie mit der andern, und eben ſo wenig finden ſich Oeffnungen, weder nach innen, noch nach außen. In Palenqué hingegen ſieht man eine Menge Oeffnungen in der Form eines **T**, die dazu dienten, Luft und Licht in die Gemächer zu bringen. Die einzigen Oeffnungen, die ich in den Zimmern der Gebäude in Urmal bemerkte, hatten aber nicht mehr als ſechs Zoll Tiefe, und befanden ſich gegen einander über angebracht; augenſcheinlich hatten ſie, vermöge dieſer Anordnung, die Balken oder Stangen aufnehmen ſollen, an denen man die Hamacs aufhängte, und

folglich waren dieſe Gemächer Schlafzimmer. Der Mangel von Fenſtern beweist, daß die Thüren, wie ich ſchon früher bemerkte, nur durch Vorhänge geſchloſſen ſeyn konnten; wäre es anders geweſen, ſo würde man in ſolchen feſtverſchloſſenen Räumen es vor Hitze nicht haben aushalten können. Die Thüren in den Gebäuden von Palenqué, die von Holz waren, und die ſich auf ſteinernen Angeln drehten, machten Oeffnungen im Innern nothwendig, und dieß waren jene Tförmigen, die Luft und Licht einließen. Solche griechiſche Tau's waren zugleich das Symbol des Lingamdienſtes, wenn dieſer nämlich in der Religion der Palenquéer anzutreffen war, bei denen übrigens der Buddhismus in ſehr geläuterten Formen aufgetreten zu ſeyn ſcheint.

Die Art der Bekleidung der Itzalanſchen Götzenbilder nähert ſich, mehr als irgend ein anderer, dem in Palenqué vorherrſchenden Style. Die wollene Kopfbinde (Apex) des Opferprieſters, von dem ich eine Zeichnung geliefert habe, findet ſich auch auf einem Bas-Relief in Otatiun; ein gleicher Fall iſt es mit dem Kragen derſelben Figur.

In der Conſtruction der Maya'ſchen Bauwerke und der mexicaniſchen Monumente, von denen aber nur der einzige Xochicalco *) übrig iſt, herrſcht ein bemerklicher Unterſchied. Die Tolteken erbauten nämlich das Gebäude ganz fix und fertig, und brachten dann erſt ihre Verzierungen an demſelben an. Die Maya's befolgten ein ganz entgegengeſetztes Verfahren. Wollten ſie eine Wand mit Ornamenten oder ſymboliſchen Figuren verzieren, ſo begannen ſie damit, die ganze Mauer mit der gewählten Farbe zu übermalen, und Roth war faſt immer, wie in Palenqué, die gewählte Grundfarbe. War dieſe erſte Operation vollendet, ſo brachte man auf die gemalte Wand die Verzierungen von Stein, und übertünchte ſie ſorgfältiger als den Grund, und zwar wurde blau zu dieſer Arbeit angewendet, denn noch jetzt ſieht man Spuren dieſer Farbe an verſchiedenen Hohlkehlen. Roth und blau ſind die einzigen Farben, die ich an dem Opfertempel von Itzalan zu entdecken

*) Dieß iſt im eigentlichen Mexico das einzige Monument, deſſen Baſis noch eine erkenntliche Form darbietet. Dieſe Baſis iſt die unterſte Steinſchichte einer Pyramide, die früher fünf Abſätze hatte, auf deren unterſten man nach hieroglyphiſcher und aſiatiſcher Art ſitzende Figuren ſieht. Außer dieſem Monumente, beſitzt Mexico kein anderes unverſehrtes und noch ſtehendes Monument. Der an einem der Thürme der Hauptkirche eingemauerte Kalender, die große, unförmliche, der Univerſität gehörende, dem Herrn von Humboldt beſchriebene Bildſäule, iſt nebſt dem kreisrunden Steine, Kampfſtein gewöhnlich genannt, Alles was von mexicaniſcher Sculptur übrig geblieben.

vermochte. Uebrigens wurde auch Gelb und Weiß angewendet, denn auch dieſe beiden Farben bemerkte ich an andern Bauwerken. Auch ſind die kleinen Steine mit äußerſter Sorgfalt bearbeitet, und bilden ein ſo vollkommenes Ganze, wie nur Schreinerarbeit hervorzubringen im Stande iſt.

Die Caſſetten, welche die Façaden der Gebäude von Itzalan ſchmücken, verdienen beſonders der Aufmerkſamkeit der Künſtler und der Gelehrten empfohlen zu werden. Unterwerfe man die kleinen Würfel, aus denen ſie beſtehen, auch der ſtrengſten Prüfung, ſo wird man zugeſtehen müſſen, daß die Anfertiger dieſer merkwürdigen Steinhauerarbeit gründliche Kenntniße der geometriſchen Grundſätze beſeſſen haben. Ich habe alle dieſe Details gemeſſen, konnte aber nirgends die geringſte Abweichung auffinden. Die jetzigen Bewohner des Landes wiederholen unaufhörlich, die ehemaligen Indier ſeyen Barbaren geweſen. Dieſe alberne, von den Spaniern in Umlauf gebrachte Behauptung, die es ihrem Vortheil angemeſſen glaubten, die Meinung zu verbreiten, als ſey vor ihrer Ankunft hier Alles in Elend und Finſterniß verſunken geweſen, dieſe Behauptung beweist nur, daß man ohne Anſtand den modernen Yucateken den Vorwurf der Barbarei zurückgeben darf. Wenn ſie die Großartigkeit und Schönheit der Ruinen, mit denen ihr Land beſäet iſt, nicht zu würdigen wiſſen, ſo kommt dieß nur daher, weil ſie ſelbſt in die tiefſte Unwiſſenheit verſunken ſind. Die Wahrheit dieſer Behauptung bedarf übrigens keines weitern Beweiſes.

Ich kehre nun zu der allgemeinen Conſtruction der Itzalaniſchen Bauwerke zurück. Die von mir „Kingsborough" benannte Pyramide, hat an ihrer Baſis die ſtärkſten Steine; die zu ihr verwendeten Materialien nehmen in dem Verhältniß von Größe ab, als ſie ſich vom Boden entfernen, ſo daß das auf der oberſten Plattform befindliche Monument nur aus kleinen, kaum acht bis dreizehn Kubikzoll enthaltenden Steinen beſteht; nur die Decke des Eingangs, und die vier Pfeiler der öſtlichen Façade ſind aus größern Steinen verfertigt. Die Materialien der unten an der Pyramide ſtehenden Gebäude ſind von gewöhnlicher Stärke, vermuthlich, weil dieſe Bauwerke nur einundzwanzig Fuß hoch ſind. Alle alten Monumente der Maya's bieten jedoch nicht dieſelbe Eigenthümlichkeit dar; ſieben Meilen von Merida, auf dem Gebiete der dem Grafen Péon gehörenden Hacienda, ſieht man Ruinen von, aus gewaltigen, und überdies mit Sculpturen bedeckten Steinen errichteten Gebäuden. In welcher Urſache möchte wohl der Grund einer ſolchen Verſchiedenheit des Verfahrens bei ein und demſelben Volke zu ſuchen ſeyn? Sicher lag ſie nicht in der mehr oder minder großen

Entfernung der Steinbrüche, denn in Yucatan finden sich überall Bausteine, und besonders reichlich ist die um Urmal liegende Gegend damit versehen. Sollten sich vielleicht diese Constructionen aus verschiedenen Zeiten herschreiben, und diejenigen, zu denen man sich der kleinen Steine bediente, vielleicht die neuesten seyn? Wir haben auch wirklich gesehen, daß das mit den Calli's versehene Gebäude auf ein Alter von 832 Jahren und zweihundert Jahre vor der Eroberung hindeutete, und dann darf man den Ruinen von Tixualajtun*) gewiß ein Alter von dreitausend Jahren zuschreiben. Möge es sich nun aber damit verhalten, wie es wolle, so ergibt sich doch, daß der seltsame Unterschied, den man in der Auswahl der Materialen bei gewissen alten Constructionen in Yucatan findet, nicht blos dem freien Willen der Baumeister zugeschrieben werden darf.

Bekanntlich bedienten sich die mexicanischen Opferpriester Messer von Obsidian; ich vermochte jedoch in Urmal keine Spur von diesem vulcanischen Producte aufzufinden. Ich bemerkte nur Trümmer von bearbeitetem Kiesel in großer Menge, aber zu klein, um ihre Verwendung erkennen zu können.

Dieß sind die allgemeinen Bemerkungen, die ich in Urmal machte. Es finden sich jedoch noch andere weniger wichtige vor, die ich hier nicht näher bezeichnen will, und die vielleicht ihre Stelle in einem andern Werke einnehmen sollen, wenn es mir erlaubt wird, meinen Plan zu realisiren, nämlich nach Yucatan zurückzukehren, um meine historischen und archäologischen Forschungen fortzusetzen.

Die Regenzeit unterbrach meine Arbeiten, und vertrieb mich von Urmal; ich kehrte folglich nach Merida zurück, wo ich das Opfer der ungerechtesten Verfolgungen werden sollte.

(Obgleich Herr von Waldeck hier seine eigentlichen Reisebemerkungen schließt, so glauben wir doch im Interesse unserer Leser zu handeln, wenn wir auch noch den Schluß seines Werkes folgen lassen, der, wenn er auch nur Ereignisse meldet, die den Verfasser persönlich betrafen, nicht wenig dazu beitragen dürfte, das gewaltthätige Verfahren der mexicanischen Behörden gegen Ausländer zu charakteri-

*) Tixualajtun (deutsch ausgesprochen: Tichualatun) bedeutet „den Ort, an dem man einen Stein auf einen andern setzt.“ Die Mayas hatten den Gebrauch, jede verflossene zwanzigjährige Periode durch einen viereckigen, mit symbolischen Bilder-

ſiren, das Frankreich gegen den mexicaniſchen Freiſtaat ſich zu waffnen zwang, und ſehr wahrſcheinlich mit großer Demüthigung des letztern endigen wird. Wir laſſen Herrn von Waldeck ſelbſt weiter erzählen.)

„Am 16. Januar 1836 Morgens eilf Uhr kam der Alcade Felix Guerrero, in Begleitung der Adjutanten Cobian und Escaleros und des Advocaten Badillo zu mir, und händigte mir einen Befehl der Regierung in Mexico ein, der den Autoritäten in Merida befahl, ſich aller in meinem Beſitze befindlichen Alterthümer zu bemächtigen, und einen zweiten des Generals Toro, dem zufolge die oben genannten Perſonen bevollmächtigt wurden, alle meine Zeichnungen, Manuſcripte und Papiere aller Art wegzunehmen. Wer weiß, welchen Werth man auf Arbeiten, die Früchte langer Arbeiten und Nachdenkens zu legen pflegt, wie werthvoll einem Künſtler die unter ſeinem Crayon, oder unter ſeinem Pinſel hervorgegangenen Werke ſind, der vermag ſich eine Vorſtellung meiner Beſtürzung zu machen, die mich bei dem Anblick jenes abſcheulichen Befehls überfiel, der mich einer reichen, durch tauſend Anſtrengungen und Gefahren errungenen Beute beraubte. Widerſtand war gänzlich unnütz, alle Zugänge des von mir bewohnten Hauſes waren mit Soldaten beſetzt. Ich mußte folglich gehorchen; der auf Auslieferung von Antiquitäten bezügliche Befehl war vollkommen überflüſſig, denn, weil mir wohl bekannt war, daß das mexicaniſche Geſetz jeder Art von Antiquitäten den Ausgang aus dem Lande verbot, ſo hatte ich auch nicht entfernt daran gedacht, irgend eine archäologiſche Sammlung anzulegen; ich beſaß nichts als ein kleines, rohgearbeitetes Götzenbild von Jaspis, das glücklich den Nachforſchungen des Alcaden und ſeiner Gehilfen entging. Der Befehl des Generals Toro hingegen, deſſen Verantwortlichkeit die mexicaniſche Regierung nicht hatte auf ſich nehmen wollen, traf mich aber direct, ich mußte folglich meine Papiere ausliefern. Nur mit vieler Mühe und für gutes Geld erhielt ich einen

---

werken verſehenen Stein zu bezeichnen, der mit großer Feierlichkeit neben oder über den ſchon eingeſetzten Steinen eingemauert wurde.

Ich behaupte, daß man dieſen Ruinen ein Alter von 3000 Jahren zuſchreiben kann, und ſtelle meine Rechnung folgendermaßen an: in Tixualatajtun ſind 117 Katuns übrig geblieben, die 2340 Jahre geben; vierzehn leere Stellen geben 280 Jahre, zuſammen 2620 Jahre. Ferner iſt ein Theil, der dieſes Steinarchiv tragenden Mauer eingefallen, es iſt folglich unmöglich, die von den verſchwundenen Katuns dargeſtellte Periode zu berechnen, die man jedoch kühn auf 3000 Jahre angeben darf.

Empfangschein über den überlieferten Schatz; — und doch hatte die Regierung in Mexico diejenigen, denen sie meine Beraubung auftrug, bevollmächtigt, mir eine Bescheinigung zu geben, wenn ich eine solche verlangen würde. Den erhaltenen Schein habe ich sorgfältig aufgehoben, er soll in meinen Händen bleiben und Zeugnisse ablegen von der Niederträchtigkeit einer Regierung, die sich aufgeklärt und gerecht nennt.

Oeffentlich beklagte ich mich über die an mir ausgeübte Gewaltthat, und über den an meinem Eigenthumsrechte gemachten Eingriff. Der General ließ mich vor sich fordern, und drohete mir, mich bei weitern Reclamationen, mit Ketten belastet, in's Gefängniß werfen lassen zu wollen. Ich habe diese Drohung des allgewaltigen Renegaten nicht vergessen, der nur dem Einflusse seines Schwagers Santa-Anna Rang und Amt verdankte, deren das mexicanische Gesetz ihn als Spanier für unwürdig erklärte.

Nur nach Besiegung der größten Schwierigkeiten, und durch den Einfluß der angesehensten Einwohner von Merida, erhielt ich einen Paß nach Mexico. General Toro hatte mir sogar einen solchen, um das Gebiet der Republik verlassen zu können, verweigert. Als ich in Vera-Cruz angekommen war, schrieb ich an Don Francisco de Fagoaga und bat ihn, er möchte doch alles Mögliche anwenden, um mir wieder zu meinen Papieren zu verhelfen. Mit der größten Bereitwilligkeit suchte er mein an seine Gefälligkeit gestelltes Gesuch zu erfüllen; er begab sich zum Minister, und verwendete sich dringend für mich. Einige Tage später empfing ich von ihm einen Brief, in welchem er mir Nachricht von seiner mit Herrn Monasterio, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, gehabten Unterredung gab. Dieser ehrenwerthe Herr versicherte ihn, daß ihm Alles was General Toro gethan habe, vollkommen unbekannt sey; er wisse weiter nichts, als daß nur der Befehl gegeben worden sey, mich zu zwingen, alle meine Zeichnungen in Mexico zu lassen, damit sie im Museum der Stadt aufbewahrt würden, doch sollte es mir jedenfalls freistehen, Copien davon mitzunehmen. Nur unter dieser Bedingung, hatte der Minister hinzugefügt, habe man mir die Reise nach Palenqué gestattet; eine übrigens ganz und gar lügenhafte Behauptung, weil meine Ankündigung schon gesagt hatte, daß mein Werk in London erscheinen würde. Don Fagoaga schloß sein Schreiben mit der Ermahnung, ihn sobald wie möglich von dem gegen mich beobachteten Verfahren des Gouverneurs von Merida in Kenntniß zu setzen. Dem englischen Residenten, Herrn Pakenham, sendete ich

den vom Alcaden in Merida erhaltenen Empfangschein über meine Papiere, und gab ihm alle nur mögliche Erläuterungen. Don Fagoaga schrieb mir von Neuem, und meldete mir, daß General Toro die von mir reclamirten Zeichnungen an die Regierung eingesendet habe, daß auch diese Zeichnungen richtig angekommen seyen, und gewiß copirt würden. Ich sey, wie er hinzusetzte, das Opfer eines Gewaltstreichs geworden, denn die Befehle der Regierung hätten sich nur darauf beschränkt, mich zu hindern, Alterthümer in Natura aus dem Lande zuführen. Auch habe er sein Möglichstes gethan, um das Copiren meiner Zeichnungen zu verhindern, alles was er aber habe erhalten können, sey indeß nur darin bestanden, daß man diese Arbeit beschleunigen wolle, damit ich baldigst wieder in den Besitz meiner Sammlung komme. Schließlich gab er mir die Zusicherung, Niemand solle diese Zeichnungen sehen, und ich keinen andern Nachtheil, als nur eine wenige Tage dauernde Zögerung erleiden. — Alle diese Schritte waren übrigens ganz vergeblich; die Gefälligkeit Don Fagoaga's scheiterte an der heuchlerischen Böswilligkeit der Minister, und alle meine Documente blieben in den Händen dieser Flibustier. Der von meinen Verfolgern beabsichtigte Zweck war jedoch gänzlich verfehlt, denn glücklicherweise hatte ich Duplicata aller meiner mir gestohlenen Zeichnungen gemacht, und diese glücklich gerettet. Später erfuhr ich, daß den Reclamationen des Lords Kingsborough, der mit seinem gewöhnlichen Wohlwollen sich dieser Sache angenommen hatte, Gehör gegeben wurde, und daß die Zeichnungen dem britischen Ministerium ausgefolgt worden sind.

Müde endlich, länger in einem Lande zu leben, wo Gerechtigkeit so schaamlos mit Füßen getreten wird, beschloß ich, nach Europa zurückzukehren. Am 24. März war ich glücklich genug, mich heimlich an Bord des englischen Paketschiffes Lyra einschiffen zu können.

Am 6. April kam ich in der Havannah an. Mit großer, wahrer Freude sah ich mich in meinem Lande, in dem volle Ordnung herrschte, und die strengste Gerechtigkeit von Jedermann geachtete Gesetze zu handhaben wußte. Bevor General Jacon die Zügel der Regierung von Cuba ergriffen hatte, war diese Colonie der höllenmäßigste, nur irgendwo auf Erden zu findende Aufenthaltsort. Bei hellem Tage, unter den Augen der Behörden, wurde öffentlich auf den Straßen gemeuchelmordet, Schaaren der niederträchtigsten Advokaten verübten die scheußlichsten Ungerechtigkeiten; der Adel, der eine Bande entschlossener Banditen besoldete, bezeichnete den Dolchen dieser Schurken Jedermann, der das Unglück hatte, ihm zu mißfallen; der Handel war vernichtet, trostlose

Niedergeschlagenheit war überall vorherrschend. Da langte der neue Gouverneur Tacon an, und alle diese Uebelstände verschwanden, wie durch Zauber weggeblasen. Der Wille eines einzigen, unbescholtenen, tugendhaften, und in Handhabung der Gerechtigkeit unerbittlichen Mannes, schreckte das Verbrechen zurück, säuberte das Land von schaamloser Liederlichkeit, und ließ Ordnung unter eine Bevölkerung zurückkehren, die so lange Jahre in der schmählichsten Anarchie gelebt hatte. Das Schauspiel dieser in Cuba bewirkten Regeneration fiel mir um so angenehmer auf, als ich ja so eben aus einer angeblichen Republik kam, wo ich nichts als Unordnung und Sittenlosigkeit gesehen hatte. So mußte ich also in einem Lande, wo ich nicht erwartete, Freiheit vorherrschend zu finden, auf wahre Freiheit stoßen, die ich in einem andern Gebiete, in dem sie viele feurige Apostel haben sollte, vergebens gesucht hatte. Zu wünschen ist, daß der hochachtbare Gouverneur, dem die Bewohner der Havannah so große Wohlthaten zu verdanken haben, lange genug lebe, oder wenigstens lange genug in seinem Amte bleibe, um seinem Werke die nöthige Dauer zu geben. Eines Mannes von solchem Gepräge bedurfte Mexico und die Staaten von Süd-Amerika, um sie aus ihrer Barbarei zu ziehen*). Bis jetzt darf man die unumstößliche Behauptung aufstellen, daß keiner der ehrgeizigen Männer, die fortwährend in diesen unglücklichen Gegenden den Bürgerkrieg unterhalten, zu einer solchen Stellung berufen ist; vielleicht sind diese Länder bestimmt, noch lange vergeblich auf den Messias zu warten, der sie von ihren Sünden befreie."

*) General Tacon ist, gleichsam als Beweis, daß in dem unglücklichen Spanien nichts Gutes aufkommen kann, aus seiner von ihm so pflichtgetreu ausgefüllten Stellung nach Spanien zurückberufen worden, und lebt ohne Anstellung in seinem Vaterlande, das derartige Männer nur wenige oder gar keine zählt, und ihrer doch so sehr bedarf. In der Havannah scheint aber auch das alte Unwesen wieder vorherrschend werden zu wollen. Ein Militäraufstand konnte nur mit vielem Blutvergießen gestillt werden. (Anmerkung des deutschen Bearbeiters.)

Die Insel Amboina.

(Auszug aus der Reise um die Welt, von R. P. Lesson.)

Siebenter Artikel.

Am Abend des 1. October gingen wir von der Insel Buro aus unter Segel, und fuhren bei einer fast unerträglichen Hitze, die ein scharfer Seewind nur wenig milderte, durch die engen Kanäle, welche die Inseln Kelang, Amblu, Ceram, Manipa und endlich Amboina, das sehr kurze Ziel unserer Fahrt, von einander trennen. Wir lavirten in der Nähe der Insel, und feuerten eine Kanone ab, um einen Piloten herbeizurufen, aber Niemand erwiderte dieses Zeichen, und wir mußten während der Nacht wieder die hohe See gewinnen; den andern Morgen aber konnten wir uns selbst von der Vergeblichkeit dieses Signals überzeugen, denn die Bai von Amboina hat mehr als drei Stunden Länge, und auf diese Entfernung konnte freilich unser Kanonenschuß nicht wohl gehört werden. Endlich kam der Hafen-Capitain, nahm unsere Papiere in Empfang, und ließ uns einen geübten Neger zurück, welcher uns als Pilote diente, und die Coquille auf den Ankerplatz vor dem holländischen Fort steuerte, das wir mit einundzwanzig Kanonenschüssen salutirten. Von der Rhede von Amboina

aus erblickten wir jetzt diese Hauptinsel der Molukken unter dem heitersten Himmel, und mit dem lachendsten Grün bedeckt. Die Berge waren mit Gras von zartem Grün bewachsen, ihre Schluchten, dunkel und holzreich, stachen durch ihre Schatten mit dem Helldunkel der Böschungen ab, und Palmenblätter liefen in die Ebene aus. Europäische Schiffe sahen wir nicht in der Bai. Die Holländer gestatten Fremden nicht leicht den Besuch ihrer östlich gelegenen Besitzungen, und beschränken sich darauf, sie bei einem durchaus nothwendigen Aufenthalt mit Mundvorrath zu versehen, erlauben ihnen aber nicht, Handel zu treiben, sie müßten denn zu Batavia zu diesem Behufe eine Licenz erhalten, und die Gebühren für die Ladung daselbst bezahlt haben.

Den 5. Morgens stattete Herr Duperrey mit den Officieren dem Gouverneur der Gewürzinseln einen Besuch ab. Diese Stelle versah damals ein noch junger Mann von großer Fähigkeit, und sein wohlwollender Empfang verdiente unsere volle Dankbarkeit. Herr Merkus empfing uns in dem sogenannten Empfangsaale im Fort Victoria, denn sein gewöhnlicher Wohnsitz ist außerhalb der Stadt. Wir wurden zu dieser Audienz durch einen belgischen Offizier geführt, der schon in der Rhede zu uns kam, um uns seine Dienste anzubieten, und der uns mit freundschaftlichem Eifer als Landsleute behandelte. Herr Mennoi, der in der französischen Armee gedient hatte, benahm sich gegen jeden von uns wie ein vortrefflicher Kamerad. Herr Merkus, welcher das Französische wie seine Muttersprache spricht, äußerte gegen uns, wie sehr er wünsche, uns den Aufenthalt in Amboina so angenehm wie möglich zu machen; er hat Wort gehalten, und ist sich stets treu geblieben. Nachdem wir uns von dem Gouverneur verabschiedet hatten, führte man uns zu Herrn Moorees, vermöge seiner Stellung, der zweiten Person der Colonie, der mit seinem Titel eines ersten Administrators, die eines ersten Cassiers, eines ersten Stempelaufsehers und eines Kirchenvorstehers verband. Herr Moorees war ein dicker, sehr reicher Holländer, der unter einer rauhen Rinde ungewöhnliche Fähigkeiten verbarg. Zur Zeit der französischen Administration wurde er unter dem Gouverneur Janssens zum Tode verurtheilt, weil er beschuldigt war, aus allen seinen Kräften die Plane der Engländer, sich in Besitz der Gewürzinseln zu setzen, unterstützt zu haben, und floh deßhalb nach Amboina, wo er mehremale Interims-Gouverneur war. Wir statteten noch verschiedenen angesehenen Personen der Colonie unsere Besuche ab, und beschloßen endlich diesen ermüdenden und ceremoniösen Tag mit einem Besuche bei dem Inspector, Herrn M. Wenzel, dessen äußerst

reizende Wohnung den Namen Paradies führt. Die Aufnahme, welche die Expedition in Amboina fand, wird nie in meinem Gedächtnisse erlöschen. Der allgemein übliche Gebrauch der französischen Sprache versetzte uns gleichsam in unser Vaterland, in den Schooß unserer Familien, zu unsern vertrauten Freunden; wir fanden eine solche großmüthige Gastfreundschaft und ein solches Wohlwollen, wie wir es in unsern eigenen Colonien und selbst in Frankreich nicht erwarten durften.

Ich begleitete unsern Zahlmeister Gabert zu dem Capitain der Chinesen, um mit diesem Handelsmann eine Lieferung frischer Lebensmittel für unsere Schiffsmannschaft über die Dauer unseres Aufenthaltes zu Amboina abzuschließen, aber seine Forderungen waren so übertrieben, daß wir es vorzogen, den Handel mit einem alten Creolen von St. Domingo abzuschließen, der hier bleibende Wohung genommen hatte. Die Stelle eines Capitains der chinesischen Nation begleitete The-Sing-Suij, ein reicher Mann, der seinen Titel gekauft hatte, obgleich er gegenwärtig mehr ehrenvoll als einträglich ist. Da jedoch derselbe vor den übrigen, in Amboina wohnenden Chinesen einen Vorzug verleiht, und der Capitain die vermittelnde Behörde bei den Zwistigkeiten seiner Glaubensgenossen, sowohl in ihren innern, als in ihren Religionsangelegenheiten ist, auch durch ihn die Beschwerden derselben an die holländischen Behörden gelangen müssen, so wird diese Stelle sehr beneidet. Camplot, der reichste der Chinesen, hatte lange Zeit die Stelle eines Capitäns versehen, deren er kürzlich entsetzt worden war. Seine prächtige Wohnung, seine zahlreichen Sklaven, und der Besitz seiner Millionen von Rupien, dieß Alles hielt ihn nicht ab, seinen Handel in einer dunkeln und schmutzigen Bude fortzusetzen. The-Sing-Suij empfing uns sehr höflich in einem, mit chinesischen Gemälden geschmückten, und mit Inschriften überladenen Saale. Diese Wohnung, die aus sehr verschiedenen Gemächern besteht, enthielt auch sehr große Magazine, in welchen man die verschiedensten Gegenstände aufeinander gehäuft hatte: die reichsten Gewebe und altes Eisen, die kostbarsten Steine und Kalk, Haufen Thee und Erbsen u. s. w. The-Sing-Suij war von mittlerem Wuchse, aber ungewöhnlich dick, sein Gesicht hatte eine lebhaftere Farbe, als man dieß sonst bei Menschen der gelben Race trifft; er trug einen schwarzen Schnurrbart und kaute beständig Betel, von welchem ein Sclave einen Vorrath in einer sehr reich verzierten Schildpattbüchse bei sich trug. Sein Kopf war nach dem chinesischen Gebrauche rasirt, und nur auf dem Vorderhaupte trug er einen langen, geflochtenen Büschel. Eine schwarze seidene, viereckige Mütze bedeckte sein Haupt, und sein schwarzes Kleid (denn Schwarz ist die Leib-

farbe der Malayen) bestand aus einem einfachen Ueberrocke ohne Kragen, von feinem Tuche mit goldenen Knöpfen, und aus weiten Beinkleidern von demselben Stoffe. Schwarze seidene Strümpfe und Sandalen mit goldenen Verzierungen vollendeten seinen Anzug. Sein Gallakleid war außerordentlich reich; es bestand aus seidenen, mit Blumen von lebhafter Farbe durchwirkten, und mit Gold und Silber gestickten Stoffen. Nicht ohne einigen Stolz zeigte uns dieser Chinese die verschiedenen Gegenstände seiner Garderobe, aber ein Gegenstand von ganz anderer Schönheit zog meine Aufmerksamkeit auf sich, als zufällig meine Blicke auf einen Käfig neben der Kleiderkammer fielen, in welchem drei lebendige Paradiesvögel sich befanden. The-Sing-Suij sagte mir, daß er schon seit mehr als sechs Monaten diese drei bewundernswerthen Vögel mit Reis, mit Früchten des Melonenbaums und namentlich mit Milben, sogenannten Cakarlaken, nach denen sie sehr gierig sind, erhalte, und daß zwei derselben dem General-Gouverneur von Batavia gehörten, der für jeden hundert Piaster bezahlt habe. Diese Paradiesvögel waren stark, und außerordentlich lebhaft in ihren Bewegungen. Ihr Geschrei ist rauh und unangenehm, und hat viele Aehnlichkeit mit dem Geschrei der Raben; ihre herrliche Federn waren zum Theil durch die Drähte des Käfigs abgestoßen. Vergebens bot ich sechszig Piaster für den dritten, ich konnte ihn nicht erhalten; dieß war damals all mein Geld, denn ich hatte enorme Ausgaben für meine Sammlungen gemacht, und so mußte ich zu meinem großen Bedauern auf den Versuch Verzicht leisten, einen solch schönen Vogel, der die allgemeine Neugierde in Europa gewiß in hohem Grade in Anspruch genommen hätte, lebendig nach Frankreich zu bringen.

Die Wohnung des Capitains Monnoi, in der wir uns immer zusammenfanden, war, wie alle Häuser der Europäer zu Amboina, für das heiße Clima der Gewürz-Inseln vortrefflich eingerichtet. Balcone gegen die See gestatten dem Seewind Zutritt, und eine Menge wohlriechender Blumen balsamiren die Luft, welche durch jenen stets erfrischt wird. Auch dem Chef der Marine hatten wir einen Besuch abzustatten, und wir fanden ihn in seiner, an dem Ufer eines kleinen Flusses gelegenen Wohnung, der durch die Stadt fließt. Die Staats-Magazine sind in seiner Nähe. Dieser Offizier theilte den Geschmack der meisten, in Indien wohnenden Offiziere, und hielt seltene Thiere, denn ich sah in seinem Garten Affen mit chinesischer Haube, Casuare, Helmtauben, Thiere aus Batavia und andern Ländern, die irrig in unsern naturgeschichtlichen Werken als den Gewürz-Inseln angehörig aufgeführt sind, und die hier nicht freilebend gefunden werden.

Den 5ten fühlten wir ein Erdbeben, und einen Augenblick vorher hüllten dichte Dünste die Spitzen der Berge ein. Dieser Tag war indessen wegen seiner Heiterkeit merkwürdig. Der Major Stijmann, Commandant der Truppen, stattete uns mit einem zahlreichen Gefolge auf der Corvette einen Besuch ab, und wurde mit neun Kanonenschüssen salutirt, und der Gouverneur erhielt einige Tage später die, seinem Range gebührenden Ehrenbezeigungen durch eine Salve von dreizehn Kanonenschüssen.

Herr Merkus hielt es für Pflicht der Gastfreundschaft, die Offiziere der Coquille zu einem Feste in seine Wohnung Batu-Gadja einzuladen. Batu-Gadja bedeutet in Malayischer Sprache: „Elephantensteine" und die Eingeborenen glaubten, in der Stellung der Felsen, aus welchen die Quellen eines kleinen Flusses gleichen Namens entspringen, eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Elephanten zu finden.

Diese Wohnung des Gouverneurs der Gewürz-Inseln liegt auf dem schönsten Punkte von Amboina, und ist am Fuße einer Bergkette erbaut, welche die Stadt amphitheatralisch umgibt. Drei, mit Bäumen eingefaßte, und sehr gut erhaltene Straßen führen zu dieser, nur zwanzig Minuten vom Hafen entfernten Wohnung. Das Haus an und für sich selbst hat, trotz seiner langen Façade, nichts Merkwürdiges, es besteht nur aus einem Stock, welchen zwei lange Virandas, oder offene Gallerien umgeben, um, vor den brennenden Sonnenstrahlen geschützt, sich ergehen zu können, denn unter diesem glühenden Himmel ist Kühle eine der größten Wohlthaten. Ein Park von großem Umfang, der mit einer Menge Bäume von sonderbarem und immer grünem Laubwerk angepflanzt ist, wird von einem Arm des Batu-Gadja, der sich hindurchschlängelt, durchschnitten; die Ufer desselben sind durch Hirsche, Casuare und andere Thiere, die gleichsam wie Hausthiere hier erscheinen, belebt. Herr Merkus zeigte sich höchst zuvorkommend, und hatte sogar die Aufmerksamkeit, einen Toast auf den glücklichen Erfolg unserer Reise, und auf eine fröhliche Rückkehr in das Vaterland auszubringen. Es wäre überflüssig, ein Mittagessen des Gouverneurs der Gewürz-Inseln zu beschreiben, es genügt, wenn ich sage, daß es aus dem Ausgesuchtesten bestand, was die Europäische Kochkunst mit dem Luxus Asiens verbinden kann. Ich bemerke nur noch, daß die englische Gewohnheit alle Platten, mit Ausnahme des Nachtisches, zumal aufzustellen, auch hier im Gebrauche war, und daß alle Flaschen mit einem weißen Tuche umwunden waren. Diese Gewohnheit ist für manche Trinker günstig, die es nicht gerne haben, daß ihre Nachbarn bemerken, wie viel sie zu sich nehmen. Die gebräuchlichsten Weine sind die von Porto und Bordeaux, letzterer aber,

welchen man hier holländischen Claret nennt, war wenigstens mit einem Drittheil Branntwein vermischt, wodurch er einem französischen Gaumen höchst widrig wird.

Bei dergleichen Tisch-Unterhaltungen, wo die Gespräche unterbrochen, und wieder von Neuem aufgenommen werden, sind oft wenige Dinge der Aufbewahrung werth; dennoch muß ich erwähnen, daß unter den tapfern Militairs, die uns umgaben, und unter den gebildeten Männern der Colonie solch' leichtgläubige Meinungen über Naturerzeugnisse herrschen, daß ich mich nicht enthalten kann, einige Beispiele anzuführen, aus denen hervorgehen wird, daß nicht der Pöbel allein sonderbaren und abergläubischen Meinungen huldigt, und aus denen zugleich zu ersehen ist, wie schwer die einfache Wahrheit selbst dann Eingang findet, wenn der handgreiflichste Augenschein für sie spricht. Die Thatsachen, welche ich anführen werde, beruhen nicht etwa nur auf dem Glauben einiger Personen, nein sie finden allgemeinen Glauben in der ganzen höheren Klasse der holländischen Beamten. Es herrscht z. B. der Glaube, daß eine Art sehr seltener Perlen, welche man nur an den Küsten von Celebes, Haroko, Bantan ꝛc. findet, aus männlichen und weiblichen Individuen bestehe, und daß diese, zusammen gepaart, andere Perlen erzeugen, die, wenn man sie mit Reis ernährt, wachsen. Dieses Ammenmährchen bestätigten fast mit Heftigkeit der Capitain Winstard, der Inspector Wenzel und zwanzig andere Personen. Die, bekanntlich sehr leichtgläubigen Malayinnen bringen viele Zeit damit zu, diese seltenen, schönen Perlen, die aber wegen dieser ihrer vermeintlichen Eigenschaft in einem hohen Preise stehen, aufzuziehen. Man zeigte mir mehre Arten dieser Perlen, und ich war so glücklich, drei davon zu erhalten, eine männliche und zwei weibliche; die erstern sind klein, braun, rund und glatt, die weiblichen dagegen rauh, unregelmäßig und von größerm Umfange als die erstern. Wie sehr war ich nun erstaunt, als ich nach Verfluß von einigen Tagen, statt meiner drei, in einer hermetisch verschlossenen Büchse aufbewahrten Perlen, deren acht fand! Dieser Fall ist, ohne wunderbar zu seyn, doch sonderbar genug, um ihn hier anzuführen: Perlen von kleinem Umfange, die durch das Ausfließen des neuen Perlmuschels-Auswuchses im Schooße des Weichthiers schwimmen, lösen sich ab, und bilden, durch das Aneinanderhängen mehrer kleinen, eine große Perle; durch die Trockenheit zerreißt das Perlmutterhäutchen, das sie umgibt, und die kleinen Perlen, die nun nicht mehr zusammengehalten werden, fallen ab. Ihre Vergrößerung ist rein unmöglich, denn die Perlen, das Resultat einer zarten Absonderung, sind unorganische Produkte von mineralischer Eigenschaft.

Ein anderer, allgemein verbreiteter Glaube verleiht auch gewissen rothen Corallen von der Küste von Amboina die Eigenschaft, daß sie durch Blaßwerden den nahen Tod theurer Personen, oder ihres Besitzers anzeigen. Das wandelnde Blatt endlich, dieses den europäischen Entomologen wohlbekannte Insect, gilt in Amboina, seinem Vaterlande, für das wirkliche Blatt einer Pflanze, das sich bildet, sich von seinem Zweige losmacht, und, unter der neu angenommenen Gestalt eines Insects, mit Beibehaltung seiner vegetabilischen Elemente, fliegt!!! Kann man sich noch wundern, wenn die alten Reisebeschreibungen von Alfanzereien wimmeln, da dergleichen Ideen noch im neunzehnten Jahrhunderte in den blühenden Colonien herrschen?

Den **11**ten besuchte ich mit dem Doctor Merklin, einem baierischen Arzte in holländischen Diensten, das, auf einem großen, freien Platze außerhalb der Stadt gelegene, und von den Engländern erbaute Militair-Hospital, an welchem ein kleiner Fluß vorbeifließt. Dieses Gebäude ist sechs Fuß vom Boden aus Stein, und von da an bis an den Giebel, den ein einfaches Dach von Palmenblättern schützt, aus Backsteinen gebaut. Eine breite Viranda gewährt den Kranken bei ihren Spaziergängen im Winter Schutz vor dem Regen, und in der heißen Jahreszeit vor den Strahlen der Sonne. Die äußerst reinlich gehaltenen Säle können ungefähr vierhundert Kranke fassen, und in dem geräumigen Hofe finden sich alle, einer solchen Anstalt nothwendigen Bequemlichkeiten. Der Ober-Arzt, Herr Lengaker, bereicherte meine Sammlung mit verschiedenen Seltenheiten, auch verdanke ich ihm viele Einzelnheiten über die Verheerungen, welche die Cholera in Makassar, auf der Insel Celebes, angerichtet hat.

Die Insel Celebes liefert Amboina Sclaven und Reis; die Buggisen, welche sie bewohnen, sind industriös, und verfertigen die ziemlich allgemein von den Malayen, und selbst von den Europäern als Hauskleider getragenen Sarongs von gemalter Leinwand. Die Haraforen des Districts Menado sind gastfreundlich und großmüthig, denn es gewährt ihnen Freude, ihren Gästen anzubieten, was diesen Vergnügen zu machen scheint, auch sind sie thätig und arbeitsam. Die Armen werden nach ihrem Tode beerdigt, wobei man sie auf eine Art Stuhl setzt, und ihnen in die eine Hand ein Beil und einen Schild, und in die andere Arekanüsse und Betel gibt. Der Stuhl, der Schild und der Stiel des Beils müssen aus dem heiligen Holze des Gagbagaba verfertigt werden. Die Reichen drückt oder stampft man in ein, zu diesem Zwecke besonders gemachtes, großes Gefäß, das sammt seinem Inhalte mit Ceremonien in die Erde versenkt wird, die den Vermögensumständen des

Verstorbenen, oder dem Ansehen, in welchem er bei seinen Nebenmenschen stand, entsprechen.

Am Fuße der Bergkette, welche die Stadt umgibt, und an einer engen Schlucht liegt der Gottesacker der Europäer. Seine Lage, entfernt von jeder menschlichen Wohnung, eignet sich zu ernsten Betrachtungen, und die grünenden Bäume, die ihn beschatten, verbergen den traurigen Anblick, den ein von dem Grabscheit des Todtengräbers bearbeiteter Boden gewährt. Die Bäume, welche diesen Ruheplatz der Todten zieren, hat nicht der Zufall gewählt. Die Volksbegriffe der Malayen haben eine Gattung Bäume mit düsterm Laubwerk vorzugsweise zu Trauerbäumen bezeichnet, und mit solchen ist dieser Kirchhof bepflanzt. Grabmale von Backsteinen oder Gips, ohne Inschriften, sind die vergänglichen Denkmale, die dennoch länger dauern, als das Andenken derer, die unter ihnen ruhen. Man zeigte mir die Begräbnißstätten mehrer Gouverneure der Gewürz-Inseln, deren auf den Steinen wie in den Herzen ihrer Amtsuntergebenen erlöschte Namen meinen Begleiter zu der Aeußerung veranlaßten: in Amboina verschwindet der Todte aus dem Andenken der Menschen. Das erklärt sich, fügte er bei, unter diesem verzehrenden Himmel. Diejenigen, welche kommen, um hier ihr Glück zu machen, haben nicht Zeit, an die Abwesenden zu denken. Einige Jahre sind ein Jahrhundert, und das Leben ist hier so kurz, daß man keine Muße für Andere hat, und nur an sich denkt.

Den **13.** fuhren die holländischen Corvetten „der Komet" und „Anna Pawlowna" in die Rhede ein. Diese beiden, unter den Befehlen des Admirals Mellewill stehenden Fahrzeuge kamen von einer, gegen Ceram unternommenen Expedition zurück. Die Javanesischen Truppen, unter den Befehlen des Commandanten Van Ganzen, setzten zu Savai in der Bai von Atiling ans Land, angeblich um diesen Punkt der Küste von Ceram von den dort befindlichen Malayischen Seeräubern zu säubern. Die holländischen Truppen waren bei ihrer ersten Landung in großem Verluste, denn die Soldaten, die bis an die Schultern im Wasser standen, konnten größtentheils ihre Munition nicht schützen. Den andern Tag aber gelang es ihnen, die Malayen aus ihrem Posten zu vertreiben, während die Corvette ihr verschanztes Lager mit Kartätschen beschoß. Obgleich sie von der Küste verjagt und genöthigt wurden, in das Innere der Gebirge zu fliehen, so verließen sie doch nicht Savai, ohne, ihrem Gebrauche gemäß, die Verwundeten und Todten mit sich genommen zu haben, und obgleich sie viele Todte gehabt haben mußten, so konnten doch die Holländer nichts Bestimmtes hierüber angeben. Der

Krieg mit den Malayischen Seeräubern, die mit großer Gewandtheit ihre Kenntniß und die Vortheile des Landes benützen, besteht im Ganzen nur aus Scharmützeln und Ueberfällen, wobei ein Wettstreit der List stattfindet. Die Tapferkeit dieser Völker besteht nicht darin, sich offen dem feindlichen Feuer auszusetzen, sondern in einen Hinterhalt zu legen, hinter Gebüschen auf den Feind zu lauern, und wie eine Schlange auf dem Boden zu kriechen, um den Gegner sicher zu treffen; jeder Felsen, jeder Baum bringt Gefahr, denn sie verbergen einen Malayen, der Feuer gibt, und der sich mit wunderbarer Behendigkeit der Kugel seines Gegners zu entziehen weiß. Indessen war die Lection, die man diesen Seeräubern gegeben hatte, welche die Schifffahrt von einer Insel zur andern so gefährlich machen, ernsthaft genug. Sie hatten durch einen unvermutheten Ueberfall einer imposanten Anzahl Truppen drei einpfündige metallene Kanonen und mehr als zweihundert Piroguen verloren, die verbrannt wurden. Unter den letzteren befanden sich auch ihre Kriegsfahrzeuge. Die Haraforen von Ceram unterstützen bei solchen Gelegenheiten die Holländer, um ihre, durch Seeräuberei stets beunruhigte, Küste von dieser gefährlichen Nachbarschaft zu befreien. Dieß ist die Geschichte dieses kurzen Feldzuges, wie sie mir die Offiziere des „Kometen" erzählten. Ich erfuhr jedoch von einigen Personen, daß diese angeblichen Seeräuber von einem Bruder des Sultans von Tidor, den die Holländer in Gefangenschaft hielten, befehligt worden seyen, und daß dieser Fürst, ein geschworener Feind der Besitzer der Gewürz-Inseln, die Waffen ergriffen habe, um gegen diese und die ihrer Herrschaft unterworfenen Völker in der Absicht einen Vertilgungskrieg zu führen, und seinen Bruder wieder zu befreien. Diese Völker werden durch die Engländer mit Waffen und Munition aller Art versehen, wogegen diese frischen Mundvorrath, Perlen, kostbares Holz und andere Artikel eintauschen. Auf den drei eroberten Kanonen stand, nach der Aussage des Herrn Momma, der Name einer englischen Gießerei. Der Verlust bei dieser Expedition betrug sieben Todte, unter ihnen ein Europäer, und dreiundzwanzig Verwundete, worunter man sieben oder acht Europäer zählte. Einer der Verwundeten starb einige Stunden, nachdem er in das Spital zu Amboina gebracht worden war, wo ich ihn selbst noch sah, am Starrkrampf. Nach diesem errungenen Vortheile wurde eine kleine, wohlbefestigte Schanze errichtet, in welcher ein Lieutenant mit fünfundzwanzig Mann gelassen wurden; ihr sehr gefährlicher Posten erforderte schleunige Unterstützung, und als wir die Insel Amboina verließen, wurde die Anna Pawlowna mit Verstärkung und Munition dahin gesandt.

Man kennt die Insel Ceram noch so wenig, daß ich glaube, einige

Einzelnheiten, die ich mir über dieſe ausgedehnte und fruchtbare Inſel zu verſchaffen wußte, und die einer nähern Unterſuchung wohl werth wären, anführen zu dürfen. Die Holländer haben hier nie einen bleibenden Aufenthalt nehmen können, denn nachdem ſie eine Redoute daſelbſt erbaut hatten, verließen ſie dieſelbe, und erſchienen nur Zeitenweiſe wieder an der Küſte, obgleich ihre Herrſchaft von den Bewohnern der nördlichen Küſte, die ihnen ergeben ſchienen, anerkannt wurde. Die Bewohner dieſes Theils der Inſel kommen nach Amboina, um ihre Früchte daſelbſt zu verkaufen, und dagegen Zeuge und andere ihnen anſtändige Artikel einzuhandeln. Die Inſulaner des ſüdlichen Theils zeigen ſich wenig umgänglich, und haben ſich noch nie in Verbindungen mit Europäern einlaſſen wollen. Die Bergbewohner im Innern haben bei ihrem wilden Zuſtande und ihren blutigen Gewohnheiten bisher eine gänzliche Unabhängigkeit behauptet. Man nennt ſie Haraforen, auch Alforen, wie alle Neger von der Ur-Race dieſer Inſeln, denn die Malayiſche Race, die hauptſächlich der Schifffahrt ergeben iſt, hat nie mehr als die Küſte erobert, und dieſe Haraforen ſind in Stämme eingetheilt, die ſich ſtets unter ſich heftig bekriegen. Der bei den jungen Leuten tief eingewurzelte Hang, auf Menſchenjagd auszugehen, um Feinden die Köpfe abzuſchneiden, wodurch ſie ſich Ruhm bei ihrem Stamme und das Recht, ſich zu verheirathen, erwerben, iſt allgemein, und man kann ſich denken, welche Quellen des Haſſes aus dieſer barbariſchen Gewohnheit entſpringen. Jedes Dorf beſitzt eine Hütte von Trophäen; es iſt dieß ein Denkmal, wo die durch ihre Krieger eroberten Köpfe ſymmetriſch aufgeſtellt ſind. Hier ſind die durch die Zeit gebleichten Schädel der Männer der Nachbarſtämme glorreiche Zierden, wo die Greiſe ſich ihren Anſpruch auf Achtung bei den jungen Leuten erhalten, und wo letztere zu ähnlichen Thaten angefeuert werden und ihren Muth ſtählen. Durch dieſe ununterbrochenen Feindſeligkeiten nährt ſich unter dieſen Völkerſchaften eine viehiſche Wildheit; Niemand wagt es, ſeine Wohnung zu verlaſſen, außer mit der größten Vorſicht und bis an die Zähne bewaffnet, denn überall muß er auf einen Hinterhalt, auf einen plötzlichen Ueberfall gefaßt ſeyn. Jahrelang ſind ſie unermüdlich, um einen Feind zu überraſchen, deſſen Verderben ſie beſchloſſen haben; auf den Bäumen ſchlafen, ſich im Graſe verkriechen, unter dem Waſſer ſchwimmen, dieß ſind nur die gewöhnlichen Mittel ihrer Liſt, die ſtets darauf bedacht iſt, die kleinſten Vortheile zu benützen. Es iſt dieß die corſiſche „vendetta“ in ihrer Vollkommenheit. Die Gebräuche der Haraforen von Ceram weichen in nichts von denen der Eidahaner von Borneo ab.

Die Insel Ceram ist eine der reichsten Gewürz-Inseln an noch unbekannten Producten; ihre große Ausdehnung und die wechselnde Natur ihres Bodens machen, daß sie auch sehr verschiedene Erzeugnisse hat. Das Thierreich entspricht dem Reichthum der Gewächse, und weicht nicht sehr von dem der übrigen Inseln ab. Der Pionniers-Hauptmann Michiels sagte mir, daß er in den nördlichen Theil eine längere Reise gemacht, und in den pfadlosen Wäldern von Seiten der Bewohner die wohlwollendste Gastfreundschaft gefunden habe, auch daß sie ihm beim Passiren der Flüsse und Ströme ihre Hilfe angeboten hätten. Man muß jedoch hiebei bemerken, daß die muselmännischen Stämme, welche im Norden wohnen, schon lange gewohnt sind, mit Amboina in Verkehr zu stehen, und mit Hilfe ihrer großen Schiffe, Sampannen genannt, Tauschhandel treiben. Ich besichtigte eine solche Sampanne, die einem Kaja von Ceram, einem Alliirten der Holländer, gehörte, in allen ihren Einzelnheiten. Es befanden sich mehr als sechzig Mann auf derselben, und das von dem Kaja und seiner Frau, im Vorbeigehen gesagt, einer alten und häßlichen Malayin, bewohnte Zimmer war mit goldgestickten Tapeten ausgeschlagen und mit chinesischen Gemälden geschmückt. Auf dem Hintertheil wehte die dreifarbige holländische Flagge, welche die eingeborenen und alliirten Chefs zur Auszeichnung führen dürfen.

Am **16.** ging ich in der Stadt spazieren, und gelangte an das Gebäude, das dem früheren Besitzer von Java, dem mächtigen Sultan Djoco-Karta, als Gefängniß diente, der durch die Engländer entthront wurde und hier streng bewacht wird. Dieser Sultan, welcher den Titel Susunan oder Kaiser führte, mochte ungefähr **70** Jahre alt seyn. Die Gefangenschaft, in welcher er gehalten wurde, war jedoch nicht so streng, daß er nicht einige Stunden des Tages in Gesellschaft seiner Familie hätte spazieren gehen können. Auf den asiatischen Luxus und auf die Einkünfte seiner reichen Provinzen folgte gewissermaßen ein ärmliches Leben, denn er bezog jetzt nichts mehr als die tausend Rupien, welche ihm Holland monatlich bewilligt, eine allerdings große Summe, aber doch unzulänglich für einen Fürsten, der an königliche Pracht gewöhnt ist. Die ehrfurchtsvollen Achtungsbezeigungen, welche ihm der Gouverneur und die höheren Behörden der Colonie erzeigten, erschienen ihm nur als bittere Ironie. Die Achtung vor einem gefangenen Könige erscheint als Spott; auch nährte der Sultan gegen diejenigen, welche er seine Unterdrücker nannte, einen tiefen Haß in seiner Seele. Ich sah denselben, und er empfing mich, so wie zwei andere Offiziere der Corvette, mit der den Orientalen eigenen, ernsten Ruhe. Sein Gesicht drückte die Gewohnheit des Befehlens aus, ein unauslöschliches Gepräge

bei den gelben Racen, die in dieser Beziehung nicht so ausgeartet sind, wie die weißen. Er sagte nur einige Worte, welche uns eine vornehme Person langsam auslegte, es waren aber vergebliche Worte, denn weder die Personen, welche mich begleiteten, noch ich, verstanden, was dieser javanesische Hofmann in seiner Sprache sagte. Wir dankten ihm durch tiefe Verbeugungen, und wollten durch dieses stumme Mittel zu erkennen geben, daß wir die Gunst anerkennen, die er uns durch das sichtbare Wohlwollen erwiesen, mit welchem er uns empfangen hatte. Wenn wir unsere Zunge nicht benützen konnten, so benützten wir doch um so besser, ja mit einiger Indiscretion, unsere Augen, indem wir die Favorit-Sultanin nach Muße betrachteten: eine große, schöne Javaneserin, von ungefähr dreißig Jahren, von nur allzu großem Umfange, an der er sehr zu hängen schien, und die bei seinen Spazierfahrten ihn in seinem Wagen begleitete, während die kleinen Prinzen ihm in einem besondern Wagen nachfolgten. Der Sultan hatte außerdem noch vier Frauen, die jedoch nicht so reich gekleidet waren, wie die Favorit-Sultanin. Sie waren jung, aber, eine ausgenommen, nicht schön; die älteste war höchstens zwanzig Jahre alt. Diese Frauen, und selbst die Favorit-Sultanin, kauten unaufhörlich Betel, und das günstige Vorurtheil, das durch die orientalischen Erzählungen von den Huris entsteht, wurde durch dieses nichts weniger als anmuthige Kauen sehr entkräftet. Und gewiß hatten ihre Gazellen-Augen, ihr hoher Wuchs und der Prunk ihrer Kleidung nichts so Verführerisches, daß man ihren gelbbraunen Teint und ihre schwarzen Zähne hätte darüber vergessen können. Wir verließen den Kerker-Pallast des entthronten Susunan, indem wir uns durch ein Vorzimmer begaben, in welchem sich Personen aufhielten, die den Befehl hatten, den Gefangenen nicht aus den Augen zu verlieren. Der Sultan hatte genau nachgeforscht, welchem europäischen Volke wir angehören. Als einige Tage später Herr Merkus einen Ball gab, ermangelte er nicht, auch die Familie des Sultans dazu einzuladen, die sich auch einfand, und wobei Herr Merkus den Ball mit der Favorit-Sultanin eröffnete. Umsonst bemühte sich dieser Gouverneur, die Fesseln unter Blumen zu verbergen, Fesseln drücken immer, und der Susunan fühlte schon seit lange ihr Gewicht. Die Holländer zu Amboina brachten, um diese Entthronung zu rechtfertigen, unbestimmte Beschuldigungen vor, als hätte dieser javanesische Fürst, der die innern Provinzen dieser unermeßlichen Insel besaß, zu revoltiren und sich unabhängig zu machen versucht. Ich muß jedoch beifügen, daß unter den Personen, mit denen wir doch einen vertrauten Umgang hatten, nur wenige unsere Fragen beantworten wollten; alle unsere

Erkundigungen ſetzten ſichtbar diejenigen in Verlegenheit, an die ſie gerichtet waren, und müde endlich, durch unſere Indiscretion zur Laſt zu fallen, mußten wir es aufgeben, Fragen zu ſtellen, die nicht beantwortet wurden. Zu derſelben Zeit hielt übrigens die holländiſche Regierung auch den Kaja von Palembang, der Inſel Sumatra, auf der Inſel Termate in Gefangenſchaft. Zu Java erzählte man mir, daß das größte Vergnügen des Sultans von Djoco-Karta zur Zeit ſeiner Macht darin beſtanden hätte, Sclaven, die ein Verbrechen begangen, nackt, und nur mit einem Dolch oder Kris bewaffnet, gegen ſchwarze Tiger (Rimans) kämpfen zu laſſen. Das Javaneſiſche Feſt des Rampok wurde mir durch einen Augenzeugen beſchrieben, der bei dem Sultan von Suluh, welcher ein außerordentliches Vergnügen daran fand, längere Zeit accreditirt war. Ein in einem großen Käfig eingeſperrter Königstiger wird an den Ort des Rampok gebracht; eine doppelte Reihe mit Piken bewaffneter Javaneſen ſchließt in einem geräumigen Platze das gefangene Thier ein. Zwei oder drei Mann nähern ſich nun dem Käfige, deſſen Thüre ſie öffnen ſollen, wobei ſie gleichmäßige Sprünge und tauſend Verdrehungen machen. Ehe ſie die Riegel zurückſchieben, geben ſie drei Schläge an den Käfig, und öffnen ihn dann. Selten ereignet es ſich, daß der Tiger alsbald aus demſelben heraustritt, und oft muß man ihn erſt dazu reizen, in welchem Falle man zuweilen den Käfig mit Stroh umgibt und dieſes anzündet. Die zwei oder drei Javaneſen treten jetzt wieder in ihre Reihen ein, ohne jedoch dem Tiger den Rücken zu kehren, wobei ſie die früheren Geſticulationen wiederholen. Würden ſie ſich in Lauf ſetzen, ſo wären ſie verloren, denn der Tiger würde ſich mit einem Satze auf ſie werfen. Dieſes reißende Thier zeigt ſich oft mitten in der Arena unentſchloſſen, und muß auf's Neue gereizt werden; dieß thun alsdann Eingeborene, welche mit einer Art ſehr ſtarken Gitterwerks geharniſcht, und mit langen, ſpitzigen Piken verſehen ſind. Jetzt ergreift der Tiger einen Entſchluß und ſtürzt in gewaltigen Sprüngen auf den dichteſten Haufen, wo er ſeinen Tod findet, jedoch nicht, ohne den Leuten im vorderen Gliede mit ſeinen ſtarken Klauen und ſeinen furchtbaren Zähnen gräßliche Wunden verſetzt zu haben.

Die Cholera, welche zu Amboina ausgebrochen war, ſchien uns in der Abgeſchiedenheit, in welcher wir uns in der Rhede befanden, zu verſchonen, und unſere Matroſen bekamen nur einige Anfälle der Cholerine. Dieſe, beſonders in der abnehmenden Periode furchtbare Geißel forderte noch viele Opfer, und am 22. raffte ſie den chineſiſchen Capitain The-Sing-Suij weg, mit dem ich den Abend zuvor zugebracht, und von

dem ich mich ſpät erſt getrennt hatte. In drei Stunden war er geſund und todt. Aber der Gebrauch, die Leichen einen Monat lang in den Häuſern zu behalten, geſtattete mir nicht, allen Begräbniß-Ceremonien beizuwohnen. Sie ſollen mit einem unerhörten und verderblichen Luxus ſtattfinden, denn ihre Koſten betragen für diejenigen, die ſich große Reichthümer erworben haben, allein ſo viel, um dieſe aufzuzehren, und den Kindern bleibt nichts übrig, als dem Beiſpiel ihres Vaters zu folgen, und ſeine Geſchicklichkeit im Handel nachzuahmen. Indeſſen intereſſirten mich doch die Präliminarien dieſes langen Ceremoniells, denen ich als neugieriger Zuſchauer beiwohnte, in hohem Grade, und ich kann ſie durch eigenen Augenſchein beſchreiben. Von dem Augenblicke an, wo The-Sing-Suij die Augen geſchloſſen hatte, fand ſich ein Schwarm bezahlter Klageweiber an ſeiner Hausthüre ein, und da dieſe braven Perſonen ihr Geld gewiſſenhaft verdienen wollten, ſo entſtand dadurch ein Geheul, das weit und breit vernommen wurde. Der Leichnam wurde alsbald gewaſchen, parfümirt, mit den ſchönſten Kleidern angethan, und auf ein Paradebett gelegt, um welches ſich alle Mitglieder der Familie mit thränenden Augen ſtellten. Dieſe Ausſtellung dauerte vierundzwanzig Stunden, und ſchloß mit einer öffentlichen Mahlzeit, an welcher die Verwandten und Freunde des Verſtorbenen Theil nahmen. Alle diejenigen, welche in den Sterbeſaal eintraten, wurden eingeladen, Thee zu trinken, der in kleinen Untertaſſen dargeboten wurde, und indem auch ich mich in dieſen Gebrauch fügte, mußte ich, wie alle Andern, mich gegen den Leichnam wenden und ihn begrüßen, ehe ich dieſes heiße Getränk an den Mund brachte. Es wäre die größte Unſchicklichkeit, dieſes Getränk abzulehnen, ſelbſt auf die Gefahr hin, ſich den Mund damit zu verbrennen. Und doch wäre mir dieß beinahe in meinem Eifer, die mir angebotene Taſſe Thee zu Ehren des guten The-Sing-Suij auszutrinken, begegnet, von dem ich Paradies-Vögel erhalten hatte, die ich, es iſt nicht zu läugnen, anſtändig bezahlt habe. Ein an der Thüre aufgehängtes Schwein und ein Schaaf waren für die Armen beſtimmt, und luden ſie ein, ihren Antheil an der Mahlzeit zu nehmen, denn an dieſem Tage mußte jedes Rippchen zum Andenken des Verſtorbenen pflichtmäßig verzehrt werden. Der Prunkſaal, ſeiner Vergoldungen und des Hausaltars beraubt, und mit ſchwarzen Stoffen behängt, empfing kein Licht von Außen, ſondern war im Innern mit Lampen beleuchtet. Dieſer Theil der chineſiſchen Leichenfeierlichkeit hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem erleuchteten Trauergerüſte der Mächtigen dieſer Erde in Europa. Nach Verfluß der feſtgeſetzten vierundzwanzig Stunden mußte The-Sing-Suij, der in dieſer tropiſchen

Atmosphäre ſchnell in Fäulniß überging, wozu die vielen Lampen, die den Saal erleuchteten, und die Menge der darin verſammelten Menſchen auch das ihrige beitrugen, in den Sarg gelegt werden. Das Verfertigen dieſer Särge erfordert die größte Geſchicklichkeit, denn ſie müſſen von unverweslichem Thek (Holz vom Eichenbaum) gemacht werden, ſind mit Verzierungen überladen, und mit größter Sorgfalt polirt; der Deckel des Sargs muß hermetiſch auf den untern Theil paſſen, und der Leichnam wird auf eine Unterlage von grob zermalenem Sandelholz, ſchwarzem Thee, und Benzoe, alles in gleichen Theilen, gelegt. Man füllt alle Räume des Sargs mit derſelben Miſchung, dicht aufgeſchichtet. Die beiden Theile des Sarges werden dergeſtalt mit Klammern zuſammengefügt, daß ſie ſich nicht trennen können, und daß kein Gas entweichen kann. So bleibt der Leichnam einen Monat und oft länger liegen, ehe man ihn in das Grabmahl beiſetzt, das mit großen Koſten errichtet wird, denn die Chineſen haben die Gewohnheit, ſchon bei ihren Lebzeiten ſich das Mauſoleum erbauen zu laſſen, das ſie einſt nach ihrem Tode aufnehmen ſoll. Dieſe Vorſicht iſt ſehr klug, denn dadurch ſind ſie ſicher, ſo, wie ſie es wünſchen, beerdigt zu werden; es könnte vielleicht bei ihnen ſo gut geſchehen, wie bei uns, daß ihre Erben ihren letzten Willen nicht erfüllen. The-Sing-Suij war noch nicht beerdigt, als die Coquille die Inſel Amboina verließ.

Den 24. überſandte Herr Merkus den Offizieren der Coquille mit ſeiner gewohnten Artigkeit ein Dutzend Theater-Billete. Es war dieß ein merkwürdiger Tag für die Colonie, denn es war der Tag der Einweihung eines auf Subſcription erbauten Theaters, deſſen Inneres uns ſehr geſchmackvoll erſchien.

Der Oberarzt des Militair-Spitals, Herr Coldenhoff, hatte die Direction der Truppe übernommen. Um die laufenden Ausgaben zu decken, wurden drei Rupien für ein Billet bezahlt. Die, in holländiſcher Sprache geſchriebenen Stücke, welche man ſpielte, intereſſirten uns nur durch die Pantomimen einiger Liebhaber, die ihre Rollen mit Sicherheit und gut zu ſpielen ſchienen. Das Theater wurde mit einer pomphaften Lobrede auf den Gouverneur eröffnet, welche der Doctor Coldenhoff ſprach, und nach dem tollen Stampfen zu ſchließen, das ſich aus allen Ecken des Hauſes vernehmen ließ, entſprachen dieſe Lobeserhebungen den Geſinnungen des Publikums. Die Lobſprüche, die dem Gouverneur ſo plump in's Geſicht gemacht wurden, mußten ihn jedenfalls in Verlegenheit ſetzen, denn er iſt wirklich ein Mann von Verdienſt. Gelangweilt von einem Schauſpiele, von welchem ich kein Wort verſtand, betrachtete ich die Menge Frauenzimmer von verſchiedener

Race, mit welchen die Logen angefüllt waren, nach Muße. Die Versammlung war sehr zahlreich, und ich kann wohl sagen, durch die Sonderbarkeit ihrer Manieren und Trachten, auch merkwürdig. Neben der Niederländerin mit weißem und rosenrothem Teint, mit entblößten Reizen und anspruchsvoller Toilette, befand sich die reiche Malayin, von orangegelber Farbe, mit kohlschwarzen Haaren, mit Essenzen überschüttet, und mit Guirlanden bedeckt, und neben dieser, die Chinesin, von bräunlichgelbem Teint, in große, blumenreiche Gewänder gehüllt. Die Augen aller Unverheiratheten waren auf die „domina" gerichtet, so nannte man die Gattin des ersten lutherischen Geistlichen, deren reizende und regelmäßige Züge einem Raphaelischen Bilde glichen, und auf Madame Dibbets, eine junge Wittwe, die kürzlich erst ihren Gatten, einen Hauptmann, verloren hatte. Der reizende und gesuchte Traueranzug derselben, welcher durch seine dunkle Farbe, die bewundernswerthe Schönheit ihrer vollen Schultern erhöhte, bezeugte hinlänglich, daß, nach Verfluß der gesetzlichen Zeit, Hymens Fackel wieder für sie entbrennen, und daß sie nur zu wählen haben werde.

Selbst die Männer boten einen interessanten Anblick dar, denn neben den europäischen, je nach den Waffengattungen sehr verschiedenen, Uniformen, sah man den Chinesen und den Malayen, die Rajas und die Orangs-Cayas mit einer unendlichen Verschiedenheit in Farbe und Reichthum der Trachten. Den folgenden Tag gab Herr Merkus ein großes Diner, dem ein Ball folgte, und er begleitete die Einladungsbillette mit einem Geschenke von zwölf Paradiesvögeln, welche der Chef unserer Unternehmung sich vorbehielt. Wir wurden überhaupt mit solcher Zuvorkommenheit behandelt, daß ich, als die Coquille am 27. unter Segel ging, das größte Bedauern fühlte, die neuen Freunde, die ich so unverhofft auf dieser entfernten Insel gefunden, verlassen zu müssen.

Ich werde jetzt noch einige allgemeine Bemerkungen über Amboina beifügen, sind sie auch nicht vollständig, so werden sie doch nicht uninteressant seyn: Amboina selbst ist ja noch ziemlich unbekannt.

Die Stadt Ambon oder Amboina hat das Ansehen eines großen Dorfes, was daher rührt, daß jedes Haus mit Feldern oder Gärten umgeben ist. Sie bietet keine bemerkenswerthe Abwechslung dar. Die Häuser sind sich in ihrer Bauart ziemlich gleich, und nur einen Stock hoch, was die häufigen Erdbeben nothwendig machen. Die Straßen sind gerade, und durchschneiden sich regelmäßig. Die Bevölkerung theilt sich in drei Quartiere oder Campongs, und jedes derselben unterscheidet sich genau durch Sitten und Religion. Das gegen Morgen wird von

den Chineſen, das mittlere von den Europäern, und das nördliche von den Malayen bewohnt. Das Meer beſpült ein langes, abhängiges Ufer, auf welchem eine Brücke erbaut iſt, die an dem Fort Victoria vorbeiführt, und die man paſſiren muß, um in die Stadt zu gelangen. Dieſes, durch die Portugieſen, die erſten Beſitzer der Inſel, erbaute Fort, wurde durch die Holländer im Jahr 1775 erobert, welche ihm den Namen Neu-Victoria gaben. Mitten in dem Fort befinden ſich das Hotel des Gouvernements, die Magazine und die Kaſernen. Ein ſchöner, mit Muskatenbäumen bepflanzter Waffenplatz, der ein regelmäßiges Viereck bildet, verbindet das Fort mit der Stadt; die Häuſer der vornehmſten Perſonen der Colonie, umgeben denſelben. Mehre kleine Flüſſe, die nach allen Richtungen hin Canäle bilden, ehe ſie ſich in das Meer ergießen, machen Brücken in den Straßen nothwendig. Die mit Backſteinen erbauten, und mit Ziegeldächern verſehenen Wohnungen der Europäer ſind elegant möblirt, und äußerſt reinlich gehalten. Vornen und hinten an den Häuſern befinden ſich bedeckte Gallerien, die mit Matten verſehen ſind, welche den Tag über die Hitze abhalten, und Abends aufgezogen werden. Hier wird Sieſte gehalten, und hier athmet man bis Abends zehn Uhr friſche Luft, die man den Tag über entbehren mußte. Die hintere Gallerie iſt für die Dienerſchaft und die Sclaven beſtimmt. Die Küchen haben keine Kamine, und der Rauch geht nur durch eine breite Oeffnung. Die Malayen verwenden keine Sorgfalt auf ihre Wohnungen, die nur Hütten aus Lehm und Bambus ſind.

Die Europäer, welche das feuchte Holland mit dem heißen Himmelsſtriche der Gewürz-Inſeln vertauſcht haben, denken nicht daran, ihre Lebensart zu verändern, ſie genießen fortwährend, und im Uebermaße, Weine und ſtarke Liqueure, und der Genuß dieſer erhitzenden Getränke, verurſacht unter der weißen Bevölkerung die große Sterblichkeit, welche einen ſolch häufigen Erſatz des Colonial-Perſonales aus dem Mutterlande nothwendig macht. Dieſe Coloniſten empfangen Fremde äußerſt herzlich und zuvorkommend, und kaum hat man die Schwelle ihrer Wohnung betreten, ſo zeigen ſich ſchon Sclaven eifrig bemüht, Erfriſchungen und Taback anzubieten, denn die Pfeife erſcheint hier als ein Lebensbedürfniß, und ich habe Perſonen zu Ambon kennen gelernt, die ſich von dieſem Zeitvertreib nur mit dem höchſten Bedauern und nur um zu eſſen, oder zu ſchlafen, trennten. Bei den Mahlzeiten verſieht Reis die Stelle des Brodes; während unſeres Aufenthaltes zu Ambon trieb man jedoch die Artigkeit in einigen Häuſern ſo weit, zu unſerem Gebrauche beſonderes Brod, zur Hälfte aus Waizenmehl, und zur Hälfte aus Reismehl backen zu laſſen, das aber unverdaulich iſt,

und von welchem auch die Einwohner nicht viel genießen. Der Luxus bei den Mahlzeiten ist allgemein, obgleich Amboina mit einer Menge Gegenstände schlecht versehen ist, die man jährlich mit dem West Mussuhn aus Batavia bezieht, weßhalb zuweilen großer Mangel entsteht. Die Europäer waren genöthigt, sich für gewöhnlich an die Malayische und Chinesische Küche zu halten, und auf ihren Tafeln steht der Cari als Würze in erster Linie, und der Sambal ist ihre Hauptspeise. Dieser Sambal ist eine wahre spanische **olla podrida**, denn er besteht aus Fleisch, Fischen, Eiern und allen Arten verschiedenen Gemüsen. Die Beamten haben alle eine große Anzahl Haus-Sclaven oder Deportirte von Menado, Java und Ceram, welche das Gouvernement ihnen überläßt. Der Einfluß des Climas, und dieses sybaritische Leben, verwandelt auch brave Militairs in Weichlinge, welche die Falte eines Rosenblattes incommodiren kann. Den kleinen Dienst versehen die Unteroffiziere, und die allgemeine Trägheit geht so weit, daß selten ein Europäer, und dieser nur als Ausnahme, die Stadt verläßt. Man hat mich versichert, daß noch nie ein Beamter, den Gouverneur nicht ausgenommen, je die Negerhäuser im Innern besucht habe, nicht einmal das ganz nahe von Soya.

Von zehn Uhr Morgens bis Abends vier Uhr, wo die Hitze am größten ist, verläßt niemand seine Wohnung. Die Offiziere des Dienstes machen ihre Ronde, von Sclaven begleitet, die, nach Malayscher Sitte, ein großes chinesisches Sonnendach über deren Haupte tragen.

Die öffentlichen Arbeiten werden durch Bandelings, eine Art Sträflinge, oder zur Deportation Verurtheilte, versehen. Die Eingeborenen von Java, Tidor ꝛc., werden nach Amboina transportirt, die von Amboina nach Java, und in Folge dieses Tausches können die Verwiesenen weder durchgehen, noch finden sie bei der fremden Bevölkerung Beschützer. In der Regel werden sie wegen Diebstahls verurtheilt, und sind aber dessenungeachtet vortreffliche Diener, auch haben sie meistens eine große Anhänglichkeit an solche Herren, die sich gütig gegen sie benehmen. Ich sah einen dieser Verurtheilten bei einem Offiziere, in dessen Haus er einen großen Einfluß hatte. Er war Sclave eines Herrn in Celebes, der in Folge eines Jahre lang geführten und verlorenen Prozesses sein Vermögen verlor, und in's Gefängniß gesetzt wurde. Dieses Unglück rührte gedachten Malayen so sehr, daß er sich auf's Stehlen legte, um ihn unterstützen zu können. Da er ihm jedoch die Früchte seines Diebstahls nicht zukommen lassen konnte, so entwarf er einen Plan zu dessen Befreiung, den er eben bewerkstelligen wollte, als

er entdeckt und zur Deportation nach Amboina verurtheilt wurde. Sein neuer Gebieter lobte seine Treue und seine Ergebenheit sehr.

Das chinesische Quartier ist der Mittelpunkt des Handels und des Geldwuchers. Die Chinesen, welche dasselbe fast mit Ausschluß jeder andern Race bewohnen, haben ihre Sitten, ihre Gebräuche und ihre Religion beibehalten. Durch ihre Hand geht fast der ganze Handel der Colonie, denn die Menschen dieser Race sind, fast ohne Ausnahme, geborene Handelsleute, auch bieten die Straßen dieses Campongs nichts als Magazine und Läden mit sonderbaren Aushängeschilden dar. Hier sind die verschiedensten Artikel angehäuft, Meubles, Bijouteriewaaren, chinesische Seidenzeuge, reiche Kreppe, die kostbarsten Fächer, Muscheln, Paradiesvögel, Schildkrötenschaalen, kostbare Hölzer und tausend andere Gegenstände Asiens. Ein in Amboina gebräuchliches Sprüchwort sagt: ein chinesischer Kaufmann gilt für fünf Juden, so viel List und Spitzbüberei wendet er an, um seine Waare weit über den wahren Werth zu verkaufen, und ich kann dieses Sprüchwort nur bestätigen. Ich kaufte verschiedene, in China verfertigte Artikel, und die Gewandtheit der Kaufleute, an die ich mich deßhalb wendete, überstieg meine Erwartung; sie fürchteten nicht, sich einander zu überbieten, wenn sie fünfzig Piaster für einen Gegenstand forderten, den sie für zwei gaben. Man kann sich vorstellen, wie viele Spitzfindigkeiten angewendet werden, wie viele Worte, Betheuerungen und Augenbewegungen nothwendig sind, bis von dem enorm geforderten Preise eine solch' unverhältnißmäßige Summe nachgelassen wird. Wenn ein Gegenstand die Lust des Besitzes erweckt, so muß man die Begierde darnach durchaus verbergen, denn der listige Chinese merkt dieß sogleich, und läßt sich diese Lust hundertfach bezahlen.

Die unter ihrem Capitaine stehenden Chinesen verheirathen sich unter sich; ihre ziemlich weißen und wohlgebauten Frauen und Töchter leben sehr eingezogen. Ihre Kinder besuchen die Schulen, wo sie lesen und schreiben lernen. Ich wohnte einer ihrer Unterrichts-Stunden bei, und ich sah sie mit in chinesische Tinte getauchten Pinseln auf chinesisches Papier schreiben. Anfangs zeichnet das Kind mit Hilfe eines transparenten Papiers die Buchstaben Strich für Strich nach; später malt der Lehrer die Buchstaben, wie bei uns auch, auf die obere Linie, und der Schüler muß sie sclavisch nachbilden. Es ist keine kleine Arbeit, diese unendlich zahlreichen und verwickelten Schriftzüge zu copiren.

Die Chinesen haben geschickte Goldarbeiter und Bijoutiers, zwar sclavische Nachahmer, aber ihre Arbeiten sind doch ausgezeichnet. Die

Frauen sticken in Seide, ohne richtigen Geschmack, aber mit der reichsten Phantasie in ihren sonderbaren Formen. Hätten sie europäische Modelle, so wären ihre Arbeiten tadellos. Mitten in dem Campong befindet sich der Bazar für die Nahrungsmittel. Die unter einem Dachbau stehenden Läden haben ihre Gänge, durch welche sich immer eine große Menge drängt. Abends gewährt das Ganze einen prächtigen Anblick, denn dieser unermeßliche Saal wird durch Tausende von brennenden Harzfackeln beleuchtet. Die Aufsicht führen Polizei- und Zollbeamte. Kaufleute, welche des Betrugs beschuldigt sind, werden vor deren Gericht geführt, und ohne Appellation verurtheilt. Die Beamten haben ein malerisches Costüm. Man erkennt sie schon von weitem an ihrem rothen Turban, das Schreckbild Derer, die sich etwas zu Schulden kommen lassen. Am Ufer des Bazars stehen große Barken, mit den Producten der verschiedenen Districte der Insel beladen. Jede Gattung von Producten hat ihren besondern Platz; hier sieht man Säcke mit Reißmehl, an einer andern Stelle grüne oder getrocknete Gemüse, dort ganze Haufen Betel u. s. w. In einer der Ecken findet der Fischhandel in zwei Abtheilungen statt; die eine für frische Fische, von denen es strotzt, und die andere für geräucherte oder an der Sonne getrocknete Fische. Die Bai von Amboina ist so fischreich, daß sie die malayische Bevölkerung, die fast allein davon lebt, im Ueberflusse damit versieht. Kein Volk auf der Erde verzehrt vielleicht so viele Leckereien, als die Malayen; auch findet man Zuckerbäcker und Pastetenbäcker in Menge zu Ambon. Ein Theil ihres Backwerks und ihrer Pasteten würde auch in Europa Beifall finden, und der starke Verschluß läßt auf die Menge der Liebhaber schließen. Die Frauen halten kleine Buden, wo die Vorübergehenden Thee und andere Getränke des Landes finden. Von Reis macht man gewürzhafte Nudeln auf vielerlei Art, die dem Geschmacke sehr zusagen, ungeachtet sie sehr stark gewürzt sind.

Nicht weit vom Bazar steht die lutherische Kirche; es ist dieß ein großes, im Jahr 1780 durch den Gouverneur Van-Plauren erbautes Gebäude, das jedoch nichts Merkwürdiges darbietet; eine kleine Capelle, die als Nebenkirche dient, steht in einem andern Theile der Stadt. Die europäische Bevölkerung, welche unter der portugiesischen Herrschaft katholisch war, wurde unter der holländischen protestantisch. Indessen ist die Anzahl der Christen nur klein, denn die Malayen blieben dem Muhammedism, und die Chinesen ihrem Pantheism getreu; doch ist es billig, zu bemerken, daß die Holländer jedem Cultus volle Freiheit lassen, und daß eine allgemeine Duldung unter den verschiedenen Reli-

gionen statt findet, die übrigens unter der Autokratie der europäischen Regierung stehen.

Das malayische Quartier liegt im nördlichen Theile der Stadt; es hat einen großen Umfang und ist sehr bevölkert; die Bevölkerung ist aber arm, und lebt fast ausschließlich von Hände-Arbeit und vom Fischfang. Im Innern der Wohnungen finden sich so gut wie keine Meubles, und die Wohnungen selbst gleichen armseligen Hütten. Javanesen, Budjis, Eingeborne von Celebes, von Ternate und von einigen andern Gewürz-Inseln bewohnen mit den Malayen, deren Gebräuche und Sitten sie angenommen haben, dieses Quartier; aber obgleich sie Aehnlichkeit mit einander haben, so tragen diese Menschen doch das Gepräge ihres Vaterlandes, und man erkennt sie schon von Weitem.

Die Amboinen gelten für stolz und träge. Putz und Wohlleben sind die Triebfedern aller ihrer Handlungen, und in diesem allein finden sie ihr Glück. Sie hegen die größte Abneigung gegen den Militair-Dienst, und gelten unter den Hilfstruppen der Holländer für ausgezeichnet feige. Ihre Frauen sind von kleinem Wuchse, und im Allgemeinen häßlich; diejenigen, welche frei sind, tragen einen farbigen Sarong, oder eine Art schwarzer Tunika, während die Sclavinnen über ihrem Sarong eine Art Weste von weißer Leinwand tragen. Diese Farbe ist bei ihnen das Zeichen der Sclaverei. Der Luxus der reichen Malayinnen besteht in einem zahlreichen Gefolge von jungen Sclavinnen, die sie bei allen ihren Ausgängen begleiten. Die Mode hat sie noch nicht gelehrt, Schuhe zu tragen. Die Malayinnen, welche Europäer geheirathet haben, oder mit diesen leben, haben sich darein ergeben, eine Fußbekleidung zu tragen; allein alle, frei oder Sclavinnen, befestigen ihre Haare mit einem durchbrochenen Schildkrötenkamme auf dem Kopf. Wie schon erwähnt, sind ihre Haare mit Essenzen und wohlriechenden Oelen getränkt, und der Betel kommt fast nie aus ihrem Munde.

Die Orangs-Cayas haben für Gallatage die alte europäische Tracht des vergangenen Jahrhunderts beibehalten, und nicht ohne Lächeln sah ich sie bei dem Gouverneur in einem altdeutschen Fracke, mit kurzen, sammtnen Beinkleidern, schwarzen seidenen Strümpfen, und Schuhen mit goldenen Schnallen, erscheinen. Man sah ihnen die Verlegenheit an, die ihnen diese unbequeme Tracht verursachte, und jedem von ihnen folgte eine Menge Sclaven, obgleich nur einer allein die einzige Function hatte, den Stock zu tragen, der durch einen goldenen oder silbernen Knopf den Rang seines Gebieters bezeichnet, und mit dem dieser von Seiten der Regierung ausgezeichnet wurde.

Der Hauptindustriezweig der armen Malayen besteht im Fischfang, der die Hauptbedürfnisse der Familie befriedigt. Ihre Bedürfnisse sind jedoch nicht zahlreich, denn ein wenig Reis, Fische, Wasser und einige Gemüse genügen ihnen. Die Menge Fische, welche sie in der Bai von Amboina fangen, übersteigt jede Vorstellung, und ungeachtet der großen Menge, die täglich verzehrt wird, bemerkt man doch durchaus keine Abnahme.

Bis zum Jahr **1795** hatte die Amsterdamer Compagnie allein das Privilegium, die Besitzungen in Ostindien zu verwalten; in den letzten Jahren hatte aber die Compagnie, in Folge außerordentlich großer Verluste, ein bedeutendes Deficit, und die französische Occupation beschleunigte nur ihren Ruin. Seitdem übernahm der Staat die Verwaltung dieser reichen und wichtigen Colonien. Nach dem Frieden von **1814** trat Holland wieder in Besitz von Java und der Gewürz-Inseln, deren sich die Engländer bemächtigt gehabt hatten, und nun wurde ein viel prunkvolleres und zahlreicheres Personal angestellt, als dieß zur Zeit der Fall war, wo die Compagnie noch die Verwaltung leitete. Die Regierung bildete Regimenter aus Javanesen und Malayen, die Cadres aber bestanden aus erprobten europäischen Soldaten und Offizieren, und diese Regimenter wurden dann auf von ihrem Geburtslande entfernte Inseln verlegt. Die Garnison von Amboina besteht aus vier Compagnien Plänkler, jede zu hundertundzwanzig Mann, und aus Pionniers und Artillerie-Detachements. Diese blau uniformirten Soldaten sind gut gehalten, und stehen unter strenger Disciplin, sie manövriren mit Einheit und Präcision, und behandeln ihre Waffen mit großer Sorgfalt. Während unseres Aufenthaltes auf der Insel hat man mich versichert, daß die Ausgaben der Colonie die Einnahmen bei weitem übersteigen, und daß man früher oder später sich genöthigt sehen werde, die bedeutenden Gehalte der Angestellten, die das Meiste verschlingen, herabzusetzen.

Das Clima von Amboina ist nicht so ungesund, wie das der meisten benachbarten Inseln, dennoch entstehen in Folge der wechselnden Mussuhas schwere Krankheiten, die zahlreiche Opfer fordern. Im Jahr **1823** hat die Cholera zu Amboina furchtbare Verheerungen angerichtet.

Am **28.** October verließen wir die Insel, um nach dem Port Jackson zu segeln, und verweisen wir deßhalb auf den folgenden Artikel.

Der Urſprung und die Fortſchritte der engliſchen Macht in Indien.

Zweiter Artikel.

Die parlamentariſche Unterſuchung, die im Jahre **1772** begann, hatte ein Geſetz zur Folge, das man gewöhnlich die Ordnungsacte nennt.

Die Central-Verwaltung von London wurde auf die von uns im Anfange angegebene Weiſe eingerichtet. Das Gouvernement von Indien übertrug man einem General-Gouverneur, und fünf in Bengalen reſidirenden Räthen, die fünf Jahre am Platze bleiben mußten. Die Präſidenten von Madras und Bombay mußten in der Zukunft den Befehlen des oberſten Gouvernement von Bengalen Folge leiſten. Das Directorium von London war gehalten, einem der Staatsſecretäre Seiner Majeſtät oder den Lords der Schatzkammer vierzehn Tage nach ihrem Empfange, Abſchriften von allen auf die bürgerlichen oder militairiſchen Angelegenheiten Indiens bezüglichen Aktenſtücken mitzutheilen. Aber obgleich von dieſer Zeit an die Miniſter des Königs das Recht verlangt hatten, von allen politiſchen Verhältniſſen der Compagnie Kenntniß zu nehmen, ſo beſaßen ſie doch nicht die Befugniß, die Maß-

regeln zu controliren, welche der vollziehende Körper zu ergreifen, für passend erachtete.

Durch dieselbe Akte wurde Warren Hastings zum Generalgouverneur ernannt.

Der König von England hatte das Recht, in Calcutta einen, aus einem Oberrichter und drei Beisitzern bestehenden obersten Gerichtshof einzusetzen, dessen Gerichtsbarkeit sich auf alle in Bengalen, Bahar und Orissa wohnende englische Unterthanen erstrecken sollte. Er hatte die Berufungen von den Provinzialhöfen anzunehmen. Der Handel wurde der Compagnie speciell vorbehalten. Kein Engländer durfte mit Salz, Betelnüssen oder Tabak handeln; der höchste Zinsfuß für Geld war auf 12 p. C. festgesetzt.

Durch eine andere, zu gleicher Zeit erlassene Parlamentsacte wurde der Compagnie vom Staate die Summe von 1,400,000 Pf. St. geliehen, die Dividende der Actionnäre stellte man auf 6 p. C. jährlich fest. Die Compagnie machte sich anheischig, jährlich für 380,837 Pf. St. englische Waaren auszuführen.

Die Directoren der Compagnie waren mit der Ordnungsakte nicht zufrieden, sie beschwerten sich gegen mehre von ihren Clauseln, und weigerten sich, den General Clavering als Obergeneral ihrer Truppen anzuerkennen, den das Parlament für diesen Posten bezeichnet hatte. Die Zwistigkeiten wurden indeß beigelegt, und der General erhielt seine definitive Ernennung. Aber die frühere Weigerung hatte ihn wahrscheinlich verletzt, und von dem Augenblicke seiner Ankunft in Bengalen herrschte die größte Uneinigkeit im Schooße des Rathes. Der General-Gouverneur Hastings besonders sah sich der heftigsten Opposition von Seiten des General Clavering und zweier anderer Mitglieder des Rathes ausgesetzt, die auf diese Art die Majorität bildeten. Derselbe Nundcomar, der der Hauptankläger von Muhammed-Reja-Khan gewesen war, und damals die Schuld des letzteren nicht hatte beweisen können, führte jetzt Klage gegen den General-Gouverneur selbst, von dem er behauptete, er sey mit drei und einem halben Lac Rupien bestochen worden, um die Beschuldigung gegen Muhammed zu unterdrücken. Bei dem Zustande der zwischen dem Gouverneur und dem Rathe herrschenden Gereiztheit, ward durch diesen Schritt Oel in das Feuer gegossen. Der Rath, der der Mehrzahl nach gegen Herrn Hastings gestimmt war, nahm die Anklage an, obgleich sie Nundcomar theilweise auf einen Brief gründete, dessen Schrift man offenbar verfälscht hatte. Er ging sogar so weit, den Gouverneur zur Wiederstattung einer Summe von 242,000 Rupien zu verurtheilen, die er uner-

laubter Weise empfangen haben sollte. Herr Hastings weigerte sich, die richterliche Gewalt des Rathes anzuerkennen, und ließ selbst eine Klage gegen Nundcomar beim obersten Gerichtshofe anhängig machen. Indessen übergab die Majorität des Rathes die Vormundschaft des Nabob dem Sohne von Nundcomar. Doch trotz dem Schutze, den diese Majorität dem Nundcomar angedeihen ließ, fand der oberste Gerichtshof diesen der Fälschung und der Meuterei gegen die Person des General-Gouverneurs schuldig; er wurde zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Dieses Ereigniß bildete vierzehn Jahre später einen der Anklagepunkte gegen Herrn Hastings in dem bekannten Prozesse, den er vor der Pairskammer zu durchkämpfen hatte.

Da die beiden Präsidentschaften von Madras und Bombay durch die Ordnungs-Acte dem General-Gouverneur untergeben waren, so verlangte der letztere in einem Schreiben einen Bericht über den allgemeinen Zustand der Angelegenheiten in diesen Ländereien. Es folgt hier zuerst ein Auszug aus dem Berichte der Präsidentschaft von Madras.

Der Nabob von Arcot war, nach demselben, der alte Verbündete der Compagnie. Seine Staaten, die Provinz Tanjore mit inbegriffen, trugen ihm mehr als **2** Crores Rupien; seine Streitkräfte bestanden aus **10**, von europäischen Officieren befehligten, auf europäische Weise gekleideten und disciplinirten Bataillons Cipayen, nebst einem Bataillon von **500** Topossen. Er hatte vier Regimenter Reiterei mit Kanonen und Artilleristen; er war zu dieser Zeit im Begriffe, noch zwei weitere auszuheben. Seine unregelmäßigen Truppen endlich beliefen sich auf **10—12000** Mann. Was die Verbindungen des Nabob mit europäischen und eingeborenen Mächten betrifft, so hatte er Verträge mit den Franzosen, mit den Holländern und mit dem Rajah von Travancore geschlossen. Er hatte lange Zeit eine Correspondenz mit Hyder-Aly gepflogen, aber in Betracht ihrer gegenseitigen Eifersucht schien es nicht wahrscheinlich, daß je zwischen beiden eine innige Vereinigung zu Stande kommen werde.

Die französische Garnison von Pondichery belief sich auf ungefähr **2000** Europäer und **400** Schwarze. Die Holländer hatten ihre in Negapotam versammelten Truppen zurückgeschickt und ihre Streitkräfte wieder auf den alten Fuß gesetzt.

Nach dem von Bombay eingeschickten Berichte waren die Mahratten des Guycowar, die Barada zur Hauptstadt hatten, den Mahratten des Peischwa oder von Paunah zinspflichtig.

Die Compagnie hatte ein nicht sehr bedeutendes Comptoir in Tallah

am Indus. Zur Zeit, da sich das Königreich Persien in einem blühenden Zustande befand, hatte die Compagnie daselbst mehre Comptoirs für den Verkauf von Wollenstoffen gegründet; aber dieser Handel war leider in Folge der Unruhen und innern Spaltungen, die das so eben angeführte Land nach dem Tode von Nadir-Shah zerfleischt hatten, sehr in Verfall gerathen. Die Compagnie hatte ein Fort Namens Tilliching in den Staaten eines Fürsten Mabihsse. Sie behielt dieses Etablissement nur für den Ankauf von Pfeffer, Sandelholz und Cardamomen bei. Endlich hatte die Compagnie noch ein Comptoir in Calicut, wo sie Bretter, Maste und Bauholz ankaufte. Calicut gehörte seit undenklicher Zeit einem Fürsten, den man den Zamorin nannte; aber im Jahr **1774** hatte sich Hyder-Aly dieses Ortes, so wie aller übrigen Theile der Staaten des Zamorin bemächtigt, der sich flüchtete, ohne daß man je erfuhr, was aus ihm geworden ist.

In Calcutta lebten Herr Hastings und der General Clavering in einer steten Opposition, die sich bis zum Tode des Generals, den **30**sten August **1777**, fortspann. Seitdem sich die Regierung in die Unternehmungen in Indien eingemischt hatte, übte der Zustand der politischen Angelegenheiten Englands fortwährend einen großen Einfluß auf die der Compagnie aus, aber nie machte sich dieser Einfluß stärker fühlbar, als im Jahr **1778** und **1779**. Großbritannien führte Krieg mit seinen empörten Colonien; vergebens hatte es versucht, Frankreich von den Interessen America's zu trennen, und die englischen Schiffe wurden in die Häfen Frankreichs geführt und confiscirt, ohne daß England im Stande war, Repressalien zu gebrauchen. Die Unzulänglichkeit der dem Admiral Keppel anvertrauten Streitkräfte nöthigte diesen, im Angesicht des Feindes in den Hafen zurückzukehren; in Folge davon wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt, aber ehrenvoll losgesprochen. Das Gouvernement von Bengalen machte die größten Anstrengungen, um die Flotte von Sir Edward Vernon zu vermehren. Das Schiff der Compagnie, die **Resolution**, wurde zum Kriege ausgerüstet und mit **40** Kanonen versehen; der Rath kaufte außerdem die **Charlotte**, die er eben so bemannte, während er eine Fregatte von **40** Kanonen, einige Kreuzer und einige Lotsen mit der Vertheidigung der Mündung des Flusses beauftragte.

Das Directorium von London beeilte sich, den obersten Rath von Calcutta von der Kriegserklärung gegen Frankreich in Kenntniß zu setzen, und ertheilte den Befehl, ohne Verzug zu der Belagerung von Pondichery zu schreiten. Man wird sich einen Begriff von den bedeutenden Mitteln machen können, welche die Compagnie damals schon

besaß, wenn man erfährt, daß sie den Beschluß faßte, jedem von den ersten 2000 Elite-Seeleuten, die sich freiwillig anheischig machen würden, auf den Flotten des Königs zu dienen, 3 Guineen, jedem von den ersten 2000 gewöhnlichen Seeleuten 2 Guineen, und den ersten 2000 Landsoldaten je $1^1/_2$ Guineen, zusammen 13,650 Pf. St. zu bezahlen. Die Compagnie beschloß überdieß, auf ihre Kosten 3 Linienschiffe zu 74 Kanonen erbauen zu lassen, und sie völlig bemannt, den Officieren zu übergeben, die Se. Maj. für das Commando ernennen würde.

Zu den Besorgnissen, welche in jener Zeit die äußeren Verhältnisse erregten, kamen noch die Einfälle der Muggs. Diese Völker bewohnten das Königreich Arracan und lebten nur vom Raube. Aber Herr Hastings, ein Universalgeist, obgleich von diesen wichtigen Angelegenheiten gewaltig in Anspruch genommen, verlor doch die Interessen der Wissenschaften und der Literatur nicht aus dem Auge. Die muhammedanischen Gesetze wurden von Herrn Anderson, mit der Unterstützung und dem Gutheißen des Gouvernement übersetzt, der auf 500 Exemplare sowohl von diesem Werke, als von der bengalischen Grammatik unterzeichnete, welche die Herren Halbred und Wilkens verfaßten. Der letztere erhielt auch Unterstützung zur Errichtung einer Presse, welche den Druck der officiellen Documente besorgen sollte. Endlich gründete das Gouvernement ein Madrissa oder muhammedanisches Colleg für die Erziehung der Eingeborenen des Landes.

Im Jahre 1779 bevollmächtigte das Parlament die Compagnie, in Folge des blühenden Zustandes ihrer Angelegenheiten den Actionären eine Dividende von acht Procent zu bewilligen.

Nun aber sollte Carnatik, das bereits so viel durch Hyder's Einfälle gelitten hatte, mehr noch der Schauplatz blutiger Kämpfe werden, von deren Ausgang vielleicht sogar das Daseyn der Compagnie abhing. Lord Macartney war soeben zum Gouverneur von Madras ernannt worden. Bei seiner Ankunft fand er den Kampf mit Hyder-Aly entbrannt, der im Monat Juli 1780, begleitet von französischen Offizieren und Hilfstruppen, die er vom Nigam erhielt, sich wie ein Strom über Carnatik ergossen hatte. Schrecken und Bestürzung herrschten in der Präsidentschaft; die Gefahr war ungeheuer. Sir Hector Munro übernahm den Oberbefehl über das Heer, und ein Eilbote wurde zu Oberst Baille, der sich damals in Guntour befand, mit dem Befehle abgeschickt, daß er sich in größter Eile nach Madras begeben, und auf dem Wege bemüht seyn sollte, einige Zufuhren des Feindes abzuschneiden. Cinjuveram ward ihm als Sammelplatz angegeben. Sir Hector begab

sich dahin, an der Spitze von sechstausend Mann; über mehr hatte er nicht zu verfügen.

Hyder, der damals vor Arcot lag, hob die Belagerung auf, und fand Mittel, sich mit seinem Heere auf die Straße zu werfen, welche der Oberst Bailli zu verfolgen hatte, um zu dem Hauptcorps zu stoßen. Durch andere, sehr geschickte Bewegungen veranlaßte er Sir Hector Munro, seine Stellungen zu verändern, und faßte zugleich den Entschluß, die Abtheilung des Oberst Bailli anzugreifen. Er schickte dem zu Folge seinen Sohn Tippoo-Saëb mit **6000** Mann Infanterie, **18,000** Mann Reiterei und zwölf Kanonen gegen ihn, Tippoo wurde jedoch mit beträchtlichem Verluste bei Pirambaneum zurückgeschlagen. Als Hyder aber später den Oberst Bailli selbst mit allen seinen Streitkräften angriff, so schmetterte er die schwache Abtheilung des Obersten nieder, der verwundet wurde und **200** Gefangene verlor. Sir Hector Munro zog sich nach Chinglepout zurück.

Als das oberste Gouvernement von Bengalen die Nachricht von diesem Mißgeschicke erhielt, beauftragte es den General-Lieutenant Sir Eyre-Coote, den Oberbefehl über das Heer und die Leitung der militärischen Operationen zu übernehmen. Der General nahm acht Bataillone Cipayen zur Vertheidigung der Circars, fünfzehn Lacs Rupien und eine beträchtliche Menge Mundvorräthe mit sich. Indessen hatte Hyder die Belagerung von Arcot wieder begonnen, welches sich am **3.** November ergab. Der englische General nahm mittlerweile alle erforderlichen Maßregeln, um die Operationen mit Nachdruck erneuen zu können, sobald die Regen aufgehört haben würden. Er hatte im Ganzen nur **10,000** Mann, worunter **1700** Europäer, um sich beinahe **100,000** Mann entgegenzustellen.

Den **17.** Januar **1781** setzte sich Sir Eyre-Coote in Marsch nach Wandewash, dessen Belagerung Hyder bei seiner Annäherung aufhob, wonach er Permacrill und Vellore räumte. Als Hyder die Absicht, Trichinopoly zu belagern, hatte laut werden lassen, marschirte Sir Eyre-Coote nach Porto-Novo, wo sich am ersten Juli eine blutige Schlacht entspann. Völlig auf das Haupt geschlagen, zog sich Hyder nach Arcot zurück. Coote nahm Tupessore durch einen Angriff am dreiundzwanzigsten August, und Hyder setzte seinen Rückzug bis zu der Stelle fort, wo er den Oberst Bailli geschlagen hatte. Am siebenundzwanzigsten fiel ein äußerst heftiges Treffen vor, das von neun Uhr Morgens bis Sonnenuntergang dauerte. Hyder erlitt abermals eine völlige Niederlage, aber das englische Heer erlitt große Verluste. Den achtundzwanzigsten September ward Hyder noch einmal geschlagen. Während Sir Eyre-Coote gegen Vellore marschirte, gingen die vornehmsten Polygnes (Grundherren), die sich in seinem Heere befanden, auf die Seite der Compagnie über. Hyder ließ sich aber durch diese Unfälle nicht niederbeugen. Lord Macartney faßte indessen am Ende des Jahres den Plan, um Hyder immer mehr zu schwächen, Negapatam anzugreifen, welches sich am **12.** November ergab. Man machte daselbst **6551** Gefangene, und Hyder räumte hiernach alle festen Stellungen des Landes Tanjore. Am **3.** November ward Vellore, welches Hyder seit sechszehn Monaten eingeschlossen hielt, frei gemacht, und einige Tage später capitulirte Chittour.

Man hat oben gesehen, daß seit geraumer Zeit eine große Uneinig-

keit zwischen dem Generalgouverneur, Herrn Hastings, und den Mitgliedern des obersten Rathes herrschte. Die Wirkungen dieses Zerwürfnisses beschränkten sich nicht auf Indien, sie machten sich sogar in England fühlbar; und am 28. Mai 1782 erklärte die Kammer der Gemeinen, „da Warren Hastings, Esqu. Generalgouverneur, und William Hornby, Esqu. Präsident des Rathes von Bombay", unter verschiedenen Umständen auf eine, der Ehre und Politik der Nation widerstrebende Weise gehandelt, und dadurch großes Unheil für Indien und unermeßliche Ausgaben für die Compagnie herbeigeführt haben, so sey es die Pflicht des Directoriums, alle gesetzlichen Maßregeln zu nehmen, um den genannten Generalgouverneur und den genannten Präsidenten ihrer bezüglichen Aemter zu entsetzen, und sie nach Großbritannien zurückkommen zu lassen. Nachdem sie sich in sechs aufeinander folgenden Sitzungen berathen hatten, erklärten die Eigenthümer dagegen am 19. Juni: „das Directorium sey der Ansicht, die Absetzung von Warren Hastings, Esqu. Generalgouverneur von Bengalen, oder von jedem andern Beamten in Folge eines einfachen Votums der Kammer der Gemeinen, ohne daß sich das Directorium selbst überzeugt habe, daß die dem genannten Warren Hastings, oder jedem andern von seinen Beamten angeschuldigten Verbrechen hinreichend bewiesen seyen, um die Absetzung zu rechtfertigen, würde auf Schwächung des Vertrauens, das die Beamten der Compagnie auf die Redlichkeit ihrer Chefs haben sollen, und auf Zerstörung der Unabhängigkeit abzielen, welche die Actionnäre der indischen Compagnie in Handhabung ihrer Interessen genießen müssen." Es wurde in dieser Sitzung überdieß beschlossen, den Directoren einzuschärfen, keine Entscheidung, die sie hinsichtlich der Entsetzung von Warren Hastings fassen könnten, zur Ausführung zu bringen, bevor diese Entscheidung von der Versammlung der Actionnäre gebilligt worden sey.

Diese wichtige Angelegenheit beschäftigte sowohl das Directorium als die Actionnäre das übrige Jahr hindurch. Im Monat October erklärten die Directoren nach reiflicher Prüfung, daß die Behörden von Indien wirklich ihre Befugnisse überschritten haben, und dieses besonders dadurch, daß sie angreifende Kriege geführt, und sich in die Zwistigkeiten der indischen Fürsten gemischt hätten; sie hielten es deshalb für angemessen, Herrn Hastings zurückzuberufen; aber als sich die Versammlung der Actionnäre lebhaft der Zurückberufung widersetzte, so gingen die Directoren von ihrer Entscheidung ab. Nun erhob sich eine unvorhergesehene Schwierigkeit. Nach einer der Clauseln der im vorigen Jahre durchgegangenen Parlamentsacte zu Anordnung der Angelegenheiten Indiens, war die Compagnie gehalten, ihre Correspondenz vor der Absendung dem Minister vorzulegen. Als nun das Directorium ihm den Entwurf des Briefes vorgelegt hatte, den es an Herrn Hastings richten wollte, um ihn von dem, was vorgegangen war, in Kenntniß zu setzen, so erklärte der Minister, der König billige ihn durchaus nicht, und es sey der Wille Seiner Majestät, daß alle auf diese Angelegenheit bezüglichen Papiere dem Parlement vorgelegt werden. Sogleich versammelten sich die Actionnäre, und erwählten aus ihrer Mitte ein Comité von neun Mitgliedern, welche beauftragt wurden, über die Behauptung der Rechte der Compagnie zu wachen.

Feuilleton.

Notizen.

In der jetzt zum ersten Male versammelten, gesetzgebenden Versammlung von Sidney hat der Gouverneur eine statistische Uebersicht der noch jungen Colonie vorlegen lassen. Nach derselben betrug die Bevölkerung bis jetzt etwas mehr, als 100,000 Seelen, die Eingeborenen und die deportirten Verbrecher abgerechnet, welche ihre Strafzeit noch nicht überstanden hatten. Von dieser Bevölkerung hatte in der Zeit von vierzehn Jahren die Colonialschatzkammer 160,980 Pfund Sterling eingenommen. 460,217 Pfund waren davon aus unbedeutenden Ländereien erlöst, die während der Zeit urbar gemacht sind. Die übrigen Einkünfte bestanden ausschließlich in Zöllen auf Tabak und geistige Getränke, bis jetzt den einzigen Abgaben. — Das Mutterland braucht schon lange nichts mehr beizusteuern, um die Blüte dieser von Pitt gegründeten Colonie zu befördern. Wie dieselbe übrigens fortschreitet, erhellt aus dem Umstande, daß die Hauptausfuhr, Merino-Wolle, die im Jahre 1824 275,560 Pfund betrug, im Jahre 1837 auf 4,600,915 Pfund gestiegen war. Diese Ausfuhr geht beinahe ausschließlich nach dem britischen Indien, so wie auch europäische Früchte, woran die Briten gewöhnt sind, und die in Indien nicht gezogen werden. Ueberhaupt ist Sidney bereits ein wichtiges Glied jener östlichen Besitzungen Großbritanniens. Jetzt wird übrigens Mangel an Arbeitern in der Colonie gefühlt, um so mehr, da seit einigen Jahren die Emigration aus England sich nach Südaustralien, Port Ade-

laide richtete. Die dortige Colonie ist aber in beklagenswerthem Zustande, entweder war der Ort der Niederlassung schlecht gewählt, und die Unternehmer erregten übertriebene Hoffnungen, oder dieselbe muß zuvor das Unglück aller neu entstehenden Colonien, Entbehrung und Mangel an Hilfsmitteln, erleiden. Den Zustand dieser Niederlassung legt eine Rede des Gouverneurs in einer Versammlung der Colonisten dar, welche die Sidney Gazette vom 12. August mittheilt. Es heißt darin, im Juni sey die Schatzkammer der Colonie leer gewesen, so daß die Beamten nicht bezahlt werden konnten. Der größere Theil der Polizeibeamten mußte entlassen werden, ein um so größeres Unglück, da mehre aus Sidney entsprungene Verbrecher umherstreiften, und da die englische Regierung selbst einundzwanzig Verurtheilte dorthin hatte transportiren lassen. Der Gouverneur erklärt ferner, er müsse die Instructionen der Regierung überschreiten, um nur die nothwendigsten Ausgaben decken zu können. — Die Colonie hatte viertausend Einwohner. Ein großer Theil derselben war in so traurige Verhältnisse gerathen, daß der Ausschuß der australischen Auswanderung in London für sie sammeln ließ. Dazu kamen noch Feindseligkeiten mit den Eingeborenen. Einige Colonisten waren von den Australischen Negern ermordet worden. — Uebrigens ist zum ersten Mal eine Expedition von Norden nach Süden, quer durch Neuholland gedrungen. Der Reisebericht wird erwartet.

— Vor einigen Jahren hat die ostindische Compagnie den Versuch gemacht, die Theepflanze in den britischen Besitzungen zu bauen, und zwar in der Präsidentschaft Calcutta, zu Assam, wo trockener und steiniger Boden diese Cultur erlaubt. Der Versuch ist in der Art ausgefallen, daß man in England Hoffnung hegt, die chinesische Einfuhr mit der Zeit verdrängen zu können. Chinesische Christen, welche wegen der Verfolgungen ausgewandert waren, haben den Versuch gemacht. Im Januar wurden die ersten Proben nach London gebracht, und dort verkauft. Sie bestanden in acht Kisten von 80 Pfund, die jedoch nur eingeführt waren, um den Erfolg auf dem Londoner Markte zu versuchen. Es war Pecco und Souchong, der um $^3/_4$ wohlfeiler verkauft werden kann, als der chinesische Thee. Er soll dem chinesischen Thee an Güte in nichts nachgeben. Nächstes Jahr werden größere Massen eingeführt werden.

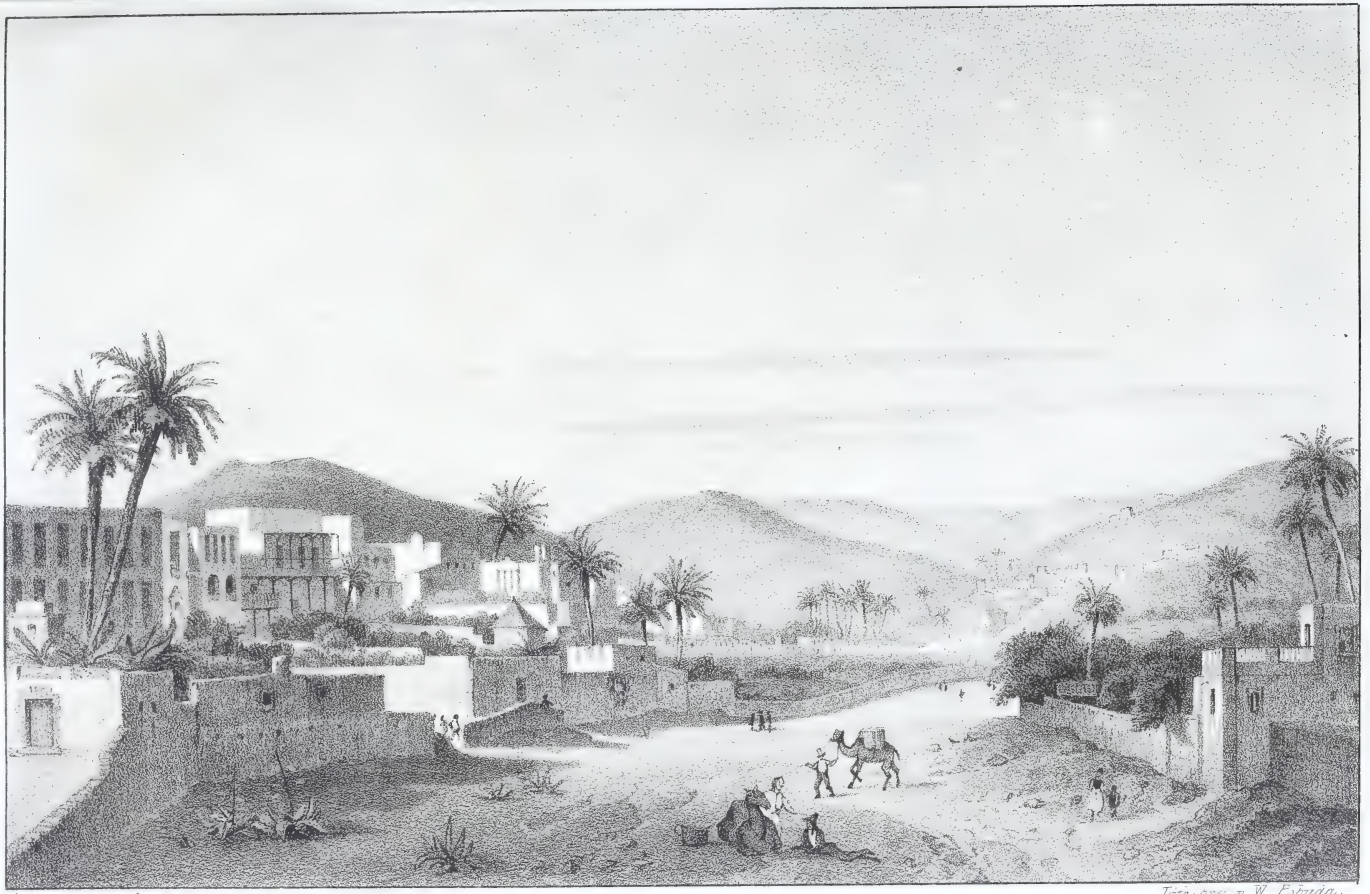
— Das Repertorium der italienischen Oper zu Algier bilden vor Allem Belisar, Norma, Torquato Tasso und Lucia di Lammermoor, und das Haus ist stets gedrängt voll, obgleich die Eintrittspreise unverhältnißmäßig hoch sind.

Die artistische Beilage.

Wir übergeben unsern Lesern:

Die Palmenstadt (Ciudad de las Palmas) auf Teneriffa.

August Lewald



Stuttgart Literatur Comptoir. Lith. Anst. v. W. Pobuda.

CIUDAD DE LAS PALMAS.

Die Ureinwohner-Racen von Nordamerika und ihre Verhältniſſe zu den europäiſchen Pflanzern. *)

Dritter Artikel.

In unſern erſten Artikeln haben wir die Geſchichte der Ureinwohner-Racen von Nord-Amerika bis zum Ende des Jahres **1779** gegeben; wir haben nun die Erzählung noch zu ſchließen, das heißt, bis auf die gegenwärtige Zeit fortzuführen, und in dieſem Theile werden wir Brant eine viel bedeutendere Rolle ſpielen ſehen als zuvor.

Die Verheerungen ihres Landes hatte die Indianer bewogen, ſich nach Niagara zurückzuwenden, wo Brant ſeine Winterquartiere zu halten pflegte. Sie litten hier furchtbar durch Mängel an Lebensmitteln und Krankheiten, und ihre Leiden vermehrten ſich noch dadurch, daß eine bis daher in Amerika beiſpiellos ſtrenge Kälte eintrat; aber weder durch die Ungunſt der Witterung, noch durch die Hungersnoth ließen ſie ſich abhalten, die Dörfer und das Schloß der Oneidas zu überfallen; von Brant angeführt, und von einer Abtheilung Engländer

*) S. Atlas **1838. II. S. 444.**

unterstützt, verwandelten sie dieses Schloß mit der Kirche und den Häusern ihrer Feinde in Asche. Die Oneidas sahen sich genöthigt, die Gastfreundschaft der Regierung der vereinigten Staaten anzusprechen, von denen sie in die Gegend von Shenectady versetzt, und bis zum Frieden unterhalten wurden.

Im Verlaufe dieses Winters heirathete Thayendanegea (man erinnert sich, daß dieß der indianische Name von Brant war) seine dritte Frau. Er lebte bereits seit einiger Zeit mit ihr, als er, eines Tages der Hochzeit eines englischen Officiers mit einer jungen, gefangenen Amerikanerin beiwohnend, von Gewissensbissen, in Betreff der Unregelmäßigkeit seiner Verbindung, ergriffen wurde, und sogleich den Oberst Butler, Friedensrichter der Grafschaft Tryon, bat, ihn den englischen Gesetzen gemäß mit seiner Geliebten zu verbinden.

Mit dem Eintritte des Frühlings stellte er sich an die Spitze einer kleinen Abtheilung von Indianern und Royalisten, und bemächtigte sich durch Ueberrumpelung der Niederlassung von Harpersfield, welche zerstört wurde; von da rückte er gegen das Fort Schoharin vor. Ehe er dahin gelangte, stieß er auf den Capitän Harper, an der Spitze von vierzehn Mann amerikanischer Miliz; Brant hatte dreiundvierzig Indianer und sieben Engländer bei sich. Diese näherten sich so vorsichtig, daß Harper von ihrer Gegenwart nicht eher Kunde bekam, als bis er drei von seinen Leuten fallen sah. Einen Augenblick darauf erschien der Indianer, und lief, den Tomahawk schwingend, auf Harper zu, doch plötzlich stand er stille, und sprach: „Harper, es thut mir leid, Dich hier zu treffen." — „Warum thut es Dir leid, Capitän Brant?" versetzte der Amerikaner. „Weil ich Dich tödten muß, obgleich wir Schulkameraden gewesen sind." Abermals schwang er die Axt, ließ sie aber nicht wieder fallen. Harper fest in das Angesicht schauend, fragte er ihn, ob Linientruppen im Fort Schoharin liegen. Harper begriff augenblicklich das Bedeutsame dieser Frage. Hätte er der Wahrheit gemäß gesagt, es befänden sich keine daselbst, so würde er den Marsch des Indianers beschleunigt haben, und die Zerstörung des Forts wäre unvermeidlich gewesen. Er sagte ihm deßhalb, seit drei Tagen seyen dreihundert Mann Continental-Truppen dort angelangt. Diese Nachricht schien den Häuptling sehr zu entmuthigen; er gab den Kampf auf, schloß Harper und seine Gefährten in eine Hütte ein, und berathschlagte mit seinen Leuten, was nun zu thun seyn möchte. Man beschloß, nach Niagara zurückzukehren; aber nun fragte es sich noch, ob man die Gefangenen mitführen oder tödten sollte. Es entspann sich

ein lebhafter Streit, doch Brants Meinung gab den Ausschlag, und die Amerikaner blieben verschont.

Den andern Morgen wurde Harper abermals in das Verhör genommen. Der Häuptling sagte ihm zuerst, man vermuthe, daß er nicht die Wahrheit gesprochen habe. Aber obgleich Brant seinen Basiliskenblick auf Harper heftete, so ließ sich dieser doch nicht außer Fassung bringen, und blieb bei seiner Behauptung. Zum großen Leidwesen Thayendanegea's ward sofort der Rückzug beschlossen. Nachrichten, welche auf dem Wege einliefen, erregten bei Brant Verdacht. Zum dritten Male befragte er seinen Gefangenen, und hielt den Tomahawk über seinem Haupte geschwungen, während er sprach; aber Harper ging nicht von dem ab, was er zuvor ausgesagt hatte. Die unglücklichen Gefangenen dienten als Lastthiere für die Indianer, welche sie mit aller Beute beluden, die sie auf ihrem Zuge gemacht hatten. Sie würden der Last erlegen seyn, wäre Brant nicht von einem dreitägigen Fieber befallen worden, was ihn nöthigte, je drei Tage einen zu rasten. Man erzählt sich, er habe sich zu seiner Heilung eines indianischen Mittels sehr seltsamer Art bedient. Als er über die Südseite eines Berges marschirte, wo die Klapperschlangen im Frühjahr hervorzukommen pflegen, um sich in der Sonne zu wärmen, nahm er ein solches Thier, und ließ sich eine Suppe davon bereiten, von der er eine starke Portion aß. Der Anfall kehrte den andern Tag nicht wieder.

Indessen hatte Brant eilf von seinen Leuten abgesandt, um Gefangene in der Niederlassung von Menisiak zu machen, und es wurden wirklich fünf Personen weggeführt. Aber schon in der ersten Nacht benützten sie den festen Schlaf, in dem die Indianer begraben lagen, um ihre Wächter zu überfallen, mit ihren eigenen Tomahawks neun zu tödten, einen zehnten zu verwunden, und sich zu retten. Der eilfte, ein Häuptling, entkam, und gelangte zu seinen Kameraden, denen er die furchtbare Nachricht überbrachte. Alsbald ließen die Indianer ihr gräßliches Rachegeschrei ertönen; sie umgaben Harper und seine unglücklichen Gefährten, und waren im Begriff, sie den Manen ihrer Freunde zu opfern; aber der, welcher allein dem Gemetzel der Nacht entkommen war, stürzte sich in den Kreis, schlug sich für die Gefangenen in das Mittel, und sagte, nicht diese wären es gewesen, welche ihre Brüder getödtet hätten, und der große Geist würde es nicht billigen, daß sie Unschuldige ihrer Rache opferten. Diese Worte besänftigten die aufgebrachten Krieger, und das Leben der Gefangenen war noch einmal gerettet.

Die furchtbarste Hungersnoth herrschte unter den Truppen der Expedition, doch zu Brants Lobe muß hier bemerkt werden, daß die wenigen Mundvorräthe, die er hatte, und die, welche er zufällig auf der Straße fand, wie zuweilen ein todtes Pferd, stets zu gleichen Theilen unter die Indianer und die Gefangenen vertheilt wurden.

Sobald Brant den Geneſſee-Fluß erreicht hatte, ſchickte er einen Eilboten nach Niagara ab, um ſeine nahe bevorſtehende Ankunft mit den amerikaniſchen Gefangenen anzukündigen. Doch dieß war nicht der einzige Zweck dieſer Botſchaft; die wohlwollendſten Abſichten gegen Harper und die Seinigen hatten Anlaß dazu gegeben. So oft eine Truppe Indianer in das Lager oder in das Dorf zurückkehrt, ſo müſſen die Gefangenen ſich einer Art vorbereitender Strafe unterziehen, die ſtets dem Tode oder der Begnadigung vorangeht. Man bezeichnet jedem nach der Reihe einen großen Pfoſten, zu dem er zwiſchen zwei Reihen von Wilden jedes Alters und Geſchlechts laufen muß, die mit Beilen, Meſſern, Stöcken u. dergl. bewaffnet ſind, und ihn, während des Laufes ſo hart, als es ihnen beliebt, ſchlagen. Sobald er aber den Pfoſten erreicht hat, iſt er vor jeder Verletzung bis zur Entſcheidung ſeines Geſchickes geſichert. Zeigt ein Gefangener viel Feſtigkeit und Muth, läuft er behenden Schrittes, ſo kommt er leicht weg; doch wehe dem Feigen, der erblaßt und zittert, die geringſte Aeußerung von Furcht kann ihm das Leben koſten. Dieß war die Probe, der Harper und ſeine Genoſſen unterworfen werden ſollten, denn ehe ſie zum Fort Niagara gelangten, mußten ſie durch zwei Lager marſchiren. Man denke ſich nun ihre Ueberraſchung und Freude, als ſie, in das erſte Lager eintretend, dieſes von einem engliſchen Regiment beſetzt fanden, und ebenſo war es beim zweiten; dieſes Räthſel erklärt ſich folgendermaßen.

Brant wußte, daß die junge Amerikanerin, die den oben erwähnten engliſchen Officier geheirathet hatte, eine Nichte des Capitän Harper war, und daß ihr Gatte zu der Garniſon von Niagara gehörte. Als er ihm nun Nachricht von ſeiner baldigen Ankunft im Fort gab, hatte er ſich zugleich mit ihm über die Mittel verſtändigt, die Indianer aus dem Lager zu entfernen, um ſeinen Gefangenen die demüthigende und ſchmerzliche Ceremonie des Laufes nach dem Pfoſten zu erſparen.

Im Monate Auguſt desſelben Jahres überfiel Brant unverſehens Canajoharie und die benachbarten Niederlaſſungen, die er plünderte und verwüſtete; die Weiber und Kinder wurden in die Gefangenſchaft geſchleppt, im Uebrigen fielen keine Grauſamkeiten vor. Sechzehn Perſonen wurden bei der Einnahme des Hauptforts getödtet, dreiundfünfzig

Häuser mit eben so vielen Scheunen nebst einer Grützemühle, zwei kleinen Schanzen und einer schönen Kirche verbrannt. Mit einem Worte die im vorhergehenden Jahre vom General Sullivan im Lande der Indianer angerichteten Verheerungen, ahmte der indianische Häuptling selbst im Herzen des feindlichen Landes zu einer Zeit nach, da man es am wenigsten erwartete. Die Art, wie diese Expedition vorbereitet und ausgeführt wurde, und die Geschicklichkeit, mit der Brant für den Augenblick die amerikanischen Truppen von dem Orte zu entfernen wußte, den er angreifen wollte, machten den strategischen Talenten des großen Hauptmanns der sechs Nationen die größte Ehre.

Die Cauphanwaga-Indianer, welche die Umgegend von Saint Louis, bei Montreal, bewohnen, waren Frankreich stets günstig gewesen, bis zur Zeit der Eroberung von Canada durch die Engländer, und man vermuthete, die alte Anhänglichkeit anderer Zweige der sechs Nationen für die Franzosen wäre noch nicht ganz erloschen. Man erinnerte sich, daß Herr von Vaudreuil, als er den Engländern Canada übergeben, den Indianern als Zeichen der Dankbarkeit ein goldenes Crucifix und eine Uhr geschenkt hatte, und man zweifelte nicht, daß die Erneuerung der Eindrücke, welche diese Freundschafts-Embleme unter ihnen zurückgelassen hatten, dazu beitragen werde, sie dem englischen Einflusse zu entfremden, und für die Sache der Amerikaner und Franzosen zu gewinnen. Die englischen Officiere selbst befürchteten die Wirkung, welche ein Bündniß Frankreichs mit den Pflanzern hervorbringen möchte, und sie versäumten deßhalb nichts, um ihnen zu beweisen, daß ein solches Bündniß unmöglich sey. Der General Schuyler, der sich damals in Albany befand, schloß aus denselben Gründen, daß es ersprießlich seyn müßte, wenn sich eine indianische Deputation nach Rhode-Island begeben würde, um sich selbst von der Sache durch Beaugenscheinigung des Heeres und der französischen Flotte zu überzeugen. Es wurden dem zu Folge dreizehn Oneidas und Tuscaroras nebst fünf Cauphanwagas, unter Anführung des Herrn Deane als Dolmetscher, nach Rhode-Island geschickt. Am 29. August kamen sie in Newport an, wo sie von den französischen Generalen mit der größten Auszeichnung empfangen wurden. Vergnügungen und militärische Paraden wurden für sie veranstaltet, und sie drückten große Zufriedenheit über Alles aus, was sie sahen und hörten. Man vertheilte Geschenke unter sie, und gab den Häuptlingen Münzen, welche bei Gelegenheit der Krönung Ludwigs XIV. geschlagen worden waren. Bei ihrer Abreise übergab ihnen der Graf von Rochambeau eine geschriebene Adresse, oder, besser gesagt, eine Proclamation, von der

ſie Abſchriften unter ihren Freunden vertheilen ſollten. Folgendes iſt der Inhalt derſelben:

„Der König von Frankreich, Euer Vater, hat ſeine Kinder nicht vergeſſen: als Zeichen der Erinnerung habe ich in ſeinem Namen Euren Abgeordneten Geſchenke angeboten. Mit Bedauern hat er vernommen, daß mehre Nationen, von den Engländern getäuſcht, die ſeine Feinde ſind, die Streitart erhoben, und ſeine guten und getreuen Verbündeten, die Vereinigten Staaten angegriffen haben. Er hat mich gebeten, Euch zu ſagen, daß er der beſtändige und treue Freund aller Freunde von Amerika, und der erklärte Feind aller ſeiner Feinde iſt. Ich hoffe, daß alle ſeine Kinder, die er aufrichtig liebt, ſich auf die Seite ihres Vaters in dieſem Kriege gegen die Engländer ſchlagen werden."

Dieſe Adreſſe hatte keinen Erfolg; die Oneidas und die Tuscaroras waren ſchon günſtig für die Amerikaner geſtimmt, und die andern Stämme der ſechs Nationen blieben feindlich.

Das Verlangen nach Rache, das die Wilden fühlten, war durch Brants Einfall und Zerſtörung von Canahoharie nicht gedämpft worden. Eine andere, bedeutendere Expedition, ſowohl in Beziehung auf die Anzahl der Menſchen, welche daran Theil nahmen, als auf den Zweck, den man dabei im Auge hatte, ward unter der Leitung von Sir John Johnſton, Joſeph Brant, und dem berühmten Seneca-Krieger Kornpflanzer entworfen und ausgeführt. Der Letztere war der Sohn eines Weißen, der im Lande der Mohawks wohnte, und ſich John O'Bail nannte. Die Streitkräfte von Sir John beſtanden in drei Compagnien von ſeinem eigenen Regiment, einer Compagnie deutſcher Jäger zweihundert Mann vom Freicorps von Butler, einer Compagnie engliſcher Linientruppen, und mehr als fünfzehnhundert Indianern unter dem Befehle von Brant. Sie hatten zwei kleine Mörſer, und eine kupferne Kanone auf eiſerner Lafette. An der Spitze dieſer beträchtlichen Kräfte verheerten Sir John Johnſton und Brant das Thal des Schoharie-Kill und das der Mohawks gänzlich; es gelang ihnen, das Ziel zu erreichen, das ſie ſich vorgeſteckt hatten, obgleich ſie in einem Gefechte bei Klok's-field von dem amerikaniſchen General van Renſſeaer geſchlagen, und zur Flucht genöthigt wurden. Als der General in Folge dieſes Treffens gegen Sir John vorzurücken fortfuhr, kam er nach dem Fort Hunter, das der Feind den Tag zuvor verlaſſen hatte. Die unglücklichen, beraubten Bewohner der Niederlaſſungen von Schoharie hatten ſich hier verſammelt, und beklagten ihre Verluſte. Unter ihnen befand ſich eine Frau, die den Gatten und mehre Mitglieder ihrer Familie verloren hatte, und beſonders über den Verluſt ihres

einzigen Kindes in Verzweiflung war, das man aus seiner Wiege gerissen hatte. Während am andern Morgen die Officiere des Heeres von van Rensselaer beim Frühstücke saßen, trat hastig ein indianischer Krieger, ein Kind in seinen Armen haltend, in das Gemach; er überbrachte einen Brief von Brant, mit der Adresse: „an den commandirenden Officier des Rebellen-Heeres." Der Brief war folgenden Inhalts: „Mein Herr, ich überschicke Euch durch einen meiner Läufer ein Kind, das er in Euere Hände niederlegen wird, damit Ihr wisset, daß, was auch andere Personen thun mögen, ich keinen Krieg gegen Frauen und Kinder führe. Leider muß ich sagen, daß ich mit Leuten diene, die wilder sind, als die Wilden selbst."

Der Seneca-Häuptling, Kornpflanzer, war, wie oben bemerkt worden ist, der Sohn eines Weißen; wir geben hier seine Geschichte und eine ihn betreffende, nicht uninteressante Anecdote. Der Vater dieses Häuptlings, O'Bail, pflegte in seiner Jugend häufig als Handelsmann von Albany nach Niagara zu reisen, und dabei seinen Weg durch das Land der Senecas zu nehmen. Auf einer solchen Reise verliebte er sich in eine schöne, indianische Squaw, und unser Kornpflanzer war die Frucht seiner Liebe. Später verlor er sowohl seine Geliebte als sein Kind aus dem Gesichte, und ließ sich im Fort Plank, unferne vom Schlachtfelde von Kloks-field nieder, ohne im geringsten zu vermuthen, daß er einem so berühmten Häuptling, wie Kornpflanzer geworden war, das Leben gegeben habe. Dieser aber, dem seine Mutter das Geheimniß seiner Geburt mitgetheilt hatte, fühlte, als er sich in der Nähe des von seinem Vater bewohnten Ortes befand, das Verlangen, ihn zu sehen. Er begab sich deßhalb, begleitet von einer Abtheilung seiner Krieger, in das Haus dessen, dem er das Daseyn zu verdanken hatte, machte ihn zum Gefangenen, und führte ihn fort. Nachdem er zehn bis zwölf Meilen zurückgelegt, näherte sich der Häuptling seinem Vater, und sprach ihn mit folgenden Worten an: „Ich nenne mich John O'Bail, genannt Kornpflanzer; ich bin Euer Sohn! Ihr seyd mein Vater! Ihr seyd nun mein Gefangener und den Gebräuchen der indianischen Krieger unterworfen, aber es soll Euch kein Leid zugefügt werden, befürchtet nichts. Ich bin ein Krieger! Zahlreich sind die Scalpe, deren ich mich bemächtigt habe! Zahlreich die Gefangenen, die ich in Qualen habe sterben lassen! Ich bin Euer Sohn! Ich bin ein Krieger! Ich habe Euch zu sehen, und in Freundschaft zu begrüßen gewünscht; ich habe mich in Euere Hütte begeben, und Euch mit Gewalt weggeführt; aber Euer Leben läuft keine Gefahr. Die Indianer lieben ihre Freunde und Verwandte, sie behandeln sie mit Güte. Gefällt es Euch nun, dem

Glücke Eueres gelben Sohnes zu folgen, und mit unserem Volke zu leben, so werde ich für Euer Alter Sorge tragen, ich werde Euch Wildpret im Ueberfluß verschaffen, und Ihr werdet ruhig leben; wollt Ihr aber lieber zu Euern Feldern zurückkehren und bei Euern weißen Kindern bleiben, so werde ich einen Trupp vertrauter junger Leute absenden, um Euch sicher dahin zu geleiten. Ich achte Euch, mein Vater; Ihr habt Euch gefällig gegen die Indianer bewiesen; sie sind Euere Freunde."

Es scheint, der alte O'Bail hatte den Geschmack an romantischen Abenteuern verloren; er wollte lieber vom Ertrage seiner eigenen Felder, in seinem bequemen Hause, umgeben von seinen weißen Kindern leben, als das Wildpret und die Freiheit der Indianer in den Wäldern des Westen theilen. Seinem Worte getreu, gab ihm sein Sohn ein Geleite, um ihn nach Hause zu führen, und ging mit den übrigen Kriegern nach den wilden Gegenden ab, wo er geboren worden war. Kornpflanzer ist vor ungefähr zehn Jahren in sehr hohem Alter gestorben. Es war ein Mann von Talent, der sich bei verschiedenen Unterhandlungen auszeichnete. Er war beredt und ein großer Anhänger der Mäßigkeit. Bei einer Rede, die er über diesen Gegenstand im Jahr 1822 hielt, bemerkte man folgende Stelle: „Der große Geist machte zuerst die Welt, dann die Thiere, welche fliegen, und fand, daß alle Dinge gut und gedeihlich wären. Er ist unsterblich und ewig. Nachdem er die fliegenden Thiere vollendet hatte, stieg er zur Erde herab und hielt sich hier auf. Er machte dann verschiedene Gattungen von Bäumen und Hölzern, und Menschen aller Art. Er machte den Frühling und die andern Jahreszeiten und die passende Zeit zum Pflanzen. Er machte alle diese Dinge; aber die Destillierer, die den Indianern Whisky verschaffen, das ist es, was er nicht gemacht hat."

Da die Kriege mit den Wilden nur abgesonderte Einfälle bildeten, und sich nicht an durchgeführte Plane knüpfen, so kann man der Erzählung von Ereignissen, die in keinem Zusammenhange stehen, nicht wohl Einheit geben. Die Art Krieg zu führen derjenigen nachahmend, deren Siege und Niederlage wir erzählen, müssen wir uns darauf beschränken, die hervorspringendsten Züge dieser blutigen Kämpfe zu erfassen und zu schildern.

Es befand sich damals eine reiche deutsche Niederlassung, welche noch jetzt besteht, und Shell's Bush genannt wird, ungefähr vier Meilen nördlich vom Dorfe Herkimen. Zu den Pflanzern gehörte Johann Christian Shell; er, besaß ein großes, bequemes Haus, das er so eingerichtet hatte, daß es für den Nothfall einen Angriff aushalten konnte. Im Erdgeschoße waren keine Fenster, sondern nur kleine Schießscharten,

durch welche die Bewohner auf die Angreifenden feuerten. Das erste Stockwerk bildete einen Vorsprung von zwei oder drei Fuß über dem Erdgeschoß, und von hier konnte die Garnison, nach Maßgabe der Umstände, nach denen feuern, welche zu nahe kamen, oder ihnen Wurfgeschoße auf den Kopf schleudern. Shell's Familie bestand aus seiner Frau und seinen sechs Söhnen, von denen die jüngsten Zwillinge und erst acht Jahre alt waren. Am Abend des 6. August 1781 griff ein Schottländer, Namens Donald Macdonald, an der Spitze von 60 Mann, die der Mehrzahl nach Indianer waren, Shell's Busy an. Die Bewohner des Dorfes hatten sich beinahe alle nach dem Fort Dayton geflüchtet; aber unser Patriarch beschloß, auf die Festigkeit seines Schlosses bauend, eine Belagerung auszuhalten. Im Augenblicke, da Macdonald erschien, arbeitete er mit seinen Söhnen auf dem Felde. Zu weit von dem Vater entfernt, fielen die Zwillinge in die Hände des Feindes; aber Shell und seinen andern Söhnen gelang es, ihr Haus zu erreichen, wo sie sich verrammelten, und alsbald begann der Kampf. Die Belagerten waren bewaffnet und benahmen sich äußerst muthvoll; Shell's Frau lud die Gewehre, die ihr Gatte und ihre Söhne abfeuerten. Macdonald versuchte es wiederholt, Feuer an das Haus zu legen, aber es gelang ihm nicht. Als er sich endlich eine eiserne Stange verschafft hatte, suchte er die Thüre zu sprengen; da traf ihn eine Kugel in das Bein, machte ihn kampfunfähig, und in demselben Augenblicke öffnete Shell schnell wie der Blitz die Thüre, zog ihn herein, und nahm ihn gefangen. Indessen trat bei der Garnison Mangel an Munition ein, und Macdonald, der gut versehen war, entschloß sich, um sein Leben zu retten, alle Patronen abzugeben, die er bei sich hatte. Der Feind, welcher mehre Leute verloren, wich zurück, um einen Augenblick zu rasten, und Shell benützte diese Frist, um sich in sein Zimmer zu begeben, und mit seiner Familie Luthers Hymne: „Eine feste Burg ist unser Gott" zu singen. Als der Feind zurückgekehrt war, machte er einen verzweifelten Versuch, den Platz zu nehmen; fünf Mann drangen mit ihren Flintenläufen durch die Schießscharten, aber Shells Frau bemerkte es zeitig genug, ergriff eine Axt, führte wohlgerichtete Streiche darauf, krümmte alle Läufe, und machte die Flinten zum Dienste unbrauchbar, wonach ihr Gatte und ihre Söhne, das Feuer fortsetzend, den Feind zum zweiten Male zum Rückzuge zwangen. Bei diesem Anblicke stieg Shell auf das Dach seines Hauses, und schrie von da seiner Frau mit lauter Stimme zu, Capitain Smoll rücke mit Hilfe vom Fort Dayton an; dann fügte er noch lauter schreiend bei: „Capitain Smoll, laßt Euere Compagnie auf dieser Seite des Hauses vorrücken;

und Ihr Capitain Getmann macht eine halbe Wendung links und kommt von der andern Seite." Es nahte sich keine Truppe; aber die Richtungen waren von Shell mit so vieler Genauigkeit, und mit so viel Anschein von Wahrheit gegeben, daß die Kriegslist gelang und der Feind sich in aller Eile nach dem Walde flüchtete. Der Feind ließ eilf Tode und sechs Verwundete auf dem Kampfplatz, abgesehen von zwölf weiteren Verwundeten, die er mitnahm, wovon neun auf dem Marsche starben. Der Anführer Macdonald wurde von Shell nach dem Fort Dayton gebracht, wo er sich einer Amputation unterziehen mußte, in Folge welcher er an der Blutung starb; so kostete das muthige Benehmen dieser Familie dem Feinde zwanzig Todte, die Verwundeten nicht zu rechnen. Sollte man nicht glauben, man lese eine Episode aus einem der besten Romane von Fenimore Cooper?

Eine vielleicht noch außergewöhnlichere That ist die eines armen Mannes, der allein mit seiner Frau ein Loghouse im Walde bewohnte. Als sie die Indianer nahen sahen, schloßen sich Beide in ihrer Wohnung ein und faßten den Entschluß, nachdem sie sich so gut als möglich verrammelt hatten, die Belagerung auszuhalten. Da die Indianer die Thüre nicht sprengen konnten, so sammelten sie brennbare Stoffe in großen Haufen um das Haus, legten Feuer daran und entfernten sich. Der Mann gieng mit Wasserkübeln hinaus und löschte das Feuer; die Indianer waren mittlerweile zurückgekommen, schleuderten ihre Tomahawks nach ihm, die ihn aber nicht erreichten, und zogen sich bei der Ankunft des amerikanischen Obersten Pauling zurück.

Im Monat November 1782 ward der Friede zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten geschlossen. Aber in diesem Vertrage hatte England keine Bestimmung zu Gunsten seiner getreuen indianischen Verbündeten gemacht, obgleich das alte Land der Sechs Nationen, der Wohnsitz ihrer Voreltern seit undenklichen Zeiten, unter dem den Amerikanern abgetretenen Gebiete mit einbegriffen war. Als die Mohawks ihr Geburtsthal verließen, um in den Dienst des Königs zu treten, hatte sich aber Sir Guy Carleton anheischig gemacht, sobald der Krieg geendigt wäre, auf Kosten der Regierung zu sorgen, daß sie wieder in den Stand der Dinge eingesetzt würden, dessen sie vor dem Kampfe theilhaftig gewesen. Im Monat April 1779 genehmigte General Haldimand, damals Generalcapitain und Obercommandant von Canada, das Versprechen seines Vorfahrers, und gelobte schriftlich, die Ausführung, so viel in seinen Kräften stünde, zu bewerkstelligen, sobald günstigere Zeiten eingetreten seyn würden.

Am Ende des Krieges bewohnten die Mohawks vorläufig das

amerikaniſche Ufer des Niagara. Die Senecas, welche während des Krieges inniger mit den Mohawks verbunden geweſen, als eine von den Sechs Nationen, und die von ihnen hauptſächlich angeeifert worden waren, die Art gegen die Vereinigten Staaten zu ergreifen, boten ihnen einen Bezirk im Thale des Geneſſee an. Aber der Capitain Brant erklärte, die Mohawks, entſchloſſen ſeyen, mit den Engländern „zu ſchwimmen oder unterzuſinken", und wollten nicht innerhalb der Gränzen der Vereinigten Staaten wohnen. Das großmüthige Anerbieten der Senecas wurde alſo ausgeſchlagen, und der Mohawk Häuptling begab ſich anfangs nach Montreal, um daſelbſt mit Sir John Johnſon, dem General-Oberintendanten der indianiſchen Angelegenheiten, zu verhandeln, und von da nach Quebec, um von General Haldimand die Vollziehung ſeines Verſprechens zu verlangen. Er wurde von letzterem mit der größten Auszeichnung empfangen, und als Brant erklärt hatte, der Bezirk, den er zu haben wünſchte, ſey an der Bucht von Quinte, am nördlichen Ufer des St. Lorenz, oder vielmehr des Ontario-Sees gelegen, ſo willigte der General in den Ankauf und die Uebertragung an die Mohawks.

Als Thayendanegea nach Niagara zurückkam, machten ihm die Senecas bemerklich, der Wohnſitz wäre ſchlecht gewählt, ihre Streitigkeiten mit den Vereinigten Staaten hätten ſich noch nicht gehoben, und unter dieſen Umſtänden wäre es ſehr zu wünſchen, daß ſie nicht ſo weit von einander entfernt lägen. Brant verſammelte nun einen Rath, in welchem beſchloſſen wurde, daß er nach Quebec zurückkehren, und ein zuträglicheres Grundgebiet zu erlangen ſuchen ſollte. Dieſe neue Unterhandlung glückte auch, und Sir Frederic Haldimand überließ den Mohawks im Namen des Königs von England, ein angenehmes und fruchtbares Gebiet, beſpült vom Ohio, gewöhnlich genannt der Große Fluß, in einer Ausdehnung der Länge nach von der Quelle dieſes Fluſſes bis zu ſeiner Mündung in den Erie-See, und mit einer Breite von ſechs Meilen auf jedem Ufer. Der Lauf des Großen Fluſſes hat hundert (engliſche) Meilen Länge.

Die Politik, welche die Vereinigten Staaten gegen die Indianer zu befolgen hatten, war eine Frage von großer Wichtigkeit. Kurz nachdem die Engländer die Colonie New-York erlangt hatten, gaben die Sechs Nationen ihr Recht unbeſchränkter Oberherrlichkeit auf, und ſtellten ſich und ihre Ländereien unter den Schutz des Gouvernements der Colonie. Der Zweck der Indianer war, ſich die Verbindung mit England in ihrem Kriege mit Frankreich, ſowie mit den Huronen-Indianern und Alonquies von Canada zu ſichern. Später, während der Colonial-Ver-

waltung betrachtete man die Indianer als abgesonderte, aber abhängige Nationen. Da nun aber die Vereinigten Staaten durch den Friedens-Vertrag in alle Rechte Englands traten, so wurden sie eben dadurch die Oberherrn der Indianer auf ihrem Gebiet, und verlangten, unter andern Vortheilen, das Vorkaufsrecht bei allen Ländereien, deren sich die Indianer entäußern wollten — ein Recht, das die Engländer Kraft des der Entdeckung angesprochen hatten, das dem der Eroberung gleich geachtet wurde. Indessen war die Lage durch den Umstand verwickelt, daß, während die Oberherrlichkeit auf die Gesammtheit der Vereinigten Staaten überging, das Vorkaufsrecht Eigenthum der verschiedenen einzelnen Staaten wurde, in deren Gebiet die Ländereien gelegen waren.

Während Brant sich mit definitiven Anordnungen mit dem englischen Gouverneur von Canada beschäftigte, verhandelten die Sachems und Krieger der Sechs Nationen im Fort Stanwix mit den Commissären der Vereinigten Staaten. Der Erfolg war ein den 22. Oct. 1784 abgeschlossener Vertrag, durch den die Vereinigten Staaten den Mohawks, den Senecas, den Onondagas und Cayongas den Frieden zugestanden, und sie unter der Bedingung unter ihren Schutz nahmen, daß alle weiße und schwarze Gefangenen, die sie in ihrem Besitze hätten, zurückgegeben würden; die Oneidas und Tuscaroras wurden im Besitze der Ländereien gelassen, die sie inne hatten. Die Sechs Nationen verzichteten auf alle Ansprüche auf die im Westen gelegenen Gegenden von gewissen im Vertrage bestimmten Gränzen. Die Sechs Nationen sollten Geißeln stellen, und sogar einige Personen ausliefern, über die sich die Amerikaner am meisten zu beklagen hatten, um sie nach amerikanischen Gesetzen zu richten. Zwei Indianer wurden in der That ausgeliefert; aber ihre Landsleute warfen später den Amerikanern vor, daß sie, statt ihnen den Prozeß in der gehörigen Form zu machen, dieselben hätten vom Pöbel zerfleischen lassen.

Das Resultat dieser Unterhandlung mißfiel im Allgemeinen den Indianern und besonders Thayendanegea, der sich damals in Quebec befand, wo er eben seine Angelegenheiten mit Sir Frederic Haldimand abgeschlossen hatte, und im Begriff war, sich nach England einzuschiffen, um die Entschädigungen zu ordnen, die man seiner Nation für alle Opfer schuldig war, die sie während des Krieges gebracht hatte. Als er von dem Vertrage Kunde erhielt, verzichtete er sogleich auf sein Reisevorhaben, und begab sich nach Cataraqui, wo er zuerst Sorge trug, von den Amerikanern die Zurückstellung eines der Geißeln zu erwirken, der sein Verwandter war; er besuchte sodann das Land der oberen Seen, berathschlagte mit den Stämmen, und legte den Grund

zu einem allgemeinen Bund aller großen indianischen Nationen des Nordwesten, dessen Oberhaupt er werden sollte. Hienach schiffte er sich nach England ein, wo er im Monat December 1785 ankam. Der vorweisbare Grund seiner Reise war, wie bemerkt, Geldentschädigungen für die Mohawks zu verlangen; außerdem aber wollte er wissen, wie weit er auf die Unterstützung Englands rechnen könnte, im Falle die indianischen Nationen sich bewaffnen würden, um die Vereinigten Staaten zu bekriegen.

Brant fand in der Hauptstadt Englands eine äußerst schmeichelhafte Aufnahme. Er hatte im Verlaufe des Krieges zahlreiche Bekanntschaften mit Officieren des Heeres gemacht, die ihn in London mit Auszeichnung und herzlicher Zuvorkommenheit empfingen. Er hatte mehre in den Salons von Quebec getroffen, wo er auch Gelegenheit fand, die Freifrau von Riedesel zu sehen, die in ihren Memoiren Folgendes über ihn sagt: „Ich sah damals den berühmten indianischen Häuptling, Capitän Brant. Seine Manieren sind gefällig; er drückt sich mit Leichtigkeit aus, und der General Haldimand schätzt ihn sehr. Ich habe einmal mit ihm bei dem General gespeist. Sein halb militärisches, halb wildes Costüme stand ihm sehr gut. Seine Gesichtsbildung ist edel und verständig, und sein Charakter scheint mir sehr sanft zu seyn. Die Personen, welche er in London am häufigsten besuchte, waren Sir Guy Carleton, seitdem Lord Dorchester, der Graf von Moira, seitdem Marquis von Hastings, der ihm sein in Gold gefaßtes Portrait schenkte, Sir Charles Stuart, Sohn des Grafen von Bute, der Herzog von Northumberland, mit dem er bis zu seinem Tode in brieflichem Verkehr stand, der Graf von Warwick, der Bischof von London, Charles Fox, James Boswell und mehre Andere. Er gefiel dem König und der königlichen Familie sehr. Als er das erste Mal Seiner Majestät vorgestellt wurde, weigerte er sich, in seiner Eigenschaft als Haupt seiner Nation, dem König die Hand zu küssen, aber nicht ohne, mit ächt europäischer Galanterie, beizufügen, daß er sich sehr geschmeichelt fühlen würde, der Königin die Hand zu küssen. Er erfreute sich auch großer Gunst bei dem Prinzen von Wales, von dem er öfter zu der Tafel gezogen wurde. Gern erinnerte er sich dieser Epoche seines Lebens, und sagte zuweilen lachend, Seine Hoheit habe ihn oft an Orte geführt, wohin einen Prinzen gehen zu sehen, ihm sehr seltsam vorgekommen sey. Brant blieb ungefähr fünf Monate in London; seine Entschädigungs-Angelegenheit ward mit vollständigem Erfolge gekrönt; was aber seine politischen Plane betrifft, so erhielt er vom Minister nur schwankende und ausweichende Antworten. Seine ernsten Geschäfte

und die Vergnügungen Europa's ließen ihn die sittlichen Bedürfnisse seines Volkes nicht vergessen. Während seines Aufenthaltes in London fand er Zeit, das Evangelium des heiligen Marcus in die Mohawk-Sprache zu übersetzen, das er, nebst einer neuen Ausgabe des Gebetbuches in derselben Sprache drucken ließ.

Die Streitigkeiten zwischen den Indianern und den Amerikanern dauerten noch einige Jahre fort. Die ersteren bestanden darauf, daß der Lauf des Ohio als Gränze zwischen den beiden Ländern anerkannt würde, während die Vereinigten Staaten nicht auf das Recht, Niederlassungen jenseits dieses Flusses zu gründen, Verzicht leisten wollten. Andererseits war die englische Regierung, welche stets die Möglichkeit eines neuen Bruches mit ihren alten Colonien voraussah, nicht unzufrieden über die Fortdauer des feindseligen Standes zwischen ihnen und den Ureinwohnern. Mit einer Zweideutigkeit, die ihr keine Ehre machte, spornte sie diese an, in keinem Punkte von ihren Forderungen abzulassen, und doch wollte sie keine Verbindlichkeiten übernehmen, dieselben in dem ungleichen Kampfe zu unterstützen, den sie kämpften. Die Indianer benahmen sich während dieses Krieges mit außerordentlichem Muthe. Sie lieferten den Amerikanern mehre Treffen, und gingen oft siegreich daraus hervor. Wir führen nur eines an, das vom 4. Novemb. 1791 zwischen dem General Saint-Clair und unserem Brant, ungefähr fünfzehn Meilen von den Mianusdörfern gelieferte. Die Streitkräfte waren ungefähr gleich, das heißt 2000 Mann auf jeder Seite. Die Amerikaner erlitten eine gänzliche Niederlage; sie verloren an Todten achtunddreißig Officiere und vierhundertunddreiundneunzig Unterofficiere und Soldaten; einundzwanzig Officiere und zweihundertundzweiundvierzig Unterofficiere und Soldaten waren verwundet. Die Indianer bemächtigten sich des Lagers mit Allem was darin war, nahmen acht Kanonen und vierhundert Pferde. Wäre Brants Plan, alle Ureinwohner-Stämme in einem großen Bunde, dessen Haupt er gewesen seyn würde, zu vereinigen, gelungen, so möchte diese Verbindung den auf dem Festlande von Amerika angesiedelten Europäern wirklich furchtbar geworden seyn; aber England selbst betrachtete diesen Entwurf mit eifersüchtigen Augen, und setzte seiner Ausführung fortwährende Hindernisse entgegen. Hiezu kam noch die Eifersucht des Seneca-Häuptlings Roth-Jacke, der ein erklärter Feind Thayendanegeas war, welcher sich wirklich genöthigt sah, seinem Plane zu entsagen, um die Macht seiner Nation zu befestigen. Als General Saint-Clair im Oberbefehl über das amerikanische Heer durch den General Wayne ersetzt war, so begannen die Siege der Indianer minder häufig zu werden, und verwandelten sich nach und nach in Nie-

verlagen; endlich wurde am 3. Auguſt 1795 in Greenwich der Friede ganz nach dem Wunſche der Vereinigten Staaten geſchloſſen.

Inzwiſchen hatte Brant auf Einladung des Präſidenten eine Reiſe nach Philadelphia gemacht, in der Hoffnung, durch ſeine Anweſenheit die Angelegenheiten auszugleichen. Auf dieſer Reiſe lief er große Gefahr; als er ſich einige Tage in New-York aufhielt, erfuhr er, daß die Anſiedler von dem Thale des Mohawk, aufgebracht durch die Verluſte, die ſie während des Unabhängigkeitskrieges erlitten, und durch die Grauſamkeiten, die die Indianer in ihren Niederlaſſungen begangen hatten, entſchloſſen ſeyen, die Unbilde an ihm zu rächen, uneingedenk des Umſtandes, daß er Alles aufgeboten hatte, die Gräuel des Krieges zu mildern. Man theilte ihm mit, daß ein Mann, Namens Dypert, der fünfzehn Jahre vorher, mehre Mitglieder ſeiner Familie in der Schlacht bei Oriskany verloren hatte, ſeiner Spur, ſeit er das Gebiet der Vereinigten Staaten betreten, folgte, entſchloſſen ihm das Leben zu nehmen, ſobald er Gelegenheit finden würde. Brant wohnte in New-York in der Straße, genannt Broadamy. Eines Tags waren die Oberſten Willett und Morgan Lewis, die er früher bekämpft hatte, welche aber beide hohe Achtung vor ſeinem Muthe hegten, bei ihm zu Beſuche. Er ſprach mit ihnen von der Verfolgung Dyperts, und drückte einige Unruhe für den Fall aus, daß er unverſehens angegriffen würde. Als er in dieſem Augenblick durch das Fenſter ſah, ſagte er zu ihnen: „Seht, hier in der Straße geht Dypert vorüber.“ Dieſer ſpazierte wirklich vor dem Hauſe, um die Bewegungen ſeines erkorenen Opfers zu belauern. Der Oberſt Willett lief ſogleich hinab, und trat zu Dypert hin, der ſeine Abſichten durchaus nicht zu verläugnen ſuchte: „Aber wißt Ihr,“ ſagte Willett, „daß Ihr gehängt werdet, wenn Ihr dieſen Wilden tödtet?“ „Wer wird es wagen, mich zu hängen, weil ich einen Indianer getödtet habe!“ verſetzte der unwiſſende Pflanzer. „Ihr werdet ſehen,“ erwiederte der Oberſt, „daß Ihr, wenn Ihr Euer Vorhaben ausführt, ohne Gnade und auf der Stelle gehängt werdet.“ Dieſe Worte erregten ein Bedenken bei Dypert, der ſich eingebildet hatte, man könnte einen Indianer frei, im Frieden wie im Kriege, in den Straßen von New-York wie im Grunde der Wälder tödten. Nach kurzem Stillſchweigen ſagte er dem Oberſt, da das Geſetz es ſo meine, ſo wollte er auf ſein Vorhaben verzichten, und nach Hauſe kehren. Er hielt Wort, und der indianiſche Häuptling kehrte wohlbehalten nach Niagara zurück.

Genöthigt, ſeinen Plan, die indiſche Macht durch ein Bündniß aller Nationen zu verſtärken, aufzugeben, war Brant nur darauf bedacht,

dem Stamme der Mohawks, dem er angehörte einen gewissen Grad von Civilisation zu verleihen; wir sehen, daß er den Höhenpunkt der Bildung, den die europäischen Völker erreicht hatten, nicht unbedingt bewunderte. Er baute eine Kirche, suchte bei der englischen Regierung um die Sendung von Missionnären nach, und war bemüht, seinen Landsleuten Geschmack für den Ackerbau einzuflößen. Zu diesem Ende zog er Weiße in sein Land, verkaufte Güterstücke an sie, welche sie anbauen sollten, und lud Herrn von Puisy, den er in Canada kennen gelernt hatte, ein, bei ihm eine Colonie von französischen Auswanderern zu bilden. Aber diesen philanthropischen Planen wurden durch die Colonial-Verwaltung Hindernisse entgegengesetzt, welche ihm das Recht streitig machte, über irgend einen Theil der Ländereien zu verfügen, die, wie man behauptete, der Mohawk-Nation in Masse abgetreten worden waren, ohne daß sie dieselben je an Privaten veräußern könnte, besonders wenn sie nicht zu dieser Nation gehörten. Diese Behauptung der Colonial-Regierung gab zu langen Verhandlungen Anlaß, in welchen Brant viel Talent und eine große Beharrlichkeit entwickelte. Er wollte selbst nach England gehen, um seine Sache zu verfechten; aber seine Geschäfte gönnten ihm nicht die erforderliche Zeit. Er schickte einen von seinen Neffen ab, und pflog einen anhaltenden Briefwechsel über diesen Gegenstand mit dem Herzog von Northumberland. Dieser Herzog, der damals nur Lord Percy war, hatte in Canada gedient, und eine aufrichtige Freundschaft war zwischen ihm und Thayendanegea geschlossen worden; sie hatten zusammen eine Waffenbrüderschaft gebildet, und der englische Baron war wie ein Mohawk-Bürger unter dem Namen Thorighwageri, welches Wort immergrüner Zweig bezeichnet, aufgenommen worden. Die Unterhandlung von Brants Neffen hatte keinen Erfolg; und der Herzog schrieb ihm über diesen Gegenstand einen interessanten Brief, den wir um so mehr hier im Auszuge mittheilen zu müssen glauben, als er zugleich Licht auf die englische Politik hinsichtlich der Indianer wirft.

Northumberland-House 5. Mai 1806.

Mein sehr guter Freund und Waffenbruder.

„Ich habe Eueren Brief vom 24. Januar mit all dem Vergnügen empfangen, das ein Freund nothwendig fühlen muß, wenn er Nachrichten von seinem Freunde erhält. Es freut mich zu sehen, daß das Interesse, welches ich an den Angelegenheiten der sechs Nationen nehme, dem Rathe angenehm gewesen ist, da ich einer ihrer Mitbürger bin.

Sie können versichert seyn, daß ich Alles zu Ihrer Unterstützung thun werde, was von mir abhängen wird. Ich bedaure, daß der Eifer meines Bruders Teyoniahokarawaret nicht mit günstigem Erfolge gekrönt worden ist; aber Ihr und die Häuptlinge der sechs Nationen könnt überzeugt seyn, daß von seiner Seite keine Fehler vorgegangen sind, und daß er Nichts vernachläßigt hat, um seine Sache durchzusetzen. Es gibt hier eine Anzahl, ohne Zweifel wohlmeinender Personen, welche eine Gesellschaft zur Verbesserung (wie sie behaupten), des Zustandes unserer Nation bilden möchten, indem wir dadurch aus Jägern und Kriegern, was wir sind, in Ackerbauer umgewandelt würden. Aber erlaubt, daß ich ernstlich Euch und unsern Häuptlingen empfehle, nie solchen Vorschlägen ein Ohr zu leihen. Unsere jungen Leute mögen nie ihre Freiheit und ihre edeln Uebungen aufgeben, um Holzschneider und Wasserzieher zu werden. Wollen Sie unsere Frauen im Spinnen und Weben unterrichten, so kann dieß nützlich seyn; aber unsere jungen Leute zu entnerven, indem sie dieselben den Boden bearbeiten ließen, das hieße den sechs Nationen den größten Nachtheil zufügen. Neunhundert oder tausend Krieger, abgehärtet durch die Anstrengungen der Jagd, bilden ein achtungswerthes und unabhängiges Corps, aber was wäre dieselbe Anzahl von Menschen, nur als Ackerbauer! Sie würden kaum einen kleinen Kirchsprengel bilden, sie wären genöthigt, fremden Schutz zu suchen, sich Gesetzen zu unterwerfen, die sie nicht gemacht hätten, und außer Stands sich zu vertheidigen, wenn sie angegriffen würden. Soll ich Euch ein Beispiel von dem geben, was unsere Nationen in kurzer Zeit werden würden? Seht die Indianer von Stockbridge; wie wir, bildeten sie einst einen hochherzigen und furchtbaren Stamm; heut zu Tage sind es nicht einmal mehr Weiber. Diejenigen, welche diesen Plan entworfen haben, finden dabei ein persönliches Interesse. Sie wollen sich unter Euch niederlassen, und wenn sie Euch versammelt haben, um Euch den Ackerbau zu lehren, werden sie Euch zeigen, daß ein sehr kleiner Theil von dem Lande, das man Euch abgetreten hat, für Befriedigung Eurer Bedürfnisse genügen wird. Dann werden Euch diese Personen auffordern, den übrigen Theil abzutreten, um sie für die Mühe zu entschädigen, die sie sich gegeben haben, Euch im Ackerbau zu unterrichten. Nein, nein lieber Freund und Waffenbruder, laßt Ihr und Euere Häuptlinge Euch nie durch ihre Scheingründe verführen. Thut ihr es, so erinnert Euch dessen, was ich Euch heute vorhersage, Ihr werdet bald eine arme, abhängige, unbedeutende Körperschaft werden, statt eine freie, kriegerische und unabhängige Nation zu bleiben, wie wir es gegenwärtig sind. Ich wünsche in unserer Nation die christ-

liche Religion, die Mäßigkeit, und die guten Sitten herrſchen zu ſehen; aber bleiben wir frei und unabhängig, wie der Wind, der um uns weht. Bleiben wir Jäger und Krieger, im Stande, Achtung einzuflößen, und uns ſelbſt Recht zu verſchaffen, aber geben wir uns nie dazu her, Holzhacker, Waſſerzieher und Ackerbauer zu werden, nach den falſchen und eigennützigen Rathſchlägen derjenigen, die ſich heute unſere Freunde nennen, und ungeſäumt ſich zu unſern herrſchſüchtigen Gebietern aufwerfen würden. Nehmt dieß, mein guter Freund und Waffenbruder, von einem Manne, der aufrichtig wünſcht, daß die ſechs Nationen ſtets ein Furcht einflößendes, von allen ihren Nachbarn geachtetes Volk bleiben möchten. Verſichert die Häuptlinge meines Zutrauens und Wohlwollens, und hört nicht auf, mich zu halten, für Euren treuen Freund und Waffenbruder

Northumberland (Thorighwageri).

Der Urſprung und die Fortſchritte der engliſchen Macht in Indien.

Dritter Artikel.

Vor dem Ende des Jahres 1782 ward die Compagnie von einem ihrer gefährlichſten Feinde befreit: Hyder Aly ſtarb in den erſten Tagen des December. Sein älteſter Sohn Tippoo, der die feindſelige Geſinnung des Vaters gegen die Compagnie geerbt hatte, folgte ihm in ſeiner Würde; unterſtützt von Herrn Bally, an der Spitze ſeiner Europäer, griff er am 28. November eine feſte Stellung der Engländer an, aber er wurde völlig geſchlagen. Tippoo zog ſich nach Palicatcherry zurück.

Im Monat October 1783 erhielt der Gouverneur von Madras einen Brief von Tippoo, worin dieſer den Wunſch, Frieden zu ſchließen, ausſprach. Es wurden ſofort Bevollmächtigte von beiden Seiten ernannt, und nachdem ſich die Unterhandlungen ſehr in die Länge gezogen hatten, kam endlich der aus zehn Artikeln beſtehende Vertrag von Mongalore zu Stande. Carnatik ſollte gänzlich von Tippoo geräumt werden, welcher ſich verbindlich machte, alle Forts, mit Aus-

nahme derer von Ambourgue und Latgue zu übergeben. Die Gefangenen sollten sogleich von beiden Seiten frei gegeben werden. Die Forts von Onore, Carwort und Sadashevagar, auf der Küste von Malabar, so wie die Bezirke Cavour, Auachourchy und Durapooam, das Fort und der Bezirk von Dindigul sollten wieder Tippoo zufallen. Der Bezirk Carmanore sollte der Königin Ali-Rajah-Biby zurückgegeben werden. Die von Hyder-Aly der Compagnie bewilligten Handelsprivilegien wurden bestätigt, und Calicut ward ihr zurückgegeben.

Während dieser Vertrag zum Abschlusse kam, erhielt Herr Hastings Mittheilung von einer Entscheidung des Directoriums von London, welches einige von seinen Handlungen mißbilligte. Bereits durch Alles das, was in Beziehung auf seine Person vorgegangen war, sehr gereizt beantwortete er den Brief des Directoriums in einem äußerst lebhaften Tone. Herr Dundas legte der Kammer der Gemeinen im Monat April 1783 den Entwurf eines Gesetzes vor, durch welches dem General-Gouverneur das Recht eingeräumt werden sollte, die andern Präsidentschaften zu controliren, und im Widerspruche mit seinem Rathe zu handeln — aber unter seiner persönlichen Verantwortlichkeit. Eine Untersuchung über die Schulden des Rajah von Tanjore, und des Nabob von Carnatik sollte eingeleitet, Herr Hastings zurückberufen, und durch den Grafen Cornwallis ersetzt werden. Diese Bill wurde verworfen.

Dieß ging im Anfange des Jahres 1783 vor, um die Zeit der Bildung des bekannten Coalitions-Ministeriums, das von nun an den Tories die Verwaltung des Königreichs entziehen sollte. Fox versäumte nichts, um den Triumph der Whigs fortdauernd zu machen, und eine neue Bill über die Angelegenheiten Indiens war eines der Hauptmittel, auf das er rechnete. Nach diesem Entwurfe sollte das Gouvernement aller indischen Besitzungen der Compagnie, die Verwaltung aller ihrer Einkünfte und ihres Handels sieben in der Acte ernannten Directoren übertragen werden, welche vier Jahre am Platze zu bleiben hätten. Neun Unter-Directoren, Eigenthümer von je 2000 Pfd. Sterling Actien, sollten beauftragt werden, alle Handelsangelegenheiten der Compagnie unter den Befehlen der sieben obengenannten Directoren zu ordnen. Alle erledigten Directoren-Stellen sollten durch die Wahl des Königs, die der Unter-Directoren durch die Actionnäre besetzt werden. Diese Unter-Directoren konnten durch den Beschluß von fünf Directoren ihres Amts entsetzt werden; die Einen wie die Andern konnte der König in Folge einer Adresse von einer der beiden Kammern des Parlaments absetzen. Die Directoren sollten das Recht haben, alle Civil-

und Militairbeamten der Compagnie zu entſetzen, zu ſuſpendiren, zu ernennen, und wiedereinzuſetzen. Die Directoren konnten Parlamentsmitglieder ſeyn; die Unter-Directoren ſollten von der Compagnie einen Gehalt von 500 Pfd. St. jährlich beziehen.

Dieſes waren die Hauptbeſtimmungen der Bill, deren Zweck klar am Tage lag. Da die Ernennung zu den Stellen von Directoren, und eben dadurch zu der eines General-Gouverneurs und zu allen großen Aemtern Indiens den Händen des Königs, das heißt ſeiner Miniſter überlaſſen war, ſo mußte dieſen dadurch ein unermeßliches Patronat zu Theil werden, deſſen man die Premiers, welche ſo glücklich waren, deſſelben zu genießen, unmöglich mehr berauben konnte. Der berühmte Pitt, der zu dieſer Zeit ſeine politiſche Laufbahn eröffnete, erhob ſich mit aller Macht gegen dieſe Bill, deren Vertheidigung Burke mit nicht weniger Kraft übernahm; denn jener berühmte Redner gehörte damals noch zu der Partei der Whigs. Dieſe Bill wurde von den Gemeinen mit zweihundertundacht gegen hundertundzweiunddreißig Stimmen angenommen, und am andern Tag vor das Haus der Lords gebracht.

Die indiſche Compagnie beeilte ſich, dem Oberhauſe eine Bittſchrift gegen die Bill zu überreichen, und ihre Vorſtellungen fanden hier mehr Eingang, als bei den Gemeinen. Die Bill wurde mit fünfundneunzig Stimmen gegen ſechsundſiebenzig verworfen, und man verſicherte damals, der König hätte ſich perſönlich gegen die Maßregel erklärt, und durch Lord Bute den Pairs ſagen laſſen, er würde diejenigen, welche zu Gunſten der Bill abſtimmten, nicht als ſeine Freunde, ſondern als ſeine Feinde betrachten. Dieſes Ereigniß veranlaßte eine offene Spaltung zwiſchen den beiden Kammern, deren Erfolg die Entlaſſung der Miniſter, und die Bildung des erſten Miniſteriums Pitt war. Die neue Verwaltung ſah von ihrem Eintritte an ein, daß die Ordnung der Angelegenheiten Indiens keinen Verzug geſtatte. Es war nun auch eine der erſten Maßregeln Pitts, daß er ebenfalls eine Bill verlangte, welche die Kammer der Gemeinen, gänzlich dem alten Miniſterium zugethan, verwarf.

Die Einzelnheiten des Streites von Pitt mit dem Parlament, die dadurch veranlaßte Auflöſung, und die nachfolgende Befeſtigung des neuen Miniſteriums gehören nicht zu unſerem Gegenſtande. Indeſſen ſtellte ſich die Nothwendigkeit irgend einer Reform in dem allgemeinen Syſteme des Gouvernements von Indien täglich mehr heraus. Doch ehe wir auf die beſonderen Punkte der Parlamentsacte von 1784 eingehen, welche dieſe Verwaltung gänzlich umſtaltete, bemerken wir, daß

Herr Haſtings im Jahre 1795 nach England zurückkam; daß eine Anklagebill gegen ihn vor die Kammer der Gemeinen gebracht, und er vor die Schranken des Oberhauſes gefordert wurde. Sein Proceß iſt einer der merkwürdigſten, deren Zeuge die engliſche Nation geweſen iſt. Welches Intereſſe er auch bietet, der Raum geſtattet uns nicht, ſeine Geſchichte zu geben. Der General-Gouverneur ward ehrenvoll freigeſprochen, und die indiſche Compagnie, die nie die feindſelige Stimmung getheilt hatte, welche die Kammer der Gemeinen gegen ihn an den Tag legte, entſchädigte ihn für die Unannehmlichkeiten, die ihm dieſe Angelegenheit verurſacht hatte, durch eine Penſion von 4000 Pfund Sterl. Er ſtarb im Auguſt 1818 an einer Lähmung des Schlundes. Kurz zuvor war er zum Mitgliede des Geheimenrathes ernannt worden, und zwei Jahre ſpäter errichtete ihm die Generalverſammlung der Actionnäre eine Statue, welche man in ihrem gewöhnlichen Sitzungs-Saale aufſtellte. Wir nehmen nun den Faden unſerer Erzählung wieder auf.

Das neue Parlament verſammelte ſich den 19. Mai 1784. Herr Pitt ſah ein, daß das klügſte Verfahren, welches er einſchlagen könnte, darin beſtehen würde, daß er eine Maßregel vorſchlüge, welche die Compagnie von der Reinheit ſeiner Abſichten überzeugte. Man mußte in die Hände der Regierung die Mittel legen, die Handlungen der Compagnie zu beaufſichtigen, ohne auf ein gehäſſiges und mißbräuchliches Parlament abzuzielen. Die verſchiedenen Zwecke, die man zu erreichen ſuchen ſollte, waren, England alle Vortheile, die es von dem Handel erwarten durfte, den die Compagnie mit Indien trieb, den Indiern Ruhe und Frieden, und der Compagnie ſelbſt Gehorſam von Seiten ſeiner Beamten jeden Grades zu ſichern. Um dieſe Abſicht zu erreichen, mußte man nothwendig auf der einen oder der andern Seite die Maſſe der Gewalt vermehren; und es fragte ſich hauptſächlich, wem dieſe größere Gewalt anvertraut werden ſollte, um ſo viel als möglich dem Mißbrauch zu begegnen. Die Frage löste ſich auf folgende Weiſe.

Die Parlamentsacte entſchied, daß die Befugniß, die Maßregeln des Directoriums der Compagnie zu controliren, vorläufig den Miniſtern ſelbſt anvertraut, ſofort aber einem ſpeciellen Bureau unter dem Namen Controle-Bureau übertragen werden ſollte, deſſen vom Könige ernannte, und durch dieſen widerrufliche Mitglieder nothwendig dem Geheimenrathe angehören müßten. Dieſes Bureau ſollte die Oberaufſicht über alle bürgerlichen, militäriſchen und finanziellen Angelegenheiten

Indiens haben. Alle Actenstücke, deren Mittheilung es verlangte, mußten ihm sogleich vorgelegt werden. Keine Depesche konnte ohne seine Billigung abgeschickt werden, und in einem Falle, wo das Directorium mehr als vierzehn Tage zögern würde, dem Bureau die Entwürfe der verlangten Depeschen vorzulegen, konnte sie das Bureau selbst abfassen, und die Absendung anordnen. Ein geheimes Comité wurde niedergesetzt. Dieses Comité sollte nach Indien, durch Duplicat, alle Depeschen schicken, die ihr das Controle-Bureau zukommen lassen würde, und die Antworten sollten dem Bureau durch das Directorium übermacht werden, ohne daß dieses von ihrem Inhalt Kenntniß haben würde.

Die Präsidentschaften von Madras und Bombay wurden zu Gouvernements erhoben. Die Gouverneure, wie der General-Gouverneur sollten eine entscheidende Stimme im Rathe haben. Alle Beamten, mit Ausnahme des General-Gouverneurs, der Gouverneure und der Ober-Commandanten mußten unter den Angestellten der Compagnie, gewählt werden. Versäumte es das Directorium zwei Monate lang, die erledigten Stellen zu besetzen, so konnte der König die Ernennung vornehmen, und die auf diese Art ernannte Person konnte nur durch den König selbst ihres Amtes entsetzt werden; in andern Fällen hatten der König und die Compagnie gleichzeitig das Recht der Entsetzung. Die von dem Directorium und dem Controle-Bureau gebilligten Beschlüsse konnten durch die Versammlung der Actionnäre nicht mehr widerrufen werden.

Das oberste Gouvernement (von Bengalen) hatte das Recht der Oberaufsicht über die übrigen Gouvernements. Alle Eroberungspläne wurden, als dem Wunsche, der Ehre und der Politik der Nation widerstrebend erklärt. Der General-Gouverneur sollte gegen keine indische Macht Krieg führen, es wäre denn, diese hätte die Feindseligkeiten begonnen. Das Directorium sollte sich bemühen, so viel als möglich Beschränkungen in den öffentlichen Ausgaben zu bewirken. Die Acte ordnete sodann die Art des Vorrückens der Civil- und Militärbeamten. Bis zu diesem Augenblicke hatten die Actionnäre einen selbstthätigen Antheil an allen, sowohl auswärtigen als einheimischen Fragen genommen; sie ernannten und widerriefen alle Oberbeamten, und oft vernichteten sie die Wirkung der für die Interessen der Compagnie, und die Aufrechthaltung ihres Ansehens in Indien wesentlichsten Maßregeln des Directoriums. Es wurde deßhalb vorgeschrieben, daß kein, die in der Acte enthaltenen Gouvernements-Punkte betreffender Befehl oder Beschluß des Directoriums von der General-Versammlung der Actionnäre ver-

nichtet werden könnte. Durch eine neue Parlaments-Acte, welche im Jahre 1786 durchging, wurde bestimmt, daß die Gouverneurs, in gewissen dringlichen Fällen, ohne die Mitwirkung ihrer bezüglichen Räthe handeln könnten. Vergebens griffen mehre Mitglieder der Opposition diese Clausel an, die sie als willkührlich und despotisch bezeichneten; es wurde anerkannt, daß beinahe alle Unglücksfälle, die sich in Indien seit einigen Jahren ereignet hatten, aus der Eifersucht und den Zerwürfnissen entsprungen waren, die unter den Gouverneurs und den Mitgliedern des Rathes geherrscht hatten.

Kaum hatte das Controle-Bureau seine Arbeiten begonnen, als es sich entschlossen zeigte, kräftig aufzutreten. Die Commissäre verlangten sogleich vom Directorium einen genauen Etat aller Etablissements in Indien und des Zuwachses, der stattgefunden hatte, so wie die erforderlichen Actenstücke, damit sie sich einen vollständigen Begriff von dem machen könnten, was auf die Civil-, Militär- und Finanzverwaltung dieser Etablissements Bezug hätte. Um ihre Geschäfte zu vereinfachen, und eine übermäßige Zögerung für ihre Depeschen zu verhüten, theilte sich das Bureau in vier Unter-Bureaux, nämlich: das Bureau des Rathes, das Militär-Bureau, das Bureau der Einkünfte, und das Bureau des Handels. Wir haben oben bemerkt, daß sich die Parlamentsacte sehr stark gegen jeden Eroberungsplan aussprach. Nun ist es bemerkenswerth, daß mit Ausnahme der von Seiten des Großmogols im Jahre 1764 geschehenen Abtretung der Provinz Ghazipour, und des Restes der Zemindary von Bulwount-Sing, alle Gebietserwerbungen der Compagnie bis zum Jahre 1784, miteinbegriffen die Dewanny, mit Salsette und Bassein, durch freundschaftliche Verträge bewerkstelligt wurden. Das Bureau beschäftigte sich sofort mit der Anordnung der Schulden des Nabob von Carnatik. Diese Angelegenheit, die ihren Einzelnheiten nach jetzt uninteressant für unsere Leser seyn möchte, war so verwickelt, daß es mehr als eines halben Jahrhunderts zur Liquidation bedurfte. Von 32,000,000 Pfund Sterling Forderungen, hat die im Jahre 1805 mit Gutheißen des Parlaments ernannte Commission nur 2,000,000 Pfund Sterling gültiger Schulden anerkannt.

Nachdem wir die vom Parlament in der Verwaltung der Angelegenheiten der Compagnie vorgenommene Reform geschildert haben, müssen wir den Faden der Ereignisse in Indien wieder aufnehmen.

Prince of Wales Island *), in der Meerenge von Malacca gelegen, wurde von der Compagnie beſetzt. Man mußte nothwendig einen Hafen haben, wo die engliſchen Schiffe mit den Kaufleuten des Orients zuſammentreffen, und wo die Schiffe der königlichen Marine, ſo wie die der Compagnie ſich mit Mund- und Kriegsvorräthen verſehen, und die erforderlichen Ausbeſſerungen vornehmen laſſen könnten.

Der Mann, welchen man erwählte, um in Indien Beſtimmungen der neuen Parlamentsacte zur Ausführung zu bringen, war der Graf von Cornwallis, der in ſeiner Perſon die Titel eines General-Gouverneurs und eines Oberbefehlshabers vereinigte. Sein Rang und ſeine Geburt waren die Pfänder für ein ehrenhaftes Benehmen, das er bei den hohen, ihm anvertrauten Funktionen beobachten würde, während ſein großes Vermögen die Ueberzeugung verlieh, daß er ſich nicht durch Plünderung der Eingeborenen des Landes zu bereichern brauchte; er war endlich bekannt durch ſeine Sittenreinheit, ſeine Klugheit, ſeinen Muth, ſeine Vaterlandsliebe und ſeine Sparſamkeit.

Lord Cornwallis langte, nachdem er Madras berührt hatte, den **12.** September **1786** in Calcutta an. Seine erſte Sorge war es, den Zuſtand der Finanzen zu unterſuchen. Er wollte wiſſen, wie es kam, daß die Einkünfte, die für das Jahr auf **92** Lacs **59,000** Rupien geſchätzt wurden, ſich nur auf **66** Lacs **12,000** Rupien beliefen. Die Schuld belief ſich auf **6** Crores, **24** Lacs zu 8 $^3/_8$ Procent Zinſen.

Die vornehmſten, indiſchen Fürſten äußerten den Wunſch, ihre Achtung perſönlich dem General-Gouverneur zu bezeugen. Dieſer antwortete hierauf nur ausweichend; denn ſolche Beſuche hätten nur Koſten veranlaßt, die der Gouverneur vermeiden wollte. Der Nizam, der Weſſir von Oude, und der Nabob von Carnatik, waren die bedeutendſten, indiſchen Häupter, mit denen Lord Cornwallis bis zur Zeit des Bruches mit Tippoo politiſche Verbindungen unterhielt. Es wurden ihnen durch verſchiedene Verträge Tribute auferlegt.

Indeſſen ließ die Lage der Angelegenheiten in Europa Lord Corn-

*) Pulo-Pinang, Prinzwales-Inſel.

Anmerk. des Ueberſ.

wallis einen Bruch zwiſchen England und Frankreich befürchten, und in Betracht des ehrgeizigen Charakters von Tippoo Saïb, und ſeiner bekannten Vorliebe für die Franzoſen, war es wahrſcheinlich, daß in dieſem Falle Cornatik der Schauplatz blutiger Kämpfe werden würde. Der Gouverneur beobachtete auch mit ſeiner angeborenen Klugheit alle Schritte Tippoo's.

Eine Parlamentsacte vom Jahre **1785** ſtellte zum erſtenmal die Zahl von Regimentern engliſcher Truppen feſt, die nach Indien geſchickt werden könnte, und welche die Compagnie auf ihre Koſten zu erhalten hätte.

Der Krieg mit Tippoo-Saïb, welcher nahe bevorzuſtehen ſchien, brach indeſſen noch nicht aus. Lord Cornwallis benützte dieſe Friſt der Ruhe, um auf eine feſte Weiſe den Einzug der Grundeinkünfte und die Gerichtsverwaltung zu ordnen. Alle ſeine Verfügungen trugen den Stempel großer Weisheit; er wußte die europäiſchen Formen den Sitten des Landes auf eine Art anzupaſſen, daß ſie ſo viel als möglich allen Gewohnheiten und ſogar allen Vorurtheilen entſprachen.

Der Verdacht des Lord Cornwallis, hinſichtlich der Pläne von Tippoo-Saïb, war nicht ungegründet, obgleich es nicht unmöglich erſcheint, daß die Ausführung des Vorhabens dieſes liſtigen Häuptlings durch das Benehmen des Rajah von Travancore beſchleunigt worden iſt, welcher mit den Holländern unterhandelte, um von ihnen die Abtretung von Cranganore und Zagentah zu erwirken.

Einige Monate ſpäter führte Tippoo ſeine Pläne wirklich aus. Er unterwarf Travancore, verheerte das Land, bemächtigte ſich der Feſtungen von Cranganore und Jaywttah, und machte ſich zum Herrn des ganzen nördlichen Theils der Provinz. Das Benehmen des Gouvernements von Madras während dieſer Ereigniſſe erregte die äußerſte Entrüſtung in Lord Cornwallis; er ſtand ſogar auf dem Punkte den Oberbefehl über dieſe Präſidentſchaft perſönlich zu übernehmen; aber er ging von ſeinem Vorſatz wieder ab, als er erfuhr, General Medows ſey als Gouverneur an die Stelle des Herrn Holland geſetzt worden. Der General kam von Bombay in Madras den **20.** Februar **1790** an; er verſammelte in Carnatik ſogleich ein Heer von **15,000** Mann, über welches er den Oberbefehl übernahm; während ein anderes Heer von **8000** Mann ſich in Bombay unter General Abercrombie vereinigte; das letztere hatte ſeine Thätigkeit gegen die Beſitzungen von Tippoo in

den Ghauts zu richten, während das größere Heer nach Coimbatore marſchiren, und von da in Myſore eindringen ſollte. Die Mahratten und der Nizam, welche feindſelig gegen Tippoo geſinnt waren, ſollten durch einen Ablenkungsangriff auf der nördlichen Seite mitwirken. Dieſer Krieg, der blutigſte, den die Compagnie in Indien zu beſtehen gehabt hatte, endigte den 19. März 1792, durch einen Vertrag, kraft deſſen Tippoo die Hälfte ſeiner Staaten den vereinigten Mächten, d. h. England, dem Nizam und den Mahratten abtrat; er verſprach überdieß 3 Crores und 30 Lacs Rupien (ungefähr 87,500,000 Fr.) zu bezahlen, alle Gefangene herauszugeben, die ſowohl er als ſein Vater Hyder gemacht hatten, und endlich zwei von ſeinen Söhnen als Geißeln für die Vollziehung des Vertrages zu ſtellen.

Als die Nachricht von der Kriegserklärung gegen Frankreich nach Indien gelangt war, begab ſich Lord Cornwallis nach Madras, um die Operationen gegen Pondichery zu beaufſichtigen; aber bei ſeiner Ankunft war dieſer Platz ſchon genommen, und da die öffentlichen Angelegenheiten ſeine Gegenwart in Bengalen nicht mehr erforderten, ſo ſchiffte er ſich im Monat October 1793 in Madras nach Europa ein. Schon im Anfange dieſes Jahres, hatte die indiſche Compagnie einſtimmig beſchloſſen, die Statue des Marquis von Cornwallis im Verſammlungsſaale des Hauſes der Compagnie aufſtellen zu laſſen; überdieß beſtimmte ſie ihm eine Leibrente von 5000 Pfd. St., welche, im Falle er vor Ablauf von zwanzig Jahren ſterben würde, während dieſes Zeitraums an ſeine Erben oder Erbnehmer ausbezahlt werden ſolle. Allerdings konnte die erſte Ausführung des neuen Syſtems keinem ausgezeichneteren Manne, und keinem übertragen werden, der mehr geeignet geweſen wäre, alle Vortheile daraus zu ziehen. Obgleich er ein aufrichtiges Verlangen hegte, den Anſichten des Parlaments hinſichtlich der Vermeidung von Kriegen und Eroberungen zu entſprechen, ſo ſah er doch ein, daß ihn das Verfahren und der Charakter der indiſchen Prinzen, ſo wie die Verbindungen der Compagnie mit dieſen, in die Nothwendigkeit verſetzten, das Schwert zu ziehen; trotz dem Erfolge der Expeditionen, zu denen er ſich gewaltſam veranlaßt ſah, ſtreute indeſſen ihr Erfolg den erſten Saamen zu dem Mißtrauen und den feindſeligen Geſinnungen aus, die, durch Intriguen von außen angeregt, die ſo eben mitgetheilten Ereigniſſe herbeiführten.

Wir bemerken hier, daß Tippoo Saïb, der mit großem Ehrgeize bedeutende Talente verband, weder Freunde noch Miniſter hatte; alle Einzelnheiten ſeiner Regierung gingen unmittelbar durch ſeine Hände; vermöge ſeiner mächtigen Gaben, wußte er ſeine Würde ohne äußeres

Gepränge zu behaupten. Er nahm seine ackerbautreibenden Unterthanen in besondern Schutz, ermuthigte und belohnte sie bei ihren Arbeiten. Treu erfüllte er alle Bedingungen des Vertrags, und widmete seine ganze Aufmerksamkeit der Verbesserung seiner Finanzen durch seine Sparsamkeit. Seine Söhne, die als Geißeln in den Händen der Engländer geblieben waren, wurden ihm am 28. März 1794 zurückgegeben.

Doch sein Benehmen flößte der Compagnie fortwährend Besorgnisse ein. Alles deutete darauf hin, daß er übel gegen sie gesinnt sey, was, verbunden mit dem Erscheinen eines französischen Geschwaders in diesem Meere, und mit der Wahrscheinlichkeit der nahe bevorstehenden Ankunft einer holländischen Flotte, das Gouvernement bewog, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, und angreifend oder vertheidigend zu verfahren, je nachdem es die Umstände erfordern würden. Indessen zerstreute die Wegnahme der holländischen Flotte am Cap der guten Hoffnung, durch Sir G. Keith Elphinstone die Besorgnisse, die man von dieser Seite gehabt hatte; aber die Furcht, welche Tippoo Saïb einflößte, vermehrte sich von Tag zu Tag dergestalt, daß das Gouvernement seinen Verbündeten die Nothwendigkeit auseinander setzte, ihm hinsichtlich seiner Kriegsrüstungen eine Vorstellung zu machen. Der Generalgouverneur forderte ihn demzufolge zu einer Erklärung über seine Pläne und Absichten auf. Unterdessen erhielt das Gouvernement von Madras Befehl, sein Heer bereit zu halten, auf die erste Aufforderung in das Feld zu rücken. Man beschloß auch, ein beträchtliches Truppencorps an der westlichen Gränze aufstellen zu lassen, um sich nöthigenfalls von Midnapore nach Carnatik am Ende Novembers in Marsch zu setzen, während das Gouvernement von Bombay seiner Seits alle zweckdienlichen Vertheidigungsmaßregeln auf der Küste von Malabar nehmen sollte. Die Antwort von Tippoo Saïb war ausweichend, aber voll von Freundschaftsbezeugungen.

Sir John Shore, der Nachfolger des Marquis von Cornwallis, trat im Monat März 1789 vom Gouvernement ab. Das Directorium von London hätte wohl gewünscht, Lord Cornwallis möchte das Amt, dem er auf eine so ausgezeichnete Weise vorgestanden war, wieder übernehmen, aber die politischen Geschäfte erlaubten es nicht, und die Wahl der Compagnie fiel sofort auf den Grafen von Mornington, nachherigen Marquis von Wellesley. Dieser hatte im Jahr 1786 die Stelle eines Lord der Schatzkammer, und im Jahr 1795 die eines Commissärs für die indischen Angelegenheiten, und Mitglieds des Geheimenraths erhalten.

Lord Wellesley landete in Madras im April 1798; den 18. Mai kam er in Calcutta an, und übernahm sogleich die Zügel des obersten Gouvernements; er führte als Adjutanten, seinen Bruder den Oberst Wellesley mit sich, der sich seitdem unter dem Namen des Herzogs von Wellington so berühmt gemacht hat. Um die Stellung wohl zu begreifen, in die sich der Marquis von Wellesley bei seiner Ankunft versetzt sah, wollen wir in Kürze den allgemeinen Zustand der Angelegenheiten Indiens und besonders die Punkte vor dem Blicke vorüberführen, welche von Anfang an, seine Aufmerksamkeit fesseln mußten.

Der Thron von Tanjore war durch die Entsetzung von Amir-Sing erledigt; man mußte einen Nabob ernennen, der Gouverneur entschied sich zu Gunsten von Serfodji. Um die öffentlichen Ausgaben so viel als möglich zu vermindern, wurde eine Commission mit der allgemeinen Revision aller der verschiedenen Zweige der Ausgaben in den drei Präsidentschaften beauftragt. Als im Jahr 1792 der Krieg gegen Tippoo ausbrach, war der Zinsfuß nicht sehr hoch, die Compagnie entlehnte eine beträchtliche Summe zu 12 Prozent; 1798 dagegen betrug die Schuld 51 Lacs, und der Credit der Compagnie war so gesunken, daß das Papier zu 8 Prozent nicht zu einem Disconto von 18—20 Prozent angebracht werden konnte, während der zu 12 Prozent, 4 Prozent verlor. Der Einfluß Frankreichs hatte große Ausdehnung in Indien gewonnen. Im Monat Januar hatte Herr Malartic auf Isle de France eine Proklamation veröffentlicht, durch welche er verkündigte, Tippoo wünsche eine Offensiv- und Defensiv-Verbindung mit Frankreich abzuschließen. Wir gehen in diese Einzelnheiten ein, um den Marquis von Wellesley von der Anklage zu reinigen, als habe er sich einer leichtsinnigen, oder gar ungerechten Handlung schuldig gemacht, da er sich für Eröffnung der Feindseligkeiten entschied, um die Franzosen zu verjagen und Tippoo zu demüthigen. Wir fügen bei, daß damals vierzehntausend Mann französischer Truppen im Solde des Nizam und ein kleines Corps in dem von Scindiah standen, während, in demselben Augenblicke, da Tippoo dem Gouverneur in den freundschaftlichsten Ausdrücken schrieb, er Herrn Dubuc von Tranquebar als Gesandten nach Frankreich schickte. Die Feindschaft von Tippo-Saïb gegen die Engländer war sehr natürlich, aber sie trat nun auch klarer als je hervor.

Die Streitkräfte der Compagnie waren zu dieser Zeit nicht genügend, um den drohenden Gefahren Trotz zu bieten. Die zu Madras hätten im Falle der Noth nicht einmal das Grundgebiet vertheidigen können. Auf der Seite von Bengalen, waren die oberen und west-

lichen Provinzen von einem Einfall von Zemaun-Schah bedroht, und die Armee befand sich in einem schlechten Zustande, da sie nur aus Rekruten und den Hilfstruppen des Nabob zusammengesetzt war, auf die man nicht zählen konnte.

Die Angelegenheiten von Pounah und die Nothwendigkeit, Abänderungen bei dem Dreibund von 1792 zu bewerkstelligen, nahmen ebenfalls die Aufmerksamkeit des Generalgouverneurs in Anspruch. Unter diesen so verschiedenartigen und verwickelten Angelegenheiten, welche die angestrengteste Sorgfalt erforderten, sah sich Lord Wellesley genöthigt, gegen einen Geist der Opposition zu kämpfen, der sich bei einigen Beamten von Madras kund gab, und den Maßregeln Hemmnisse entgegenstellte, welche der Gouverneur ergreifen wollte, um den französischen Einfluß in Hyderabad zu durchkreuzen. Eine Fregatte wurde nach Madras mit baarem Gelde geschickt, und der Oberst Wellesley schiffte sich mit einem Regimente ein, um die Truppen im Fort St. George zu verstärken.

Lord Clive war am 21. Aug. 1798 zum Gouverneur von Madras ernannt worden, wohin er unverweilt von England aus abging. Er war der Sohn des Oberst Clive, von dem so oft im Anfange dieser Geschichte die Rede gewesen ist. Er fand den Zustand der Finanzen und des Heeres noch kläglicher, als er es erwartet hatte; das Hauptcorps dieser Präsidentschaft bestand kaum aus achttausend Mann, und es war keine Hoffnung vorhanden, die Zahl zunehmen zu sehen.

Indessen verlor der Generalgouverneur die Nothwendigkeit, die Franzosen aus Hyderabad zu verjagen, nicht aus dem Blicke. Es wurde zu diesem Ende, am 1. September ein Vertrag mit dem Nizam geschlossen, durch welchen die Compagnie sich verbindlich machte, ihm ein Hilfscorps von sechstausend Mann zu stellen. Dieß sollte die fernerweitigen Maaßregeln erleichtern, die man nehmen würde, um den französischen Einfluß bei diesem Hofe gänzlich zu vernichten, während es anderer Seits den Nizam in den Stand setzte, kräftig bei dem Kriege mitzuwirken, den man gegen Tippoo zu unternehmen sich gezwungen sehen dürfte. Die von Oberst Robert befehligte Abtheilung kam den zehnten October in Hyderabad an. Am zweiundzwanzigsten verbanden sich die englischen Truppen unter dem Befehle des Nizam mit zweitausend Mann von seiner Reiterei, umzingelten das Lager des französischen Heeres, entwaffneten die Cipayen, und nahmen alle französischen Officiere gefangen, die sich im Lager befanden. Diese Maaß-

regel wurde glücklich ohne Blutvergießen ausgeführt; was man hauptsächlich dem tiefen Geheimniß zuschreiben muß, unter dem man die Anstalten getroffen hatte.

Obgleich der Generalgouverneur voraussah, daß ein Krieg mit Tippoo früher oder später unabwendbar seyn würde, so war er doch sorgfältig bemüht, die größte Mäßigung in sein Benehmen gegen diesen Fürsten zu legen. Als sich so ein Streit mit ihm in Beziehung auf Wynaad, einen kleinen Bezirk in den Ghauts, an den Gränzen von Malabar erhoben hatte, so ertheilte Lord Wellesley, nachdem er sich überzeugt, daß der Anspruch des Sultans gegründet war, sogleich den Befehl, den Bezirk zu räumen. Doch um Tippoo abzuschließen, und jede Verbindung zur See zwischen ihm und den französischen Emmissären abzuschneiden, wurde die ganze Küste von Malabar von den Truppen der Compagnie besetzt. Eine Abtheilung legte man nach Pounah, eine zweite nach Hyderabad und eine dritte an die Gränzen von Carnatik. Als mittlerweile Vorschläge zu Unterhandlungen, welche der Generalgouverneur machte, dreimal von Tippoo vereitelt worden waren, so begab sich Lord Wellesley in Person nach Madras, um sich auf jedes Ereigniß bereit zu halten.

Das Gouvernement von Bombay war mit Eifer in die Pläne des Generalgouverneurs eingegangen, hatte das Heer vollzählig gemacht, und gut ausgerüstet. Eine Commission, an deren Spitze man den Oberst Wellesley stellte, war beauftragt, mit allen Tributären und den vornehmsten Officieren von Tippoo, welche geneigt seyn möchten, ihn zu verlassen, und sich unter den Schutz der Compagnie und ihrer Verbündeten zu stellen, Unterhandlungen zu pflegen. Zur selben Zeit wurde Tippoo der Krieg erklärt, aber man benachrichtigte ihn zugleich, daß, wenn er mit dem Gouvernement unterhandeln wollte, er seine Vorschläge durch Vermittelung des Generals Harris anbringen könnte. Das von diesem General befehligte Heer ging am Morgen des siebenundzwanzigsten März von Coukenjena ab, und rückte gegen Malavilly, welches sechs und dreißig Meilen östlich von Seringapatnam liegt, wo es ein beträchtliches Corps des Feindes traf. Die Abtheilung des Obersten Wellesley umging den rechten Flügel der Indier, und gab dadurch dem General Floyd die Gelegenheit, mit drei Regimentern Reiterei ein Infanterie-Corps zu zerstreuen, von dem er viele Leute tödtete. Der Krieg war nicht von langer Dauer. Der General Harris glaubte, die Hauptstadt, während der großen Hitze des Tages

angreifen zu müſſen, in der Vorausſetzung, daß zu dieſer Zeit die Truppen des Feindes weniger als zu jeder anderen Stunde geneigt ſeyn dürften, ſich zu vertheidigen. Seringapatnam fiel am vierten Mai in die Hände der Engländer, und Tippoo blieb auf der Wahlſtatt. Die Nachricht hievon kam erſt am eilften im Fort St. George an; die Depeſche, welche dieſelbe enthielt, war in einer verſiegelten Feder verſchloſſen, und wurde von einem geheimen Boten getragen; denn das Land war noch voll von Truppen und Parteigängern von Tippoo-Saïb. Auf inſtändige Empfehlung des Oberſt Wellesley ward eine ſtehende Garniſon in Seringapatnam gelaſſen, und er ſelbſt von General Harris zum Gouverneur ernannt.

Die Mitglieder der Familie von Tippoo brachte man nach Vellore, zu deſſen Commandanten man den Oberſt Dowton ernannte. Seringapatnam wurde von der Compagnie in völliger Oberherrlichkeit behalten; der Nizam empfing einen beträchtlichen Theil in dem eroberten Lande, um ihn in den Stand zu ſetzen, eine überwiegendere Stellung unter den indiſchen Mächten einzunehmen, ohne Gefahr zu laufen, ihn England furchtbar zu machen; der Rajah der alten Dynaſtie von Myſore endlich wurde wieder auf den Thron des übrigen Landes geſetzt; es war dieß ein junger Mann, Namens Kiſhna Rajah Oudiaver; man gab ihm zum Dewan den Pourneah, welcher Finanzminiſter von Tippoo geweſen war. Das Gouvernement von Seringapatnam, ein wichtiger, Umſicht erfordernder Poſten, ward dem Oberſt Wellesley zugeſichert.

Die glänzende Eroberung von Myſore verbreitete die größte Freude, nicht nur in den engliſchen Beſitzungen Indiens, ſondern auch in England ſelbſt. Glückwünſchungsſchreiben wurden an den Gouverneur gerichtet; das Parlament beſchloß, ihm ſeinen Dank auszudrücken, und die indiſche Compagnie bot ihm eine Leibrente von fünf tauſend Pfund an.

Der Generalgouverneur hatte den Beſchluß gefaßt, eine Geſandtſchaft zu Baber Khan nach Perſien zu ſchicken, um ſich über die Abſichten und die Macht ſowohl dieſes Fürſten als des Zemaun Shah zu vergewiſſern, welcher die nördlichen Gränzen von Hindoſtan bedroht hatte; dieſe Geſandtſchaft ſollte es ſich auch angelegen ſeyn laſſen, den Hof von Perſien zu beſtimmen, ſich ſowohl gegen Zemaun, als gegen die Franzoſen zu erklären, falls dieſe es verſuchen ſollten, durch das perſiſche Gebiet in Indien einzudringen. Der Capitän Malcolm ward zu dieſer Sendung ernannt, die ihm völlig glückte. Er ſchloß zwei

Verträge mit Persien, einen politischen und einen Handelsvertrag. Es entsprang hieraus auch das gute Einverständniß mit dem Pascha von Bagdad. Endlich bewogen die Unternehmungen der Franzosen in Aegypten den Generalgouverneur, mit den Portugiesen von Goa eine Unterhandlung anzuknüpfen, deren Erfolg die Zulassung zu diesem Platze einer englischen Truppenabtheilung von eilfhundert Mann unter den Befehlen von Sir William Clarke herbeiführte.

Gegen das Ende des Jahres **1801** faßten der Marquis von Wellesley und Lord Clive beide den Entschluß, sich ihrer bezüglichen Gouvernements zu entledigen. Um die Gründe ihrer Handlungsweise zu beleuchten, muß man nothwendig in einen besondern Theil der Verfassung der Compagnie eingehen.

Die bei den Angelegenheiten der Compagnie interessirten Personen theilten sich in drei Classen, von denen jede einen Grad von Macht besaß, die sie unter gewissen Umständen ausüben konnte. Diese Classen waren **1.** die Rheder, **2.** die Kaufleute der City, **3.** die Commissionshäuser. Die zwei ersteren waren zu dieser Zeit, ohne Vergleich, die mächtigeren, und die erste war die mächtigste von allen. Die Mitglieder dieser Classe waren so unter sich vereinigt, und hatten so häufig Gelegenheit, ihre Macht auszuüben, daß sie ein furchtbares Corps bildeten. Doch die sie betreffende Frage beschäftigte sehr oft die Personen, welchen die oberste Leitung der Angelegenheiten der Compagnie übertragen war. Sie begriffen, daß die Entfernung der Compagnie von der Quelle ihres Handels eine ganz besondere Aufmerksamkeit auf die Natur der Schiffe, die sie verwendete, unerläßlich machte. Davon kam es her, daß diese Schiffe auf eine Weise ausgerüstet wurden, die weit von der abwich, welche andere Handelszweige gewählt hatten. Als die Compagnie später noch Grundgebiet erwarb, fühlte sie, daß man, da ihre Schiffe nicht allein zum Transport von Waaren, sondern auch zu dem von Truppen dienen, und zum Kriege ausgerüstet seyn mußten, eine doppelt scharfe Aufmerksamkeit darauf zu richten hatte. Dadurch geschah es, daß die Handelsmarine der Compagnie einen Grad der Vollkommenheit erreichte, der sie beinahe auf dieselbe Höhe mit der königlichen Marine stellte. Einen schlagenden Beweis findet man in der außerordentlichen Seltenheit von Seeunfällen, die sich bei den so langen und häufigen Reisen ereigneten. Indessen zeigten sich bald gewichtige und verwickelte Mißstände im Schooße eines übrigens so vollkommenen Systems. Einige Capitäne, die sich Reichthümer im Dienste der Compagnie erworben hatten, erhielten Stellen, und gewannen einen

großen Einfluß auf das Directorium. Die Ausrüstung und Bemannung der Schiffe der Compagnie erforderten bedeutende Capitalien, und die dabei intereſſirten Perſonen kauften Actien, um das Recht zu haben, in den Generalverſammlungen abſtimmen zu können. Die Folge davon war, daß die Rheder einen ſo großen Einfluß bei den Verhandlungen erlangten, daß ſie gleichſam alle Maaßregeln der Compagnie, ſogar diejenigen, welche gar keine Beziehung zu der Marine hatten, lenkten. Aus dieſem Zuſtande der Dinge gingen mehre Mißbräuche hervor. Das Miethgeld war übermäßig; die Schichtung der Stückgüter wurde nachläßig vorgenommen; die Capitäne erhielten Alles durch Gunſt. Endlich wurden dieſe Mißbräuche ſo auffallend, daß eine Reform des Syſtems unerläßlich war; aber allen Mißſtänden konnte man nicht begegnen.

Die Leſer erinnern ſich, daß die Parlamentsacte von 1793 dreitauſend Tonnen an Bord der Schiffe der Compagnie für die Privathandelsleute vorbehalten hatte. Dieſe beklagten ſich laut über die Art, wie man ihnen die Begünſtigung zukommen laſſe, und über den ungeheuern Preis, den ſie dafür zu bezahlen hätten. Sie verlangten unabläßig, daß man die in Indien erbauten Schiffe zugleich mit denen von England zum Transport der Waaren zulaſſen ſollte, welcher Maaßregel ſich die Rheder natürlich mit aller Gewalt widerſetzten. Als Lord Wellesley in Calcutta ankam, wandten ſich die Kaufleute dieſer Stadt an ihn, um ihn um Unterſtützung ihres Geſuches zu bitten, welches darauf abzielte, daß die in Indien erbauten Schiffe, ohne Beſchränkung Ladungen nach London führen dürften. Das oberſte Gouvernement unterſtützte bei dem Handelsbureau die Sache dieſer Kaufleute, und die Genehmigung wurde ertheilt. Aber ein allgemeiner Widerſpruch erhob ſich gegen den Gouverneur unter den Rhedern, und dem zu Folge ebenſo im Directorium, wo ſie, wie wir bemerkt haben, großen Einfluß genoſſen. Obgleich das Controle-Bureau den Gouverneur in ſeinen Plänen unterſtützte, ſo ließ er doch durchblicken, daß dieſe Angelegenheit die Intervention des Parlaments verlangen dürfte.

Aber dieſe Maaßregel des Generalgouverneurs war nicht die einzige, die zu Klagen gegen die Verwaltung Anlaß gab; es iſt hier die Art und Weiſe anzuführen, die er erwählte, um die Erziehungsmittel für die Beamten im Civildienſte der Compagnie zu erleichtern. Er ſchlug zu dieſem Ende die Gründung eines Collegs in Calcutta vor. Das Directorium ließ den Abſichten ſeiner Herrlichkeit Gerechtigkeit widerfahren; befürchtete aber, der Entwurf könnte die Compagnie zu

übermäßigen Ausgaben verleiten, die bei dem gegenwärtigen, mißlichen Zustande der Finanzen in Indien sehr unpassend erscheinen müßten. Es verweigerte deßhalb seine Beistimmung. Eine dritte Ursache der Unzufriedenheit lag endlich in dem Dazwischentritt des Directoriums, um gewisse, von den indischen Gouvernements vorgenommene Ernennungen für nichtig zu erklären.

Der Frieden mit Frankreich war unterzeichnet worden; aber er schien so wenig dauerhaft, daß der Präsident des Controle-Bureau's dem Generalgouverneur schrieb, er sollte die durch den Vertrag an Frankreich oder Holland zurückgestellten Plätze nicht übergeben, ehe er bestimmte Befehle in dieser Hinsicht erhalten haben würde. Die Ahnungen des Präsidenten (Lord Castlereagh) gingen bald in Erfüllung; am 17. Juni 1803 wurde Holland der Krieg erklärt, und bald nahmen die Feindseligkeiten mit Frankreich wieder ihren Anfang. Glücklicher Weise war noch keine Besitzung dieser Mächte in Indien von den englischen Truppen geräumt worden. Der verwundbarste Theil der Gränze der Staaten der Compagnie war der, welcher an die Länder stieß, die Scindiah besaß — und dieß in einem Maaße, daß, im Falle einer Vereinigung der mahrattischen Streitkräfte, den Peishwa an ihrer Spitze, Scindiah und Holkar als Vasallen, den Rajah von Berne als Verbündeten, und französische Officiere zur Leitung der Operationen, England mit einer Macht zu thun gehabt hätte, die bedeutend genug gewesen wäre, das Gouvernement zu bestimmen, alle seine Kräfte aufzubieten, um mit Erfolg dagegen zu kämpfen.

Die Absichten von Scindiah und Holkar waren mehr als zweifelhaft, und da der Generalgouverneur ihren wahren Plänen nicht auf die Spur kommen konnte, so glaubte er, die Leitung aller Civil- und Militärangelegenheiten in Hindostan und im Deccan, in dem, was auf die Staaten des Peishwa, des Nizam und der Mahratten Bezug hatte, mit der Gewalt, jede Frage, die entstehen möchte, zu entscheiden, und jede Anordnung mit Scindiah, Holkar oder dem Rajah von Berne zu treffen, in die Hände des Generals Wellesley übergeben zu müssen. Es erfolgte ein Krieg, in dem die Compagnie neue Eroberungen machte, und die Gränzen ihres Reiches noch mehr ausdehnte.

Den Anfang des Jahres 1804 bezeichnete die Besiegung des französischen Geschwaders des Admirals Linois in der Meerenge von Malacca, durch die aus China zurückkehrende Flotte der Compagnie. Diese Flotte hatte einen Werth von ungefähr 8,000,000 Pf. St. Die Folgen ihres Verlustes wären unberechenbar gewesen.

Im Beginnen dieſes Jahrhunderts geſchah es, daß der Mogol Shah-Aloum, von dem wir ſo oft zu ſprechen Gelegenheit gehabt haben, ſeine Unabhängigkeit verlor. Der engliſche Reſident wurde der wahre Souverain des Landes, deſſen Einkünfte man im Namen des Mogols fortbezog.

An die Stelle des Marquis von Wellesley, der den Wunſch ausgedruckt hatte, nach England zurückzukehren, trat der Marquis von Cornwallis, welcher am 30. Juli 1806 in Calcutta ankam. Wir wollen hier nur an die Angriffe erinnern, denen die Verwaltung des Lord Wellesley in der Kammer der Gemeinen ausgeſetzt war. Sie dauerten unter vier verſchiedenen Formen drei Jahre fort, ſchloßen ſich aber vollkommen zu Ehren des ehemaligen Generalgouverneurs. Lord Cornwallis ſtarb in Ghazipour kurz nach ſeiner Ankunft in Indien und ward von Lord Minto erſetzt.

Die Verwaltung dieſes Lands bot wichtige Ereigniſſe; ſie umfaßte ein weites Feld politiſcher Unterhandlungen. Wir wollen die bedeutendſten derſelben anführen, ohne uns bei denen aufzuhalten, die mit den Mächten der Halbinſel ſtatt hatten, wobei das Anſehen Englands täglich mehr Kraft und Ausdehnung gewann.

Die Franzoſen hatten ihre Blicke fortwährend nach dem Orient gerichtet; der Generalgouverneur glaubte deßhalb, eine Geſandtſchaft zu den Emirs von Scinds ſchicken zu müſſen. Herr Hankey Smith ſchloß mit ihnen am 9. Aug. 1809 einen Freundſchaftsvertrag, durch welchen es dem Stamm der Franzoſen verboten ſeyn ſollte, ſich im Lande anzuſiedeln. Vor dieſer Zeit hatte der Generalgouverneur Nachricht von einem Plane der Franzoſen erhalten, Indien zu überfallen, wobei ſie auf Perſiens und der Türkei Mitwirkung rechneten. Lord Minto ſchickte den Oberſt Malcolm mit Beglaubigungsſchreiben, ſowohl zum König von Perſien, als zum Paſcha von Bagdad, aber Frankreichs Einfluß war zu dieſer Zeit in Perſien ſo bedeutend, daß Oberſt Malcolm nicht einmal eine Audienz erlangen konnte. Er verließ nun Buſhire, und kam nach Calcutta zurück. Sir Harper Jones war glücklicher in Teheran; er ſchloß einen Vertrag, dem zu Folge die franzöſiſche Geſandtſchaft zurückgeſchickt wurde. Die Sendung von Herrn Elphinſtone nach Caboul gelang ebenfalls. Rundjet-Sing hatte Fortſchritte gegen die Nord-Weſt-Gränzen des Gebietes der Compagnie gemacht. Die Verhältniſſe nöthigten den Generalgouverneur, mit ihm, vom Anfange des Jahres 1808 an, in Verbindung zu treten. Die durch Truppen unterſtützten Unterhandlungen hatten einen glücklichen Ausgang; man

äußerte von beiden Seiten das Verlangen, eine Freundschaft zu unterhalten. Das Ansehen von Rundjet-Sing im Norden von Sutledje hatte damals schon volle Anerkennung gewonnen. Um die zwischen beiden Ländern bestehende Harmonie zu befestigen, schenkte der Gouverneur Rundjet-Sing einen Wagen und zwei Pferde, die ihm viele Freude zu machen schienen.

Die Wegnahme von Isle de France und den holländischen Gewürz-Inseln im Jahre **1810** brachte der französischen Macht in Indien einen starken Schlag bei. Es ward auch eine Expedition abgesandt, um von der Insel Macao an der Mündung des Cantonflusses Besitz zu ergreifen. Es gelang ihr, sich derselben zu bemächtigen; aber die Wirkung, die dieses Unternehmen auf den Geist der Chinesen hervorbrachte, war die Einstellung des Handels. Sie verlangten den augenblicklichen Rückzug aller Land- und See-Truppen, was auch geschah, und das Directorium sprach einen scharfen Tadel gegen diese Expedition aus.

Die Verwaltung von Lord Minto endigte auf eine glänzende Weise mit der Eroberung von Java und den dazu gehörigen Gebieten. Diese Verwaltung war hauptsächlich bemüht gewesen, die Wunden zu heilen, welche lange und blutige Kriege dem Lande geschlagen hatten, und es den Verlegenheiten zu entziehen, in die seine Finanzen gerathen waren; aber das Feuer eines gegen England feindselig gesinnten Bündnisses war nur für den Augenblick erstickt, während die auswärtigen Eroberungen, welche der Urtheilskraft des General-Gouverneurs so viele Ehre machten, keine Beschränkung der Ausgaben zuließen, und sogar viel beträchtlichere Kosten veranlaßten, als die Kriege, die man gegen die indischen Staaten geführt hatte. Die letzteren hatten die ständige Ausdehnung von Englands Herrschaft auf Indiens Festlande zur Folge; die auswärtigen Expeditionen dagegen brachten keinen andern Vortheil, als den augenblicklichen Besitz von Colonien, die man bei Wiederherstellung des Friedens zurück erstatten mußte.

So oft die Zeit der Erneuerung des ausschließlichen Privilegiums der Compagnie heranrückte, boten die Kaufleute Großbritanniens in ihrer Eifersucht wegen eben dieses Privilegiums Alles auf, um die, wenn nicht gänzliche, doch wenigstens theilweise Aufhebung zu bewirken. Im Jahre **1793** war es für die Compagnie nur unter Vorbehalt von **30,000** Tonnen an Bord ihrer Schiffe zum Gebrauche der Privatleute erneuert worden.

Dieß war gleichsam der Anfang von dem Ende dieses ausschließlichen Privilegiums, das sie beinahe zwei Jahrhunderte besessen hatte. Seit

1808 fanden einige Unterhandlungen wegen abermaliger Erneuerung statt, und am 22. Februar 1813 überreichte die Compagnie dem Parlamente eine Bittschrift, in der sie auseinandersetzte, daß die Aufrechthaltung ihrer politischen Gewalt wesentlich mit der Erhaltung ihrer Handelsprivilegien zusammenhänge. Am 13. März bildete sich die Kammer der Gemeinen zum General-Comité, dem Lord Castlereagh mehre Abänderungen des bis jetzt befolgten Systems enthaltende Anträge vorlegte. Vergebens bemühte sich die Compagnie, den Erfolg dieser Anträge zu untergraben; sie diente einem Gesetze zur Grundlage, das im Verlaufe des Monats Juli von beiden Kammern angenommen wurde. Durch dieses Gesetz wurde der indische Handel für die Schiffe von einer gewissen Anzahl von Tonnen frei erklärt. Diejenigen, welche diesen Vortheil zu benützen wünschten, hatten sich mit einem Erlaubnißscheine von dem Directorium zu versehen, bei dessen Verweigerung man an das Controle-Bureau appelliren konnte. Die Rechnungen der Compagnie sollten für die Zukunft getrennt für das, was den Handel und das Grundgebiet betrifft, geführt werden, daß man genau den Ertrag von jedem dieser Einkommenszweige wissen könnte. Das Controle-Bureau sollte das Recht haben, die Verwendung der Grundeinkünfte, und des Ueberschusses vom Handelsertrag, nach Deckung aller Kosten zu bestimmen. Die Oberaufsicht über das Collegium und das Erziehungshaus von England ward dem Bureau anvertraut. Kein General-Gouverneur, Gouverneur, oder Ober-Commandant könnte ohne Genehmigung der Krone ernannt werden, und das Directorium könnte keine Summe über 600 Pfund Sterling ohne Einstimmung des Bureau bewilligen. Ein Bisthum wurde für Indien errichtet. Zahlreiche Bittschriften waren dem Parlament übergeben worden, um die Absendung von Missionnären nach Indien zu erleichtern. Durch die Charte von 1698 war die Compagnie verpflichtet, einen Geistlichen und einen Schulmeister in jedem Garnisons-Platze und in jedem Comptoir ersten Ranges zu unterhalten, und einen für die Ausübung des Gottesdienstes passenden Ort einzurichten; sie hatte auch auf jedes Schiff von 500 Tonnen und darüber einen Kaplan zu schicken, der vom Erzbischof von Canterbury oder vom Erzbischof von London die Billigung erhalten haben mußte. Die Jahrbücher der Compagnie bieten einige Belege für ihr Verlangen, zur Verbreitung der christlichen Religion beizutragen. Später lähmte die Furcht, bei den Eingeborenen des Landes Mißvergnügen zu erregen, die Bemühungen der Personen, welche zu wirken entschlossen gewesen waren, von Seiten der Compagnie aber nur sehr schwache Unterstützungen erhielten; zum Glücke entdeckte man

jedoch endlich, daß diese Furcht ungegründet war, und daß nichts den Eifer derjenigen hemmen könnte, welche sich diesem frommen Werke widmen wollten.

Der Graf von Minto hatte im General-Gouvernement von Indien den Grafen von Moira zum Nachfolger, dessen Verwaltung mit einem Kriege mit den Nepauleſen anfing. Die Feindseligkeiten begannen den **20.** August **1814**, und am **15.** März **1816** wurde ein Vertrag geschlossen. Der Rajah von Nepaul verzichtete auf alle Ansprüche an die vor dem Kriege im Streite begriffenen Ländereien, und trat der Compagnie alle Niederungen zwischen dem Kali und dem Rapti, und die zwischen dem Rapti und dem Gunduck, mit Ausnahme von Boutwoul ab. Er überließ ihr auch die Niederungen zwischen dem Gunduck und dem Couſi, und machte sich anheischig, den Rajah von Siccim nie zu beunruhigen, und nie einen Europäer in seinen Dienst zu nehmen.

Im Monat Januar **1816** waren beträchtliche Corps von Pindarrys auf dem nördlichen Ufer der Kiſtna erschienen, von wo aus sie Einfälle in das Gebiet von Madras zu beabsichtigen schienen. Die Schnelligkeit der Bewegungen dieſer Halbwilden ist beinahe unglaublich was, verbunden mit den Mitteln, die ihnen zu Gebote standen, die Pläne ihrer Feinde zu enthüllen, es unmöglich machte, ihnen den Rückzug abzuschneiden. Die Schwierigkeit, dieſer Räuber habhaft zu werden, wuchs noch durch die Furcht, die sie dem Volke einflößten. Der günstige Erfolg ihrer Unternehmungen vermehrte ihre natürliche Rohheit; Verwüſtung, Schändung und Mord bezeichneten ihre Wege. Die Einwohner zogen es vor, eher Feuer an ihre eigenen Häuſer zu legen, und darin zu sterben, als in die Hände dieſer Barbaren zu fallen. Schon im Jahre **1811** hatte das Gouvernement von Bengalen dem Directorium von London Anzeige von der furchtbaren Zunahme der Gewalt der Pindarrys gemacht, und angekündigt, daß es früher oder später unerläßlich werden würde, viel beträchtlichere Streitkräfte, besonders in der Reiterei, zu entwickeln, als die, über welche die Compagnie zu gewöhnlichen Zeiten verfügen konnte.

Der Augenblick zu handeln war endlich gekommen; die Pindarry's wurden insgeheim von Holkar und dem Peiſhwa unterstützt. Der General-Gouverneur nöthigte alle beide, sich mit ihm zu vereinigen, um die Räuber auszurotten. Der Peiſhwa machte sich anheischig, **5000** Mann Reiterei und **3000** Mann Infanterie zur Verfügung des engliſchen Gouvernements zu stellen. Die Compagnie erhielt sofort als Eigenthum

die nördlichen Bezirke mit den Besitzungen des Peishwa im Guzerate, den Bezirk von Kattgurs mit einer Landesausdehnung in Carnatik, die Forts am Danoar und Konsegal enthaltend. Ueber das Fort Almednagur erhielt die Compagnie volle Oberherrlichkeit, und es wurden ihr alle Rechte des Peishwa in Bundelcund und Hindostan abgetreten.

Dadurch sah er sich völlig von allen nördlich von Bekkarbuddah gelegenen Ländern getrennt; er gehörte nicht mehr zu der Zahl der indischen Mächte, und war auf den Rang eines Vasallen von England verwiesen. Tief fühlte er seine Erniedrigung, und wollte einen Versuch machen, sich zu erheben. Deßhalb entließ er seine Truppen nicht, und beging fortwährend feindselige Handlungen gegen die der Compagnie. Es erfolgte eine Schlacht, in der das **25,000** Mann starke Heer des Peishwa von Oberst Burr mit kaum **2500** Mann geschlagen wurde. Am **17.** November **1817** ergriff General Smith Besitz von Pounah, der Hauptstadt der Staaten des Peishwa, der sich am Morgen geflüchtet hatte, und die englische Fahne ward auf den Thürmen seines Pallastes aufgepflanzt. Nach einigen fruchtlosen Versuchen zu Wiedererlangung seiner Gewalt, entschloß er sich endlich den **2.** Juni **1818**, sich Sir John Malcolm zu ergeben.

Als das Directorium von London die Nachricht von dem glänzenden Erfolge dieser zwei Feldzüge erhielt, trug es bei der General-Versammlung der Actionnaire auf Bewilligung der Summe von **60000** Pfd. St. an, welche zum Ankauf eines Landgutes in Groß-Britannien verwendet werden sollte, das zum ewigen Andenken der Dankbarkeit der Compagnie für die hohen Verdienste des Lord Moire, nachherigen Marquis von Hastings, dienen möchte. Der Antrag ward einstimmig von der Generalversammlung angenommen. Die übrige Zeit der Verwaltung des Marquis war durch verschiedene Streitigkeiten zwischen den Beamten der Gouvernements von England und von den Niederlanden bezeichnet. Sie endigten erst im Jahr **1824** mit der Abtretung aller holländischen Niederlassungen auf dem Festlande von Indien, mit Malacca und Singapore, als Austausch gegen Sumatra und alle Rechte der Compagnie auf dieser Insel, die den Niederlanden übergeben wurde.

Als man in England die Entlassung des Marquis von Hastings erhielt, gab man ihm Herrn Canning zum Nachfolger; aber da der Tod des Marquis von Londonderry und die Ernennung des Herrn Canning zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten im Zwischenraume der Wahl der Compagnie und der für seine Abreise festgestellten

Zeit erfolgten, so verzichtete er natürlich darauf, sich nach Indien zu begeben, und sein Name ward durch den von Lord Amherst ersetzt.

Wie es bei dem Kriege in Mysore im Jahr **1799** und bei dem in Nepaul im Jahr **1814** geschehen war, so wurde der Feldzug in Ava von dem abgehenden Gouverneur dem nachfolgenden vermacht.

Im Monat Mai **1824** ward den Burmesſen der Krieg erklärt, und nach zweijährigen Feindseligkeiten, am **3.** Jan. **1826** ein Vertrag unterzeichnet, durch den Araccan, Mergui, Tavoi u. s. w. der Compagnie abgetreten wurden; Assam, Cachar und Munipore sollten unter die Regierung einiger von England anerkannter Fürsten gestellt, und für die Kriegskosten ein Crore Rupien bezahlt werden.

Nach der Einnahme der wichtigen Festung Bhutpore und dem Friedensschlusse von Ava machte Lord Amherst eine Inspectionsreise in die nördlichen Provinzen. Während seines Aufenthaltes in Delhi wurde die wechselseitige Stellung des englischen Gouvernements in Indien, und des Königs von Delhi fest bestimmt. Die Anordnung der Sache endigte die Huldigung, welche die Compagnie diesem Fürsten wirklich oder scheinbar geleistet hatte. Dieses Ereigniß machte einen lebhaften Eindruck im Lande, denn es war das erstemal, daß England seine Unabhängigkeit offen behauptete. Man war allgemein bei dieser Gelegenheit der Ansicht, die Krone von Hindostan sei hiedurch der englischen Nation übertragen worden. Uebrigens zeigten sich die Bewohner des Landes durchaus nicht erstaunt über diesen Vorgang; der Name des sie regierenden Oberherrn war ihnen durchaus gleichgültig. Lord Amherst schiffte sich im März **1827** zur Rückkehr nach England ein; an seine Stelle trat Lord William Bentinck.

Der Zustand der Angelegenheiten im Augenblicke, da der neue Gouverneur sein Amt übernahm, war höchst schwierig. Die Suprematie der englischen Macht stand in der That unbestreitbarer gegründet, als je; aber die Erlangung derselben hatte so viel gekostet, daß die strengste Sparsamkeit unerläßlich war. Die indische Schuld hatte sich im Verlauf von vier Jahren um **13,007,823** Pfd. St. vermehrt, während die neuen Gebietserwerbungen keine Verminderung der Verwaltungsausgaben zuließen. Lord W. Bentink nahm nichts destoweniger alle Maßregeln, die ihm anwendbar schienen, um eine heilsame Sparsamkeit durchzuführen; es handelte sich darum, zu erhalten, was mühsamer ist, als zu erwerben. Es handelte sich darum, im Frieden zu regieren, was schwieriger ist, als Krieg zu führen.

Das Ende des Jahres **1829** bezeichnete die merkwürdige Acte der Aufhebung des **Suttee**, das heißt, des Gebrauches, der die Weiber

nöthigte; sich auf dem Leichname ihrer Gatten zu verbrennen. In den vierzehn vorhergehenden Jahren kommen dreihundertundzehn Beispiele dieses furchtbaren Opfers vor.

Weder die Aufhebung dieser Sitte durch das oberste Gouvernement von Indien, noch die Verwerfung der Appelation an den Geheimenrath veranlaßten die geringsten Unruhen von Seiten der Hindu-Bevölkerung.

Lord W. Bentink widmete der Erziehung der Indier die größte Aufmerksamkeit. Der Wunsch, die englische Sprache zu lernen, wurde allgemein unter ihnen, dreitausend junge Indier studirten dieselbe in der Madeissa von Calcutta.

Vierzehn Jahre waren abgelaufen, seit man den Plan, regelmäßige Verbindungen mittelst Dampf zu gründen, dem Directorium durch eine Depeche zum ersten Male vorgelegt hatte. Man zweifelte nicht an der Möglichkeit, monatliche Verbindungen einzuführen; aber man wußte nicht, wie man die Ausgaben berechnen sollte. Mittlerweile wurde in Calcutta eine Versammlung über diesen Gegenstand gehalten, man ernannte eine Commission und eröffnete eine Unterzeichnung. Obgleich das Gouvernement geringe Hoffnung auf einen günstigen Erfolg des Unternehmens setzte, so unterzeichnete es doch 20,000 Rupien. Unter den vielen vorgeschlagenen Plänen war einer bei der geraden Straße durch das Cap der guten Hoffnung geblieben; ein anderer hatte die Schifffahrt auf dem Euphrat bis Bassorah, und von da durch den persischen Golf nach Indien bezeichnet; ein dritter deutete das mittelländische Meer, Alexandrien, Cahira und Suez, und dann das rothe Meer an; ein anderer zog die innere Schifffahrt auf den Flüssen Indiens vor.

Die erste Probe machte man mit dem Cap. Capitän Johnson vollbrachte die Fahrt in 113 Tagen. Man berechnet jetzt, daß die zur Ueberfahrt erforderliche Zeit achtzig bis fünfundachtzig Tage betragen würde, aber es ist zweifelhaft, ob die Straße vom Cap die geeignetste seyn möchte.

Die Schifffahrt durch den Ganges war der zweite Dampfversuch im Lande selbst. Man hat von England acht eiserne Böte nach Indien geschickt, und schmeichelt sich, die größten Vortheile durch die Annahme der Dampfschifffahrt namentlich über die Hindus zu erringen.

Die dritte Probe hatte die Gründung einer Correspondenz mit England durch das rothe Meer zum Zwecke. Durch diese Probe wurde

nachgewiesen, daß man die Reise nach England, alle Aufenthalte mit einbegriffen, in einundsechszig Tagen machen könnte. Dabei standen die Neuheit des Unternehmens, die Schwerfälligkeit der Schiffe und die geringe Kraft der Maschinen einem vollständigen Erfolge entgegen. Indessen hat sich Herr Waghorn, in der Hoffnung, diesen nützlichen Plan zu verwirklichen, in Aegypten niedergelassen. Er hat das Vertrauen des Pascha und seiner vornehmsten Beamten gewonnen und einen vernünftigen Plan für die regelmäßige Versendung von Depeschen und Briefen vorgelegt.

Die Möglichkeit einer Schifffahrt auf dem Euphrat hat Capitän Chesney nachgewiesen.

Im Jahre 1833 sah sich das oberste Gouvernement in einen Krieg mit dem Rajah von Courg verwickelt, der sich mit der Eroberung des Gebietes dieses Rajah endigte.

Wir nähern uns der Epoche, wo die indische Compagnie eine neue Gestalt annimmt. Das Handelsmonopol, das ihr wiederholt bewilligt und streitig gemacht worden war, erlosch im Jahre 1834. Vom Jahre 1830 an beschäftigte dieser Gegenstand das Parlament in seinen Verhandlungen, und die Regierung erklärte offen, es liege nicht in ihrer Absicht, dieses ausschließliche Privilegium noch einmal zu erneuern. Man mußte indessen die Interessen der Actionnäre sichern, und diese große Angelegenheit wurde im Jahre 1833 abgeschlossen. Die Hauptgrundlagen der neuen Anordnung waren folgende:

Die indische Compagnie trat der Regierung das ganze ihr Handelscapital bildende Activvermögen ab, und verzichtete auf allen Handel für ihre Rechnung. Der Handel mit Indien und China wurde für alle englischen Unterthanen ohne Ausnahme frei erklärt.

Die Regierung machte sich anheischig, alle Handelsgläubiger der Compagnie zu befriedigen, und dieser vierzig Jahre lang eine bestimmte jährliche Rente von 630,000 Pfund Sterling zu bezahlen, welche die Dividenden der Actionnäre darstellten, die unter sich eine anonyme Gesellschaft zu bilden fortfahren sollten.

Eine Summe von zehn Millionen Pfund Sterling, wovon die Interessen über vierzig Jahre lang aufgehäuft werden sollten, legte man zur Garantie der Bezahlung, sowohl der Dividenden, als des Capitals in den öffentlichen Fonds an. Würde diese Summe zur bestimmten Zeit nicht zureichen, so sollte die Compagnie das Recht haben, ihren Handel wieder zu beginnen.

Die Compagnie bleibt zwanzig Jahre lang mit dem Gouvernement der engliſchen Beſitzungen in Indien belaſtet, wie ſie es bis daher geweſen iſt, und bezieht die Einkünfte davon. Einige Veränderungen wurden in der Art und Weiſe der Verwaltung, in der Stellung der beſonderen Gouvernements, dem Generalgouverneur gegenüber, und in der Machtvollkommenheit des oberſten Rathes eingeführt. Nach dreimaliger Verleſung ward die Bill im Oberhauſe angenommen, und am 28. Auguſt 1833 vom König genehmigt.

Wir haben nun die ſtufenweiſe Zunahme der engliſchen Macht in Indien ſeit der erſten Gründung der Comptoirs der Compagnie geſchildert. Nichts iſt wunderbarer, als dieſe Zunahme in dem kurzen Zeitraume von zwei Jahrhunderten. Geld und Waffen, Liſt und Kraft, und noch ſchlechtere Mittel wurden nach und nach von den engliſchen Gouverneurs, dieſen wahren Königen Indiens, angewendet, um die Eroberung der Compagnie unabläßig auszudehnen und zu ſichern. Vom Cap Comorin bis Sutledje, und von Aſſam bis zum Indus beugt ſich gegenwärtig Alles unter dem britiſchen Geſetze. Vom ſüdlichſten Punkte zu beginnen, finden wir, abgeſehen von dem Lande, das die Compagnie als volles Eigenthum beſitzt, zuerſt Tonvanlore als einen ſteuerpflichtigen Staat; Myſore von England verwaltet; Sattara, Nizam und Benar, die alle drei von Groß-Britannien abhängen, ſey es durch die Steuern, die ſie bezahlen, oder aus einem andern Grunde. Wenden wir uns nach dem Norden von der Nebuddah, ſo gelangen wir nach der Provinz Malwa oder nach Mittelindien, einem Lande, das Guzerate und Bundelcund, mit verſchiedenen, urſprünglich der Hindu-Macht unterworfenen Radjpout-Fürſten umſchließt. Dieſes Land kam unter die Gewalt des Mogols bis zum Einfall der Mahratten, es wird von den Flüſſen Chumbul und Sinde beſpült, die ſich in die Jumna ergießen. Ueberſchreiten wir die Gebirgskette im Nord-Weſten von Oudipour, ſo gelangen wir nach Joudpore oder Marwar, in deren Nähe Biccanio und Jeſſulmer liegen, von wo aus wir das vom Indus und Garra gebildete Gebiet erreichen, von welchem nordöſtlich ſich die von den Seiks beſchützten Staaten befinden. Der Geſammtertrag der Beſitzungen der Compagnie in Indien wird auf zweiundzwanzig Millionen Pfund Sterling geſchätzt.

So iſt dieſes mächtige Reich beſchaffen, das eine Verbindung von Bürgern der City ſich errungen hat, und zum größten Nutzen von England beherrſcht; dieſes Reich, das Frankreich, Holland und die Eingeborenen lange Zeit den Kaufleuten von London ſtreitig zu machen

ſuchten; wo Napoleon, als General, dann als Kaiſer zweimal die britiſche Macht ſtürzen wollte, als General durch die Expedition nach Aegypten, als Kaiſer durch den Feldzug nach Rußland; wo endlich Rußland, jetzt der Erbe des napoleoniſchen Planes, England von der perſiſchen Seite aus bedroht. Denn es handelt ſich in Indien nun nicht mehr um die Compagnie der engliſchen Kaufleute, ſondern um die ganze Nation; denn das Schickſal Großbritanniens und nicht das einer Geſellſchaft von Actionnären entſcheidet ſich dort.

(Auber on the british Power in India.)

Feuilleton.

Notizen.

Die franzöſiſchen Colonien Weſtindiens haben ein neues Unglück zu ihrem bekanntlich ſchon lange ſo beklagenswerthen Zuſtande erlitten, welcher ſowohl durch die Zollgeſetze des Mutterlandes, als auch wegen der verminderten Conſumtion des Colonial-Zuckers durch den Runkelrübenzucker, und endlich durch das precäre Verhältniß bewirkt wurde, welches ſeit der Sclaven-Emancipation der britiſchen Colonien auf allen Antillen entſtanden iſt, wo die Sclaverei fortbeſteht. Am 11. Januar hat ein furchtbares Erdbeben die erſte franzöſiſche Antille Martinique verheert. Es dauerte vierzig bis fünfzig Secunden, wobei die Stöße ſich kreuzten. Fort Royal iſt gänzlich vernichtet; St. Pierre ſo bedeutend beſchädigt, daß noch mehre Wochen nachher den meiſten Gebäuden der Einſturz drohte. Schon am erſten Tage wurden 146 Todte im Fort Royal begraben; am 13. Januar war die Zahl ſchon auf 317 geſtiegen; mehr denn die dreifache betrug die Maſſe der Schwerverwundeten. Man berechnete, daß außerdem 1200 Menſchen verſchüttet ſeyn möchten. Kein Erdbeben hat ſeit dem von Caraccas ſo ungeheure Verheerung angerichtet: die Colonie iſt in der Art zu Grunde gerichtet, daß weder Mildthätigkeit, noch Unterſtützung der Regierung in irgend einer Weiſe helfen kann; um ſo mehr, da jetzt die allerwenigſte Ausſicht da iſt, die Deputirten-Kammer werde nach der letzten Wahl das Intereſſe der Runkelrüben-Fabrikanten aufgeben. Der Schaden iſt unbe-

rechenbar. Der Schrecken war um ſo größer, da ſeit 1727 kein Erdbeben auf der Inſel ſtattgefunden hatte, eine ſonſt in Weſtindien nicht ungewöhnliche Erſcheinung. — Die Ueberlebenden in beiden Städeln wohnten unter Zelten; anfänglich litten ſie ſogar Mangel an Waſſer. Die Waſſerleitung der Stadt war zerſtört, und die Quellen verſiegt. Bald auch ſtellte ſich Hungersnoth ein. Sobald jedoch das Unglück auf den übrigen weſtindiſchen Inſeln bekannt wurde, kam reichliche Hilfe an. Beſonders wurden von den britiſchen Antillen und von Cuba aus ſogleich große Maſſen von Lebensmitteln hingeſandt, welche durch augenblickliche Sammlungen zuſammengebracht wurden. — Der Verluſt des Eigenthums iſt von der Art, daß eine allgemeine Verwirrung eingetreten iſt. In Fort Royal kann Niemand den Platz ſeines Hauſes, die ausgegrabenen Möbeln u. ſ. w. wieder erkennen. — Von dem Mutterlande möchte gegenwärtig nur wenige Hilfe zu erwarten ſeyn. Bei der durch die Kammerauflöſung bewirkten Aufregung wurde der Unfall kaum bemerkt, und die Subſcriptionen fielen nicht ſehr reichlich aus. — Das Erdbeben wurde übrigens an mehren Punkten Weſtindiens bemerkt, obgleich die Verwüſtungen nicht furchtbar waren. Am 11. Januar ſpürte man Erdſtöße in Guadeloupe, Barbados, Antigua und ſogar im britiſchen Guyana und an vielen andern Orten. Die Stöße gingen jedoch bald vorüber, und richteten dort keinen Schaden an.

— Aus dem britiſchen Weſtindien lauten die Nachrichten theilweiſe ſehr beunruhigend; ſo aus Demerary, wo bisher die Schwarzen mit den Pflanzern auf gutem Fuße ſtanden. Eine Proklamation des Gouverneurs ſchärft ihnen in ſtrengerer Sprache wie zuvor ihre Pflicht zu arbeiten ein. Zugleich werden Maßregeln getroffen, fremde Arbeiter dort einzuführen. — In Jamaica ſtellte ſich das Verhältniß neuerlich ziemlich günſtig. Dagegen währt der (früher von uns erwähnte) Streit der Colonie, mit dem Mutterlande fort. Sir Sidney Smith iſt nach London zurückgekehrt. Ob ſein Nachfolger mit der Colonialverſammlung wird beſſer fertig werden, iſt die Frage. Auch die Colonialverſammlung von Antigua, iſt wegen deſſelben Verhältniſſes mit dem Gouverneur in Streit gerathen und droht mit Verweigerung des Budgets. — Zum erſtenmal hat auch eine bedeutende Auswanderung aus Malta, nach den britiſchen Colonien ſtattgefunden. Von dort waren 114 Perſonen, Ackerbauer und Handwerker, in Demerary angekommen.

— Wie ſehr Cuba gegenwärtig blüht, wo freilich weder die Veränderungen des Mutterlands, noch die Kämpfe der übrigen ſpaniſchen Colonien bedeutende Erſchütterungen bewirkten, beweiſt der Umſtand, daß eine Eiſenbahn zwiſchen Havanna und Guina (im Inneren gelegen) errichtet iſt. Außer dem Transport der Colonialwaaren, wird ſie monatlich von 1100 Perſonen befahren.

— Vor einigen Monaten wurde in den Zeitungen der Tod des Dictator Francia von Paraguay angekündigt, eine Nachricht, die ſich jedoch nicht beſtätigt hat. Eine braſiliſche Zeitung, das Echo von Rio Janeiro, macht bei dieſer Gelegenheit über den Dictator folgende Bemerkungen: durch dieſen Tod würde die Zukunft eines Volkes in Frage geſtellt werden. Francia hielt inmitten des gegenwärtig überall ſich bewegenden Amerika's, die Trümmer der vergangenen Jahrhunderte, und vereinte in ſeiner Perſon den dreifachen Despotismus der ehemaligen ſpaniſchen Regierung, die Theokratie der Jeſuiten in Paraguay mit allen

Formen der abſoluten Militairregierungen, ein unverſöhnlicher, ungewöhnlicher, grauſamer und geheimnißvoller Tyran. Die Kraft ſeines Kopfes war durch Alter nicht geſchwächt worden. Die unruhige Bewegung der La Plata Provinzen hielt ſich an ſeinen Gränzen auf, und ſtarb bei ſeiner Stimme.

Mit Braſilien ſtand er noch immer im beſten Verhältniſſe, und hat auch die Braſilianer vor Allen begünſtigt. Entweder erinnerte er ſich mit Vorliebe ſeines früheren Aufenthalts in der Provinz Minas Geraës, wo gegenwärtig noch ſein Neffe wohnt, oder deſſen Staats-Verfaſſung gefiel ihm mehr, als die der amerikaniſchen angränzenden Republiken. Den Handel mit Braſiliern hat er immer erlaubt, und uns daher auch im Inneren nicht ſehr beobachten laſſen. Wir konnten überall hinreiſen, wohin wir wollten. Unter der Regierung des Kaiſers Dom Pedro I. ſchickte er auch einmal hieher eine Geſandtſchaft, um Verbindungen anzuknüpfen. Die damalige Regierung wies aber leider dieſe Vorſchläge zurück. — Sollte Francia wirklich tod ſeyn, ſo haben wir vor den übrigen amerikaniſchen Republiken den Vortheil früherer Verbindungen voraus. Offenbar würde aber die Abgeſchloſſenheit von Paraguay aufhören müſſen.

— Nach Berichten vom Cap der guten Hoffnung, iſt dort die Lehrart der ehemaligen Sclaven, ebenſo wie in Weſtindien abgekürzt. Sechstauſend Lehrlinge waren im December für vollkommen frei in der Capſtadt erklärt worden.

— Der Krieg zwiſchen Chile und Peru über Aufhebung der Conföderation von Unter- und Ober-Peru (Bolivia) währt fort: der Präſident von Peru Santa Cruz, ſtand im October mit 10000 Mann in der Nähe von Lima; in den erſten Tagen des Novembers kam es zum Gefecht, worin die Chilenier geſchlagen wurden. Sie räumten hierauf die Hauptſtadt und Santa Cruz hielt am 10. November ſeinen Einzug. Alsdann ſandten die Chilenier Don Miguel de la Barra als Commiſſär nach Lima, um über den Frieden zu unterhandeln; da dieſer aber die Aufhebung der Conföderation forderte, kehrte er unverrichteter Sache nach Hualco zurück, dem einzigen Punkt, welchen die Chilenier jetzt in Peru noch beſitzen. — Auch die la Plata-Provinz Tucuamn hat Truppen gegen Bolivia marſchiren laſſen, um die Conföderation aufzulöſen. Ueberhaupt ſcheinen alle ſüdamerikaniſchen Staaten die Uebermacht von Peru zu befürchten, wenn beide Theile vereinigt bleiben werden. Die Truppen, welche von Tucuman in Bolivia eindringen ſollten, haben ſich aber empört, und ihren General Heredia ermordet.

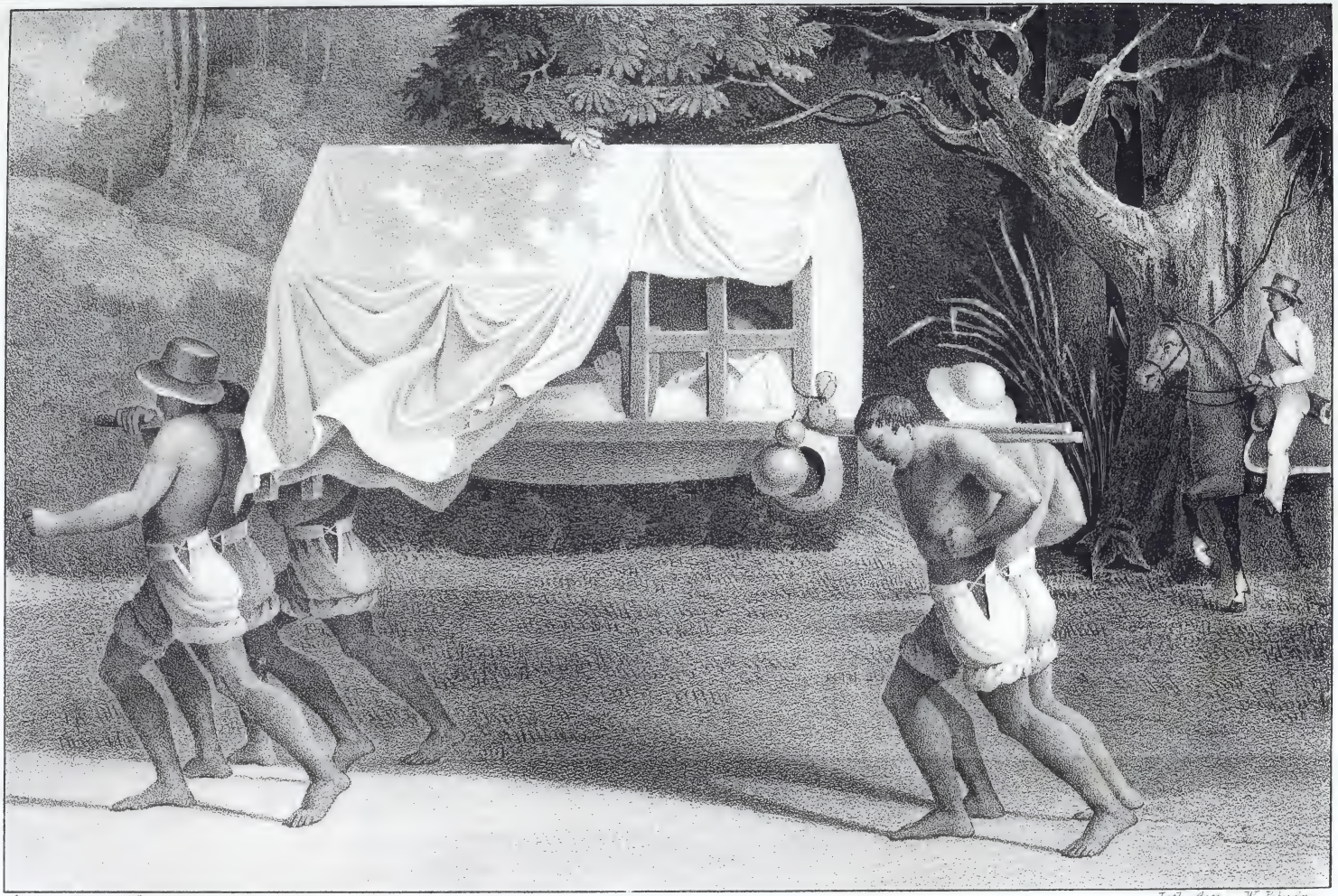
— Die Engländer haben das von ihnen gekaufte Aden in Beſitz genommen, obgleich Araber die Stadt vertheidigten. Einige Regimenter Seapoy's, haben den Waffenort beſetzt; zugleich ſind neue Befeſtigungen angelegt. Für's erſte ſoll Aden, als Hauptdepot für die Koſten der Dampfſchifffahrt auf dem rothen Meere dienen.

Die artiſtiſche Beilage.

Wir übergeben unſern Leſern:

Reiſen in Yucatan.

Auguſt Lewald.



Stuttgart: Literatur Comptoir. Lith. Anst. v. W. Pobuda

REISEN IN YUCATAN.

Aufenthalt im Port-Jakſon auf Neu-Süd-Wales.

(Auszug aus der Reiſe um die Welt, von R. P. Leſſon.)

Achter Artikel.

Als wir am 28. October die Inſel Amboina verließen, ſalutirten wir noch die Stadt mit elf Kanonenſchüſſen, welche uns die Corvette „der Comet" erwiderte. Am 14. November gelangten wir in die Nähe der Stadt und des Hafens von Dilly, an der Nordküſte der kleinen Sunda-Inſeln, wo wir uns aufzuhalten und friſche Lebensmittel einzunehmen hofften; wir mußten aber mit Verdruß hören, wie der Befehl zu Fortſetzung der Fahrt gegeben wurde, und da man uns förmlich einen Aufenthalt in Dilly hatte hoffen laſſen, ſo hatten wir uns darauf verlaſſen, hier friſche Lebensmittel für unſern Tiſch einzunehmen, ſo aber ſahen wir nun einer langen, dreimonatlichen Fahrt entgegen, während welcher wir mit Mangel zu kämpfen haben würden. Ich übergehe alle die Unannehmlichkeiten, die dieß für uns zur Folge hatte, und bemerke, daß wir nach einer oft ſehr ſtürmiſchen Fahrt endlich am 17. Januar 1824 im Port Jakſon, mitten in einem Walde von Maſten

und nicht weit von dem Kriegsschiff „The Tees" den Anker auswarfen. Wir begrüßten die englische Flagge mit einundzwanzig Kanonenschüssen, welche uns die Batterie von Dawn erwiderte. Den 19. ging Herr Duperrey, begleitet von einigen Officieren der Corvette, nach Paramatta, um dem General-Gouverneur Sir Thomas Brisbane unsere Empfehlungsschreiben vorzulegen. Wir fanden in ihm einen würdigen Freund der Wissenschaften, und seine höflichen und edeln Manieren erheischten unsere lebhafte und aufrichtige Dankbarkeit.

Alle Einrichtungen in Neu-Süd-Wales, die uns in die Augen fielen, gaben uns eine hohe Idee von dem Talente der Engländer für Gründung von Colonien; die Ordnung und die Einsicht, die sich in allen ihren Einrichtungen kund gaben, verdienen die aufrichtigste Anerkennung. Ich gab mir während meines zweimonatlichen Aufenthaltes alle Mühe, nähere Belehrungen über diese Colonie einzuziehen.

Die südlichen, westlichen und nördlichen Küsten des Austral-Continents waren schon längst durch holländische Seefahrer entdeckt, aber die östliche Begränzung war noch immer unbekannt. Dem unsterblichen Cook war es vorbehalten, sich durch diese große Entdeckung für die Erdkunde neue Lorbeern zu erwerben, und durch dieselbe die oberflächlichen Umrisse eines Landes zu begründen, das nun erst den Namen eines Continents erwarb. Am 19. April sah er zuerst Point-Hiks, dann Port Howe, und befuhr von hier an, bis 23. Aug. 1770 die ganze Ostküste bis zum Cap York, oder der Endeavourstraße. Er ankerte in einem Hafen, der Botany-Bai genannt wurde, weil die Naturforscher, welche ihn begleiteten, von der Schönheit der neuen und unbekannten Pflanzen, mit denen der Boden ihre Sammlungen bereicherte, entzückt waren. Die reizende Beschreibung, welche Cook und Banks, sein nicht minder berühmter Begleiter, von der Botany-Bai entwarfen, veranlaßten in der Folge das britische Gouvernement, daselbst eine Verbrecher-Colonie zu gründen. Die amerikanischen Colonien waren zum Theil verloren, wohin man bisher alle, zur Deportation verurtheilten Verbrecher Englands geschickt hatte: man hielt es nicht für rathsam, das noch übrige Canada mit dem Auswurfe der Menschheit zu füllen, und wählte dafür diesen entlegenen Punkt der Erde, nicht allein, um ihn zum Ablager der Verbrecher zu machen, sondern zugleich eine Pflanzstätte zu gründen, wo einst Englands Kriegs- und Handelsschiffe einen sichern Zufluchtsort finden könnten. Der Gouverneur der projectirten Niederlassung, Arthur Philipp, führte den ersten Transport von Verbrechern beiderlei Geschlechts nach Botany-Bai, und setzte am 18. Januar 1788 die erste Ladung daselbst ab; da er

aber fand, daß dieſe Bai ſo wenig einen brauchbaren Hafen darbot, als das umher gelegene Land ſich zur Aufnahme Europäiſcher Cerealien eigne, ſo wählte er den nordwärts gelegenen Port Jakſon, wo er ſogleich den Grund zum Anbau der Stadt Sidney legte.

Port Jakſon iſt ſowohl wegen ſeiner Ausdehnung, als auch wegen der Sicherheit ſeines Ankergrundes, eine der ſchönſten Rheden, die man ſich für das Gedeihen einer Niederlaſſung nur wünſchen kann; ſie iſt ſo groß, daß ſie alle Flotten der Erde zu faſſen vermag; die Ein- und Ausfahrt kann mit jedem Winde leicht bewerkſtelligt werden. Die Erſtere enthält eine Menge Buchten, wovon ein großer Theil die bedeutendern Schiffe aufnehmen und gegen Strömung und Flut ſchützen kann.

Die Stadt Sidney, welche auf einer ziemlich beträchtlichen Halbinſel liegt, hat ſich ſeit ihrer Gründung auf eine faſt fabelhafte Art vergrößert. Sie hat gegenwärtig mehr als anderthalb Meilen Länge, obgleich die Anzahl der Einwohner nur auf 10,000 angegeben wird. Es iſt nicht ſchwer, ſich dieß zu erklären, wenn man bedenkt, daß jedes Haus nur einen Stock und hinten einen Garten hat. Die nach der Schnur gezogenen Straßen durchſchneiden ſich in rechten Winkeln, und nehmen den Raum ein, den Sidney-Cowe von Lane-Cowe trennt, dergeſtalt, daß das Haus, welches ſchon längſt als letztes bezeichnet wurde, weil es iſolirt und entfernt von der Stadt ſtand, jetzt in deren Kreis eingeſchloſſen, und innerhalb der Barrieren ſich befindet. Die Veränderungen, welche jedes Jahr in Sidney ſtattfinden, ſind ſo groß, daß man dieſe Stadt kaum mehr erkennt, und ſie entſtand und wuchs, ohne daß man einen Uebergang nachweiſen kann. Man ſollte glauben, eine Fee habe die Felſen, die auf dieſer Seite der Küſte hervorragen, mit ihrem Zauberſtabe berührt, und ſie in Gebäude verwandelt. Dem Gouverneur Maquarin, der eine große Luſt am Bauen hatte, und der während der ganzen Zeit ſeines Gouvernements die Maurerkellen in Bewegung ſetzte, verdankte die Stadt ſehr viel. Vielleicht würde man aber lieber den Namen desjenigen, dem Sidney eine Menge nützlicher Denkmale verdankt, in dem Herzen jedes Einwohners leſen, als dieſen Namen überall an allen Façaden mit den Worten eingegraben oder gemalt finden: „Errichtet durch Gouverneur Maquarin.“ Dieſen Namen las ich zwanzigmal in einer einzigen Straße!... Man darf jedoch hierbei nicht vergeſſen, daß die Summen, welche durch dieſen Gouverneur für das Gedeihen der Stadt verwendet wurden, außerordentlich groß waren, und daß, wie man verſichert, dieſe Freigebigkeit die Urſache ſeiner Zurückberufung geweſen iſt.

Von der Höhe aus gesehen, die diese Stadt beherrscht, gewährt sie dem Auge ein bewunderungswürdiges Panorama; die Masse der Häuser, unter welchen sich einige öffentliche Gebäude auszeichnen, wird durch zahlreiche Masten im Hafen überragt. Das gegenüber gelegene Hydepark, die Residenz des Gouverneurs, gewährt mit seinen herrlichen Pflanzungen einen äußerst lieblichen Anblick. Ueberall ist Leben und Bewegung. Die Handelsthätigkeit und die Bedürfnisse des Luxus erhalten ihren Platz sich in den volkreichen Straßen. Die Staats-Magazine und die Handwerksstätten des Arsenals stehen an den Ufern von Sidney-Cowe. Nahe an dem Fort Philipp befindet sich das Militärspital, und weiter entfernt von diesem steht das im Jahre **1814** auf einem Hügel erbaute große Hospital, das aus drei Hauptgebäuden besteht, und in dem ersten Stock von einer breiten, offenen Gallerie umgeben ist, um den Kranken zum Spazierengehen zu dienen. Zu den übrigen Anstalten, die Erwähnung verdienen, rechne ich die noch nicht beendigte bedeckte Halle (**1824**), die Kirche Saint-James, den Justiz-Pallast, verschiedene Gebäude für die Deportirten, ein Spital für verurtheilte und schwache Greise, die Kasernen für die Garnison, mit denen ein großer Exercir-Platz verbunden ist u. s. w. In den Straßen stößt man auf hübsche Privatgebäude, die jedoch nur einen Stock hoch sind, um den Winden, die während des Winters sehr heftig sind, Trotz zu bieten. Das Gouvernements-Gebäude steht auf einem glücklich gewählten Platze, es ist jedoch von armseliger Bauart, und nur seine, im mittelalterlichen Style erbauten Ställe verdienen Erwähnung. Sein Park, in welchem die schönsten Eichen stehen, wo Mimosen und Enkalyptas sich vereinigen, um durch ihre Fremdartigkeit mit den Bäumen unseres Clima's zu contrastiren, wo Kängurus ihre Luftsprünge machen, und schwarze Schwäne spielen, ist mit seinen frischen Grasplätzen in der That ein Lustgarten voller Reize.

Sidney ist die Hauptstadt von Neu-Süd-Wales; sie besitzt zwei Schulen und ein großes Waisen- oder öffentliches Erziehungshaus für junge Mädchen; eine im Jahre **1817** mit einem Capital von **20,000** Pfund Sterling errichtete Bank, die **auxiliary bible society** und die **New-South-Wales-Sunday Shool**, welche letztere gleichfalls im Jahre **1817** gegründet wurde. Seit **1823** erscheint daselbst die Sidney-Gazette, die jedoch nur Artikel über Verwaltungsgegenstände der Colonie, und Auszüge aus europäischen Zeitungen enthält. Es haben sich große Handelsleute in dieser Stadt niedergelassen, die meistens die Straße Pitt und Georges bewohnen, und bei denen europäische Gegenstände, jedoch um einen hohen Preis, zu haben sind. Aber auch

das Tagelohn ist sehr theuer. Die Umgebungen der Stadt versehen den Markt, der jeden Donnerstag abgehalten wird, mit Lebensmitteln.

Das Land nördlich von Sydney ist im Allgemeinen nackt, steinig und mit elenden Bäumen versehen; südlich, gegen Botany-Bai zu, hat es eine bessere Vegetation, jedoch auch dem magern Boden angemessen, der steinig oder sandig ist. Das süße Wasser der Stadt fehlt während der größten Hitze, die ungefähr drei Monate lang anhält. Während dieser Zeit schöpft man dasselbe aus einem Graben, der gegen Norden liegt, wo es sich in Löchern ansammelt; es wird in den Straßen um verhältnißmäßig theuern Preis verkauft, weßhalb auch einige Einwohner für ihre Haushaltung Wasser, das von einer Dampfmaschine kommt, benützen.

Paramatta, die zweite, in einer großen Ebene erbaute Stadt, von Neu-Süd-Wales, gleicht einem großen Dorfe; in solchen Zwischenräumen sind die niedern Häuser der Einwohner erbaut, die fast alle Handwerker und Ackerleute sind. Die einzigen Gebäude, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sind die Kirche und die Wohnung des protestantischen Bischofs, Herrn Marsden, des vornehmsten Geistlichen der Colonie; Rosehill oder das Landhaus des Gouverneurs u. s. w.

Diese Stadt ist fünfzehn engl. Meilen von Sydney entfernt; der Boden um sie her ist fruchtbar und gewährt einen guten Ertrag; der Fluß, der ihr seinen Namen gibt, kann mit kleinen Schiffen befahren werden.

Liverpool, zwanzig Meilen südöstlich von Sydney gelegen, vergrößert sich stets; es wurde von dem Gouverneur Maquarin im Jahr 1816 an den Ufern des Flusses Georg, der für Fahrzeuge von zwanzig Tonnen schiffbar ist, gegründet. Dieser kleine Fluß tritt in der Regenzeit regelmäßig aus, aber seine Ueberschwemmungen sind nicht beunruhigend. Liverpool vergrößert sich fortwährend durch die Anzahl der Colonisten, welche die Fruchtbarkeit des Bodens anlockt, hauptsächlich aber durch die Nähe der üppigen Districte der fünf Inseln; sein wahrer Reichthum aber ist die Nähe der herrlichen Felder, die den Fluß Nepean bewässert, die sich im Süden bis gegen die blauen Berge erstrecken. Die Fruchtbarkeit der fünf Inseln ist ohne Widerrede sehr groß, aber was sie noch werthvoller macht, ist die Masse von Muscheln, die man daselbst findet, und aus denen Kalk bereitet wird.

Bathurst, hundert und sechsunddreißig Meilen von Sidney entfernt, welches ich bei einer Excursion über die blauen Berge besuchte, vermehrt sich täglich mit neuen Colonisten. Zweiundfünfzig Meilen von Port Jakson liegt am Port Hunter die Ortschaft Newcastle, wohin die unverbesserlichen Deportirten verwiesen werden. Diese, zur Zwangs-

arbeit verurtheilte Bevölkerung, muß in den Steinkohlenbrüchen arbeiten, und wenn einzelne von ihnen in die Wälder zu entfliehen suchen, so werden sie von den Eingeborenen, die wie Spürhunde zum Jagen abgerichtet sind, verfolgt, und fast immer wieder in die Strafanstalt zurückgebracht, bei welchen Gelegenheiten sie meistens sehr mißhandelt, und oft mit Sagayen schwer verwundet werden. Die Eingeborenen erhalten zur Belohnung für ihren Fang Kleider von Tuch oder eine baumwollene Decke, aus der sie sich einen Mantel machen. Bei ihrem scharfen Blicke und ihrer außerordentlichen Behendigkeit gelingt es höchst selten einem Flüchtling, ihnen zu entkommen. Die Deportirten fürchteten die Lebensordnung von Newcastle, die den Zweck hatte, durch wesentliche Entbehrungen zu bessern; sie wurden viel schlechter genährt, als die andern, ihr Brod bestand aus einer Mischung von Mais und Hafermehl, und ihre Fleischration aus gesalzenem Speck von Taiti, der in den Colonien sehr gering geschätzt wird, weil er außerordentlich schnell in Gährung übergeht.

Ein anderes Exil für widerspenstige Deportirte ist der Port Maquarin, dessen Küsten urbar zu machen, eine riesenhafte Arbeit erfordert. Das durch den Fluß Hastings bewässerte Land ist indessen sehr fruchtbar, und man ging mit dem Plane um, Colonial-Producte, wie Caffee, Zucker und Baumwolle daselbst anzupflanzen.

Der Handel von Neu-Süd-Wales beschränkt sich noch auf den innern Verbrauch, aber er gewinnt mit jedem Tage an Wichtigkeit, und wie dieser Zweig an Stärke zunehmen wird, so wird er auch nicht säumen, sich mit dem kräftigen Stamme Großbritanniens zu verbinden. Er hatte anfangs mit großen Hindernissen zu kämpfen, aber die Errichtung einer Bank half dem Hauptübel ab. Port Jakson hat die Bestimmung, die Niederlage für die Inseln des Südmeers zu werden; schon jetzt erhält es die Producte der Gesellschaftsinseln, welche ihm Schweine, Baumwolle, Bodenmehl und hauptsächlich Cokosnüsse zusenden; Neu-Irland sendet ihm seine Bauhölzer und seinen **phormium tenax** oder Flachs. Schöne Straßen verbinden die Städte mit einander, und erleichtern einen schnellen Austausch ihrer Erzeugnisse; zahlreiche und sichere Häfen gestatten die lebhafteste Küstenfahrt, und die zwischen Sidney und Vandiemensland ist schon sehr beträchtlich. Eine Gesellschaft hat sich bereits, um diese Vortheile zu benützen, unter dem Namen Compagnie von Australien gebildet, und zwei Schiffe, den Triton und den Greenock, ausgerüstet. Der Ausfuhrhandel sieht daher einer neuen Aera entgegen. Die Schiffe, welche Deportirte überbrachten, kehrten stets mit Ballast zurück, oder begaben sich nach

Indien oder China, um neue Ladungen einzunehmen; jetzt nehmen sie ihre Ladungen, die aus Getreide, Cedern- und Schiffsbauholz bestehen, und die einen guten Absatz finden, in Neu-Süd-Wales selbst ein. Auch neue Fabriken entstehen, und Handelsleute aus Sidney rüsten Schiffe zur Jagd auf Robben an den Inseln Campbell und Maquarin, und zum Wallfischfange aus. Die Bevölkerung von Neu-Süd-Wales besteht gegenwärtig, außer den Civil- und Militärbeamten, aus Colonisten, die sich freiwillig niedergelassen haben, aus Deportirten, die nach Verfluß ihrer Strafzeit in der Colonie geblieben, und sich daselbst angesiedelt haben, aus den im Lande geborenen Kindern aller dieser Classen, und endlich aus Deportirten, die sich noch in der Strafzeit befinden. Man kann sich vorstellen, welch eine ungleichartige Mischung eine solche Gesellschaft darbieten muß, und mit welcher Sorgfalt ein Engländer, der auf die Wahl des Umgangs sieht, sich unter diesem bunten Gemische absondert, und welch zurückhaltendes Benehmen er beobachtet. In Folge dieses bunten Gemisches finden auch sehr wenige Verbindungen unter den Einwohnern statt, denen tausend Grenzlinien eine isolirte Sphäre anweisen. Die Engländer, welche in gesellschaftlicher Beziehung noch eben den Stolz an den Tag legen, wie zu den Zeiten des Mittalalters, sind mit der größten Aengstlichkeit auf alles bedacht, was denjenigen beflecken könnte, mit welchem sie in Verbindungen stehen, und statt mit den Jahren zu erlöschen, nehmen diese moralischen Schwächen, wie die Oelflecken, nur immer mehr zu. Der Sohn eines Verwiesenen erbt den fatalen Namen, den ihm sein Vater überliefert hat, er muß zurückgezogen in seinem Innern, ohne freundschaftliche Verbindungen, ausgenommen mit Seinesgleichen, leben, will er nicht überall auf Kälte und Verachtung stoßen. Daher schreibt sich auch der in Sidney herrschende Stolz derjenigen, welche den Titel **esquire** oder **gentleman** nach oder vor ihren Namen setzen können. Daher die tiefe Verachtung jedes „reinen" Europäers, mit welcher dieser freigewordenen Deportirten begegnet, selbst wenn sie sich Reichthümer erworben, oder durch erprobte Besserung sich bewährt haben, ja wenn sie nur die Kinder oder die Enkel solcher Freigewordenen sind. Der erste Grund für dieß abstoßende Benehmen läßt sich noch einigermaßen hören, aber die andern sind ungerecht, und scheinen mit der hohen Civilisation Altenglands nicht sehr verträglich. Diese Ehrenkränkungen sind die Quelle eines unauslöschlichen Hasses, der fortwährend aus erbitterten Herzen entspringt, und deren Folge eines Tages die Vertreibung der Europäer und die Bildung eines Freistaates seyn wird. Durch den wachsenden Wohlstand wird Neu-Süd-Wales gewiß in der Zukunft

dahin gelangen, sich von England loszureißen. Alles scheint zu diesem Ziele zu führen, aber der Reichthum allein führt es noch nicht bis zu diesem Punkte, es ist dieß eine Frucht, die langsam reift, ehe sie vom Mutterzweige abfällt.

Der Name eines Deportirten, eines Verbannten, dürfte indessen in der öffentlichen Meinung eine Menge Modificationen und Schattirungen finden. Das Gesetz bestraft den Betrüger, den Dieb, politische und religiöse Meinungen, den falschen Zeugen, und denjenigen, der seinen Gegner im Zweikampf tödtet; aber die Gesellschaft sollte wieder gut machen, was das Gesetz Willkürliches hat, denn unter diesen Verbrechen entspringen einige aus mächtigen, moralischen Gesetzen. Der Zweikampf wird zum Beispiel unter den Menschen nie als eine Ursache zu einer infamirenden Strafe angesehen werden, so lange die gewaltigen Vorurtheile herrschen, die ihn in's Leben gerufen haben. Und dennoch verbindet man mit dem Namen Deportirter einen solchen Begriff der Verworfenheit, daß der unglückliche Sohn eines durch diese Benennung befleckten Vaters, wie groß auch seine Talente, sein Verdienst, seine Tugenden seyn mögen, in keinem geachteten Hause aufgenommen, und fortwährenden Demüthigungen ausgesetzt seyn wird. Der Gouverneur Maquarin, ein einsichtsvoller, aufgeklärter Mann, wollte der öffentlichen Meinung die Stirne bieten, aber man kann aus dem Berichte des Herrn Biddge ersehen, daß er dieß nicht ungestraft versucht, und welche giftige Vorwürfe es ihm zugezogen hat. Es läßt sich freilich nicht läugnen, daß, als Herr Maquarin Herrn Redseen zu seiner Tafel und in seinen nähern Umgang zog, er diese Auszeichnung einem Deportirten erwies, und man konnte ihm auch mit einigem Scheine von Recht den Vorwurf machen, daß er dadurch das Gesetz übertrete, das jenen in einen andern Welttheil verbannte, um seine Verbrechen abzubüßen, nicht aber um die Annehmlichkeiten des Wohllebens daselbst zu genießen und mit einer beleidigenden Strafloſigkeit zu prahlen.

Es ließe sich über diese Materie noch Vieles sagen, allein dieß würde mich zu weit führen; ich begnüge mich daher, die unermeßlichen Vortheile anzuführen, welche England, an dem das Armenwesen nagt, daraus zieht, daß es seine herabgewürdigte und verbrecherische Bevölkerung aus seinem Schooße ausstößt, und sie in einen andern Welttheil sendet. Die Schande des Lasters wird nicht in Staatsanstalten der thätigen Armuth des Handwerkers gegenüber gestellt, und dieser hat dadurch nicht stets verderbliche und verführerische Beispiele vor Augen. Die

Hände der Deportirten bearbeiten unter einem entfernten Himmel die Oberfläche eines unermeßlichen Landes, das sich England im Angesichte Europas angeeignet hat, ohne daß dieses den Werth dieser stillen Erwerbung nur einen Augenblick eingesehen hätte. Die englische Regierung hat, indem sie von dem ganzen Austral-Continent und den Inseln des Südmeers bis nahe an die Küsten Amerikas Besitz nahm, nicht blos eine leere Formalität beobachtet; dieser Akt der Besitznahme, den Europa zu ignoriren schien, oder wenigstens unbemerkt geschehen ließ, kann sich einst geltend machen, allein man muß hiebei auch bemerken, daß sich bis zu jener Epoche Australien ohne Zweifel für unabhängig erklären wird. Wie kommt es, daß man nicht auch in andern Ländern, deren Bevölkerung gleichfalls mit beunruhigender Schnelligkeit sich vermehrt, daran gedacht hat, dem verpesteten Zuflusse der Strafanstalten einen Ausgang zu verschaffen? Die Sträflinge kehren aus den meisten dieser Anstalten nur verderbter zurück, und ich habe mich durch eigene, dreißigjährige Beobachtung überzeugt, daß nichts besser zum Ziele führt, als einsames Gefängniß, oder die Anlegung einer Deportirten-Colonie, mit welcher die größten Hindernisse zur Rückkehr nach Europa verknüpft werden.

Die Behandlung, welche die Deportirten in ihrer Verbannung zu Neu-Süd-Wales erfahren, läßt sich aus der Untersuchung entnehmen, welche der Commissär Biddge, in Uebereinstimmung mit dem Beschlusse der Kammer der Gemeinen vorgenommen, und worüber er einen Bericht erstattet hat. Die ersten Transporte zeichneten sich durch die Sterblichkeit aus, welcher eine große Anzahl der Deportirten, die mancherlei Entbehrungen unterworfen war, unterlag. Im Jahr 1814 wurden Aerzte der Marine, unter dem Titel Superintendants beauftragt, den Transport der Verurtheilten während ihrer Reise zu überwachen; ihre Instruktionen ertheilten ihnen unbeschränkte Vollmacht, um sich des Wohlbefindens der, ihrer Obhut anvertrauten, Gefangenen zu versichern, und so lange die Sicherheit des Schiffes es nicht durchaus erforderte, konnte der Capitän sich nicht weigern, ihren Anordnungen nachzukommen. Zu den größten Beschwerden gab der Transport der Frauen Veranlassung, denn sehr oft ereignete es sich, daß sie bei ihrer Landung in Sidney schwanger befunden wurden, auch verleiteten sie häufig die Schiffsmannschaft, mit der sie sich in vorübergehende Verhältnisse eingelassen hatten, zu Revolten.

Die männlichen Deportirten werden nach der Dauer ihrer Strafe in dieses oder jenes Etablissement gesendet, oder an Colonisten verliehen; die Frauen werden in ein Haus zu Paramatta eingesperrt,

wo sie Zeuge fabriziren müssen, viele finden auch als Dienstboten bei den Beamten Stellen, und Herr Biddge fügt bei, daß er sehr häufig junge und hübsche Mädchen an der Spitze der Haushaltung der höhern unverheiratheten Militär- und Civil-Beamten erblickt habe. Neu-Süd-Wales erhielt in einem Zeitraume von sechs Jahren, vom 1. Jan. 1824, bis zum 31. Dec. 1830, 11,767 Verurtheilte. Im Jahr 1819 bestanden die deportirten Handwerker, Ackerleute und „overseers" in den verschiedenen Etablissements, und die in der Fabrik zu Paramatta eingeschlossenen Frauen, im Ganzen aus 2613 Personen; im Jahr 1820 stieg diese Zahl schon auf 3275. Im Jahr 1823 langten vierzehn große Fahrzeuge mit Deportirten im Port Jakson an. Man mußte im Jahr 1824 schon darauf denken, ihnen eine Art von Caserne zu erbauen; ihre ersten, an den Straßen gelegenen Wohnungen, bestanden nur aus schlechten Hütten. Die Deportirten werden zu den Arbeiten ihres früheren Handwerks angewiesen; die, welche kein besonderes Handwerk erlernt haben, werden zum Feldbau, zu den Minen und zum Unterhalt der Straßen verwendet. Ein Deportirter, der die Arbeit verweigert, oder der sich des Ungehorsams schuldig macht, wird augenblicklich vor den Distrikts-Beamten geführt, der ihm eine körperliche Züchtigung zuerkennt. Im Wiederholungsfalle, wird er zur Verbannung an besonders hiezu bestimmte Orte verurtheilt; ergreift er die Flucht, so bleibt ihm nichts, als das Leben in den Wäldern, wo von den Australi-Negern und von Hunden ein förmliches Treibjagen gegen ihn angestellt wird, und bekommt man ihn wieder, so wird er gehängt. Diejenigen, welche sich gut aufführen, erhalten zur Belohnung einen Nachlaß ihrer Strafzeit. Auch gestattet man ihnen, unter anderem, für eigene Rechnung auf ihrem Handwerke zu arbeiten, ihren Wohnsitz in Städten zu nehmen, und sich zu verheirathen. Indessen werden sie von der Polizei stets im Auge behalten, und diese ist um so thätiger und umsichtiger, als sie aus freigewordenen Deportirten besteht, die sich sehr gut dazu eignen, die Ränke und Anschläge auszuspüren, die ihre alten Gefährten zu machen versucht seyn könnten.

Die größte Ausgabe verursacht dem öffentlichen Schatze die Nahrung und Kleidung der Deportirten. Die Kleider werden in England verfertigt, selten nur in der Manufaktur zu Paramatta; ihre Dauer ist durch ein Reglement festgesetzt. Die Ausstattung besteht bei der Landung in einem Camisol von grobem, gelbem oder grauem Tuch, einer Weste von grober Wolle, Beinkleidern von Leinwand, einem Paar leinenen Strümpfen, einem Paar Schuhen, zwei Hemden von Leinwand, oder blauer Baumwolle, einem Halstuch, einem Hut und einer baumwollenen

Mütze. Alle dieſe Kleidungsſtücke ſind mit einem Zeichen verſehen, und zwar iſt es „die Hand der Juſtiz", die nach der Natur des Gegenſtandes farbig aufgedruckt oder eingewirkt iſt. Die Mund-Portionen ſind nach den Orten- und dem Grade des Verbrechens verſchieden; vorſchriftmäßig beſtehen ſie indeſſen aus ſieben Pfund geſalzenem Ochſen-, oder Hammelfleiſch wöchentlich, vier Pfund geſalzenem Schweinefleiſch, und ſieben Pfund Waizenmehl, welches jedoch zur Hälfte mit Maismehl vermiſcht wird.

Die Garniſon von Neu-Süd-Wales, beſteht aus zwei Regimentern Linien-Infanterie; dieſe Truppen ſind nach dem Bedürfniß in Detachements vertheilt, und liegen in den Städten und Forts. Der letztern ſind drei; das alte Fort, oder Fort Philipp, das mitten in der Stadt liegt, und zu nichts dient, als Signale zu wiederholen; die andern ſind gleichfalls nicht zu fürchten, namentlich das, welches den Namen des ehemaligen Gouverneurs Maquarin führt, und aus einem kleinen Thurm von gothiſcher Bauart beſteht, um welchen ein Bollwerk geht, das acht Kanonen faſſen kann; es ſteht auf einem vorgerückten Punkte, um den Ausgang des Hafens beſchießen zu können, denn im Jahr 1816 gelang es einigen Deportirten, ſich einer Brigg zu bemächtigen, und ohne daß man ſie daran hindern konnte, die hohe See zu gewinnen.

Den 1. März wohnte ich einer großen Box-Partie bei, welche das ganze Publikum von Sidney in Bewegung geſetzt hatte: dieſer Fauſtkampf fand zwiſchen einem Engländer und einem currencie ſtatt. Mit letzterm Namen, der ein Ausdruck der Verachtung wurde, bezeichnet man ein Kind von Neu-Süd-Wales, und da die Engländer mit dem Worte currencie Münzen von geringem Gehalte bezeichnen, ſo kann man ſich denken, welchen Haß es bei dem gemeinen Volke erregte, ſich mit dieſem beleidigenden Beiworte genannt zu ſehen. Der Gewohnheit gemäß, wurden Wetten von mehren Pfunden angeboten, und auch von mehren Seiten angenommen. Der currencie trug zur großen Freude ſeiner Mitbürger den Sieg über den Europäer davon; während dieſes Kampfes leerten die Diebe, die ſich auf den Straßen herumtrieben, die Taſchen der Neugierigen, und den folgenden Tag erſchien, von Seiten der Polizei die Anzeige, daß einem Kaufmann eine ziemlich beträchtliche Summe an Bank-Billets entwendet worden ſey.

Den 3. begleitete ich den General Brisbane, der eine Fahrt auf dem Fluſſe Nepean machte, welcher durch die blauen Berge bricht, und den ſchönen Fluß Cax aufnimmt, der durch ſeine unregelmäßigen Ueberſchwemmungen häufig großen Schaden anrichtet.

In meinem Tagebuche, das ich pünktlich geführt habe, finde ich eine Menge Beobachtungen über die schwarze Bevölkerung des Australlandes, und ich theile hier diejenigen Einzelnheiten mit, die den Leser interessiren können. Die auf dem Australs-Continente verbreitete Neger-Race, hat bis jetzt einen Charakter von Wildheit gezeigt, welcher der Civilisation widerstand; durch die Armuth des Bodens, der diese Race keineswegs begünstigt, haben sich ihre Instinkte und thierischen Fähigkeiten bis zum höchsten Grade entwickelt, dagegen blieben ihre moralischen unterdrückt, und die Cultur vermag da nichts, wo die Organe fehlen. Indessen giebt es unter den unzähligen Stämmen, mit welchen die Europäer in Verbindung treten konnten, hinlänglich starke Schattirungen, um sie gehörig von einander unterscheiden zu können. Die Abstammung dieser schwarzen Bevölkerung ist, dem Anschein nach, von den ursprünglichen Völkerschaften, die sich zugleich über Neu-Ireland, Neu-Britannien, die neuen Hebriden, Neu-Caledonien ꝛc. verbreitet haben. Ihr Ursprung bleibt somit immer noch sehr dunkel, obgleich man ihn mit dem der Haraforen und der Malayischen Race verschwistert halten kann. Die Eingeborenen von Neu-Süd-Wales bewahren die Hauptzüge des Neger-Typus, das heißt eine platte Nase, die Haare mehr oder weniger kraus, und die Beine dünn und schlank. Einige Schädel, die ich in Gräbern der Eingeborenen fand, zeigten die sonderbare Abweichung, daß sie vierunddreißig schöne, regelmäßig aneinander gereihte Zähne hatten. Betrachten wir diese Völker aus dem Gesichtspunkte unserer Civilisation, so müssen wir ihnen einen sehr niedrigen, an das Thier gränzenden Standpunkt anweisen.

Als die Europäer zu Botany-Bai landeten, wurden sie von den Eingeborenen nur mit einem zurückhaltenden und mißtrauischen Wohlwollen aufgenommen, das bald in eine entschiedene Abneigung überging. Es konnte dieß auch nicht anders seyn, als sie sich die Fischerei und ihre Ländereien entreißen sahen. Die Mißhandlungen einiger Deportirten führten zu Streitigkeiten, und diesen folgten bald Feindseligkeiten; man mußte nun zu strengen Maßregeln greifen, und es wurden diese Neger wie wilde Thiere von den Truppen verjagt, und selbst englische Geschichtschreiber fügen bei, daß man sich hiezu starker Hunde bedient habe, die sie in den Gebüschen aufspüren mußten. Dieser tägliche Kampf, die Blattern, der Gebrauch geistiger Getränke und andere, von den Europäern eingeführte Krankheiten, die einen sehr heftigen Charakter annahmen, verursachten bald eine allgemeine Entvölkerung auf der Küste. Die gegenwärtigen englischen Behörden behan-

deln die unglücklichen Reste der früher zahlreicheren Stämme, (man ist ihnen diese Anerkennung schuldig) mit vieler Sanftmuth, und setzen sich mit allen, ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, dem grausamen Scherze der Seefahrer entgegen, sie von den Schiffen, auf welche sie betteln gehen, vom Weingeist im höchsten Grade berauscht, zurückzusenden.

Die Bevölkerung, welche die unfruchtbaren Felsen in der nördlichen Gegend von Sidney-Cowe bewohnt, steht unter der Behörde von Bongarri. Die armseligen Geschöpfe, aus denen sie besteht, befinden sich in einem Zustande moralischer Erniedrigung, der sie den unreinsten Thieren nähert; umsonst haben einige Gouverneure den Versuch gemacht, ihr Loos zu erleichtern, indem sie ihnen eine regelmäßige Kost zusicherten, ihnen bleibende Lagerstätten gaben, und ihre Nacktheit verhüllten; ihre Bemühungen scheiterten an dem Eigensinn, mit welchem sie alle Versuche zur Verbesserung zurückwiesen. Es scheint, daß sich diese Geschöpfe nur in wilder Freiheit glücklich fühlen können. Die Häuser, welche man ihnen baute, indem man sie in eine Art von Dörfern ziehen wollte, wurden von ihnen verlassen, sie athmeten nur frei unter dem Himmelszelt, in freier Luft, oder in einem Gehölze, wo sie höchstens einige Zweige schützen, die sie auf die Windseite werfen. Hier zogen sie den Nationen, die man ihnen lange Zeit als eine Entschädigung für den entrissenen Boden gab, halbrohe Fische, oder halbgeröstetes Wild vor, das sie auf der Jagd erlegten.

Die Ueberbleibsel der Stämme, welche gegenwärtig in der Umgebung von Port Jakson auf dem Boden zerstreut sind, wo ihre Voreltern lebten, und die ihn aus diesem Grunde nicht verlassen wollen, sind: der Stamm von Bongarri, oder von Sidney-Cowe, von dem ich so eben gesprochen, der von Paramatta, unter der Herrschaft von Hari, der von Cowe-Pastura, dessen Häuptling sich Cogué nannte, und der von Kissing-grint, angeführt von Bidgi-Bidgi. Die Häuptlinge jeder Gemeinschaft haben von der englischen Verwaltung breite, kupferne Platten erhalten, auf welchen ihre Namen, und der ihres Gebiets eingegraben sind, und die sie um den Hals tragen. Sie und ihre Frauen haben sich so ziemlich freiwillig dazu verstanden, sich halb europäisch zu kleiden, und sie gleichen, unter dem abgelegten Zeuge, in das sie vermummt sind, großen, schwarzen Affen, die sich lächerlich geberden. Mir gewährte es immer ein höchst sonderbares und fremdartiges Schauspiel, wenn ich, was sehr häufig geschah, diesen Austral-Negern im größtmöglichen Negligé, in den Straßen von Sidney begegnete, wo sie in der Menge umhergafften, und mit den Ellbogen die

ſchamhaften Mädchen ſtießen, welche die Gegenwart der Mutter gegen das Seltſame dieſer vertraulichen Gewohnheit am hellen Tage nicht ſchützen konnte. Die fühlloſe Gleichgültigkeit dieſer Menſchen bleibt ſtets dieſelbe, und nichts ſcheint einen wohlthätigen Eindruck auf ſie zu machen; ja was noch ärger iſt, diejenigen Auſtral-Neger, welche die Küſtenfahrt auf engliſchen Schiffen einige Zeit mitgemacht haben, und dann wieder in ihre Felſen oder Wälder zurückkehren, beeilen ſich, die Kleider wegzuwerfen, die man ihnen gegeben hatte. Namentlich haben ſie einen Abſcheu vor aller Fußbekleidung, im ausgedehnteren Sinne, denn ſie machen weniger Umſtände bei Kleidungsſtücken, die den Rücken oder den Kopf bedecken.

Die Corvette hatte kaum bei Sidney-Cowe Anker geworfen, als Bongarri und ſeine Bande, die höchſtens aus einem Dutzend Individuen beſtand, erſchienen, um von unſerer Neugierde Tribut zu erheben. Bongarri ſpricht ein wenig engliſch, denn er hat den Capitain King auf ſeinen mehrfachen Reiſen begleitet, die dieſer geſchickte Offizier auf der Küſte von Neu-Süd-Wales in der Abſicht unternommen hat, die ſchönen Arbeiten von Baudia und Flinders zu ergänzen. Dieſer Häuptling ſtand im Rufe eines großen Kriegers, auch wurde er von den benachbarten Stämmen geachtet, und ſeine ehrenvollen Narben beweiſen, daß er vor den Hieben der Sagayen und anderer Waffen ſich nicht gefürchtet habe; wir hatten jedoch Mühe den Helden in dem Trunkenbolde und in der bettelhaften Haltung wieder zu erkennen, in welcher er, während unſeres Aufenthaltes täglich erſchien, um ſich Taback oder Branntwein zu erbetteln. Als ein Geberdenſpieler, der zu Grimaſſen und Sprüngen dreſſirt war, erſchien er in ſeinem komiſchen Aufzuge noch lächerlicher, denn er trug ein altes Dragoner-Casquet auf dem Kopfe, und über ſeinem Rücken hing ein Koſakenmantel, den ihm die letzte ruſſiſche Expedition überlaſſen hatte. Bongarri war von ſeinen zwei Frauen begleitet, den häßlichſten und widerwärtigſten Geſchöpfen, die ich je in meinem Leben ſah. Dieſe Damen, welche in einen leinenen Ueberwurf, wie in einen Pudermantel gehüllt waren, hatten eine Menge Ungeziefer in den Haaren, und verbreiteten einen höchſt unangenehmen Geruch, und doch, wer ſollte es für möglich halten, war eine davon Mutter eines weißen Kindes. Bongarri, der über dieſen Umſtand mehrfach geneckt wurde, dachte philoſophiſch genug, ſelbſt darüber zu ſpotten. Alle Glieder dieſes, gegenwärtig in Laſter verſunkenen Stammes, ſind klein, und haben kaum 5 Fuß, und 1 oder 2 Linien; ihre Glieder ſind ſchwächlich, ſie ſcheinen ſchlecht genährt, ihre Haare ſind ſehr ſchwarz

und außerordentlich kraus; ihr Gesicht ist flach und die Nase sehr platt, ihre Lippen sind aufgeworfen, aber sie haben sehr schöne und weiße Zähne. Ihr seltsam geschnittener Bart ist rauh und sehr dick.

Einer der Hauptgebräuche dieses Volkes besteht darin, sich bei einer außerordentlichen Veranlassung einen Zahn auszureißen, aber diese Veranlassungen müssen nicht zahlreich seyn, sonst wäre es bald um ihr Gebiß geschehen. Den Mädchen schneidet man ein Fingerglied ab. Zum Schmuck machen sie sich Einschnitte in die Schultern und in die Arme, und es entstehen dadurch erhabene oder wulstförmige Narben. Aber ihre große Toilette, das **nec plus ultra** ihrer Eleganz, die den Kopf ihrer Ladies verdreht, und sie zu „Löwen" macht *), das sind ihre Malereien, die sie **con amore** besorgen. Mehremale machte uns Bongarri mit den Leuten seines Stammes einen Besuch in ihrem großen Ceremonien-Kleid; und an solchen Tagen verschmähen sie jedes ihrer Nationalmode fremde Kleidungsstück. Ist denn nun ihr Körper nackt oder nicht? nun ja, ihr Körper ist nackt, aber er ist, sowie hauptsächlich die Brust, mit rothem Okerstaube bedeckt; eine Lage von demselben Roth färbt Nase und Wangen, und mit einer Art von sehr weißem Thon machen sie sich breite Streifen mitten auf die Stirne. Um den Kopf winden sie sich Baststreifen. Mehre Bilder in Peron's-Atlas, sind von großer Genauigkeit, und der Leser wird bei ihrem Anblicke diese flüchtige Beschreibung besser verstehen. Die Frauen haben dieselbe Neigung zu dieser Malerei, aber ich muß dabei bemerken, daß sie am Bord ihre Leinwandhülle nicht ablegten.

Am 28. Febr. wohnte ich einem der großen Feste oder **corobori** der Austral-Neger bei; einem nächtlichen Feste, zu welchem Bongarri und seine Leute schon einige Tage vorher sich vorbereitet hatten, ein Fest, auf welches alle ihre Gedanken gerichtet waren, und dem eine Menge Ceremonien vorherging. Es war dieß für die Stämme von Port Jakson eine große Angelegenheit, eine Art Turnier, bei welchem die Nationalitäten der Distrikte erscheinen sollten. Der alte Ruhm war dabei zu bewahren, der Ruhm, dieser vorübergehende Dunst, dem jedes Volk nach seiner Manier Weihrauch streut, mit dem unstreitig der nackte und rohe Neger von den Felsen Neu-Irelands einen andern Begriff verbindet, als der Europäer, obgleich einer auf den andern mit ebenso

*) In London nennt man den Helden der Fashion, während der Season irgend einer Mode, einen Löwen.

viel Stolz herabsieht, als sie sich von einander entfernt fühlen, und so verschiedene Stufen auf der Leiter des menschlichen Egoismus einnehmen.

Folgendes, was ich im Augenblicke des ersten Eindruckes niederschrieb, finde ich hierüber in meinem Tagebuche aufgezeichnet. Nachdenklich und ernst hatte Bongarri, dieser unter den Negerstämmen berühmte Häuptling, das Glas Rhum mit einem Zuge hinuntergestürzt, mit welchem ich jedesmal Seine schwarze Majestät regalirte, wenn dieselbe auf der Corvette einen Besuch abstattete, dann sprang er in seine, aus Baumrinde gemachte, und mit Wurfspießen und Keulen angefüllte Pirogue. Der furchtbare Boumarang ruhte neben dem halb ausgebrannten Feuer, das diese Neger, gleich dem Feuer der Vesta, nie ausgehen lassen; die Worte **Corobori, corobori** stieß Bongarri mit Heftigkeit aus, und lud mich ein, mich an den Ort der Zusammenkunft zu begeben. Was konnte der Zweck dieser Ceremonie seyn? Welches Interesse sollte sie einem Sohne des alternden Europa's darbieten, der sich vorübergehend auf einem entfernten Erdtheile befand, den eine Race bewohnt, die eifersüchtig darauf bedacht ist, in ihrem angeborenen, barbarischen und elenden Zustande zu verharren! ....

Die Nacht war dunkel, nicht das leiseste Lüftchen bewegte das düstere Laubwerk der großen Eucalyptus; und große „Jackass", die in den Casuarinen krächzten, störten allein die Stille, die nur durch das dumpfe Tosen der Meereswogen gestört wurde, die sich an den Felsen der Küste brachen. Unser, durch gute Matrosen geleitetes Fahrzeug, hatte bald die zwei Stunden, welche uns vom Schauplatze des Festes trennten, zurückgelegt; in wenigen Augenblicken befanden wir uns im Umkreise des Corobori. Große Feuer, und das Prasseln des grünen Holzes, leiteten uns durch dichtes Gehölze, mitten unter eingestürzte, und durch Klüfte zerrissene Felsen. Die größte Ruhe herrschte unter den wilden Stämmen, die sich von allen Punkten der östlichen Küste zu diesem Turniere eingefunden hatten. Jeder dieser Stämme nahm eine, ihm schon zum Voraus bezeichnete Stelle ein, die mit größter Sorgfalt geebnet war. Das Spiel dieser häßlichen Physignomien, die von den Feuern, welche jede Gruppe unterhielt, beleuchtet waren, hatte etwas wahrhaft Satanisches. Einige derselben verzehrten halbgeröstete Fische und Schalthiere, welche ihre Frauen bereitet hatten, denen sie jedoch nichts davon anboten. Die Frauen, die Kinder und die, auf ihren Fersen niedergekauerten Krieger, begannen jetzt ihre, zu dem Ceremoniel des Corobori nöthige Toilette zu machen. Sie bemalten ihren häßlichen, und von jedem Gewande entblößten Körper, mit ihren heraldischen Zeichen; und die schwarze, mit Oel von verdorbenen

Fiſchen eingeriebene Haut des Familienhauptes umbanden die Frauen mit weißen oder rothen Bändern, die ihre Ritterorden ſind. Auf die Stille folgte ein furchtbarer Lärm; es war ein Geſchrei und ein Geheul, das die Himmelsdecke hätte erſchüttern können. Das Feſt begann mit kriegeriſchen Tänzen, wobei die Männer allein figurirten; nach ihnen traten die Frauen auf die Scene; aber dieſe Taglioni's unſerer Gegenfüßler, haben bei ihrer Tanzkunſt keine beſſern Vorbilder gefunden, als die Thiere ihres Climas, und die Sprünge der Kängurus ſcheinen hauptſächlich ihren Beifall gefunden zu haben. Das Känguru, mit ſeinen langen Beinen, macht außerordentlich große Sprünge, und kann, wegen der Stärke ſeiner Füße, über große Räume ſetzen, und dieſes ſonderbare Thier ſuchten ſie offenbar nachzuahmen. Es gewährte in der That einen ſonderbaren Anblick, dieſe Frauen-Chöre mit ihren verwilderten Haaren, die durchaus nichts an ſich trugen, als einen Kranz von Muſcheln, den ſie um die Haare banden, Sprünge wie die Thiere des Waldes, und die ſonderbarſten und poſſirlichſten Verdrehungen machen zu ſehen. Die Freude ſtrahlte auf allen Geſichtern, und dieſes immer noch zunehmende Gefühl machte, daß ſelbſt die alten Weiber ihre Verhüllungen von ſich warfen, und wie wilde Bachantinnen auf den Schauplatz rannten, und dort gleichfalls die übermäßigſten Sprünge verſuchten. Ich wendete meinen Blick von dieſem widrigen Schauſpiele, und betrachtete die wilden und häßlichen Geſichter ihrer Männer, aus denen eine teufliſche Freude ſtrahlte, und die ein Gemurmel der Zufriedenheit hören ließen. Dieſe, mit mörderiſchen Sagayen bewaffnete Armee, dieſe rohe Tollheit wilder Menſchen, das Geſchrei der Kinder, die Feuer mit ihren Rauchwolken, der Ort der Scene, im Innern der Wälder, und von Felſen umgeben, alles erinnerte lebhaft an die hölliſchen Scenen Callot's.

Am 29. Februar fand eine große Verſammlung der Stämme auf einem Felde zwiſchen der Straße von Botani-Bai und Brich-Field ſtatt, um gewiſſermaßen als Gerichtshof über Vergehen abzuurtheilen, über deren Natur wir nur mit großer Schwierigkeit Einiges erfahren konnten. Vergebens verſuchten verſchiedene Perſonen der Corvette, mit Hilfe der engliſchen Sprache, die einige Häuptlinge ſprachen, nähere Einzelnheiten zu erforſchen. Die Unaufmerkſamkeit dieſer Menſchen, oder ihr berechnetes Stillſchweigen veranlaßte, daß die Unterhaltung zehnmal unterbrochen wurde, und daß die ihnen vorgelegten Fragen unbeantwortet blieben. Endlich gelang es unſeren beharrlichen Bemühungen, folgende Erklärung, jedoch hauptſächlich durch Dollmetſcher zu

erlangen, und ich kann daher für die vollständige Genauigkeit nicht bürgen.

Als wir auf dem geschlossenen Felde angekommen waren, betrachteten wir zuerst die daselbst versammelten Völkerschaften, und wir bemerkten, daß die Stämme aus dem Innern weniger mißgestaltet waren, als die der Bongarri's. Die Leute von Cow-Pasture, obgleich nur von kleinem Wuchse (4 Fuß 7—8 Linien höchstens) waren sehr musculös, und einige von ihnen hatten, im Widerspruche mit den bisherigen Erfahrungen, nicht schmächtige, dünne, sondern recht volle Beine. Dieser Stamm bestand aus 19 Kriegern, mit wilden Gesichtern, und auch ihre wilden Gewohnheiten contrastirten mit denen der Leute Bongarris, auf welche der Umgang mit den Europäern doch wenigstens einigen Einfluß gehabt hatte. Im Allgemeinen sind die umherziehenden Banden vom Fisch-Flusse in den blauen Bergen, und von Bathurst, noch in der tiefsten Barbarei, und Herr Mac-Arthur ist der festen Ueberzeugung, daß sie Anthropophagen seyen, und behauptet, einst selbst dazu gekommen zu seyn, wie sie einen Menschenarm verzehrt hätten. Dieser Umstand verdient indessen noch nähere Prüfung und andere Beweise, denn alle englischen Schriftsteller schweigen, so viel mir bekannt ist, über diese Beschuldigung. Der Stamm Bongarri's bewegte sich hin und her, er ging an die Ufer der Bai und kehrte wieder zurück, doch hatte er sich schon seit dem Morgen auf der Küste gelagert. Wir hatten sie die Rhede passiren sehen, die Männer nackt, mit Wurfspießen bewaffnet, und ihre Bänder um den Arm; während die Frauen, mit ihren Kindern auf den Rücken, die Nahrungsmittel in einem Netze trugen, das sie in der Regel bei sich zu führen pflegen. Bongarri, den wir jetzt näher befragten, hatte sich durch eine Lüge aus der Verlegenheit gezogen, denn er hatte sich begnügt, gegen uns zu äußern: „Ein Häuptling hat seine Frau getödtet, und soll wieder getödtet werden, aber ich, ich bin selbst auch ein Häuptling, und werde mich seinem Tode widersetzen." Dieses Geschichtchen, das wir für wahr hielten, hatte unsere Neugierde noch vermehrt, aber einige besser unterrichtete englische Offiziere, versicherten uns, daß Bongarri uns ein Mährchen aufgebunden, und geprellt habe.

Auf ein gegebenes Signal stellten sich die Stämme auf dem Kampfplatze in einen Kreis, und ungefähr zwanzig Eingeborene stellten sich auf vierzig Schritte einander gegenüber. Die einen wie die andern waren nackt, aber festlich bemalt, und mit einem langen Wurfspieße aus hartem Holze versehen; an ihrem linken Arme trugen sie einen ziemlich starken Schild von länglicher Form. Wir bemerkten mit Ver-

wunderung, daß alle Wurfspieße nur nach einem einzigen Menschen gerichtet waren, denn die von seiner Parthei warfen die Spieße nur leicht hin, und gleichsam wie zur Form, und ihre unempfindliche Gleichgültigkeit stach gegen die Schnelligkeit und die Hitze der Gegenparthei sehr ab. Mehr als vierzig Sagayen pfiffen nach und nach durch die Luft, aber sie wurden mit einer erstaunenswerthen Gewandtheit mit dem Schilde aufgefangen. Man konnte sehr leicht bemerken, daß das Individuum, auf welches es eigentlich abgesehen war, das man allein auf dem Korn hatte, unter dem Gewichte einer schweren Anklage sich befand, von welcher es sich durch ein Gottes-Urtheil reinigen sollte, wie im Mittelalter ein Ritter in den Schranken für seine Ehre focht; endlich aber, sey es nun Müdigkeit oder Ergebung in sein Schicksal, ließ seine Vorsicht nach, und ein Wurfspieß traf ihn in die Seite und verursachte ihm eine tiefe Wunde; er fiel, aber mit verstellter Unempfindlichkeit erhob er sich bald wieder, und einer seiner Freunde saugte die Wunde aus, und führte ihn dann vom Kampfplatze. Auf seinen Fall stießen die zuschauenden Horden ein großes Geschrei aus, und dieß ist gewöhnlich das Zeichen eines allgemeinen Handgemenges; aber bei dieser Gelegenheit kam es anders, denn die auferlegte Strafe schien unter allen Stämmen beschlossen worden zu seyn, die eigentliche Kampfrichter bezeichnet hatten, welche das Zeichen zum Beginnen und zum Aufhören des Gefechtes gaben. Diese Herolde sahen mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit darauf, daß alles nach den gehörigen Regeln beobachtet werde, und daß namentlich die Angreifenden ihre Wurfspieße einer nach dem andern, und in der, schon zuvor bestimmten Ordnung würfen. Die Kraft, mit welcher Bongarri seinen Wurfspieß schleuderte, der tief in den Schild des Gegners eindrang, erregte unser lebhaftes Erstaunen.

Alles was wir über die Ursachen erfahren konnten, welche diese Berufung auf ein Gottes-Urtheil zur Folge hatten, nach welchem die verschiedenen Stämme ihren Freundschafts- und Friedens-Vertrag erneuerten, bestand darin, daß der verwundete Wilde von Hati, dem Häuptling des Stammes von Paramatta, beschuldigt worden sey, den Tod seiner beiden Neffen verschuldet zu haben. Er läugnete seine Schuld, und es ist auch erwiesen, daß diese Kinder an einer schweren Krankheit starben, die zuweilen unter den Eingeborenen herrscht, allein gegen den Argwohn der Australi-Neger hilft kein Läugnen, und seine Rechtfertigung war, durch eine sonderbare Aehnlichkeit mit dem Verfahren unserer Vor-Eltern, einem gerichtlichen Zweikampfe unterworfen.

An demſelben Tage wurde noch eine andere Strafe vollzogen; dieſe, grauſam und barbariſch, betraf eine arme Frau, welcher man mit der Keule einen Schlag auf den Kopf verſetzte; ſie wurde alsbald, mit Blut bedeckt, und halb todt, in's Gehölz getragen. Sie war eine Zauberin; und bei den Auſtral-Negern wird den Zauberern eine außerordentliche Macht beigemeſſen. Ihr, die ihr über dieſen Wahn lächelt, denkt welcher Irrglaube zum Theil noch unter dem Landvolke herrſcht, und an die kurze Zeit, die ſeit dem Verbrennen der letzten Hexe bei uns verfloſſen iſt. Man beſchuldigte dieſe Frau, durch ihre Zaubereien das Ertrinken des gewandteſten Fiſchers der Bevölkerung bewirkt zu haben; man klagte ſie noch eines zweiten Verbrechens an; ein Häuptling, der einen Baum erkletterte, fiel herab, und trug durch dieſen Fall eine ſchwere Verletzung davon; bei der Nacht hatte er einen Traum, (und Träume ſind bei den Auſtral-Negern Offenbarungen entſchiedener Wahrheit,) der ihm andeutete, daß dieſe unglückliche Frau durch ihre Zaubermacht ſeinen Fall bewirkt habe. Dieſer ungegründete Verdacht führte augenblicklich zu einer förmlichen Anklage, und ſie mußte ſich der Strafe unterwerfen, die ihr für ihre vermeintlichen Verbrechen zuerkannt wurde. Ich mußte nicht nur über die Wildheit dieſer barbariſchen Menſchen, ſondern auch über die Haltung des unglücklichen Opfers eines abergläubigen Haſſes erſtaunen, denn ſtehend, ruhig und ergeben erwartete die arme Frau den furchtbaren Todesſtreich.

Ich war noch Zeuge eines wirklichen Zweikampfes zwiſchen zwei Individuen, den ſie durch beleidigende Ausforderungen herbeigeführt hatten. Die Männer ſtellten ſich in einen Kreis, und die beiden Kämpfer gingen, jeder mit einer Keule bewaffnet, auf einander los. Der Beleidigte führte den erſten Streich, und verſetzte ſeinem Gegner mit ſeiner aus hartem Holze gemachten Keule, einen heftigen Schlag auf den Kopf; dieſer fiel, erhob ſich aber kräftig wieder, um ſeinerſeits Genugthuung zu nehmen, und mit der Schnelligkeit des Blitzes fuhr ſeine Keule auf den Kopf ſeines unbeweglichen Gegners. Von welch unbegreiflicher Feſtigkeit iſt doch die Hirnſchale dieſer Race, um, ohne daß der Tod erfolgte, Streiche aushalten zu können, die durch ihre Heftigkeit den Kopf eines Europäers wie zerbrechliches Glas zerſchmettern würden. Ich mußte an unſere verfeinerten Duelle denken, wo die Gegner, mit Piſtolen bewaffnet, im Wettkampfe der Artigkeit, einander den erſten Schuß überlaſſen wollen; bei den Auſtraliern kommt jeder an ſeine Reihe, und der wahre Muth beſteht darin, einen Streich

aushalten zu können, der die Hirnschale eines Ochsen zerschmettern würde.

Die allgemein gebräuchliche Waffe der Eingeborenen von Neu-Süd-Wales ist die Sagaye, die sie aus freier Hand, oder mit Hilfe eines Instrumentes schleudern, das sie Meara nennen; diese langen und sehr dünnen Sagayen werden meistens aus einem sehr harten Holze gemacht, die theils mit einfachen, theils mit einer doppelten Spitze oder Widerhaken von scharfen Muscheln oder Steinen versehen sind. Man bedient sich auch hölzerner Schwerter, die aus dem Holze der Casuarinen verfertigt werden, oder Wurfschwerter; letztere sind zugleich auch Paradewaffen, denn bei den Coroboris zeigen die Australier gern ihre Geschicklichkeit, indem sie dieselben in eine große Höhe schleudern, wobei sie sich fortwährend kreiseln, und wobei sie ihnen eine solche Bewegung mittheilen, daß sie zu den Füßen desjenigen niederfallen, der sie mit Geschicklichkeit wirft. Zuweilen wird dieses Wurfschwert, denn so muß man es nennen, auf die Entfernung von einigen fünfzig Schritten geworfen, und die Aufgabe besteht darin, das Ziel zu treffen, während das Schwert sich in dem Raum, den es durchfliegt, fortwährend kreiselt.

Bei dem kriegerischen und blutigen Sinne dieser Völker ist es auffallend, daß sie nur eine solch kleine Anzahl Zerstörungs-Werkzeuge besitzen. Pfeil und Bogen sind ihnen unbekannt, so weit hat sie ihre Intelligenz noch nicht geführt. Im Werfen der Spieße mit dem Meara sind sie indessen sehr geschickt, dieß ist ein sehr genau geglätteter, drei Fuß langer und fester Wurfstock, der an einem Ende mit einem Haken, am andern mit einer quer durch Gummi befestigten Muschel versehen ist. Beides, Speer und Wurfstock in die rechte Hand genommen, und erstern in das Gleichgewicht gebracht, verstehen sie Distanz und Ziel auf das Genaueste siebenzig Ellen weit abzumessen. Der Capitain King, der einen großen Theil der Australküste bereist hat, versicherte mich, daß die Sagaye nicht überall in gleicher Gestalt angetroffen werde, daß aber der Meara, obwohl unter verschiedenen Namen, überall, ausgenommen zu Tasmanie, wo man ihn nicht kennt, eingeführt sey.

Die Kälte des Winters in Neu-Süd-Wales hat die Australier die Nothwendigkeit von Kleidern fühlen lassen, auch ist das angenehmste Geschenk, das man ihnen machen kann, eine wollene Bettdecke, und eine Weste von grobem Tuch. Aber sie gehen einen Theil des Jahrs, und die jungen Leute fast immer, nackt. Die jungen Mädchen tragen

einen kleinen Mantel auf den Schultern, der aus mehren Phalangerfellen zusammengenäht wird; sie tragen, wenn es warm ist, die Haare nach außen, und bei der Kälte, oder wenn es regnet, nach innen. Trotz der Abhärtung der Neger von Port-Jakson, konnte ich mich doch überzeugen, daß sie sehr empfindlich für jeden Temperatur-Wechsel waren, und daß sie hauptsächlich Regen und heftigen Wind scheuten.

Die Nahrung der an der See wohnenden Stämme, besteht hauptsächlich aus Fischen. Die Australier sind geschickte Fischer, und ich sah sie oft im Port-Jakson Fische fangen und verspeisen denn sie unterhalten immer ein Feuer auf einem großen Steine, der sich mitten in ihrer Pirogue befindet, auch setzen sie den Fisch noch lebendig in das, über den glühenden Kohlen stehende, Wasser. Sie bedienen sich gerne der europäischen Angeln, denn mit den ihrigen, die aus Bein gemacht, und von unbeholfener Form sind, fangen sie nicht so viele Fische. Indessen besitzen sie ein großes Talent, die großen Fische im Wasser zu harpuniren, und dieses Geschäft haben sich die Männer vorbehalten. Die Frauen, die sonst alle Arbeiten der Haushaltung zu besorgen haben, müssen die Krabben, Schildkröten, Hummer, Austern und Muscheln aufsuchen, wobei sie sich eines spitzigen Stockes bedienen, womit sie sehr geschwind Schaalthiere u. s. w. von den Felsen abstoßen. Ihr Hausgeräthe ist äußerst einfach, und besteht nur aus ein Paar Körben von Baumrinde, und aus Netzen, die aus einem groben Flachse geflochten sind, in welchen sie ihre Nahrungsmittel aufbewahren, und welche die Frauen stets an sich tragen. Der Charakter dieser Menschen ist schweigsam, kalt und scheinbar von vollkommener Unempfindlichkeit; man sieht sie mit der größten Gleichgültigkeit durch die Straßen von Sidney wandeln, ohne daß etwas ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte; sie zeigen für nichts Sinn, als für thierische Bedürfnisse, und betteln hauptsächlich um Tabak, Brod oder Branntwein. Allein bei der geringsten Veranlassung, die ihre Leidenschaften erregt, hört diese scheinbare Unempfindlichkeit auf; sie gerathen dann vor Zorn oder Freude leicht außer sich, und ich habe welche gesehen, deren Augen bei dem einzigen Worte Corrobori Feuer und Flammen spien, und doch sind ihre Augen gewöhnlich erschlafft. Ihre Heirathen feiern sie auf eine sonderbare Art. Selten kaufen sie ihre Weiber, indem sie dem Vater etwas Gewisses für sie bezahlen; sie ziehen es vor, sie zu rauben. Ein Eingeborener lauert auf den Augenblick, wo ein mannbares Mädchen von einem benachbarten Stamme allein gelassen wird, um auf sie zu stürzen, und sie mit drohend geschwungener Keule in seine Hütte zu schleppen; dort

eiert er noch einen brutaleren Sieg, und das Mädchen, das durch diesen wilden Raub sein Eigenthum geworden, wird nun sein getreues und unterwürfiges Weib. Treulosigkeit wird mit Schlägen bestraft, und der Vorzug der Häuptlinge besteht darin, mehre Weiber zu besitzen, und ohne selbst etwas zu thun, von den Nahrungsmitteln der betreffenden Stämme zu leben. Ich habe indessen nie gesehen, daß die Unterthanen dieser schwarzen Majestäten ihnen irgend ein Zeichen der Hochachtung erwiesen hätten.

Diese Eingeborenen sind einer großen Anzahl chronischer Krankheiten unterworfen, die sie jedoch in Folge ihrer Abhärtung viel leichter überstehen, als es der kräftigste Europäer im Stande wäre; die meisten haben veraltete Catarrhe, auch scheinen die Blattern oder eine den Masern ähnliche Krankheit endemisch zu seyn. Sie überlassen der Natur allein die Heilung der Wunden; Vergiftungen durch Schlangen suchen sie durch das Aussaugen der Wunde und Unterbinden des Gliedes unschädlich zu machen. Hautkrankheiten sind gewöhnlich, und rühren nicht nur von dem Schmutze, sondern auch von den faulenden Nahrungsmitteln her, die sie zu sich nehmen. Zu den Carrahidis, die zugleich ihre Aerzte und Zauberer sind, und die meistens durch Gaukeleien und sympathetische Mittel zu heilen suchen, nehmen sie ihre Zuflucht, wenn sie von Krankheiten befallen werden. Wenn jedoch dem Carrahidi seine Cur mißglückt, so wird er nicht selten als Todtschläger angesehen, und der Speer des nächsten Verwandten bestraft ihn für seine Ungeschicklichkeit. Man trifft indessen eine große Anzahl Greise unter ihnen, die, in Folge ihrer häufigen Gefechte, mehr oder weniger mit Narben bedeckt sind. Bongarri, z. B., der ärmliche Häuptling des Stammes von Sidney-Lowe, zeigte mir seinen Schädel, der zahlreiche Risse durch die vielen Keulenschläge hatte, die ein starkes Thier getödtet hätten. Einer seiner Arme war gleichfalls durch einen Keulenschlag zerbrochen, und die beiden Extremitäten des zerbrochenen Achselbeins, die sich unaufhörlich an einander rieben, hatten eine falsche Knochenfügung herbeigeführt. Dessenungeachtet bediente er sich dieses Armes mit Gewandtheit, sowohl bei Führung der Waffen, als eines Canots. Wie oft sah ich diese unglücklichen Wilden, betrunken in den Straßen von Sidney, sich mitten in einem Kreise, der sie durch das Versprechen von Branntwein noch aufreizte, Keulenschläge geben, bis einer der Kämpfer um Gnade bat, oder zusammenstürzte, in welchem Falle er für überwunden angesehen wurde!

Man kennt die Ideen, die sie sich von der Gottheit machen, noch

nicht genau, auch ſieht man ſie nie öffentlich Götzendienſt ausüben; man weiß nur, daß ſie an einen böſen Geiſt glauben, an den man ſich wenden muß, damit er nichts Böſes zufüge, oder ſich ihren Planen des Raubes, der Jagd u. ſ. w. widerſetze. Da ſie indeſſen die Gräber achten, bei den Begräbniſſen geheimnißvolle Ceremonien ſtattfinden, und den Glauben hegen, daß die Todten in Geſtalt von Schatten wiederkehren können, ſo ſcheint hieraus hervorzugehen, daß ſie an ein anderes Leben und an ein geiſtiges Weſen glauben, das die Macht hat, über die Elemente zu herrſchen. Die Leichenbegängniſſe, die ſie nach dem Abſterben ihrer Angehörigen oder ihrer Freunde feiern, erwecken für ihren Glauben, über den ſie ein hartnäkiges Schweigen beobachten, eher ein günſtiges Vorurtheil; ſie verbrennen ihre Leichen, und vergraben die, in Laub eingehüllte Aſche unter einen Hügel, auch ſchneiden ſie in die Bäume der Umgebung hieroglyphiſche Grabſchriften, mit einem Worte, ſie erweiſen den Todten die religiöſe Verehrung des Andenkens und des Bedauerns. Einige Gräber haben drei, in Halbzirkel gezogene Furchen.

Es iſt unmöglich, ſich von dem Aberglauben der Auſtralier einen Begriff zu machen; hier nur ein Beiſpiel: ein Eingeborener, der unter einem Felſen vor einem plötzlichen Sturm Schutz ſuchte, wurde durch ein Felſenſtück zerſchmettert, und da er in dieſem Augenblicke gepfiffen hatte, ſo ſchrieben ſeine Begleiter ſeinen Tod dieſem unzeitigen Pfeifen zu, und ſeit dieſer Zeit hat der Stamm nie mehr gepfiffen, wenn er ſich den Felſen näherte.

Nicht nur das Pflanzenreich im Auſtrallande hat eine charakteriſtiſche Phyſiognomie, ſondern auch das Thierreich trägt ſeinen eigenen Stempel. Die meiſten Gattungen der Säugethiere, die man daſelbſt vorgefunden hat, ſchließen ſich in ihren Formen keinem der übrigen Erdtheile an; bei den meiſten Landthieren, ſelbſt, wenn ſie fleiſchfreſſend ſind, trifft man jene charakteriſtiſche Tendenz zu dem Baue der Beutelthiere an, wovon Auſtralien zwar nicht alle, aber doch die meiſten Geſchlechter nährt. Man findet daſelbſt das eigentliche Beutelthier oder das Känguru, wovon man gegenwärtig bereits gegen acht Arten kennt; ferner das Wombat, ein kleines, in ſeinem Aeußern dem Bären gleichendes Thier, das jedoch nur die Größe eines Dachshundes hat; das Schweifthier (Daſyurus), das an die Stelle unſerer Marder tritt, und eben die Gefräßigkeit hat. Letzteres trifft man ziemlich häufig in der Umgegend von Port-Jakſon, wo es von Inſecten, Cadavern, Eier lebt, und in die Geflügelhöfe dringt, in denen es große Verheerungen

anrichtet. Man findet ferner daſelbſt das Schnabelthier, eines der ſonderbarſten Thiere der Schöpfung, bei welchem die Naturforſcher nicht gewußt haben, welcher Ordnung ſie es zureihen ſollen. Es iſt ungefähr 17″ lang, hat einige Aehnlichkeit mit der Fiſchotter, ein ziemlich glänzendes Haar, das auf dem Rücken ſchwarzbraun, und am Bauche gelblichgrau iſt, es hat einen kurzen, breiten, etwas nach oben gebogenen Schwanz, der mit borſtenartigen Haaren dicht beſetzt iſt. Seine kurzen Füße ſind mit fünf, durch eine Schwimmhaut verbundenen Zehen bewaffnet; Augen und Ohren unverhältnißmäßig klein, und aus dem Kopfe ragt ein Entenſchnabel hervor. Ich übergehe die übrigen, jedoch nicht zahlreichen Thiere, und wende mich zu den Vögeln, an welchen Neu-Süd-Wales reicher iſt, als vielleicht irgend eine Gegend der Welt, weßhalb ich auch nur die vorzüglichſten derſelben anführen werde.

Faſt alle Vögel ſind durch die Schönheit ihres Gefieders, durch die Eigenheit ihrer Geſtalt, oder durch ungewöhnliche Einzelnheiten merkwürdig. In den Ebenen von Bathurſt, ſah ich verſchiedene Raubvögel, einen großen Berg-Adler und einen Falken von ganz weißem Gefieder; ferner ſah ich lebendige Mushowl oder Eulen, die von New-Caſtle herkamen, und die mir neu ſchienen. Man findet ferner daſelbſt die prachtvolle Mänura, die das reichſte und ſchönſte Gefieder hat, und die auch die Lyra genannt wird, denn ihr Schweif hat einige Aehnlichkeit mit der Lyra Apolls. Nichts übertrifft jedoch den Ptiloris, dieſe Art Epimachen oder Strupphopfen, deſſen Gefieder wie Sammt und Gold erſcheint. Papagai-Arten findet man ſehr viele, und darunter einige von großer Schönheit: weiße Kakadus, mit gelber Haube, zweimal größer als der Molukiſche, einen ſchwarzen Kakadu, deſſen Schwanz unten mit ſchönen aurorafarbigen Streifen geſchmückt iſt, den grünen Papagai, mit ziegelrothem Kopfe und andere.

Auch Schlangen finden ſich in Menge, und ſowohl Land- als Seeſchlangen. Von Landſchlangen iſt beſonders die Diamantſchlange in den Umgegenden von Sidney häufig, und ihr Biß, ſowie der von mehren andern Arten, die man um dieſe Colonie gefunden hat, höchſt gefährlich. Auch findet ſich eine graue Schlange, aus dem Geſchlechte der Boa, die giftige Fangzähne hat. Die Waſſerſchlangen ſind theils unſchädlich, theils giftig. Eine der gemeinſten iſt Dampiers Meerſchlange mit dem rothen Kopfe.

Der nächſte Artikel führt uns auf die Inſel Neu-Ireland.

Die Ureinwohne-Racen von Nordamerika und ihre Verhältniſſe zu den europäiſchen Pflanzern.

Vierter Artikel.

Wir haben oben bemerkt, daß Brant kein unbedingter Anhänger der europäiſchen Civiliſation war. Wir geben hier, was er über dieſen Gegenſtand an einen ſeiner Freunde in England ſchrieb:

„Ihr fragt mich, ob, meiner Meinung nach, die Civiliſation zum Glücke des Menſchen beitrage. In der Antwort auf dieſe Frage läßt ſich bemerken, daß es verſchiedene Grade von Civiliſation gibt — von den Cannibalen bis zu den abgeſchliffenſten europäiſchen Nationen. Es handelt ſich alſo nicht darum, ob ein gewiſſer Grad von Civiliſation nicht zum Glücke erforderlich ſey, ſondern ob Ihr oder die Ureinwohner von Amerika es ſind, die die gewünſchte Mittellinie erreicht haben. Ich habe Urſache, anzunehmen, daß unſere Ideen in dieſem Punkte nicht

übereinſtimmen. Ihr werdet indeſſen zugeſtehen, daß ich in gewiſſer Hinſicht den Vortheil vor Euch habe, die Vergleichung machen zu können. Von indianiſchen Eltern geboren, habe ich meine Jugend unter den Menſchen zugebracht, die ihr Wilde zu nennen beliebt; ſpäter wurde ich unter die Weißen geſchickt, und in einer von Euren Schulen erzogen. Seitdem bin ich, über meine Verdienſte, mit der Bekanntſchaft einer großen Anzahl ausgezeichneter Perſonen in Europa und Amerika beehrt worden. Nach meiner langen Erfahrung und meinen Bemühungen, mich jedes Vorurtheils zu entſchlagen, muß ich mich zu Gunſten meiner Landsleute entſcheiden. Ich will es verſuchen, einige Gründe, die auf mein Urtheil Einfluß gehabt haben, zu ſammeln, und Euch vorzulegen. Bei den Regierungen, die Ihr civiliſirt nennt, wird das Glück des Volkes ſtets dem Glanze des Reiches geopfert. Daraus entſpringen Euere peinlichen und bürgerlichen Geſetzbücher, daraus Euere Kerker und Gefängniſſe. Ich werde mich nicht auf die eigenthümlichen Ideen einlaſſen, welche ich vom civiliſirten Leben habe, was Euch unangenehm ſeyn möchte, ich beſchränke mich darauf, zu bemerken, daß es bei uns keine Gefängniſſe gibt; wir kennen nicht das Gepränge, das Euere Gerichtshöfe umgibt; wir haben keine geſchriebenen Geſetze, aber darum ſind die Richter doch eben ſo geachtet bei uns, als bei Euch, und ihren Sprüchen iſt man nicht minder gehorſam."

„Das Eigenthum iſt zum mindeſten eben ſo gut geſchützt, und die Verbrechen werden mit eben ſo viel Unparteilichkeit beſtraft. Wir haben unter uns keine reichen Schurken, die das Geſetz nicht zu erreichen vermöchte. Freche Schlechtigkeit triumphirt nie über die ſchwache Unſchuld; die Güter der Wittwen und Waiſen werden nie durch geſchickte Betrüger verſchlungen. Mit einem Worte, der vom Geſetze beſchützte Diebſtahl iſt uns gänzlich unbekannt. Diejenigen, welche unter uns ſchöne Handlungen vollführen, wollen keine andere Belohnung, als die, welche das Bewußtſeyn verleiht, ihrem Lande einen Dienſt geleiſtet zu haben. Unſere Weiſen werden Väter genannt, und ſie verdienen dieſen Namen in der That. Sie ſind ſtets zugänglich, ich ſage nicht, den Letzten unter uns, denn wir haben keinen andern Rangesunterſchied, als den der Tugend und des Laſters."

„Bei Euch bilden die Palläſte und die Gefängniſſe einen beklagenswerthen Contraſt. In den Palläſten findet Ihr oft eine mißgeſtaltete Thonmaſſe, die ſich ein Anſehen von Erhabenheit gibt, welche nur dem

größten Geiste zukommt; in Eueren Gefängnissen... wie soll ich sie beschreiben? Tödtet Euere Gefangenen, wenn Ihr wollt; martert sie, wenn es seyn muß; aber ihre Qualen sollen nicht länger, als einen Tag dauern. Die Menschen, die Ihr Wilde nennt, kennen das Mitleid; unsere grausamsten Henker erschöpfen ihre Wuth in ein Paar Stunden. Es ist vielleicht nothwendig, daß unverbesserliche Verbrecher hingerichtet werden; aber ihre Strafe soll nichts Herabwürdigendes für die menschliche Natur haben, diesen Leuten sey wenigstens die Gelegenheit vergönnt, gewissermaßen durch den Muth, mit welchem sie den Tod empfangen, die Verbrechen auszugleichen, die sie während ihres Lebens verübt haben."

„Aber aus welchem Grunde sind viele von Eueren Gefangenen der Freiheit beraubt? Wegen Schulden! Und hiernach wagt Ihr noch zu behaupten, die indianischen Nationen seyen grausam. Für ein vernünftiges Geschöpf übertrifft die Freiheit das Eigenthum in demselben Maaße, in dem das Licht der Sonne das des kleinsten Sternes übertrifft. Und zu der ewigen Schande der Civilisation, stellt Ihr sie auf eine Rangstufe. Ich habe zur Zeit, da ich unter den Weißen lebte, die achtungswerthesten Menschen Schulden machen sehen, und ohne Zweifel in der festen Absicht, sie zu bezahlen. Beim Anfange des Vertrags hofft jeder, seinen Vortheil dabei zu finden. Der Schuldner ist durch eine Reihe unvermeidlicher Unglücksfälle außer Stands, zu bezahlen. Es liegt darin kein Verbrechen; ja nicht einmal ein Fehler; und dennoch räumen Euere Gesetze dem Gläubiger das Recht ein, seinen Schuldner in das Gefängniß zu werfen, und sein ganzes Leben darin zu halten — eine Strafe, die für einen Mann von Herz viel grausamer ist, als der Tod! Ich erkläre unumwunden, daß ich lieber durch die schauderhaftesten Martern sterben würde, die je auf unserem Festlande vorgekommen sind, als ein einziges Jahr in Euern Kerkern schmachten. O großer Geist des Weltalls! Und Ihr nennt Euch Christen! Die Religion Christi, den Ihr Euern Erlöser nennt, flößt sie Euch ein solches Verfahren ein? Nein, gewiß nicht. Es ist von ihm gesagt, er habe nie das geknickte Rohr zerbrochen. Hört auf, Euch Christen zu nennen, Ihr könntet vor der Welt Euere Heuchelei entschleiern! Hört auch auf, die andern Nationen als wilde zu behandeln, da ihr zehnmal mehr, als sie, Kinder der Grausamkeit seyd!"

Man beschäftigt sich seit einiger Zeit sehr viel mit der Emancipa-

tion der Frauen. Vielleicht werden die civiliſirten Nationen Europa's Beiſpiele bei den Ureinwohnern von Amerika ſuchen müſſen. Hier nehmen die Weiber durchaus keinen thätigen Antheil an der Regierung, aber ſie verſammeln ſich oft unter ſich, und erlauben ſich, Vorſtellungen zu machen, welche häufig Folge erhalten, und ſtets mit Zuvorkommenheit aufgenommen werden. Wie die meiſten indianiſchen Nationen, welche mit den Weißen in Berührung ſtehen, ſo ſind auch die Mohawks große Liebhaber von geiſtigen Getränken, und überlaſſen ſich dem zu Folge dem Laſter der Trunkenheit. Brant war während ſeines ganzen Lebens bemüht, ſie in dieſer Hinſicht zu beſſern. Am 22. Mai 1802 verſammelten ſich die Weiber im Rathe, und baten die Häuptlinge, dabei zu erſcheinen, wonach eines von ihnen das Wort nahm, und folgende Rede hielt:

„Oheime! Vor einiger Zeit haben die Weiber von dieſem Orte aus mit Euch geſprochen; aber Ihr gabt ihnen damals keine Antwort, weil Euch die Verſammlung nicht zahlreich genug erſchien. Nun hat ſich eine größere Anzahl von Weibern aus den Niederlanden verſammelt und berathen; mit Thränen in den Augen beklagen ſie gemeinſchaftlich die durch den Genuß geiſtiger Getränke herbeigeführten Unglücksfälle. Wir beſchwören Euch alle insgeſammt, bemüht zu ſeyn, dieſe Getränke aus unſerer Nähe auszuſchließen, und darüber zu wachen, daß keines an einem Orte verkauft werde, der näher liegt, als der Berg. Wir ſchmeicheln uns, daß dieß in Eurer Gewalt ſtehen wird, daß Ihr hienach Mitleid mit unſerer Angſt haben und nichts verſäumen werdet, dieß zu bewerkſtelligen.“

Aber dieß war nicht der einzige Grund ihrer Verſammlung. Es hatten ſich zwiſchen ihren Gatten große Zwiſtigkeit geäußert, die durch den Aufwiegler Rothjacke, vom Stamme der Senecas, angezettelt worden waren. Sobald die oben angeführte Rede beendigt war, nahm deßhalb ein anderes Weib das Wort und ſprach:

„Oheime! Die Spaltung, die ſich unter den Kriegern und Häuptlingen gezeigt hat, verurſacht uns viel Unruhe. Wir beſchwören Euch, ſowohl Häuptlinge als Krieger, alle Streitigkeiten zu begraben, damit wir unſern Rath mit gewohnter Freundſchaft und Ruhe halten können. Was uns betrifft, ſo ſind wir allerdings hauptſächlich die Urſache von dem geweſen, was unſere Verwandten vom anderen Geſchlechte gethan

haben; aber wir gaben diesen Gegenstand auf, und versprachen in der Zukunft ein ganz anderes Benehmen zu beobachten, so daß wir hoffen, nichts werde das Feuer der Uneinigkeit wieder entzünden können."

Nach Anhörung dieser Rede zogen sich die Häuptlinge einen Augenblick zurück, um unter sich zu berathschlagen; als sie wieder zu der Versammlung zurückgekehrt waren, antwortete Brant in folgenden Worten im Namen Aller:

„Nichten! Wir sind vollkommen von der Billigkeit Eueres Verlangens überzeugt; die Trunkenheit hat hier zahlreiche Unglücksfälle herbeigeführt, und ist überdieß eine große Veranlassung von Spaltungen gewesen, durch die Wirkungen, die sie auf die Reden des Menschen hervorgebracht hat. Wir versichern Euch nun, daß wir uns alle Mühe geben werden, Euere Wünsche zu erfüllen; aber dieß hängt einem großen Theil nach von der Colonial-Regierung ab, da die von Euch beantragte Entfernung innerhalb der Gränzen ihres Gebietes liegt. Wir können Euch deßhalb nicht bestimmt versprechen, daß Euer Verlangen genehmigt werden wird."

„Nichten! Was Euere Bitte betrifft, alle Zwistigkeiten zu begraben, so fügen wir uns derselben aus vollem Herzen, und wir danken Euch für die Weisheit, die Ihr durch Euere Vermittelung bewiesen habt. Es war stets unter unsern Voreltern üblich, daß die Frauen, durch ihre Mäßigung, die erbitterten Gemüther beschwichtigten. Seyd also versichert, daß wir Alles begraben werden, was bis jetzt Gehässiges hat geschehen können, daß wir gegen die Berichte, die uns zukommen möchten, auf der Hut seyn, und Sorge tragen werden, selbst nichts leichtsinnig zu sagen. Wir bedauern nur, daß die Krieger nicht gegenwärtig sind, um zur Wiederherstellung der Einigkeit und Freundschaft beizutragen."

Nicht minder Geschichtschreiber als Krieger, hat Brant die Denkmäler eines jetzt erloschenen Volkes erklärt; es bieten dieselben großes Interesse für die Alterthumsforscher, und sind in dem westlichen Theile des Staates New-York, im Staate Ohio, und besonders im Missisipi-Thale verbreitet. Diese grabhügelartigen Erhöhungen sind lange Zeit der Gegenstand der Untersuchungen von Gelehrten gewesen, aber ihr Ursprung und der Zweck, für den sie errichtet worden sind, gehören zu

den Geheimniſſen, welche ſelbſt die Zeit vielleicht nie erklären wird. Die Monumente dieſer Art, welche ſich in Europa finden, ſind offenbar Gräber; aber man hat Urſache anzunehmen, daß die in den vereinigten Staaten und in Mexico zu anderen Zwecken dienten. Man bemerkt vor Allen, daß ſie von größerem Maaßſtabe ſind, und ihre Form hat die Vermuthung erzeugt, daß ſie als Feſtungswerke für die ehemaligen Einwohner des Landes dienten. Während alle Nachforſchungen der Weißen, um den wahren Urſprung dieſer Erhöhungen zu entdecken, bis daher erfolglos geblieben ſind, mag es nicht ohne Intereſſe ſeyn, Brants, eines ſcharfſinnigen und mit den Sagen ſeines Volkes ſehr vertrauten Mannes, Meinung über dieſen Gegenſtand kennen zu lernen. Als ihn Herr Woodruff um dieſelbe befragte, antwortete er ihm, nach einer allgemein unter allen indianiſchen Nationen verbreiteten Sage wären vor mehren Jahrhunderten weiße Menſchen von einem weit entfernten Lande gekommen, und hätten, mit Einwilligung der Indianer Niederlaſſungen und Handelshäuſer an den Orten gegründet, wo ſich dieſe Erhöhungen befinden.

Mehre Jahre beſtanden freundſchaftliche Verbindungen unter ihnen; viele von den Weißen brachten ihre Weiber mit ſich, und hatten Kinder, während ſich ihre Anzahl jedes Jahr durch diejenigen vermehrte, welche von ihrem Lande zu ihnen kamen.

Dieſe Umſtände erregten endlich Eiferſucht bei den Indianern, welche in Folge der Anzahl, des Reichthums und der Entwürfe, die ſie bei den Ankömmlingen vermutheten, Furcht bekamen.

Es ward nur eine geheime Verſammlung, beſtehend aus den Häuptlingen aller der verſchiedenen Nationen vom St. Lorenz, bis zum Miſſiſſipi zuſammenberufen, und nach langen Verhandlungen war das Reſultat, daß während einer gewiſſen, hiefür bezeichneten Nacht alle Weißen, ihre Nachbarn, Männer, Weiber und Kinder ausgerottet werden ſollten.

Das tiefſte Geheimniß war unverläßlich für die Ausführung dieſes Vorhabens, und man bewahrte es ſo ſorgfältig, daß die Verſchwörung vollſtändigen Erfolg hatte. Es blieb keine Seele übrig, um die ſchauderhafte Geſchichte zu erzählen.

Der Capitän Brant wollte die Wahrheit dieſer Sage nicht verbürgen; aber er bemerkte, daß die Vaſen und Geräthſchaften, die man in dieſen Hügeln gefunden hatte, offenbar zeigten, daß das Volk, welches ſich derſelben bedient hatte, Franzoſen geweſen. Er fügte übrigens bei, er habe, vom Verlangen getrieben, ſich alle möglichen Notizen über dieſen Gegenſtand zu verſchaffen, während ſeiner Reiſe nach England, einen Ausflug nach Paris gemacht; aber Alles, was er habe erfahren können, ſey geweſen, daß man um das Jahr 1520 mehre Schiffe in Lorient für Nordamerika ausgerüſtet habe, welche mit Waaren befrachtet worden ſeyen, und Kaufleute und andere Abenteurer mit ihren Familien mit ſich geführt haben, um eine Colonie an dieſem Theile der Welt zu bilden; nie aber habe man mehr eine Kunde von dieſer Expedition erhalten.

Wenige Jahre vor ſeinem Tode ließ Brant ein bequemes, zwei Stockwerke hohes Haus auf einem Grunde bauen, der ihm vom König geſchenkt worden war, oben am Ontario-See und nördlich von dem flachen Ufer, das dieſen See von der ſogenannten Bucht von Burlington trennt. Die Lage iſt ſehr ſchön, das Haus beherrſcht die umliegende Gegend, den herrlichen See, und eine fruchtbare, maleriſche Landſchaft.

Hier endete er ſeine Laufbahn den 24. November 1807, in einem Alter von zwei und ſechzig Jahren, nach einer langen und ſchmerzhaften Krankheit, die er mit beiſpielloſer Geduld und Ergebung ertrug. Er ſtarb unter rein religiöſen Gefühlen.

Joſeph Brant Thayendanegen verheirathete ſich dreimal. Von ſeiner erſten Frau, Tochter eines Oneida-Häuptlings, hatte er zwei Kinder: einen Sohn, Iſaak, und eine Tochter, Chriſtiana. Dieſer Iſaak war für ſeinen Vater eine Quelle großen Kummers. Von unbezähmbarem Charakter und dem Laſter des Trunkes ergeben, hatte er mit kaltem Blute mehre Morde begangen. Obgleich ſich ſein Vater ſtets nur zärtlich gegen ihn bewieſen, drohte er doch wiederholt, ihn zu tödten.

Eines Tages warf er ſich, den Dolch in der Fauſt, auf ihn; der unglückliche Vater, genöthigt, ſich zu vertheidigen, brachte ſeinem Sohne eine Wunde bei, die durchaus nicht gefährlich war, aber

ſie wurde es durch den Zuſtand der Trunkenheit, in welchem ſich Iſaak befand, der den Verband abriß, den man an die Wunde legte. Dieſes Benehmen, verbunden mit den ſtarken Getränken, mit denen er ſich fortwährend berauſchte, entzündete ein Fieber, dem er unterlag. Trotz der vielen Entſchuldigungsgründe, die er vorbringen konnte, war Brant untröſtlich, und der Schmerz wich nicht einmal den officiellen Beileidsbezeigungen, die der Rath ſeiner Nation ihm in folgenden Worten entbieten zu müſſen glaubte:

„Bruder, wir haben Euern Fall vernommen und geprüft. Wir theilen Euere Gefühle. Ihr ſeyd eines geliebten Sohnes beraubt, aber dieſer Sohn hat ſeine Mörderhand gegen den beſten der Väter erhoben; ſein Tod iſt die Folge ſeines eigenen Verbrechens geweſen. Wir ſprechen Euch einſtimmig von jedem Vorwurf frei, und bieten Euch unſere aufrichtigen Mitleidsbezeigungen. Möge der große Geiſt Euch in Euerem Jammer tröſten.“

Die zweite Frau von Brant, eine Schweſter der erſten, ſchenkte ihm keine Kinder. Er hatte ſieben von der dritten, welche die älteſte Tochter des vornehmſten Häuptlings des Stammes der Schildkröte war, der den oberſten Rang in der Nation der Mohawks einnahm. Nach der Verfaſſung dieſes Volkes geht die Succeſſion ausſchließlich in der Linie der Frauen fort; bei dem Tode des Häuptlings wählt die älteſte von den Töchtern der königlichen Familie den neuen Häuptling unter ihren Söhnen oder Enkeln; im letzteren Fall aber muß der Enkel, den ſie wählt, der Sohn einer ihrer Töchter ſeyn.

Die Wittwe Brants befand ſich durch ſeinen Tod an der Spitze des irokeſiſchen Bundes, und ſie wählte zum Nachfolger ihres Gatten ihren vierten Sohn Johann, deſſen indianiſcher Name Ahyouwaighs war. —

In dem Kriege zwiſchen England und den Vereinigten Staaten, im Jahre **1812**, verrichtete der neue Häuptling, in einem Alter von kaum achtzehn Jahren, Wunder der Tapferkeit an der Spitze ſeines Stammes. Er ſtarb im Jahre **1836** an der Cholera.

Die jüngſte der Töchter von Thayendanegen, Eliſabeth, hatte einen Engländer, H. Kerr, einen Enkel von Sir William Johnſon und der Schweſter von Brant, geheirathet.

Bei dem Tode ihres Sohnes Ahyouwaighs ernannte die Mutter, zum zweiten Male mit der Wahl eines Häuptlings beauftragt, den noch im Kindesalter stehenden Sohn von Frau Kerr; aber ach! die einst so mächtige Nation, die er später zu regieren berufen ist, nimmt augenscheinlich ab, und wird vielleicht in wenigen Jahren nur im Gedächtniß der Menschen leben.

(Life of Brant.)

Die canarischen Inseln.

(Fortsetzung der Auszüge aus dem Werke: **Histoire naturelle des Iles Canaries par MM. Barker-Webb et Sabin-Berthelot.**)

V.

Die Mumie.

Die Eroberer der Canarien gründeten ihre Herrschaft auf die Vernichtung eines ganzen Volkes; die tapferen Guanches vertheidigten ihren Boden Schritt für Schritt, allein das Glück verrieth ihre Sache; sie wurden von Felsen zu Felsen verfolgt, und zuletzt auf unzugängliche Gebirgswände zusammengedrängt. Da zogen die meisten den Tod der Sclaverei vor, und stürzten sich von ihren letzten Verschanzungen herab, um auf dem Gestein sich zu zerschmettern. Dieß Volk verdiente ein anderes Schicksal, denn es war unerschrocken, ernst, tugendhaft, menschlich und arglos. Von diesen Tapferen sind nur noch wenige Mumien übrig, und zwar versteckt in Katakomben, die man nur zufällig auffindet, denn sie liegen in den steilsten Klippen, die man nur

mit Lebensgefahr ersteigen kann. In denjenigen Grotten, die man auffand, lagen die Mumien reihenweise über einander auf unverwesbarem Holze. Die sterblichen Reste der Fürstenfamilien befanden sich in Särgen von Holz des Erdbeerbaums, welche aufrecht in eingehauenen Nischen hingestellt wurden. Die Guanches balsamirten ihre Todten mit vieler Sorgfalt; der Körper wurde geleert und dann mehre Male mit einer duftenden und adstringirenden Flüssigkeit durchnäßt, wovon pulverisirter Bernstein, Fichtenharz und aromatische Kräutersäfte, die unbekannt sind, die Hauptbestandtheile bildeten. Vierzehn Tage lang wurde die Leiche getrocknet; während dieser Zeit hielten die Verwandten die Todtenfeier, und besangen die Tugenden des Verstorbenen. War die Mumie gänzlich ausgetrocknet, so wurde sie in Ziegenhäute genäht und in der Katakombe niedergelegt.

In Madrid kann man mehre Mumien dieser Art sehen. Die Züge sind fast gar nicht verändert; Haare, Bart, Augenbrauen, sogar die Wimpern sind durchaus nicht beschädigt. Viera gibt die Beschreibung einer Höhle, die man vor fünfzig Jahren entdeckte. Sie lag auf dem südlichen Abhang von Teneriffa, und enthielt mehr als tausend Leichen. „Der Anblick dieser Hekatomben," sagt jener Geschichtschreiber seines Vaterlandes, „bot nichts Unangenehmes. Ich wurde von Bewunderung ergriffen, und berührte nur mit dem Gefühle der tiefsten Achtung diese Reliquien eines Volkes, welches das Mitleid aller Spanier im höchsten Grade verdient.

Unglücklicher Weise hegen die jetzigen Isleños nicht immer dieselbe Verehrung für die armen Guanches, welche von ihren Vorfahren so grausam mißhandelt wurden. Kurz vor meiner Ankunft hatte man eine neue Grotte aufgefunden, allein unwissende Schäfer hatten Alles zerstört; sie warfen die Leichen in eine tiefe Gebirgsschlucht und brauchten die Ziegenfelle zu Schuhen und Säcken. Der spanische Major Meglio-rini begab sich sogleich von Laguna aus an Ort und Stelle, suchte unter den zerschmetterten Gliedern, und brachte somit mehre ziemlich unversehrte zusammen, womit er einen Guanche sich zusammensetzen ließ, ein Exemplar, welches vielleicht aus den Gliedern von Individuen besteht, die fünf oder zehn Generationen von einander entfernt waren. Die Mumie nimmt sich dennoch sehr gut aus. Wer es nicht weiß, wird es schwerlich merken.

Die Guanches wählten sich zu ihren Todtengrotten stets die unzugänglichsten Felsen. Der Eingang wurde sorgfältig verschlossen, um die Leichen vor späterer Entweihung zu schützen. Seitdem die Spanier die Insel eroberten, haben Erdbeben, Erdfälle, künstliche Veränderun-

gen des Bodens die Hindernisse noch vermehrt; den Guanches waren sie aber wahrscheinlich stets zugänglich, denn diese durchirrten ihre Berge mit den kühnsten Sprüngen; sie ließen sich Felswände hinabgleiten, indem sie sich mit ihrer Lanze die erwünschte Richtung gaben, und die Heftigkeit des Falles verminderten.

Auch die jetzigen Islenos haben diese Kühnheit ererbt; oft war ich erstaunt, wenn ich sie die steilsten Felswände hinabgleiten sah. Die geringste Unebenheit, die kleinste Hervorragung wurde mit einer Erfahrung benützt, von der vielleicht ein Tyroler Gemsjäger kaum einen Begriff hat. Einer besonders, Manuel el Ossellero, war mir besonders auffallend. Er sammelte in den Felsritzen jenes kostbare Insekt, welches den Scharlach liefert (Kermes). Die Gefahren, denen sich alle seine Gefährten aussetzen, sind ohne Gleichen; ein Strick und eine Balancierstange sind ihr ganzer Apparat; lassen sie sich an einer Felswand hinunter, so stülpen sie nicht einmal ihre Füße in eine Schlinge, mit ihrer Stange halten sie sich in fortwährendem Voltigiren.

Manuel war der Kühnste unter Allen, so daß sie ihm den Namen Andorina (Schwalbe) gaben. Dieser nun versprach mir, auf jeden Fall einen Guanche aufzufinden. Eine Jagdflinte und zehn Piaster waren die Belohnung.

Drei Monate lang hatte ich Manuel aus dem Gesichte verloren, als er endlich voll Freude mit der Nachricht kam, er habe eine bisher unbekannte Grotte aufgefunden, und deren Mumien von Weitem gesehen. Auch ich wurde entzückt. Endlich sollte ich Guanches sehen! Allerdings todte, aber ich hoffte doch ein gleiches Glück wie Viera. Manuel hatte zwar aus Aberglauben nicht gewagt, in die Höhle hineinzugehen, aber doch von Weitem die Todtenfelle gesehen. Somit beschlossen wir, am nächsten Morgen bei Tagesanbruch Santa Cruz zu verlassen.

Wir nahmen noch einen Gefährten Manuel's mit. Ich mußte Manuel über eine Felswand folgen, die ich für unübersteiglich gehalten hätte, wenn mir ein so geschickter Führer nicht vorangegangen wäre. Endlich hielt Manuel auf einer Steinfläche, am Fuße eines andern Felsens, mit den Worten: „Sieht Euer Gnaden den schwarzen Punkt dort oben?"

„Ich glaube, es ist das Nest eines Geiers."

„Nein, es ist die Grotte mit den Guanches."

Sie war zweihundert Fuß über dem Platze erhaben, wo wir standen, und lag an der Spitze eines Basaltfelsens. Wir mußten denselben zuerst umgehen, bis wir einen schrägeren Abhang fanden, der auch

schwer genug zu ersteigen war; als ich aber oben stand, konnte ich nur mit Schauder in die Tiefe blicken. Ich zog es vor, einen langen Strick um den hervorspringenden Theil eines Felsens befestigen zu lassen, denn es schien mir weniger gefährlich, mich an demselben hinunterzulassen, als wieder hinabzusteigen.

Endlich kamen wir an die Grotte. Manuel ging zuerst hinein; ich folgte jeder Bewegung mit den Augen. Vor der Höhle angekommen, gab er sich mit seinem Stocke einen Schwung und faßte sogleich festen Fuß. Ich that dasselbe. Als ehemaliger Marineoffizier war ich in dergleichen Bewegungen nicht unerfahren. Die beiden alten Orsellerос (Sammler des Kermes) stiegen hinein, nachdem sie zuvor den Eingang der Grotte von Steinen und Gesträuch gereinigt hatten. Das Innere derselben betrug zehn Fuß Breite und fünfzehn Fuß Tiefe; die Höhe war aber so unbedeutend, daß man kaum aufrecht stehen konnte. Eine braune, dürre Erde, mit den Resten der Ziegenfelle und mit Menschenknochen untermischt, bedeckte den Boden. Es war offenbar, daß diese Erdschicht aus den verwitterten Mumien bestand, deren Verwesung durch Feuchtigkeit befördert war. Beinahe glaubte ich meine Hoffnung gänzlich getäuscht, bereitete mich aber dennoch, den Ort näher zu erforschen. Manuel hatte eine Nische entdeckt, worin zwei irdene Gefäße standen, die ohne Zweifel Käse und Milch enthalten hatten, denn dieses stellten die Guanches vor ihre Mumien hin. Ich fand einen Hirtenstab, der mit ziemlicher Kunst gearbeitet war. Somit faßte ich wieder Hoffnung. Noch ein Winkel war zu untersuchen. Die beiden Isleños zünden eine Fackel an und gehen mit einem gewissen Mißtrauen weiter; die Furcht ist deutlich auf ihrem Antlitz zu erblicken; sie zittern. Nach einigen Schritten bleiben sie stehen, murmeln leise und mögen nicht weiter gehen. Ein Guanche hatte ihren Schrecken verursacht, ein armer Guanche, der vielleicht schon zweitausend Jahre todt war. Ich lief sogleich hinzu und zog die Mumie von der hölzernen und wurmstichigen Unterlage herab. Wir trugen sie hinaus, um sie bei hellem Tage zu beschauen. Meine Leute betrachteten sie nur von Weitem und gleichsam betäubt. Sie war in drei Ziegenfelle eingenäht, welche dicke Riemen mit einander verbanden. Der Kopf war mit einer Kapuze bedeckt, die Brust wohl erhalten, aber Arme und Beine fehlten. Wir ließen unseren Fund vor dem Eingang und gingen wieder hinein, um mit der Arbeit des Nachsuchens fortzufahren. „Unter dieser Erdlage können noch Mumien liegen. Wohlan meine Freunde, helft mir den Schutt fortschaffen.“ Manuel ging sogleich an die Arbeit, mit einem Spaten, den er mitgenommen. Zuerst stießen wir nur auf

Felle und auf Bretter; aber plötzlich fuhren beide erschrocken zurück; sie stießen auf einen Schädel. Jetzt war meine Ueberredung vergeblich. Sie flehten mich an, die Leichen liegen zu lassen; umsonst war alle meine Ermuthigung; die Vorurtheile waren stärker, und zuletzt erklärten beide, mich im Stich zu lassen, wenn ich bei meinem Vorsatze beharrte. Dieß kam mir natürlich zur ungelegenen Zeit; ich sah ohnedieß, daß Zeit und Feuchtigkeit das Meiste zerstört hatten. Nun war mir auch die Hilfe meiner Leute nothwendig, um die gefundene Mumie fortzubringen. Mit jedem Augenblick ward meine Verlegenheit größer.

Wir konnten die Mumie mit dem Strick nicht herablassen, denn wir mußten uns im Herabgleiten mit Stäben eine Richtung geben, um bald diesen, bald jenen Felsenvorsprung zu vermeiden. Einer mußte sie sich auf den Rücken laden; ich konnte es nicht, als unerfahren in dem gefährlichen Herablassen; meine Leute also loosten, und Manuel's Gefährte, der alte Lorenzo, mußte sich seinem Unglück unterwerfen. Ich band ihm die Mumie auf den Rücken mit Bindfaden, in so künstlichen Schlingungen, daß er sich ohne meine Hilfe nicht frei machen konnte. Hierauf ergriff der Orsellero den Strick und ließ sich herabgleiten. Manuel und ich schickten uns an, ihm zu folgen.

Ich muß gestehen, daß ich meinen Gleichmuth nicht bewahren konnte, als ich mit der Schnelligkeit eines Vogels den Abgrund von zweihundert Fuß hinabfuhr. Sollte ich es noch einmal versuchen, so würde ich mich sicherlich bedenken. Unten angekommen, suchten wir die Mumie loszubinden. Dem armen Guanche war beim Hinabgleiten der Hals verrenkt; sobald sich Lorenzo bewegte, schlug ihm der wackelnde Kopf der Mumie auf die Schulter, und machte ihn zum Märtyrer. Als er endlich von der Last befreit war, sprach er ein ausdrucksvolles Ave Maria! Manuel lachte über die Furcht seines Gefährten, und machte mir viele Complimente über das, was er meine Valenza (Tapferkeit) nannte. Er war über unsern Erfolg entzückt; jedoch mochten die Jagdflinte und die zehn Piaster den größten Antheil an seiner Freude haben. Uebrigens hatte er sie mit vollem Rechte verdient, und ich gab ihm noch mehr. Aber leider war die Mumie, die ich mit so vieler Anstrengung mir erwarb, verstümmelt, und ich hatte nicht, wie der Major Megliorini, andere Glieder, um die fehlenden zu ersetzen. Somit trat ich sie Manuel ab, denn ich hoffte, mir eine bessere verschaffen zu können. Manuel verkaufte sie an einen Fremden, der in den Hafen von Orotava kam, und leichter als ich zu befriedigen war. Aber alle meine Bemühungen blieben vergeblich. Ich mußte

Teneriffa mit dem Bedauren verlassen, daß ich meinen Fund etwas unbedachtsam abgetreten hatte.

Seit diesem meinem Abentheuer waren fünf Jahre verflossen. Ich hatte die Küste Algiers bereist, als Frankreichs Banner dort aufgepflanzt wurde. Meine Reisen in's Mittelmeer hatten mich nach Italien geführt, und von dort kehrte ich über Genf nach meinem Vaterlande zurück. Als ich mich einige Tage dort aufhielt, besah ich das Naturalien-Cabinet. Unter den dortigen Merkwürdigkeiten zeigte man mir eine canarische Mumie. — Welch' sonderbarer Zufall! Ich erkannte sogleich meinen Guanche ohne Arme und ohne Beine, mit seinem verrenkten Halse! — Der Fremde, der ihn von Manuel gekauft hatte, war ein Schweizer, und hatte dem Naturalien-Cabinet in Genf ein Geschenk damit gemacht. Der berühmte Botaniker Decandolle sagte mir dieß, als ich ihn auf seinem schönen Landgut am Genfer See besuchte, nachdem ich ihm die „Geschichte der reisenden Mumie" erzählt hatte. Es ist dieselbe, die ich hier beschrieb.

Der Orkan.

Wer sollte nicht die guten Islenos über ihr herrliches Land beneiden, aber leider trifft sie das Unglück eben so wie andere Gegenden, wenn auch selten. Die furchtbaren Verheerungen von Lancerote durch vulkanische Kräfte habe ich bereits berichtet; diese wüthen auch noch in Teneriffa, obgleich seltener. Während meines Aufenthaltes erlitt aber die Insel ein furchtbares Unglück durch einen Orkan.

Am 7. November 1826 mußte ich mich wegen meines Geschäftes von Laguna nach Santa Cruz begeben. Der Doctor Savinon rieth mir, so schnell als möglich abzureisen, denn sein Barometer sey seit

dem Morgen in immerwährender Bewegung. — Ich folgte dem Rathe; als ich Laguna verlies, blies der Wind aus Südwest, plötzlich sprang er nach Süden um, dann nach Osten, aber immer nur stoßweise. Die Sonne verdunkelte sich, Wolken stiegen schnell am Zenith empor, Dunst zog von Westen nach Osten, der Pic von Teyde ward von schwarzem Nebel umhüllt. Kaum konnte ich athmen, meine Nerven geriethen in Aufregung. Ich erkannte ein Phänomen, dessen Zeuge ich in Amerika gewesen war. Es war der Orkan der Antillen, der dießmal eine Gegend verheerte, welche sonst vor ihm geschützt ist. Ich eilte, denn noch war der Orkan nicht ausgebrochen. Blitze zerrissen noch nicht die Wolken, und die Luftströme waren noch nicht so heftig, daß sie Alles niederrissen.

Als ich in Santa Cruz anlangte, war das Meer schon in heftiger Wuth, und der Hafendamm, worauf ich stand, erzitterte bei jedem Wellenschlage. Dann begann ein furchtbarer Kampf des Regens und Windes, der unaufhörlich bis zum nächsten Morgen anhielt. Der Sturm ward schrecklich; das Meer ward bis zum Grunde aufgewühlt, um auf das Ufer anzudringen; der Orkan verheerte die Insel. Zwei große Schiffe zerrissen ihre Ankertaue und wurden auf den Strand geworfen, ein drittes zerschmetterte an den Felsen und ging gänzlich verloren. Ich stand mit Lootsen und Matrosen bereit, den Verunglückten zu helfen. Wir klammerten uns an die Brüstung des Hafendammes, denn der Wind, der Felsenstücke fortschleuderte, konnte uns in die Fluth hinabreißen. Der Rumpf eines Mastes fiel drei Fuß vor mir nieder; ein Mensch war darangeklammert. Er war der einzige, der sich aus einem amerikanischen Schiffe rettete.

Der Tag brach an; die Rhede war leer von Schiffen; Regen und Sturm hörten nicht auf. Die Gebirgsschluchten, welche Santa Cruz umgeben, rollten Ströme mit einer Menge Trümmer hinab. Ungeheure Baumstämme wurden von ihnen fortgestürzt, und rissen alles, was ihnen in den Weg kam, nieder. Die Bastion San Miguel, welche am Ausgang einer dieser Schluchten lag, stürzte mit den Kanonen in's Meer.

Jeden Augenblick verbreiteten sich bestürzende Nachrichten über das Innere. Es hieß, der District Orotava sey furchtbar verheert, und die Bevölkerung gelichtet. Dort hatte ich theure Freunde, besonders Einen, und sein Schicksal war mir unbekannt. Meine Wohnung konnte vernichtet seyn. Ich zitterte für meine Sammlungen, meine Bücher, meine Manuscripte. Endlich, nach zwei Tagen, wurden die Wege wieder gangbar, und ich erhielt von meinem Freunde einen Brief.

Mein Eigenthum war nicht sehr beschädigt, aber die Bevölkerung von Orotava hatte furchtbare Verluste erlitten.

„Ich kann," schrieb mein Freund, „das Brausen der von den Bergen herabrollenden Fluthen, den Sturz der Felsen, das Leuchten der Blitze nicht beschreiben. Kein Isleno, der gegenwärtig lebt, hat etwas Aehnliches gesehen. Die Blitze zeigten die schrecklichste Verwüstung. Am nächsten Morgen wüthete der Sturm immer weiter. Ich wagte mich in die Stadt, besorgt über das Schicksal meiner Freunde. Welch' ein furchtbarer Anblick! Schrecken sah man auf jeder Stirn. Man wagte sich nicht zu fragen, denn in jeder Antwort erfuhr man ein neues Unglück. Am östlichen Theile der Stadt stürzten heftige Fluthen hinab. Große Breschen in den Häuserreihen bezeichneten die eingerissenen Gebäude. Im Quartier Calvario sah man überall Leichen und Verwundete, arme Waisen in Verzweiflung, deren Aeltern getödtet waren. Alle Vegetation war verschwunden. — Gestern begab ich mich in die Schlucht, wo wir so oft botanisirten. Der schöne Weiler, wo wir ausruhten, ist verschwunden. Kaum konnte ich seine Stelle erkennen; kein Grün, keine malerischen Felsen. Der ganze Boden ist verändert. Der gute Greis, der uns aufnahm, ist mit seiner Familie todt."

„Die Wirkungen des Orkans waren furchtbar; **232** Menschen und **936** Thiere wurden getödtet; von **307** Häusern und **4** Festungswerken blieb keine Spur; **114** Häuser wurden beschädigt und **5** Schiffe gingen zu Grunde."

Am nächsten Tage, als ich den Brief erhalten hatte, begab ich mich in das Innere der Insel, um die Wirkungen des Orkans selbst zu sehen. In Laguna war der alte See wieder entstanden. Man sah Baumtrümmer auf dem Felde. Das Schloß Candelaria war zerstört; die Capelle der Schutzpatronin der Canarien, der Virgen Candelaria, war vom Strome fortgerissen, und ungeheure Schätze mit derselben waren vernichtet. Ein Artilleriesergeant, der auf dem Schlosse Wache hielt, war mit seiner Familie umgekommen; er hatte vergebens „die Glocke des Erbarmens" geläutet. Keiner konnte ihm zu Hilfe kommen.

In Orotava war die Verwüstung noch bedeutender. Mehre Gärten waren verschüttet, unter andern eine ganze Schlucht. Von einer Vorstadt war kein Haus übrig geblieben.

Ehre der englischen Nation! Kaum wurde die Nachricht in London bekannt, so eröffneten mehre Kaufleute der City eine Subscription für die armen Islenos. Die Times und das Morningchronicle, die beiden Zeitungen, welche den meisten Einfluß auf die öffentliche Meinung

ausüben, regten die Großmuth der Briten an. Ein Brief des Herrn Mac-Gregor, britiſcher Conſul auf den Canarien, bewirkte allgemeines Mitleid. In kurzer Zeit kamen ſechstauſend Pfund zuſammen, eine für jene armen Inſeln ungeheure Summe. Das arme Spanien konnte nichts thun. Wie oft habe ich auch rührende Beweiſe der Dankbarkeit bei den armen Isleños geſehen, welche ſicherlich dieſe großmüthige Unterſtützung nicht ſo bald vergeſſen werden. Auch waren zwei engliſche Kaufleute, die Herren Little und Bruce, die Erſten, welche den Unglücklichen auf der Inſel ſelbſt zu Hilfe kamen. Um aber Alles zu ſagen, Großmuth war keine Eigenſchaft des Mannes, deſſen Pflicht gebot, den Unglücklichen zuerſt zu Hilfe zu kommen. Der Adel der Inſel, welcher ſelbſt alle Mittel aufbot, das Unglück zu erleichtern, wandte ſich an den Biſchof von Teneriffa. Dieſer gab zur Antwort, er habe öffentliche Gebete verordnet! — Nach einigen Wochen ſchien er ſich anders zu beſinnen, und ließ zweihundert Fanega's Waizen austheilen. Allein dieß kam zu ſpät; der Eindruck der erſten Weigerung blieb überwiegend.

Feuilleton.

Vermiſchtes.

Criminalgeſchichten in Algier.

I.

Die Berührungen der urſprünglichen Bewohner Algiers mit den Franzoſen, die Art, wie die Eroberer in den ihrer Herrſchaft erſt kurze Zeit unterworfenen Landſchaften die Gerechtigkeitspflege üben, bietet manches Intereſſante, und in ethnographiſcher Beziehung Merkwürdige dar. In einem der letzten Hefte des Atlas theilten wir unſern Leſern die Verurtheilung einer Kindsmörderin mit, welche das franzöſiſche Tribunal ausſprach, jetzt enthält ein franzöſiſches Blatt wiederum Berichte von zwei Verbrechen, die in der Regentſchaft Algier, von merkwürdigen Umſtänden begleitet, vorfielen.

Coſtes, Soldat beim franzöſiſchen Fuhrweſen, hatte ſeinen Abſchied und die Erlaubniß erhalten, in Afrika bleiben, und in Conſtantine das Gewerbe eines Bäckers treiben zu dürfen, und machte ſich dahin auf den Weg, begleitet von ſeinem Freunde Bernege, der ſich nach ſeiner Garniſon Medjez Amar begeben wollte.

Gewohnt, immer den Regimentern die Maulthiere nachzuführen, wollten ſie jetzt auch einmal verſuchen, wie ſich eine Reiſe machen ließe, wo ſie als große Herren ſich arabiſche Maulthiertreiber mietheten, und ſie kamen mit zwei Eingeborenen überein, die mit ihren Thieren den Rückweg nach Conſtantine antraten; dieſe ſollten ſie und ihre Effecten tragen. Coſtes führte eine doppelläufige, aber ungeladene Flinte mit ſich, Bernege hatte

ſein Dienſtgewehr, das man ihn vielleicht nie gehörig hatte führen lehren, mit dem Bajonnette dem einen Maulthiere mit aufgeladen.

Zwei Lieus von Drean war der Weg ſehr ſchmutzig, die beiden Araber theilten ſich links hart am Rande deſſelben, und die beiden Franzoſen verfolgten einen Fußſteig rechts, der in einer kleinen Biegung wieder auf den Hauptweg führte. Während dieſer kurzen Trennung ſchmiedeten die beiden Conſtantiner den Plan, ſich ihrer beiden Reiſegefährten zu entledigen, und ſich ihrer Habe und Waffen zu bemächtigen. Sie warfen deßhalb abſichtlich dem einen Maulthiere ſeine Ladung ab, und riefen dann die beiden Franzoſen mit der Bitte herbei, ſie möchten ihnen helfen. Die Soldaten waten ohne Weiteres durch den Moraſt der Straße zu ihnen her, und bücken ſich, um das ſchwere Gepäcke wieder aufladen zu helfen. Die Araber machen ſich das zu Nutzen, und faſſen ſie von hinten, Muhammed Ben Abdalla verſucht, Coſtes zu erwürgen, während ſein Gefährte Muhammed Ben Farady Bernege's Seitengewehr, ſeinen ſogenannten **sabre poignard**, (ein ziemlich langes und breites Meſſer, in der Art unſerer Hirſchfänger) zieht, und ihm damit mehre Stiche beibringt. Coſtes ſtürzt zu Boden, aber er rafft ſich wieder auf, und wirft ſich auf ſeinen Gegner, wäre auch mit ihm fertig geworden, wenn nicht Ben Farady, der den unglücklichen Bernege mit zehn Stiche getödtet hatte, Abdalla zu Hilfe gekommen wäre. Als Coſtes ihn, das blutige Meſſer in der Hand, auf ſich eindringen ſieht, verzichtet er, ohne Waffen den beiden Mördern gegenüber, auf längere Gegenwehr, und ſucht ſein Heil in der Flucht. Die Araber verfolgen ihn, aber die Todesangſt leiht ihm Flügel, und er gelangt glücklich in das Lager von Drean, wo ihn die Wache, die ihn mit Blut bedeckt ſieht, für einen Miſſethäter hält, und ſogleich verhaftet.

Mittlerweile war mit Anbruch der Nacht eine Patrouille der Spahis, die im Dienſte Frankreichs ſtehen, in die Ebene hinabgeritten. Ihr Führer ſchöpft Verdacht, als er zwei Araber mit beladenen Maulthieren, von denen eines franzöſiſche Mantelſäcke trägt, des Weges kommen ſieht, er gibt ſich für einen Krieger eines den Franzoſen feindlich geſinnten Stammes aus, und erzählt, er ſey in die Ebene hinabgeritten, um eine günſtige Gelegenheit zu erſpähen, die Chriſten zu überfallen. „Wir haben ſchon das Unſerige gethan," vertraute ihm der eine Araber, „wir haben eben einen Franzoſen erſchlagen; es waren ihrer zwei, aber der eine iſt uns davon gelaufen, doch kann er nicht weit gekommen ſeyn, Du biſt zu Pferde, reite etwas ſchneller, und ſuche ihn auf. Der Führer der Patrouille gibt alsbald ſeinen Spahis ein Signal, herbeizueilen und bemächtigt ſich ſelbſt des einen Arabers, der andere aber nimmt, mit Zurücklaſſung ſeiner Maulthiere, eiligſt die Flucht.

Die Spahis führen Ben Abdalla unverzüglich nach Bona vor den General Guingret, der dort commandirt. Coſtes wird von Drean herbeigerufen, und erkennt ſogleich in Abdalla den einen Mörder. Die Unterſuchung iſt bald geſchloſſen, und ein zuſammenberufenes Kriegsgericht verurtheilt Muhammed Ben Abdalla zur Todesſtrafe.

In den Verhören war es merkwürdig, daß Abdalla den Spahis, die ihn verhaftet hatten, Vorwürfe machte, und ſie daran erinnerte, ſie ſeyen gleich ihm Muſelmänner, und thäten ſchlecht daran, wider ihren Bruder zu zeugen. „Das iſt einerlei, antworteten die Spahis", wir

haben auf den Koran vor dem Muphti geſchworen, die Wahrheit zu ſagen, und wir wollen unſern Schwur halten; Du biſt einer der beiden Mörder des franzöſiſchen Soldaten. Es iſt wahr, wir ſind Muſelmänner, aber wir dienen den Franzoſen, und wir dürfen ſie nicht verrathen." Dieſes Zeugniß von Muſelmännern gegen einen ihrer Glaubensgenoſſen, der einen Chriſten gemordet hat, iſt ſchon ein bedeutender Fortſchritt. In den erſten Jahren, nach der Eroberung von Algier, war ein Mord, an einem Franzoſen begangen, in den Augen aller Araber, eher ein verdienſtliches Werk als eine Miſſethat.

Die Hinrichtung Muhammed Ben Abdallas fand am 26. Februar zu Bona ſtatt. Am Abend vorher ward folgender Tagsbefehl erlaſſen:

„Der Araber Muhammed Ben Abdalla, von dem permanenten Kriegsgericht der Mitſchuld an der Ermordung des Soldaten Bernege überführt und zum Tode verurtheilt, wird, Morgen Mittags zwölf Uhr, auf dem Marktplatze enthauptet werden."

„Der Herr Oberſt, der als Platzcommandant funktionirt, und der Herr Capitaine-Rapporteur am genannten Gericht ſind beauftragt, das Urtheil des Gerichtes in Vollziehung bringen zu laſſen."

So rächte die Juſtiz den Tod eines unſrer jungen Soldaten, der nicht das Opfer ſeiner Argloſigkeit hätte werden können, wenn die beiden Mörder, die ſeine Hilfe in Anſpruch nahmen, nicht bemerkt hätten, daß Bernege ſo unvernünftig geweſen war, die zu ſeiner Vertheidigung beſtimmten Waffen mit auf ein Maulthier laden zu laſſen.

Schnelle und furchtbare Strafe wartet eines jeden in der Provinz Bona, der ſich verleiten läßt, Straßenraub zu treiben.

Vier Pelotons Infanterie und zwei Cavallerieabtheilungen, darunter eine aus eingeborenen Reitern beſtehend, waren commandirt worden, bei der Hinrichtung zugegen zu ſeyn. Fünfundzwanzig Voltigeurs, und ein Trupp Gendarmen holten den Verurtheilten aus dem Militärgefängniſſe ab; ein arabiſcher Ausrufer ging vor ihm her, und rief mit lauter Stimme: „Da geht Muhammed Ben Abdalla, zum Tod verurtheilt, weil er Theil an der Ermordung eines franzöſiſchen Soldaten nahm, der von ihm vertrauensvoll ein Maulthier gemiethet hatte. So erfüllt ſich die göttliche Gerechtigkeit *)."

Der Markt, auf dem die Hinrichtung vor ſich ging, liegt in der Redoute Damremont. Alle Bruſtwehren waren von Arabern und Kabylen bedeckt. Der Verbrecher kniete nieder, das Urtheil wurde ihm noch ein Mal von dem Greffier des Kriegsgerichts vorgeleſen, und von Haſſan-Ben Muhammed dem Dolmetſcher überſetzt. Nachdem das Urtheil ausgeſprochen iſt, ſchwingt der Chaouch auf das gegebene Zeichen ſeinen Yatagan, und des Abdallas Haupt fliegt zu Boden.

Merkwürdig und in hohem Grade unſern Sitten widerſtrebend iſt es, daß mehre Muſelmänner es ſich als Ehre erbeten haben, den Schuldigen enthaupten zu dürfen.

II.

Ein franzöſiſcher Dolmetſcher, dem Commandanten des Lagers von Kara

*) Vier Chaouchs gingen zu Seiten des Verurtheilten, der ſtandhaft einherſchritt, und beſtändig betete, und halblaut wiederholte: Gott iſt groß.

Muſtapha beigegeben, erzählt folgenden Vorfall, der ſich in der Umgegend desſelben, vor einigen Wochen ereignete.

Ich ſaß um ſechs Uhr Abends in einer Art von Hütte, die als mauriſches Caffeehaus diente, als ein Beduine mit ſchneeweißem Barte beſtürzt und eilfertig eintrat, und durch eine lebhafte und ausdrucksvolle Gebärde einen ſeiner Landsleute aufforderte, ihm zu folgen. Einige Minuten ſpäter ließ der Commandant des Lagers mich rufen, und ich fand die beiden Araber in höchſter Aufregung bei ihm. Sobald der ältere von ihnen mich eintreten ſah, ſchrie er: „zu Hilfe, zu Hilfe, mein Schwiegerſohn hat eben meine Tochter erſchlagen.“ Ich erhielt Befehl dem Araber zu folgen, und begab mich mit einem Wundarzt, einem Sergeanten und ſechs Soldaten an den Ort, wo das Verbrechen vorgefallen war. Der Mörder war nicht entflohen; ohne ein Wort zu reden, ließ er ſich von den Soldaten verhaften und binden.

Auf der Erde lag, umgeben von Frauen, die laut weinten und wehklagten, in heftigen Krämpfen, eine junge Araberin von höchſtens ſiebenzehn Jahren. Sie war ungewöhnlich ſchön, obgleich von ſehr dunklem Teint; ihr Wuchs war fein und zierlich, und in den Augenblicken, wo ſie der Schmerz nicht ſo ſehr quälte, wandte ſie ihre glänzend ſchwarzen Augen auf uns. Die Frauen, die einen Kreis um ſie geſchloſſen hatten, dachten nicht daran, das Blut der Verwundeten zu ſtillen, und ihre klaffenden Wunden zu verbinden, ſie ſangen, indem ſie ſich ſeltſam hin und her bewegten, und ſich die Haare unaufhörlich rauften, eine Strophe, deren Sinn ungefähr lautet: „Ach Halema, (dieſer Name bedeutet im Arabiſchen, Wohlthätigkeit)“, ach unſer Kind, du ſtirbſt, deine Seele ſchwebt noch auf deinen Lippen, ſie wird forteilen, und du läſſeſt deine Eltern auf dem harten Steine der Verzweiflung ſitzen. Wir flehen dich an o Gott der Gläubigen, daß der Mörder geſtraft werde.“

Und während die Frauen ſo ſangen, zerfleiſchten ſie ihre Wangen mit den Nägeln. Ich war Zeuge eines zumal ſchrecklichen und rührenden Schauſpieles: ein junges, ſchönes Weib, deſſen rabenſchwarzes Haar auf den blutgetränkten Boden herabfiel, und deſſen Schmerzſeufzer das ärmliche Gemach erfüllten, rings um ſie her ihre Nachbarinnen, die den ganzen Luxus einer arabiſchen Todtenklage an ſie verſchwendeten.

Der Wundarzt unterſuchte die ſtattgefundenen Verletzungen, ſie waren nicht ſehr gefährlich. Ein Hieb mit dem Yatagan war nach ihrem Haupte geführt worden, aber nicht tief eingedrungen, einige andere Wunden waren nur unbedeutend, der Chirurg verband die Leidende, und wehrte den Frauen ringsum ferneres Singen.

Der Horen, in dem die Verwundete lag, war ein Gourbi (eine Hütte), ſehr ärmlicher Art, in der wir nichts als einen abgenutzten Strohſack ſahen, und die Leidende nur mit einem groben Stück Leinwand bedecken konnten. Ihr Vater bot uns zwei friſche Eier an, die wir ausſchlugen. „Allah, rief er verwundert aus, ſolche Männer behandeln wir als Ungläubige, wir Muſelmänner, die wir Rechtgläubige ſind, wir thuen nichts für nichts.“ Am andern Morgen legte der Wundarzt einen neuen Verband an, am Tage darauf, war Halema ſchon weit in ihrer Geneſung vorgeſchritten, ſie konnte ſich auf ihrem Strohſack in die Höhe richten, und ihre nackten Schultern mit einem Bournous ihres Vaters bedecken. Sie erzählte mir folgendes über ihre Verwundung: „Oben ſtand geſchrieben, ich ſolle

verwundet werden. Mein Mann hat mich ungerechter Weiſe geſchlagen, aus zwei Gründen. Meine Mutter hatte ohne Abſicht ein Stück Holz vor die Thür eines Marabouts (Heiligen), der neben uns an wohnt, geworfen. Mein Mann glaubte, meine Mutter habe dem frommen Manne abſichtlich eine Schmach anthun wollen, und war wüthend darüber. Dann wollte er, daß ich ihm das Geld gebe, das ich aus dem Verkauf der Hühner und ihrer Eier löste, und du weißt, daß, bei den Arabern, die Frauen ſich aus dem Ertrage ihrer Hühnerhöfe alle Kleidung anſchaffen; wäre das nicht der Fall, ſo hätten wir nichts, um unſere Nacktheit zu verbergen."

Ich ſchwöre Dir bei dem Gotte Muhammeds und Yſſas (Jeſus), Eures Propheten, daß ich Dir die volle Wahrheit geſagt habe, nur das höre noch: mein Mann wird mit jedem Morgen ſchlechter, und ſo will ich mich auf das Geſetz des Propheten berufen, und Trennung von ihm begehren. Er hat mich verwundet, das iſt Grund genug; Halema wird nie mehr ſein Lager theilen."

Ihr Vater, ein geiziger und habgieriger alter Mann, zog mich bei Seite, und ſagte mir, er würde es gern ſehen, wenn dieſer Fall nach den alten Gebräuchen des Landes entſchieden würde. „Euere franzöſiſchen Geſetze", fügte er hinzu, laſſen nicht die Blutſchuld bezahlen, und meiner Tochter Haupt würde hoch genug geſchätzt werden, um dafür eine Heerde kaufen zu können."

Seinem Wunſche wird wahrſcheinlich entſprochen, und der Fall von arabiſchen Schriftgelehrten entſchieden werden.

Notizen.

— Ueber den Feldzug der Engländer nach Afghaniſtan, im Bunde mit Runjit-Sing, hat man noch keine weitere Nachrichten in Europa erhalten, als daß die Afghanenfürſten von Cabel, Candahar und Herat ein langes Manifeſt gegeu Großbritannien erlaſſen haben, worin man offenbar eine europäiſche Feder erkennt. Es heißt darin z. B.: die engliſche Nation hat uns unſeres Einkommens beraubt, unſere Hilfsquellen geſchwächt, unſere Provinzen angegriffen und verwüſtet, unſere Städte geplündert, und unſere Unterthanen ermordet. Hätte die engliſche Regierung nur den hundertſten Theil unſerer Leiden erduldet, ſo würde ſie einen Brand erregt haben, der die Vernichtung jenes Staates zur Folge gehabt hätte, welcher ihr jenen Schaden zufügte u. ſ. w." So ſpricht kein Orientale; eine ſolche Proclamation möchte auch im Morgenlande kaum verſtanden werden.

Die artiſtiſche Beilage.

Wir übergeben unſern Leſern:

Karte der Provinz Yucatan (Central-America) von Tardieu.

August Lewald.

Longitude à l'Occident du Méridien de Paris
GOLFE DU MÉXIQUE
MER DES ANTILLES
YUCATAN
TABASCO
CHIAPAS
GUATEMALA
GRAND OCÉAN
MERIDA
CAMPECHE
VILLAROLIS
ILE DE COSUMEL
BAIE DE L'ASCENSION
BAIE DEL ESPIRITU SANTO
LAC DE TERMINOS
COLONIE
ANGLAISE
BELIZE
Golfe de Honduras
LAC DE PETEN
GUATEMALA
Ruines de Palenque
Contrée inhabitée
CARTE
der Provinz Yucatan
(Central-America)
zur Reise von Friedrich v. Waldeck
in den Jahren 1834 - 1836.
entworfen von
Tardieu.
Mitglied der k. geogr. Gesellschaft in Paris
FLÜCHENERKLÄRUNG.
Latitude Septentrionale
Latitude Septentrionale

Aufenthalt und Reiſen in Mexico.

Von 1825—1834.

Bemerkungen über das Land und ſeine Erzeugniſſe, über das Leben und die Sitten der Einwohner.

(Eine Anſicht der Hauptſtadt wird ſpäter nachgeliefert werden.)

Man weiß, daß die Ureinwohner von Amerika, welche im Beſitze des Landes waren, als die Spanier Mexico eroberten, ſich von den Europäern und Afrikanern durch ihre Farbe, durch ihr ſchwarzes, ſtruppiges Haupthaar, und den beinahe gänzlichen Mangel an Bart, unterſchieden. Eine große Anzahl dieſer Indier (**Indios**) wohnt in der Gegend von Tlalpujahua, aber nur ſehr wenige leben in der Stadt. Wir fanden hier einige Spanier (**Gachupines**), die Mehrzahl der Einwohner aber beſtand aus Abkömmlingen von Indiern und Spaniern oder Meſtizen (**Mestizos**), die ſich gewöhnlich den Namen Creolen (**Criollos**) geben, wodurch man gemeiniglich die in Amerika von ſpaniſchen Eltern geborenen Weißen bezeichnet. Ich ſah daſelbſt keine Mulatten, oder Abkömmlinge von Negern und Europäern, aber wohl einige Abkömmlinge von Negern und Indiern (**Zambos**).

Die Farbe der Mestizen ist im Durchschnitt gelb. Sehr häufig kommen Heirathen unter den Mestizen und Spaniern vor, während sie jetzt unter den Mestizen und den Indiern selten sind. Die Farbe der Kinder, die diesen Verbindungen entspringen, nähert sich mehr und mehr der weißen, so daß es oft schwer zu unterscheiden ist, ob sie Mestizen oder Creolen sind. Obgleich unter der republikanischen Regierung alle eingeborenen Mexicaner gegenwärtig die gleichen bürgerlichen Rechte genießen, von welcher Abstammung und Farbe sie auch seyn mögen, so wird doch die reine weiße Farbe, der kupferigen Farbe der Indier, oder der schwarzen der Neger und der gelben der Mulatten vorgezogen. Man kann einer Mutter, mag sie gelb oder braun seyn, kein größeres Vergnügen machen, als wenn man die Weiße ihrer Kinder lobt. Will ein Mann verächtlich von Jemand sprechen, so nennt er ihn Neger oder Indier, und sagt: **que quiere este negro** oder **este indis**? (was will dieser Neger oder dieser Indier?) Das ist ein von der spanischen Herrschaft übrig gebliebenes Erbe, welches noch lange fortwähren wird. Die Namen **Gachupin** (Spanier), **estrangero** (Fremder), **Ingles** (Engländer), sind nicht minder gehässig; der letztere wird von der niederen Volksklasse allen Fremden ohne Unterschied gegeben.

Der Haß gegen die Fremden ist den Eingeborenen von Mexico durch die Spanier und durch die katholische Geistlichkeit eingeflößt worden; durch die Spanier, die den Fremden den Eingang in das Land verwehrten, durch die Geistlichkeit, die die Mehrzahl der andern Nationen für Ketzer und Ungläubige ausgab, welche Meinung sich durch die völlige Unwissenheit, in der man sich hinsichtlich der übrigen Welt befand, leicht fortpflanzte, obgleich Mexico, als es seine Unabhängigkeit erklärte, allen Nationen freien Zugang zu seinen Staaten zugestanden hatte.

Die Mestizen der zweiten und dritten Generation bilden im Allgemeinen eine schöne Race von Menschen. Ist ihre Farbe nicht weiß, so ist sie doch auch nicht zu dunkel, und nähert sich dem, im mittäglichen Europa so gewöhnlichen braunen Teint. Die Haare sind in der Regel schwarz, und eben so die von schön gebogenen Brauen beschatteten Augen; im Blicke wie in der ganzen Gesichtsbildung, liegen Leben und Feuer. Diese Mestizen sind von mittlerer Gestalt, wohl gebaut und kräftig. Die Bergleute gehören meistens dieser Classe an; selten wird ein Indier, wenn nicht als Taglöhner oder Lastträger, zum Bergbau verwendet. In allen Bergwerken habe ich viele kräftige und wohl gebaute Männer gesehen, überhaupt aber habe ich nur wenige mißge-

ſtaltete Menſchen in Mexico getroffen. Was ich von den Männern ſage, läßt ſich auch auf Frauen anwenden; ſie ſind nicht ſehr groß, aber hübſch gewachſen; ihr Blick iſt lebhaft und ausdrucksvoll, und ſie bedienen ſich ſehr häufig der Sprache ihrer Augen.

Tlalpujahua iſt, obgleich an dem Abhange eines Berges liegend, doch ziemlich regelmäßig gebaut; die Straßen ſind gerade und breit, und durchſchneiden ſich in rechten Winkeln; es gibt drei öffentliche Plätze: la Plaza Mayor, la Plazuela und la Plaza de San Francisco. Die Häuſer in Mexico ſind im Allgemeinen für ein heißes Clima gebaut, obgleich die Höhe an verſchiedenen Orten ſie angenehmer machen müßte, wenn ſie noch mehr vor Kälte ſchützen würden. Man baut häufig von Stein, vorzüglich bei größeren Gebäuden; minder große Häuſer, beſonders auf dem Lande, ſind von Backſteinen (adobes) gebaut, die man aus einer thonichten Erde bereitet, welche zerrieben, und mit Pferdedung vermiſcht wird; der Mörtel, deſſen man ſich beim Bauen bedient, wird mit derſelben angefeuchteten Erde gemacht. Da man keine Keller baut, ſo ſind die Fundamente in der Regel nicht ſehr tief. Man geht darauf aus, in geringer Tiefe feſten Boden oder Stein zu finden; trifft man dieß nicht, ſo gräbt man auf ein oder zwei Fuß Tiefe, und befeſtigt im Boden ein Bett von kleinen Steinen, das man mit einer leichten Lage von Mörtel, grobem Sand oder Kies bedeckt; darauf ſetzt man die aus Steinen und Mörtel, oder ſogar aus Steinen und Thon beſtehenden Fundamente, und macht dieſe hoch genug, daß die Backſteine, die darüber gelegt werden, nicht von der Feuchtigkeit des Bodens leiden. Bewirft man die Mauern von beiden Seiten gut, um ſie vor dem Regen zu ſchützen, ſo kann man darüber eine trockene, geräumige und bequeme Wohnung bauen.

Die Häuſer der reichen Mexicaner ſind größer, und mit mehr Aufwand gebaut; ſie nehmen ein gänzlich geſchloſſenes Gevierte ein, wobei der innere Raum, in den man durch den Haupteingang gelangt, einen Hof oder einen Garten bildet. Eine oder mehre von den inneren Seiten des Hauſes, beherrſcht ein weiter Flurgang, der vom Hauptdache bedeckt wird, und mehre Fenſter und Thüren hat, die in die Zimmer gehen. Hat das Haus nur ein Erdgeſchoß, ſo ſind nur wenige auf die Straße gehende, kleine und gewöhnlich geſchloſſene Fenſter vorhanden, und das Licht dringt in geringem Maaße durch die Thüre. Dieſe Abneigung der Einwohner gegen die auf die Straße gehenden Fenſter rührte vielleicht in früheren Zeiten von der Nothwendigkeit her, gegen auswärtige Angriffe auf der Hut zu ſeyn, und pflanzte ſich durch die Macht der Gerechtigkeit fort.

Das Haus eines Reichen umfaßt gewöhnlich einen ziemlich großen Salon, einen Speisesaal, mehre Schlafzimmer, eine Küche, ein Bedienten-Zimmer. Hat das Haus ein Stockwerk, so wohnt der Eigenthümer selten im Erdgeschoß, hierin verlegt er Magazine, ein Comptoir, einen Laden, die Geschirrkammer, die Zimmer für seine Leute; besondere Thüren gehen auf die Straße; und völlig von dem ersten Stockwerk und dem Hofe abgetrennte Wohnungen werden an arme Arbeiter-Familien vermiethet. Die an den Straßenecken gelegenen Häuser dienen gewöhnlich zu Läden; man bringt davon zwei große, auf die beiden Straßen gehende Thüren an, und legt die Waaren so aus, daß sie Kunden anlocken. Das erste Stockwerk dieser Häuser hat ebenfalls wenige, auf die Straße gehende Fenster; man sieht daran schwerfällige hölzerne Thüren ohne Glasscheiben. Das Schreinwerk der Thüren und Fenster ist beinahe stets plump gearbeitet; ebenso ist es mit den Beschlägen, Angelbändern und Schlössern; ein Zimmerschlüssel hat oft sieben bis acht Zoll Länge. Weder Thüren noch Fenster sind so eingerichtet, daß sie losgehackt werden können.

Die Zimmerdecken sind selbst in den besten Häusern nicht mit Latten bekleidet; das Auge erblickt die halb gehobelten, selten bemalten, und seltener noch mit einem farbigen Zeuge bedeckten Balken.

In Tlalpujahua und an mehren andern Orten bedeckt man den Fußboden der kleinen Häuser mit adobes, und den der größern mit halb gebackenen Ziegelsteinen. Die Mauern der Zimmer sind gewöhnlich geweißt, seltener in verschiedenen Farben nach der alten Manier gemalt.

Ein großes Bild der heiligen Jungfrau, oder ein großes Crucifix zieren gewöhnlich den Saal; Bilder von Heiligen und Kronleuchter, häufig von Blech, vollenden die Ausschmückung, und dienen nur dazu, die Nacktheit des Gemachs mehr hervorzuheben. Man sieht darin weder Spiegel noch Vorhänge; die Wandungen der andern Zimmer sind eben so kahl; an einem Ende des Saales, gewöhnlich unter dem Crucifix oder der heiligen Jungfrau, ist der Boden, in der ganzen Breite der Piece, mit einem Teppich nach der alten Mode, zwei bis drei Ellen breit, belegt. Auf dieser Seite und oft auch in den vier Ecken des Saales sind in verschiedenen Farben gemalte Ecktische, welche ein Heiligenbild aus Wachs, einige Girandoles, Figürchen von Porzellain und andere Dinge dieser Art tragen. Ein Canapee von Stroh oder Holz, mit Kissen belegt, höchstens vierzehn bis fünfzehn Zoll hoch, zieht sich auf dem Teppich von einer Ecke zur andern hin. Ein Paar Bänke von derselben Art schmücken einige Wände, aber die vierte Wand wird von

dicht neben einander stehenden Stühlen eingenommen. Kommen Besuche so bietet man den Fremden keine Sessel an, sondern einige von ihnen setzen sich neben die Herrin des Hauses auf einen von den, auf dem Teppich stehenden Canapees, und die andern nach Belieben die Wände entlang. Außer den Ecktischen gibt es in diesem Saale noch einen großen und hohen, mit einem roth und blauen Teppich bedeckten, so schwerfälligen und schlecht bemalten Tisch, daß man sich dabei an eine deutsche Tafel aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert erinnert; gewöhnlich trägt sie eine kleine silberne Gluthpfanne zum Gebrauche der Raucher, welche aber häufig durch eine, auf einen silbernen Teller gestellte, Faiance-Schüssel ersetzt wird.

So war noch im Jahr 1835 die Wohnung der wohlhabenden Indier, mit Ausnahme derer in der Hauptstadt; seither sind viele Fremde angelangt, welche sie mit den Bequemlichkeiten, den Sitten und dem Luxus von Europa bekannt gemacht haben. Die Handelsfreiheit gestattete dem Kaufmann, seine Handelsgegenstände zu Preisen zu verkaufen, welche verhältnißmäßig unter denen zur Zeit des spanischen Monopols standen. Europäische Arbeiter ließen sich in Mexico nieder, und fabricirten, zu großem Vortheil, Meubles und andere Dinge so wohlfeil, daß der, welcher sich das oben beschriebene Geräthe früher kaufen konnte, sich jetzt für denselben Preis Meubles von neuerem Geschmack verschaffen kann, und daß der Mexicaner, ein Freund von äußerer Pracht, die alten Gegenstände gegen neue auszutauschen sucht. Die Reisenden dürfen sich also nicht wundern, wenn sie in der Hauptstadt und selbst im Innern das Original der Beschreibung nicht vorfinden, die ich gegeben habe. Im Monat Juni 1825 sah ich Mexico zum ersten Male, und fand daselbst in der Kleidung, den Sitten und Gebräuchen viel wesentlich von dem Verschiedenes, an was ich in Europa gewöhnt war. Während meines Aufenthaltes in Tlalpujahua kehrte ich ungefähr zweimal des Jahrs nach der Hauptstadt zurück, und jedesmal bemerkte ich die Fortschritte der durch die Fremden bewerkstelligten Veränderungen; sie wirkten so schnell, daß ich im Jahr 1828 höchst erstaunt war, und mein Gedächtniß zu Hilfe rufen mußte, um mich zu erinnern, daß ich mich an demselben Orte befand, wo drei Jahre früher mir Alles so anders vorgekommen war.

So kleiden sich in der Hauptstadt, wie in mehren andern Städten von Mexico, die obern Classen ganz auf europäische Weise, während in den kleinern Städten, und besonders auf dem Lande, man noch große Stücke auf die Nationaltracht hält. Die Männer tragen hier ein kurzes Wamms mit Schnüren, wie das der Polen oder Husaren

beſetzt, eine buntſcheckige oder rothe Weſte, eine nachläſſig geknüpfte ſeidene Halsbinde, und einen großen, mit Stickereien überladenen Kragen; die Unterhoſen von weißer Baumwolle, weit, und unten ganz offen, gehen bis zum Fußknöchel hinab. Man zieht darüber eine Hoſe von Tuch oder Baumwollenzeug, blau, roth oder ſchwarz, auf beiden äußeren Seiten bis über dem Knie geſchlitzt und mit ſilbernen oder goldenen Treſſen, oder mit Stickereien verziert, und der Schlitz mit metallenen, ſehr nahe aneinander gefügten Knöpfen beſetzt, unten mit Fell verbrämt, und mit buntem Baumwollenzeug gefüttert. Das Beinkleid reicht gewöhnlich nicht weiter, als bis über die Hüfte hinauf, ſo daß man die Schärpe (**faja**) von rother Seide mit goldenen oder ſilbernen Franſen ſehen kann, und dieſe Schärpe iſt ſo befeſtigt, daß ihre beiden Enden auf den Rücken fallen, und unter dem Wamms bemerkt werden. Das Klappern der Knöpfe verkündet von weitem die Ankunft eines mexikaniſchen Stutzers. Sonſt ging dieſes Beinkleid nicht unter das Knie hinab; dabei trug man häufig roth ausgeſütterte Halbſtiefel. Man befeſtigt unter dem Knie, mit einem Band von Baumwollenzeug, gelohtes Damhirſchfell, damit die Beine, wenn man reitet, vor dem Ritzen der Stacheln geſchützt ſind. Dieſes Fell iſt von brauner Farbe, und in einer geſchmackvollen, mit Blumen verzierten Form gepreßt. Gewöhnlich wird dieſe Umhüllung mit rothem Saffian gefüttert, zuweilen auch reich in Gold oder Silber geſtickt, und koſtet dann 70—80 Thaler. Der Reiter trägt gewöhnlich ein Meſſer zwiſchen dieſer Bota und dem Knieband.

Die Kopfbedeckung bildet ein rothbrauner Hut mit ſehr breitem Rand, und kaum fünf bis ſechs Zoll hohem Kopfe. Er iſt mit einer goldenen Schnur eingefaßt, eine ähnliche iſt um den Kopf geſchlungen, und die Krämpe, unten grün, hat eine Treſſe von anderthalb bis zwei Zoll Breite. Dieſer Anzug erſcheint noch ſeltſamer durch einen Mantel (**manga** oder **frazada**); dieß iſt ein Stück Tuch vier bis fünf Ellen lang, von blauer, beſonders himmelblauer Farbe, ſelten grün oder ſchwarz; die vier Ecken ſind abgerundet, die **manga** hat in der Mitte ein Loch, durch welches man den Kopf ſtecken kann, ſo daß ſie wie ein Meßgewand über die beiden Seiten des Körpers herabfällt; ſie iſt in der Regel mit buntſcheckigem, rothem oder gelbem Baumwollenzeug gefüttert, und außen hat ſie in der Mitte ein Stück Sammet, zuweilen auch ſchwarzen oder grünen Baumwollenſtoff von zwei bis zwei und einer halben Elle Umfang, und iſt überdieß mit einem feſtonnirten Beſatz von demſelben Stoffe verziert. Das Stück des Mittelpunktes iſt von mehren Reihen Bändern und einer, mit ſchwarzen Glasperlen ver-

zierten Franſe umgeben. Gewöhnlich iſt dieſe Bänder-Garnitur und dieſe Franſe von derſelben Farbe, zuweilen aber iſt Alles von Gold. Eine auf ſolche Art geſchmückte manga, der mit ſchweren Treſſen beladene Hut, das mit Stickereien bedeckte Beinkleid und die Botas werden bis zu 300 Piaſter bezahlt; aber man ſieht oft mit dieſem theuern Putze Leute, die demſelben vielleicht ihr ganzes, von einem glücklichen Spiele herrührendes Vermögen geopfert haben; andere, die nur von harter Arbeit leben, und, obgleich ſich ſchmerzliche Entbehrungen auferlegend, wie die Maulthiertreiber (arrieros), ihr Geld in einem ſolchen Luxus gut verwendet zu haben glauben. Die frazada iſt eine große Decke von buntſcheckiger Baumwolle, und ebenfalls im Mittelpunkte mit einem Schlitze verſehen, durch den man den Kopf ſtecken kann; ſie iſt beinahe undurchdringlich, und man trägt ſie beſonders, wenn man zu Pferde iſt. Die beſten frazada werden in Gueretaro und Saltillo gemacht, die von letzterem Orte bezahlt man mit 40 — 50 Piaſtern. Sie ſind weder ſehr zierlich noch ſehr reich, und werden hauptſächlich von der minder wohlhabenden Claſſe getragen; dieſe hat ſtatt des tuchenen Wammes eine Art kurzer Bloſe von braunem, mit ſilbernen Knöpfen verziertem Leder, oder von buntfarbigem Baumwollenzeug mit einem weißen Beſatz.

Die am wenigſten wohlhabenden Männer begnügen ſich mit einem Hemde, einem Pantalon, einem Hute und Stiefeln, oder Sandalen; eine gewöhnliche Decke von Schaafwolle oder Baumwolle, welche ihnen bei Nacht als Bett dient, ſchützt ſie bei Tag vor der Kälte oder dem Regen. Das Hemd iſt für dieſe Leute kein unentbehrlicher Gegenſtand, oft ſieht man an ihnen nur Sandalen, Pantalons, einen Hut und eine frazada. Der arme Mexicaner hat ſelten Kleider zum wechſeln; Samſtag begiebt er ſich mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern an eine Quelle, ſetzt ſich bedeckt mit ſeiner frazada auf den Boden, und ſeine Frau wäſcht und trocknet in der Sonne die übrigen Kleider ihres Mannes, die ihrigen und die ihrer Kinder.

Die Weiber aus dem Volke tragen Röcke von blauem oder rothem Tuch, von Baumwollenzeug, Kattun, Mouſſelin oder ſchwarzer Seide, mit einer großen Falbel. Der Oberkörper iſt mit einem rebozo, einer Art Mantille von blauer oder weißer Baumwolle, oder von Seide und Baumwolle bedeckt; oben von der Stirne geht er über den Kopf auf den Rücken hinab, ſo daß die beiden Enden ſich ungleich über die Schultern ziehen, das heißt, daß die Seite welche rechts kommt, länger iſt, und die links kürzer; dann wird das Ende der rechten über

die linke Schulter geſchlagen, und bedeckt die Bruſt, die Arme und das Geſicht, von dem er nur die Augen ſehen läßt. Die gewöhnlich geflochtenen Haare ſind unter dem **rebozo** verborgen. Ein Collier von Glasperlen ſchmückt den Hals; die Fußbedeckung beſteht in Schuhen, die von Seide ſind ſehr beliebt, und wenn es die Mittel erlauben, kauft man gern ſeidene Strümpfe.

In den wohlhabendſten Claſſen kleiden ſich die Frauen nach franzöſiſcher Mode, aber zu Hauſe tragen ſie immer den **rebozo**, zum Theil um das große Negligé zu verhüllen, das ſie ſelten ablegen, wenn ſie nicht Beſuche erwarten.

Man verhüllt ſich auch mit dem **rebozo**, wenn man Morgens in die Kirche geht. Der Morgenputzanzug iſt von ſchwarzer Seide, und dann wird der **rebozo** durch eine gleichfalls ſchwarze Mantille erſetzt. Wenn die Damen Nachmittags ausgehen, ſo iſt ihr Anzug ſorgfältiger und prächtiger; häufig haben ſie ſogar ein Ballcoſtume. Selten ſieht man Hüte, ſtatt ihrer einen hohen glänzenden Kamm, der in die Haare geſteckt iſt, und ein farbiges Tuch von Seide oder Madras hält, das den Kopf bedeckt, ein Ende fällt auf den Rücken, und die zwei andern auf die Bruſt, wo ſie, wie die Mantille, dazu dienen können, ſich einzuhüllen, und das Geſicht zu verbergen. Funkelndes Geſchmeide und leichte Fächer müſſen einen ſolchen Putz vollenden. Da die meiſten Frauen rauchen, ſo trägt eine kleine goldene, am Halſe oder am Gürtel hängende Kette, eine goldene Schere, um die Cigarre zu faſſen; die hübſche Cigarrenbüchſe hat ihre Stelle unter dem Halstuch. Aber alle dieſe einzelnen Trachten und Sitten verſchwinden täglich mehr, um europäiſchen Gebräuchen zu weichen; beſonders in den großen Städten und auf den öffentlichen Plätzen ſtaunt man nicht mehr, wie zur Zeit meiner Ankunft in Mexico im Jahr **1825**, über den Unterſchied, den ich damals bemerkte. In Tlalpujahua bemerkte man in jener Zeit nicht die geringſte Spur von einer auswärtigen Tracht.

Die Lebensweiſe der Mexicaner theilt den Tag in eine Unzahl von Unterabtheilungen, wobei viel Zeit verloren geht; indeſſen wiſſen der Kaufmann, der Ackerbauer und andere Geſchäftsleute Nutzen von den Stunden zu ziehen, die andere ihrer Muße weihen.

Im Allgemeinen ſteht der Städtebewohner von Mexico ſehr ſpät auf; er iſt etwas empfindlich für die friſche Luft an den hoch gelegenen Orten, aber er iſt nicht gerade träge. Nachdem er ſich vom Lager erhoben, nimmt er gewöhnlich eine Taſſe Chocolade, mit einem Stückchen Brod, und wenn dieſes noch nicht fertig iſt, ſo raucht er eine Cigarre. Die Gluthpfanne, die er ſich zum Anzünden bringen läßt, bleibt den

ganzen Tag auf dem Tiſche. Dann geht man, wenn man Luſt hat, in die Kirche, um die Meſſe zu hören, und kommt gegen acht oder neun Uhr zum Frühſtück nach Hauſe; dieſes beſteht in etwas gebratenem Fleiſch, und einem Ragout, oder auch in Eiern und Bohnen, darauf raucht man ſogleich wieder; einige Stunden werden ſofort den Geſchäften gewidmet, deren man ſich vor Mittag zu entledigen ſucht, und der, welcher Zeit dazu gewinnt, nimmt gegen eilf Uhr einige Früchte, etwas Backwerk, ein Stückchen Brod zu ſich, und trinkt ein Glas Wein oder Liqueur. Man ſpeiſt zwiſchen zwölf und ein Uhr zu Mittag und zwar folgendermaßen: Suppe oder **caldo**, was gewöhnlich eine einfache Fleiſchbrühe iſt; **zapa** ein Gericht, das man aus Reis, geröſtetem Brod oder in Waſſer geſottenem Teig bereitet, und mit Schweineſchmalz bedeckt; **olla potrida**, das heißt, Ochſenfleiſch, Hammelfleiſch, Geflügel, friſches Schweinefleiſch, das man zuſammen in einem Topfe mit Zwiebel- und andern Küchengewächſen kochen läßt, und mit einer Brühe von Tomaten, Zwiebeln und Eſſig (**salza dexitamata**) würzt. Auf dieſe Gerichte folgen einige Fleiſcharten gebraten oder in Ragoutform, und dann eine Platte Schminkbohnen (**frijoles**) mit Käſe beſtreut. Dann ſchließt ſich das Mittagsmahl mit Zuckerwerk und einer Creme. Die Mexicaner trinken ſelten Wein oder **Poulque** *), während des Mittageſſens, oder nach demſelben. Man bringt erſt Waſſer, wenn das Zuckerwerk abgetragen iſt; etwas zu eſſen, nachdem man getrunken hat, wird als ſchädlich betrachtet, und die Worte **ya tome agua** (ich habe ſchon Waſſer getrunken), drücken die Zurückweiſung aus. Statt des Brodes gebraucht man Maiskuchen (**fortillas**) und eine Magd iſt damit beſchäftigt, während des Mahles ſolche zu bereiten, daß man ſie heiß bekommen kann; indeſſen fehlt das Weißbrod ſelten bei Tiſche.

Der ſpaniſche Pfeffer kommt in die meiſten Brühen. Er bildet die Sauce von vielen Gerichten, und man ißt ihn ſogar noch, wenn er grün iſt. Alle dieſe Brühen ſind, wie der rohe ſpaniſche Pfeffer ſelbſt, ſehr ſcharf und erhitzend; ich konnte mich nie daran gewöhnen, und habe ſtets die Speiſen vorgezogen, bei denen er nicht zur Anwendung kam.

Ochſen-, Schweine- und Hammelfleiſch ißt man meiſtens gebraten, beinahe nie ſchlachtet man Kälber. Die Hühner, die Puterhähne, die Tauben, die Wachteln, die Wildenten findet man im Ueberfluß; nirgends habe ich Gänſe oder zahme Enten geſehen; ein

*) Ein aus dem Safte des Maguey (**Agrave Mexicana**) bereitetes Getränke.

Jäger kann sich an vielen Orten Hasen und Wildpret verschaffen, aber wer nicht zu jagen versteht, muß diese Dinge entbehren, da sie nicht auf dem Markte verkauft werden.

Eine etwas wohlhabende Haushaltung hat ihren Vorrath an Zuckerwerk, und eine gute Haushälterin verwendet ihre ganze Geschicklichkeit darauf, ein feines dulce mit allen Sorten von Früchten zu bereiten; aber ihr Geschmack verliert sich unter dem Uebermaaß von Zucker. Die getrockneten Früchte und die Zuckerbäckereien bilden einen ziemlich bedeutenden Handelszweig: Alt und Jung lieben dieselben, und man sieht sehr oft nach Tische große, kräftige Bursche, welche hinlaufen, um sich deren zu kaufen. Man verkauft gewöhnlich in hölzernen Büchsen eingemachte Quitten und getrocknete Bannanen.

Nach dem Mittagsmahle raucht man und schläft sodann bis drei oder vier Uhr; alle Läden und Hausthüren sind verschlossen, und man geht nicht aus, wenn man nicht durch ein wichtiges Geschäft dazu genöthigt ist. In den heißen Gegenden (tierre caliente et templada) kann es der Gesundheit nachtheilig seyn, während der Zeit der größten Hitze, im Augenblicke, da das Pflaster und die geweißten Mauern die Gluth noch sehr vermehren, die Straßen zu durchlaufen; aber auf dem Plateau von Merico, wo die meisten Städte in dem kalten Lande (terra fria) gelegen sind, kann man die große Hitze nicht vorschützen; dennoch macht man auch hier seine Sieste; wenn sie vorüber ist, trinkt man eine Tasse Chocolade und raucht; der Geschäftsmann geht an seine Arbeit, der Müßige sieht die schöne Welt, setzt sich zu Pferde, oder in den Wagen, wenn er einen hat, um die öffentlichen Spaziergänge zu durchwandern. Die Stunde zu Besuchen kommt um sechs Uhr oder sieben Uhr Abends: nachdem man zu Hause irgend eine Erfrischung eingenommen hat, zündet man abermals eine Cigarre an, und versammelt sich in mehr oder minder zahlreichen Familienkreisen (tertulia); man raucht, man plaudert, man spielt Guitarre, man tanzt. Um diese Zeit gehen die Männer gern zu einem öffentlichen Billard, oder zu einem Weinhändler, wo sie spielen und sich von öffentlichen Angelegenheiten unterhalten. Die Weinhäuser (vinateria) bieten durchaus nicht die Bequemlichkeit, wie die Deutschen; man trinkt daselbst sein Glas Wein oder Branntwein, vor dem Zahltische stehend, wenn nicht der Hausherr aus besonderem Grunde den Kunden einladet, in sein Zimmer zu treten; in keinem Fall kann dieses als ein öffentlicher Saal betrachtet werden. Sonst traf man in Merico nur spanische Weine, Xeres und Catalonier, gewöhnlich mit viel Branntwein vermischt, jetzt trinkt man mehre Weine aus Frankreich und andern

Ländern. Der Bordeaux-Wein findet ſich am häufigſten, und wird auf der Küſte zu vier bis fünf Piaſter das Dutzend Flaſchen verkauft; aber nach dem Plateau von Mexico geführt, kommt er wenigſtens auf das Doppelte von dieſem Preiſe, und oft koſtet eine Flaſche, vom Weinhändler bezogen, einen und einen Viertels-, und ſogar einen und einen halben Piaſter. Die guten Weine ſind verhältnißmäßig wohlfeiler, als die von geringer Qualität, weil die Eingangszölle und Transportkoſten für beide Qualitäten gleich ſind.

Der Gebrauch zu rauchen, iſt in Mexico allgemein bei beiden Geſchlechtern. Findet man auf der Straße einen Freund, mit dem man einen Augenblick plaudert, ſchnell bietet er einem eine Cigarre an. Tritt man in ein Haus ein, um einen Beſuch zu machen, ſogleich reicht man einem eine Cigarre, und die Damen ſcheuen ſich nicht, ihre kleine Cigarrenbüchſe hervorzuziehen, und mit zu rauchen. In einer Tertulla raucht Jeder. Man verſieht ſich mit Cigarren für das Theater und für einen Ball, weil der Anſtand erfordert, daß man ſeinen Freunden und den Damen anbietet.

Verhandelt man eine Angelegenheit bei einer Perſon von ſeiner Bekanntſchaft, ſo fängt man damit an, daß man eine Cigarre anzündet, denn während man raucht, überlegt man beſſer; mit einem Worte man kann nirgends hingehen, man kann nichts thun, ohne zum Rauchen aufgefordert zu werden, es wäre Mangel an Takt, die Cigarre auszuſchlagen, die einem angeboten wird; ſelbſt, wenn man nicht rauchen will, muß man ſie annehmen.

Männer und Frauen würden einen Zeitvertreib, einen Genuß, einen Vortheil in der Geſellſchaft zu verlieren glauben, wenn ſie den Cigarren entſagen müßten; eine wahre Mexicanerin, meint ſich, wenn ſie keine Cigarre im Munde hat, eines Theils ihres Putzes zu berauben; mitten aus einem Rauchwirbel hauchen ihre Roſenlippen die Gefühle dem Geliebten zu, ihr ſchöner Arm rückt unter der Mantille hervor, um mit zartem Finger eine Cigarre zu faſſen, die ſie anzündet, oder das Papier zu wickeln, um es dem Freunde ihres Herzens anzubieten. Wie ſollte ſie dieſe Zeit ausfüllen, die ſie jetzt mit Rauchen hinbringt? Wie ſollte ihre Vertraute (ihre ehemalige Amme) an ihre Freundſchaft glauben, wenn ſie ihr keine Cigarre mehr anbieten, nicht mehr in Geſellſchaft mit ihr rauchen könnte? Wie ſchwer würden ihr ſolche Opfer erſcheinen! Wenn man ihr ſagen wollte, es ſey unpaſſend für eine liebenswürdige Dame, zu rauchen, ſo würde ſie antworten, ſie müſſe eben ſo gut als ein Mann eſſen, trinken und ſchlafen, und rauchen ſey eine ſo unſchuldige Sache, daß ſie nicht wohl unſchicklich

seyn könne. Wollte man behaupten, der Tabacksrauch habe einen übeln Geruch, so würde sie, da sie sich daran gewöhnt hat, entgegnen, daß dem nicht so sey. Indessen ist es den Fremden in Mexico gelungen, die Damen zu überreden, daß das Rauchen ihnen nicht gut lasse; nur selten sieht man gegenwärtig junge Frauen mit Cigarren in dem Munde auf öffentlichen Plätzen, im Theater und im Ballsaale bemerkt man dieses gar nicht mehr, und das für die Damen in letzterem vorbehaltene Rauchzimmer ist überflüssig geworden.

Die Pfeife kennt man in Mexico nicht; dieser Gegenstand ist unnütz, da jeder nur Cigarren raucht; es gibt zwei Gattungen, die Cigarren von reinem Taback, die man puros nennt, und die Cigarren, die in Stroh eingewickelt sind, cigarros; die Frauen rauchen nur selten puros, sie ziehen meistens die cigarros vor. Da die letzteren nur halb so lang sind, als die puros, und nur so dick, wie ein Federkiel, so gilt ihr Gebrauch für anständiger, als der der puros.

Der Tabackshandel ist ein Monopol der Regierung, die jährlich mehr als sieben bis acht Pesos davon bezieht; es ist hiebei bemerkenswerth, daß eine beinahe gleiche Summe für Cigarren ausgegeben wird, die nicht auf Rechnung der Regierung zum Verkaufe gekommen sind, und folglich vom Betruge herrühren.

Die Musik, die man in einer Tertulla hört, beschränkt sich auf den Gesang, mit Begleitung der Guitarre; selten wird dieses Instrument vollkommen gespielt. Die Tänze sind spanisch, nur der Walzer hat Aehnlichkeit mit dem Deutschen; man tanzt ihn sehr langsam, und die Tänzer machen ihre Figuren beim Walzen nach Belieben.

In den kleinen Gesellschaftskreisen umarmen der Herr und die Frau des Hauses bei ihrer Ankunft die Männer und Frauen ihrer genauen Bekanntschaft, und derselbe Gebrauch findet bei ihrem Abgange statt. Eine Umarmung ist der gewöhnliche Gruß von Leuten, die sich kennen und seit einiger Zeit nicht gesehen haben; sie wird als Zeichen gegenseitigen Wohlwollens betrachtet. Minder nahe verbundene Personen geben sich gegenseitig die Hand; Personen, die man nur entfernt kennt, oder solche von hohem Range, empfängt man mit einer einfachen Begrüßung unter achtungsvollen Worten. Der Hausherr begleitet die Besuche bis zu der Treppe, empfängt hier die letzten Grüße, und verweilt, bis der Fremde unten angelangt ist, dann begrüßt man sich zum dritten Male, der Hausherr geht in sein Zimmer zurück, und man bedeckt sich wieder; seinen Hut vorher aufsetzen wäre unanständig.

Die Tertulla endigt zwischen neun und zehn Uhr, dann kehrt man

nach Hauſe, ſpeist gegen zehn oder eilf Uhr, und legt ſich ſogleich zu Bette.

Kurz nach meiner Ankunft in Mexico wurde ich mit einem meiner Freunde zu einem ſehr reichen Manne zum Mittagsmahle eingeladen. Als wir eintraten, waren der Hausherr, ſeine Aſſociés, und zwei von ſeinen Freunden in einem großen Saale, mit geſchloſſenen Läden. Die bis zu einer Höhe von vier Fuß vom Boden bemalten Wandungen waren oben geweißt; ein ſchmaler Rahmen lief um das Zimmer, unter den von der Zeit geſchwärzten Balken der Decke, ein großes Bild der Jungfrau und ſchwere Armleuchter von Silber vollendeten die Ausſchmückung der Wände. Im Uebrigen war dieſes Prunkzimmer ausgeſtattet wie das, welches ich oben hinſichtlich der Säle dieſer Art beſchrieben habe; bei unſerer Ankunft rauchten alle Anweſenden, und nach den üblichen Begrüßungen bot man uns Cigarren an.

Da die Familie ſehr zahlreich war, ſo mußte das Gedecke des Hausherrn und der vier Gäſte in dieſen Saal gelegt werden; doch als man die große Tafel zu decken begann, ſo meinte der Hausherr, es wäre unbequem ſich auf hohe Stühle zu ſetzen, und man würde beſſer daran thun, an das, an die Wand angelehnte Canapee eine Tafel zu ſtellen; man breitete ein Tiſchtuch von ſehr feinem und zart verzierten Baumwollenzeug aus, und legte darauf ohne alle Ordnung und ohne Ebenmaaß eine ſchwere Laſt von Tellern, von ſilbernen Löffeln und Gabeln, aber nur ein oder zwei Meſſer, und Gläſer von verſchiedener Form und Größe. Ein Laib Weißbrod wurde vom Hausherrn in Stücke geſchnitten, und hiezu allein ſchien das Meſſer beſtimmt, denn außer mir und meinem Freunde, berührte es Niemand während des Mittageſſens.

Man brachte jedem Gaſte eine große Taſſe Suppe, aber ehe man dieſe zu eſſen begann, ſprach ein Diener das **Benedicite**, das jeder in der Stille wiederholte. Da die kleine Tafel mit Tellern, Löffeln und Gabeln überdeckt war, ſo fanden nur mein Freund und ich Platz, unſere Teller darauf zu ſtellen, die andern nahmen den ihrigen auf ihre Knie, und ſchienen ganz geübt in dieſer Art zu ſpeiſen. Die **zopa, hoya, principios, guisados, asados, posteres, dulces** und andere Gerichte aller Art, folgten ſich ſchnell, und wurden in den Platten gebracht, die zu ihrer Bereitung gedient hatten. Man wechſelte Teller und Gabeln bei jedem Gerichte. Alles Fleiſch war in kleine Stücke geſchnitten, und der Hausherr hatte nichts mehr zu zerſchneiden. Bei andern Gelegenheiten ſah ich ganzes Geflügel auftragen, und dann ergriff die Hausfrau das Stück, ſo zart als möglich, mit ihren beiden

Händen, und riß die Schlägel ab, die sie den Gästen reichte, welche sie sofort ohne Messer zertheilten, indem sie sich dabei nur einer Gabel, eines Stückes Brod oder filla bedtenten. Während des Essens brachte eine Dienerin fortwährend heiße fortilla. Es fehlte auch weder an Wein, noch an poulque, aber die Mexicaner genoßen wenig davon; sie tranken ein Glas Wasser, nachdem sie etwas Zuckerwerk gegessen hatten, und das Mahl war damit beendigt; dann sprach der Diener abermals mit lauter Stimme ein Gebet, stellte eine Gluthpfanne auf die Tafel, und ging ab.

Die römisch katholische Religion ist die einzige in Mexico geduldete, und der öffentliche Gottesdienst einer andern Confession ist selbst für die Gesandten fremder Mächte nicht gestattet. Obgleich das Ansehen, in dem früher die Geistlichkeit stand, sehr abgenommen hat, so ist dasselbe doch nichts destoweniger noch sehr groß; und die Mexicaner halten viel auf die Ceremonien der katholischen Kirche. Das Einkommen der Weltgeistlichen und Ordensgeistlichen ist seit der Revolution sehr gesunken, weil seit dieser Zeit die freiwilligen Gaben nur sehr nachläßig gespendet wurden; man bedenkt sich, ehe man das Gelübde ablegt, denn die jährliche Ernte des Klosters bietet keine Gewährschaft mehr. Im Jahr 1827 zählte Mexico 150 Klöster, worunter 25 Dominicaner-, 68 Franziscaner-, 22 Augustiner-, 16 Carmeliter- und 19 barmherzige Brüderklöster, welche 1918 Religiose enthielten; es gab überdieß sechs Collegien für Verbreitung des Glaubens, in denen sich 307 Geistliche befanden. Im Jahr 1802 belief sich die Zahl der Religiosen auf 5000.

Die meisten Geistlichen sind Eingeborene; früher bestand die Geistlichkeit nur aus Spaniern. Statt eines bestimmten Gehaltes haben die Geistlichen nur was man ihnen für die Messen, die Taufen, die Hochzeiten und die Begräbniße bezahlt; dieses zufällige Einkommen beläuft sich auf eine ziemlich bedeutende Summe, so daß der Geistliche eines bevölkerten Kirchsprengels beträchtliche Einkünfte bezieht, was bei dem Geistlichen einer armen Gemeinde nicht der Fall ist, da ein solcher kaum seine äußersten Bedürfnisse befriedigen kann.

Der Gottesdienst wird gewöhnlich mit viel Prunk gefeiert und ist häufig vom Geläute der Glocken, Flintenschüssen und Raketenfeuer begleitet, das die Mexicaner sehr lieben. Sie haben im Allgemeinen eine große Vorliebe für das Feuerwerk, ohne welches die Feier eines religiösen Festes unvollständig erscheinen würde; man ließe es sich nicht nehmen, während des Gottesdienstes, bei vollem Sonnenschein ein lärmendes Feuerwerk unter Begleitung des Glockengeläutes abzubrennen.

Dieſes Geläute iſt indeſſen nicht ſchön, und hat keine Aehnlichkeit mit dem, welches in mehren Theilen von Deutſchland gebräuchlich iſt. Nie konnte das betäubende Getöſe der Glocken in Mexico innigere Gefühle in mir erwecken. Die Glocke wird nicht wie bei uns durch ein Seil geſchwungen; man ſetzt den Schlägel durch einen Strick in Bewegung, an den er angebunden iſt, wobei er ſchnell hinter einander auf eine ermüdende Weiſe an die Glocke ſchlägt. Proceſſionen kommen ſehr häufig vor; ſie gehen durch alle Straßen, und man trägt bei denſelben unter Geſängen und Gebeten die Statuen der Jungfrau und der Heiligen. Dieſe Proceſſionen finden hauptſächlich in der ſtillen Woche ſtatt; während ihrer letzten Tage wird das Leiden unſeres Heilands durch Büßende dargeſtellt. Der Erlöſer, die Jünger, die römiſchen Soldaten, die Richter, alle Perſonen, von denen bei dem Leiden die Rede iſt, kommen in höchſt burlesker Tracht bei dieſer Proceſſion zum Vorſchein, und tragen mehr zur Beluſtigung als zur Erbauung des Volkes bei.

An einem beſtimmten Tage wird Chriſtus oder der Heilige von einer benachbarten Kapelle zur Pfarrkirche getragen; der Kirchenpfleger, der zuvor davon unterrichtet war, hat die Kirchthüre geſchloſſen, die erſt nach wiederholtem Klopfen, und nachdem man angekündigt hat, der Heiland oder der Patron der oder jener Kirche ſey gekommen, die Pfarre zu beſuchen (**venia a visitar la paroquia**) geöffnet wird. Für einen ſolchen Beſuch ſind beträchtliche Abgaben zu entrichten. Der Beſucher bleibt einige Zeit in der Kirche, und wenn er zurückkehrt, wird abermals bezahlt.

Obgleich viele Mexicaner nicht ſehr eifrig in Ausübung ihrer Religion ſind, oft lange Zeit vorüber gehen laſſen, ohne in die Kirche zu gehen, und frei auf Koſten ihrer Prieſter ſprechen, ſo ſind ſie doch nichts deſtoweniger unduldſam gegen die Chriſten einer andern Gemeinde. Im Allgemeinen wird jeder Fremde als Nichtkatholik betrachtet. Im Anfang meines Aufenthaltes in Mexico mußten die Fremden ſehr vorſichtig ſeyn, wenn ſie von Religion ſprachen, und durften nicht zugeſtehen, daß ſie nicht zur römiſchen Kirche gehörten. Die Worte **judeo, hereje, ingles, estrangero** (Jude, Ketzer, Engländer, Fremder) wurden damals vom Volke als gleichbedeutende Beleidigungen ausgeſprochen, und während ich in Tlalpujahua wohnte, wurden die Fremden von den Mönchen von der Kanzel angegriffen, obgleich die meiſten Geſchäftsleute, die ſich ſeit 1825 daſelbſt befanden, Katholiken waren, und die Kirche regelmäßig beſuchten. Aber die Prieſter bemerkten bereits, daß der Zufluß der Fremden nach Mexico bald einen furchtbaren Schlag

ihrer, auf die blinde Anhänglichkeit des Volkes gegründeten Gewalt beibringen würde; sie bedienten sich dieses Volkes, um es zu vielen nicht sehr christlichen Handlungen aufzuregen, und suchten, so lange als möglich den durch die Spanier den Mexicanern gegen die Fremden eingeflößten Haß zu nähren. Damals glaubte man nicht, daß das im vorigen Jahre vom Generalcongreß erlassene Dekret für Aufhebung der Klöster und Einziehung ihrer Güter so nahe bevorstehe. Das Volk scheint sehr günstig für diese Maßregel gestimmt; nur die Macht der Partei der Geistlichkeit, und die Nothwendigkeit sich an ihre Spitze zu stellen, in welche sich Santa Anna versetzt sah, um zu seinem Ziele zu gelangen, konnten sich der Ausführung dieses Decrets entgegenstellen.

(Nouvelles Annales des voyages.)

Neu-Seeland.

(Auszug aus der Reise um die Welt, von R. P. Lesson.)

Neunter Artikel.

Den 20. März 1824 verloren wir die Küsten von Neu-Süd-Wales aus den Augen, und die Corvette fuhr mit vollen Segeln gegen Neu-Seeland, bei welcher Fahrt uns der Methodisten-Missionär Hr. Clerk mit seiner Gattin begleitete, die wir beide zu Port Jakson mitgenommen hatten, um sie, ihrem Wunsche gemäß, in die Inselbai zu führen. Den 3. April fuhren wir in letztere ein, und warfen hinter der Insel Moturoa die Anker aus. Die Segel waren noch nicht eingezogen, als schon eine Menge Insulaner das Verdeck bestiegen hatte, und vergebens stellte man Schildwachen aus, um wenigstens weitern Zudrang abzuwehren, sie waren nicht im Stande, die Neu-Ankommenden zurückzuhalten. Ihr wildes Aussehen, das durch Tattowiren noch erhöht war, stimmte uns gerade nicht zu ihrem Vortheile, und wir beobachteten deßhalb eine vorsichtige Zurückhaltung. Bald bestieg ein euro-

päisch gekleideter Eingeborener, der englisch sprach, und sich auch einige Zeit in England aufgehalten hatte, die Corvette. Er hieß Tui, war ein Bruder des berühmten Corokoro, dem er als Häuptling des Hippah *) Kauerra gefolgt war, zeigte uns eine Menge englischer und amerikanischer Zeugnisse über die guten Dienste, die er den verschiedenen Seefahrern schon erwiesen hatte, und wurde deßhalb auch von uns mit Auszeichnung behandelt. Auf seine Aufforderung wechselten wir sogar den Ankerplatz, um uns seinem befestigten Dorfe mehr zu nähern.

Die Eingeborenen, welche vom ersten Augenblicke unserer Ankunft an, die Corvette angefüllt hatten, führte nicht etwa der Handel mit Lebensmitteln oder Neugierde herbei; sie versuchten ein einträglicheres Gewerbe, und überfüllten das Verdeck mit jungen Mädchen. Der Commandant versuchte vergebens dieselben vom Schiffe zu entfernen, denn für zehn, die auf der einen Seite fortgetrieben wurden, kletterten auf der andern zwanzig wieder herauf, und so mußte er auf eine Maßregel Verzicht leisten, die viele von der Schiffsmannschaft selbst zu vereiteln suchten. Was diese Mädchen von den Matrosen erhielten, wurde ihnen von den Männern, die sie begleitet hatten, wieder abgenommen, auch erfuhren wir bald, daß diese prostituirten Geschöpfe Sclavinnen seyen, die bei der Plünderung ihres Dorfes in den wüthenden Gefechten dieser Völker zu Gefangenen gemacht worden waren.

Diese Mädchen begannen bei einbrechender Nacht einen Tanz auf dem Schiffe, den sie mit Gesang und Pantominen begleiteten, die nur zu sprechend waren, und dennoch waren die Eltern dieser Unglücklichen von ihren barbarischen Besitzern niedergemetzelt und — verzehrt worden. Die meisten waren fünfzehn bis zwanzig Jahre alt, es gab aber auch darunter, die nicht über neun oder zehn Jahre zählten; fast alle waren häßlich, unreinlich, und verbreiteten einen Geruch nach faulen Fischen, der die Sinne empörte, und dennoch mußten wir fürchten, daß ihre Gegenwart Veranlassung zu Zwist unter der Schiffsmannschaft geben werde, was jedoch glücklicherweise nicht der Fall war. Gottlob! unsere Expedition erneuerte den Scandal von Cooks Offizieren nicht, die sich oft für ihre wilden Helenen schlugen. Nachdem diese Geschöpfe ihre Tänze beendigt hatten, regalirten sie unsere Matrosen mit einem Theile ihrer Matrosenkost, aber noch empört sich mein Magen, wenn ich daran denke, mit welcher Gefräßigkeit sie die, auf dem Verdeck umherliegenden Ueberbleibsel verschlangen, um welche sie sich mit den Schweinen

*) Die Zee-Irrländer wohnen in Dörfern und kleinen Städten, die den allgemeinen Namen Hippah führen.

ſtritten, die wir an Bord hatten. Einmal wurde eine Matroſenſchüſſel voll Reis verſchüttet, und ſieben oder acht dieſer Mädchen, warfen ſich der Länge nach auf den Boden, und ließen auch nicht ein Körnlein liegen.

Dieſe jungen Sclavinnen finden bei ihren rohen Gebietern immer nur ein unſicheres Loos, und ihre Unempfindlichkeit und Sorgloſigkeit rührt von ihrer moraliſchen Entwürdigung her, welche aus ihrer erniedrigenden Lage entſpringt. Die abſcheulichen, mit dem Blute ihrer Eltern und Verwandten bedeckten Krieger pflegen ſie, um von ihrer Jugend Nutzen zu ziehen, aber, wenn ſie die Laune ankommt, ſo ſchlagen und mißhandeln ſie dieſelben, ja ſie tödten ſie zuweilen. Tui's Frau brachte ein junges Mädchen in eigennütziger Abſicht auf das Schiff, und gab ihr heftige Schläge, weil ſie ihren Zweck nicht erreichte. Tui ſelbſt war in dieſer Beziehung nicht beſſer, und ſein langer Aufenthalt in Port Jakſon, ſo wie ſein Beſuch in London haben ihn nur ſtutzerhaft gemacht.

Der ebengenannte Häuptling hatte ſich, wie geſagt, am Bord eingefunden, und Herr d'Urville hoffte durch ihn, und mit Hilfe der engliſchen Sprache mancherlei wünſchenswerthe Nachweiſungen zu erhalten. Die, unter deſſen Namen im Miſſionary Regiſter durch Herrn Marsden bekannt gemachten Briefe hatten ziemliches Aufſehen erregt, Tui aber geſtand uns, daß ihm, der weder leſen noch ſchreiben könne, vollkommen unbekannt ſey, was den Miſſionnären beliebt hätte, in ſeinem Namen bekannt zu machen. Er war ein Mann von mittlerem Wuchſe, ungefähr dreißig Jahre alt und im Geſichte tätowirt; ſeine Manieren waren gemein, und erſchienen in der europäiſchen Kleidung, die er unter uns trug, äußerſt erzwungen.

Er iſt der einzige Inſulaner, der ſo viel engliſch gelernt hat, um über die gewöhnlichen Dinge des Lebens ſprechen zu können, da er jedoch nur in dem Rufe eines mittelmäßigen Kriegers ſteht, und zwar in einer Gegend, welche eine ſo kriegeriſche Race bewohnt, ſo ſtand er nicht in beſonders großer Achtung. Sein Bruder Corokoro lebte noch, als ſich Tui und Teiterri, beide noch in ſehr jugendlichem Alter, nach Europa einſchifften. Die Gewohnheiten des civiliſirten Lebens nahmen ſie nur ſehr oberflächlich an, und bei ihrer, im Jahr 1822 erfolgten Rückkehr war von den erhaltenen Eindrücken, die ohnedieß kaum die Haut berührt hatten, nichts mehr zu bemerken. Tui, der dritte Bruder von Corokoro, erbte bei ſeiner Zurückkunft die Herrſchaft dieſes, durch ſeine Tapferkeit berühmten Häuptlings, denn ſein zweiter Bruder

war während seiner Abwesenheit in einem Kriege, in welchem der Stamm von Parea den Sieg davon getragen hatte, getödtet worden.

Am 4. kamen endlich einige Piroguen mit Lebensmitteln, auch befand sich in einem dieser Fahrzeuge ein Mann von hohem Ansehen, nämlich der Ariki oder Oberpriester des Stammes von Tui. Seine geistlichen Verrichtungen, seine stolzen Blicke, sein imposanter Gang und seine würdige Gestalt, die er mit einer Matte von neuseeländischem Flachs auf antike Art umhüllt hatte, verfehlten nicht, einigen Eindruck auf uns zu machen, aber er löschte denselben eben so schnell selbst wieder aus, als er uns vier Schweine zum Kauf anbot, und unsere Achtung verwandelte sich, nach europäischem Gebrauche, sogleich in Geringschätzung. Wir fragten Tui, ob dieser, von dem Volke so hoch verehrte, und auf die Schicksale des Stammes so einflußreiche Calchas unfehlbare Beschlüsse fasse? Er ist ein ganz unwissender Mensch, erwiderte Tui, sein Vater aber war ein geschickter Mann: eine Antwort, wie sie nur die Civilisation eingeben kann, wo man aus reinem Gerechtigkeitsgefühl die Todten erhebt, und die Lebenden herabsetzt. Die Arikis haben indessen in Neu-Zeeland einen hohen Beruf: sie sind es, welche die Entscheidung zu den Schlachten geben, indem sie Sieg oder Niederlage verkündigen; sie erwürgen die Gefangenen, wobei sie sich allerdings die besten Bissen vorbehalten, sie sind endlich die Aerzte des Körpers und der Seele. Wir gaben diesem Ariki den Beinamen Schweinehändler, weil er wenigstens zehnmal ohne Waare zurückkehrte, ehe er sich zum Abschlusse des Handels entschloß, und weil er, als dieser endlich zu Stande kam, uns für sechs Pfund Pulver nur zwei Schweine überließ. Von allen Erfindungen der Civilisation bewundern die Neu-Zeeländer keine mehr, als die der Feuerwaffen; in ihren Augen ist dieß das Meisterstück des menschlichen Erfindungsgeistes, und all ihr Streben ist dahin gerichtet, sich dergleichen zu verschaffen, auch sieht man leicht ein, daß derjenige Stamm, welcher im Besitze der meisten Gewehre ist, über die andern ein entschiedenes Uebergewicht haben muß. Der Häuptling eines entfernten Distrikts bot uns vierzig Schweine für ein Doppelgewehr an, aber er brachte nur deren zwanzig an Bord, und so schickte man ihn wieder zurück, ohne den Handel abzuschließen, obgleich wir bei diesem Tausche nur hätten gewinnen können, denn das Gewehr war sehr schlecht. Die Frauen brachten uns für Halsbänder von blauen Glasperlen, die sie sehr schätzten, ganze Päcke von dem herrlichen Flachse von Neu-Zeeland, und für Pulver, Matten, die sie aus seidenartigen Fasern, und stark wie seidene verfertigt hatten. Es gibt mehre Arten solcher, mit der größten Kunst gemachte Matten, die

zugleich durch ihre ſchöne Deſſeins merkwürdig, und von verſchiedener Dichtigkeit ſind, je nachdem man ſie zu Mänteln oder zu Unterkleidern beſtimmt. Die Kleidung des Mannes beſteht aus zwei Theilen: eine Matte, die um den Körper geſchlagen, und durch einen Gürtel befeſtigt wird, bis zum Knie herabhängt, und bei den Häuptlingen unten und oben wohl mit Emu- oder andern Federn verziert iſt, und aus einem Mantel, der aus einer großen und breiten Matte beſteht, die vorn auf der Bruſt durch Faſern zugebunden, und wohl mit Hundefell in ſchwarzer und weißer Abwechslung verbrämt iſt. Die Häuptlinge füttern dieſe Mäntel mit allerlei buntem Pelzwerke, aber dieſes Pelzfutter ausgenommen, ſind die gemeinen Krieger eben ſo ſchön, wie die Häuptlinge, und zuweilen noch prächtiger gekleidet. Einige haben ſolch ſchöne und kunſtreich verbrämte Matten, daß kein europäiſches Land ſie in größerer Vollkommenheit hervorbringen könnte; ſie ſind weich, glänzend wie Sammt, und geſchmackvoll mit Figuren verziert. Europäiſche Kleidungsſtücke wurden von dieſen Völkern nicht ſehr geſchätzt, ſie zogen denſelben wollene Teppiche vor, in welche ſie ſich einhüllten, aber ſie ſetzten beim Handel immer unſere Geduld auf die Probe, denn jeder Verkäufer zögerte unendlich lange ehe er ſich entſchloß, war aber ſehr ſchnell, jeden Umſtand zu benützen, der ihm zum Vortheil gereichen konnte. Wenn ſie glaubten, Jemand beim Handel überliſtet zu haben, ſo ſagten ſie ſpöttiſch und ausdrucksvoll „kapai", was weiter nichts heißen will, als, es iſt gut; ſie wußten dieß aber mit einer Freiheit des Ausdrucks zu geben, die unmöglich zu beſchreiben iſt. Die europäiſchen Gegenſtände, auf welchen ſie einen Werth legten, waren außer Gewehren und Pulver, Beile, Tuch, Gewebe von Wolle, Perlen von blauem Glas, ſtarke Angeln und Feuerſteine; aus Meſſern aber, oder aus jedem andern Werkzeuge von Eiſen oder Stahl machten ſie ſich nichts.

Neu-Zeeland iſt für Schiffe, die ſich mit Lebensmitteln verſehen wollen, ein ſehr günſtiger Aufenthalt. Man findet hier in ſolchem Ueberfluße Fiſche, und der Fang iſt ſo glücklich, daß man für Kleinigkeiten enorme Quantitäten von den Eingeborenen enthält. Unſere Schiffsmannſchaft verzehrte davon nach Belieben, und konnte noch für die weitere Fahrt hinlänglich einſalzen. Hiezu muß man noch die Menge von Gemüſen rechnen, von denen hier ſehr viele Arten im Ueberfluße wachſen, und man kann ſich einen Begriff davon machen, welche Vortheile dieſer Aufenthalt Seefahrern gewährt, die ihrer Schiffsmannſchaft eine Erholung zukommen laſſen wollen. Dieß erklärt auch die große Anzahl engliſcher oder amerikaniſcher, zum Wallfiſchfang beſtimmter

Schiffe, die täglich ein- und auslaufen, und ſich in der geräumigen Inſelbai wieder verproviantiren.

Am 5. näherten ſich uns zwei fremde Piroguen, die, obgleich ſie nur aus einem einzigen Stück Holz ausgehöhlt waren, doch mehr als vierzig Fuß Länge hatten. Sie waren von einer großen Anzahl Inſulanern mit ihren Weibern und Töchtern beſetzt. Dieſe letztern beſtiegen nicht die Corvette, ſondern warteten in ihren Fahrzeugen auf ihre Männer und Väter. Obgleich dieſe Inſulaner im Frieden mit dem Stamme von Kauerra lebten, ſo waren ſie doch mit Gewehren und Pattu Pattu's (eine Art Dolche) verſehen. Ich hatte in Toulon grobes Pulver gekauft, das ich in blechenen Büchſen aufbewahrte, was den Eingeborenen eine hohe Idee von ſeiner Güte gab. Mit dieſem handelte ich vielerlei Gegenſtände ein, womit ich meine Sammlungen bereicherte, und ſo namentlich auch an dieſem Tage drei Neuzeeländiſche Köpfe, die durch das bewundernswerthe Verfahren dieſer Völker, das alle Künſte der Einbalſamirung in Europa übertrifft, noch vollkommen gut erhalten waren. Einen dieſer Köpfe hielt ein Mädchen mit der entſchiedenſten Gleichgültigkeit unter ihrer Schürze; ſie nahm ihn, um mich von ſeiner Unverſehrtheit zu überzeugen, an den Haaren und drehte ihn hin und her, um mich das regelmäßige Tättowiren deſſelben bewundern zu laſſen. Dieſer abgelöste Kopf ſchien einem ſchlafenden Menſchen anzugehören, denn ſeine Augen waren wie im Schlafe geſchloſſen, und der halb geöffnete Mund mit ſeinen ſchönen Zähnen, hatte noch den Ausdruck des bittern Lächelns, mit welchem ein Krieger ſeinen Feinden, und dem Tode von ihrer Hand trotzt.

An dieſem Tage erhielten wir einen Beſuch von dem berühmten Shongi, der ſich durch Unerſchrockenheit und Muth im ganzen Umkreiſe der Inſelbai einen ſo hohen Ruf erworben hat. Shongi herrſcht in den nördlichen und weſtlichen Diſtrikten dieſer Bai, aber das Haupt-Hippah, wo er ſeine Reſidenz aufgeſchlagen hat, liegt am Ufer des Fluſſes Kiddi-Kiddi, nicht weit von dem großen Waſſerfalle, von dem jenes ſeinen Namen hat. An dieſem Orte, und unter dem Schutze dieſes furchtbaren Kriegers haben die proteſtantiſchen Miſſionnäre ihren Sitz aufgeſchlagen. Die Zeeländer, welche ſich im Gefolge Shongi's befanden, waren Männer von hohem Wuchſe, herkuliſchen Formen, und in den kräftigſten Jahren. Unter denſelben befand ſich Pomare, berühmt durch die Anzahl der Feinde, welche er mit eigener Hand erlegt, und dem Tui, um ihm ſeine Achtung zu bezeugen, den Beinamen Raki Pamapati gegeben hatte.

Shongi geſtattete ſeinen Gefährten, uns das Schauſpiel eines

Kriegstanzes aufzuführen, und man kann ſich keinen wildern und barbariſchern Ausdruck, ſelbſt nicht auf dem Schlachtfelde vorſtellen, als dieſer Tanz darbot, bei welchem ſie alle Bewegungen mit erſtaunenswerther Genauigkeit vollzogen. Man mußte dieſe wilden Inſulaner ſehen, wie furchtbar ſie ihre funkelnden Augen rollten und verdrehten, ſo daß man oft nur das Weiße erblickte, und wie ihre halberſtickte Stimme ſchluchzend erbebte, oder wie die eines Tigers brüllte. Von dem blutigſten Haſſe, von thieriſcher Kraft, von dem Lächeln des Beſiegten, von ſeinem Todeskampfe, ſeinem Hinſcheiden gaben ſie mit ſchrecklicher Wahrheit ein treues Bild. Shongi lächelte, als er ihr Triumphgeſchrei vernahm, das er ſo oft ſchon, vermiſcht mit dem Geſchrei der, auf ſeinen Befehl niedergemetzelten, und von den Leuten ſeines Stammes gebratenen Feinde gehört hatte.

Durch eine verſtellte Sanftmuth und durch ſtudirte Artigkeit gegen Herrn Marsden und die erſten Miſſionnäre, denen er zu Kiddi-Kiddi eine Zuflucht angeboten hatte, erwarb ſich Shongi deren ganzen Beifall, und ſie glaubten, ihn in ihren Berichten nicht genug rühmen zu können. Im Miſſionary Regiſter ſchilderten ſie ihn als einen einfachen, guten Mann, von vorzüglichem Charakter, der ſich durch den Aufenthalt der Miſſionnäre in ſeinem Diſtrikte glücklich fühle, und den eine Reiſe nach London unfehlbar civiliſiren würde. Dieſer Gedanke gefiel den Miſſions-Direktoren, und ſo wurde denn Shongi der Antrag gemacht, ihn nach Europa zu bringen. Das hieß Shongi bei ſeiner ſchwachen Seite faſſen, denn er nährte ſchon lange dieſen Wunſch, und nur um dieſen ſeinen geheimen Zweck zu erreichen, hatte er ſein gut berechnetes Benehmen erſonnen. Aber nicht die Idee der Civiliſation oder Neugierde veranlaßten ihn, eine lange Seefahrt in ein unbekanntes Land zu unternehmen, er hatte hiebei eine ganz andere Abſicht.

Shongi war wild und kriegeriſch geſinnt, wünſchte ſeine Herrſchaft mehr auszudehnen, und der fortwährende Krieg, den die verſchiedenen Stämme untereinander führen, gab ſeinen wilden Leidenſchaften nur noch mehr Nahrung. Er war in den Diſtrikt Kipperro, auf der weſtlichen Küſte von Neu-Zeeland, wo der große Mudi-Panga herrſchte, eingedrungen, ward geſchlagen, und verlor ſehr viele Leute, unter welchen ſich zwei ſeiner Brüder befanden, die dem Gebrauche, zufolge, von dem Sieger verzehrt worden waren. Dieß fand im Jahr **1819** ſtatt. Shongi, deſſen Macht für einige Zeit gebrochen war, der jedoch den bittern Schmerz ſeiner Niederlage, und den Wunſch nach Rache in ſich nährte, verſchaffte ſich durch Handel mit friſchen Lebensmitteln, von den, in die Bai einlaufenden Wallfiſchfahrern, Pulver und Musketen, und als

er ſeine früheren Alliirte zu dem Endſchluß gebracht hatte, ſich ihm anzuſchließen, hielt er den Augenblick für günſtig, und machte einen neuen Einfall in das Gebiet von Mudi-Panga. Mit Hilfe der Feuerwaffen errang er im erſten Gefechte den Sieg, und ſeine Hoffnungen ſpannten ſich dadurch höher: Mudi-Panga hatte den Schimmer ſeines Ruhmes eingebüßt, und die Reihe, beſiegt zu werden, jetzt dieſen großen Häuptling getroffen. Indeſſen hatte dieſer gewandte Krieger, deſſen bisherige Taktik durch den Gebrauch der, ſeinem Stamme unbekannten Feuerwaffen, vereitelt war, die Bemerkung gemacht, daß nach einer gegebenen Salve es immer einiger Zeit bedürfe, um wieder zum Schuſſe bereit zu ſeyn, auch waren Shongi's Leute noch nicht gewandt in Handhabung der Feuergewehre, und in Folge dieſer Beobachtung befahl er ſeinen Leuten, im Augenblicke, wo die Feinde das Gewehr in Anſchlag brächten, und abzufeuern im Begriffe ſeyen, ſich plötzlich auf die Erde niederzuwerfen, augenblicklich nach dem Abfeuern wieder aufzuſtehen, wie Löwen auf die Feinde loszuſtürzen, und dann Mann gegen Mann zu fechten. Alles geſchah, wie es Mudi-Panga vorhergeſehen und angeordnet hatte; die Truppen Shongi's gaben Feuer, die Krieger Kipperros warfen ſich auf dieſelben, und nun erfolgte eine furchtbare Metzelei, bei welcher Shongi und die andern Häuptlinge ihre tapferſten Rangatira's *) verloren, und Shongi ſelbſt von der eigenen Hand Mudi-Panga's ſchwer verwundet, das Schlachtfeld verlaſſen mußte.

Auf's Neue zur Unthätigkeit gezwungen, mußte er ſich noch glücklich fühlen, ſeinen Gegner in der Ferne zu wiſſen, denn dieſer konnte nicht daran denken, deſſen befeſtigten Hippah's anzugreifen. Er entſchloß ſich nun, ſeinen Plan zu ändern, und ſich den Miſſionären, die er indeſſen im Grunde des Herzens verachtete, mehr noch zu nähern, um durch deren Hilfe eine Reiſe nach England antreten zu können. In dieſem Lande, von dem er eine hohe Idee hegte, hoffte er ſich ſo viele Feuergewehre zu verſchaffen, um damit ſeine ganze männliche Bevölkerung ausrüſten zu können. Shongi und Whykoti ſchifften ſich ſomit ein, und ihre Ankunft in London erregte, zu Folge der Journale ziemliches Aufſehen, denn ſie wurden dem Könige vorgeſtellt, und mit Geſchenken überhäuft. Die kriegeriſche Geſtalt Shongis, und ſein tättowirtes Geſicht erregten eine allgemeine Neugierde, aber unfähig,

*) Die Rangatiras, oder Rungalidas bilden den Adel, oder die Familien der Lehens-Vaſallen, die gewiſſe Bezirke der Inſel unter der Bedingung inne haben, dem Ariki die Heeresfolge zu leiſten.

die Keime der Civiliſation in ſich aufzunehmen, blieb er bei allen Wundern dieſer Hauptſtadt unempfindlich. Weit entfernt, ſich der Miſſionsgeſellſchaft für die, auf ihn verwendeten Koſten dankbar zu zeigen, hegte er vielmehr von jener Zeit an einen lebhaften Groll gegen ſie, denn ſein Stolz fühlte ſich auf's tiefſte verwundet, weil die Miſſions-Geſellſchaft es ihm verweigerte, ihn mit Gewehren und Pulver zu verſorgen. Das Arſenal von Wolwich, das er beſuchte, erregte ſein höchſtes Erſtaunen, und dieß war auch der einzige Gegenſtand, der ihm einige Zeichen der Bewunderung entlocken konnte. In ſeinen Augen war die Erfindung von Feuerwaffen das merkwürdigſte, und über dieſe ging nichts. Er mußte in ſein Vaterland zurückkehren, ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben; ihn begleiteten jedoch Geſchenke von Werth, und den **11.** Juni **1820** landete er zu Port Jakſon, um daſelbſt eine Gelegenheit zur Rückkehr in die Inſelbai abzuwarten. Zu Sidney hatte er das Glück, auf einen Handelsmann zu ſtoßen, der ihm alle ſeine, von England mitgebrachten Geſchenke gegen Gewehre und Pulver eintauſchte, und er ſchwankte keinen Augenblick, ſelbſt die vom König von Großbritannien zum Geſchenk erhaltene vollſtändige Ritter-Rüſtung zu verhandeln. Dieſe Rüſtung hatte ſeine Luſt erregt, weil ſie nach ſeiner Anſicht einen Krieger gegen Wunden und Tod von Feindes Hand ſchützen mußte, aber ihr Gewicht entleidete ſie ihm wieder.

Als Shongi Neu-Zeeland, das höchſte Ziel ſeiner Wünſche, erreicht hatte, war ſein Erſtes, ſeine Krieger und ſeine Alliirten zu den Waffen zu rufen. Er warf jetzt die angenommene Maske eines Andächtlers ab, und richtete ein ſchreckliches Blutbad unter ſeinen Nachbarn an. Sein Ruf vergrößerte ſich durch einen vollſtändigen Sieg, den er über Mudi-Panga davon trug, der ſich noch glücklich ſchätzen mußte, bei der erlittenen Niederlage dem Tode entgangen zu ſeyn. Die Miſſionäre in Kiddi-Kiddi wurden damals von ſeinen Horden in der Trunkenheit des Sieges häufig inſultirt, und ſelbſt ihr Leben gerieth in große Gefahr. Die vom Blutbade trunkenen Krieger verzehrten die Leichname ihrer getödteten Feinde unter den Fenſtern des befeſtigten Hauſes der Miſſionäre, und ohne die Dazwiſchenkunft einiger Häuptlinge, die für deren Sicherheit wachten, würden ſie und ihre Familien damals ohne Zweifel niedergemetzelt worden ſeyn, und ſelbſt dieſer Schutz wäre wahrſcheinlich nicht hinlänglich geweſen, wenn nicht die Furcht vor der Rache engliſcher Schiffe dieſe Cannibalen von weiteren Gewaltthaten abgehalten hätte. Zu jener Zeit reisten mehre Miſſionäre nach Süd-Wales, um ſich mit den Chefs der Miſſion zu berathſchlagen, ob es unter den obwaltenden Umſtänden nicht gerathen wäre, wieder

nach Europa zurückzukehren. Nachdem endlich der Siegesrauſch ſich gelegt hatte, kehrten die Zeeländer zu weniger wilden Gewohnheiten zurück, und nun benahmen ſie ſich auch gegen die Miſſionnäre wieder gemäßigter. Ein beſonderes Vergnügen aber machte es Shongi nach ſeiner Zurückkehr aus Europa, ſeinen Offizieren zu erzählen, daß die Miſſionnäre in ihrem Vaterlande arme Teufel von dunkelm Herkommen ſeyen, die daſelbſt in keiner großen Achtung ſtünden, unaufhörlich aber ſprach er von der Menge Soldaten, Gewehre und Kanonen, welche der König von Großbritannien beſitze. Die Pracht und der Luxus von Windſor, die öffentlichen Gebäude und Theater, und was ſonſt das Auge des Fremden in London mit Staunen erfüllt, dieß alles hatte auf ihn keinen ſolchen Eindruck gemacht, daß ihn dieſe Gegenſtände noch beſchäftigt hätten. Jetzt feſſelt er nur noch die Miſſionnäre an ſeinen Diſtrikt, um durch ſie Seefahrer anzulocken, durch welche er ſich zu bereichern hofft, er nimmt jedoch keine beſondere Rückſicht auf ſie, und ſelbſt ſeine Protektion kann ſie nicht immer gegen üble Behandlungen ſeiner Offiziere ſchützen. Als er erfuhr, daß Hr. Clerk, der als Paſſagier mit uns gereist war, zu Kiddi-Kiddi angekommen ſey, ſagte er mit Bitterkeit: „Ich habe nichts mit den Miſſionnären zu ſchaffen, und er kann, wenn er ſich ein Vergnügen machen will, wieder hingehen, wo er hergekommen iſt; nicht einen Miſſionnär, ſondern einen Waffenſchmidt brauche ich, der mir meine Gewehre im Stand halte, und den ich immer noch erwarte, obgleich die Miſſionsgeſellſchaft mir längſt zugeſagt hat, einen ſolchen zu ſenden.“ Seit ſeiner Rückkehr in die Inſelbai, hat er von einer Menge Produkte Steuern erhoben, und um dieß zu rechtfertigen beigefügt: „In London hat man mich den geringfügigſten Gegenſtand zahlen laſſen, es iſt daher ganz natürlich, daß ich in dem Lande, das mir gehorcht, Repreſſalien gebrauche.“ Er hätte indeſſen Rechnung über die Summen führen ſollen, welche ihm die Miſſionsgeſellſchaft für ſeine Reiſe zur Verfügung geſtellt hatte. Das ſind jetzt die Früchte, die er von dieſer Reiſe zog.

Er konnte nie engliſch ſprechen lernen, und hat nicht einmal das bekannte **goddam**, das geläufigſte Wort der Sprache, behalten. Die europäiſche Küche aber ſagt ihm zu, und er ladet ſich oft und ohne Umſtände zum Mittageſſen bei den Miſſionnären ein, die ihn immer mit vieler Achtung behandeln. Einen kleinen Jugendfehler ſcheint er vergeſſen zu haben, nämlich den, daß er Matroſen eines geſcheiterten Schiffes, die ſich in einem Boote an das Land gerettet hatten, niedermetzeln ließ, deren ſieben er mit ſeinen vornehmſten Rangatiras damals verzehrte. Bei einem Gefechte, das er am Ufer des Schuki-anga gewann, glückte

es ihm, den feindlichen Häuptling zu tödten, dem er ſodann das linke Auge ausriß, das er aus Rachſucht, und im Glauben, ſeinen Ruhm dadurch zu vermehren, verſchlang. Die Zeeländer glauben in der That, daß das linke Auge eines Häuptlings ſich nach deſſen Tode in einen Stern verwandle, der am Himmel glänze, und je mehr ein Häuptling ſolcher, am Himmelszelte leuchtender Sterne beſitzt, um ſo größer iſt auch ſein Ruhm. Shongi, der von keiner edlen Race abſtammt, verdankt ſeinen großen Ruf ſeiner wilden Tapferkeit, aber ſein Stolz, der ſein Glück noch übertrifft, hat ihn in einem ſolchen Grade verblendet, daß er ſich für göttlichen Urſprungs hält. Auch ſeine Gefährten betrachten ihn als einen Gott und begrüßen ihn mit den Worten: **hairemi hairemi atua**, (gegrüßet ſey der Gott.) Herr Marsden erzählte mir, daß, als er ſich einſt an dem Ufer des Fluſſes Gambier befunden, ein Inſulaner ihn auf die Sonnenſtrahlen aufmerkſam gemacht hätte, die gerade durch die Wolken brachen, um die Spitze eines Berges zu vergolden, und daß dieſer ſich dabei geäußert habe: dieß iſt Whydua, der Geiſt von Shongi's Vater. Gleicht nicht dieſe Narrheit ganz der von Tiberius und Caligula?

Die Miſſion, deren Gedeihen überhaupt ſehr zweifelhaft iſt, kann zu Lebzeiten des Häuptlings, deſſen Geſchichte ich darſtellte, nicht emporkommen, und doch fürchten ſelbſt die Miſſionnäre deſſen Tod, der ſie ohne Schutz den rachſüchtigen Leidenſchaften der untergeordneten Häuptlinge Preis geben würde. Shongi wurde zu jener Zeit geboren, wo der Capitän Marion und die Franzoſen ſeines Schiffes in derſelben Inſelbai niedergemetzelt wurden, in welcher wir uns jetzt aufhielten, und dieſes unglückliche Begebniß, das ſich im Jahre 1772 ereignete, haben, nach der Behauptung der Inſulaner von der Bai Ipipiri, die wilden Völker von Wangaroa verſchuldet.

Shongi, der von allen ſeinen Nachbarn gefürchtet wird, und der über den Umkreis der ausgedehnten Bai von Ipipiri als Oberhaupt herrſcht, hat ſich mit Tui und Pomare, die er in Vaſallenſchaft hält, verbunden, und dieſe drei beginnen oft feindliche Unternehmungen gegen die, auf der öſtlichen Küſte verbreiteten Völker, die für ſie Heerden geworden ſind, aus denen ſie ihre Sclaven ergänzen, und von welchen ſie nach Belieben ihren Vorrath an Menſchenfleiſch holen. In dieſer Beziehung führte man mir eine merkwürdige Thatſache an, die ſich bei einer, kaum vor unſerer Ankunft ſtattgehabten, Expedition ereignete, und deren Einzelnheiten Tui gerne erzählte. In der Hoffnung, eines der feſteſten Hippah's am Fluſſe Thames durch Ueberfall zu erobern, landeten Shongis Krieger mit ihren Piroguen Nachts am Fuße dieſer

Veſte ſelbſt; allein die Einwohner des Hippah waren auf ihre Vertheidigung gefaßt, auch wurden ſie von einem ihrer Anhänger von dem beabſichtigten Angriffe frühe genug benachrichtigt, und ſo hatten ſie den Eingang in die Bai mit ſoliden Pfählen waſſerpaß verrammelt. Die Piroguen wurden durch dieſes Hinderniß aufgehalten, und von den flachen Dächern des Hippah's aus, zwei Jahre lang eine Menge Steine auf ſie geſchleudert, während Tui und Pomare mit ihren Truppen-Abtheilungen zu Lande gegen das Hippah vorrückten. Ich muß noch bemerken, daß die Bewohner des Fluſſes Thames ſich nicht im Beſitze von Feuerwaffen befinden, während die nördlichen Stämme reichlich damit verſehen ſind. Wüthend gab Shongi den Befehl zum Rückzug, dann kehrte er, während ſeine Alliirten auf die Vertheidiger des Hippah ſchoſſen, zum Angriffe zurück, und befahl die Palliſaden auszureißen, wobei er jedoch viele Leute verlor. Nachdem dieß gelungen war, mußte er die Flanken des ſteilen Berges, der das Hippah beherrſcht, mit Sturm nehmen, und auch bei dieſem Angriffe verlor er viele Leute; endlich aber gelang es doch den Seinigen, die Anhöhe des Berges zu erſtürmen. Dort trafen ſie die Belagerten hinter dem Schutze einer dicken Erd-Mauer, in welche die Kugeln ohne Wirkung eindrangen; Shongi ließ nun aber aus Baumſtämmen eine Erhöhung errichten, welche den Platz beherrſchte, und die geſchickteſten Schützen daſelbſt Poſto faſſen. Jeder Schuß tödtete einen Vertheidiger, ſie wurden endlich alle niedergemacht, und nichts ſtellte ſich mehr dem Siege Shongis entgegen; das Hippah wurde genommen, Frauen, Kinder, Greiſe niedergemetzelt, und drei europäiſche Matroſen, die ſich gerade bei denſelben befanden, hatten das gleiche Loos. Die verwundeten Krieger wurden vollends niedergehauen, und von dieſem Leichenhaufen, denn der Stamm von Thames verlor daſelbſt dreihundert Mann, nahm Shongi die beſten Stücke, um ſie den Familien der Zeeländer zuzuſenden, die Theil an der Expedition genommen hatten, dieſe aber blieben auf dem Platze des Blutbades, füllten ſich mit dem Fleiſche ihrer Feinde an, und verließen dieſen Ort nicht eher, als bis die Fäulniß der Leichname ſie dazu zwang; gewiß ein gräßliches, aber ganz den Gewohnheiten dieſer abſcheulichen Kannibalen angemeſſenes Gaſtmahl. Man ſollte die ſüdlichen Völker aus Menſchlichkeit mit Feuerwaffen verſehen, damit ſie den nördlichen Stämmen Widerſtand leiſten, und dadurch dieſen Greuelthaten eher ein Ende machen könnten. Die Frauen und Mädchen, welche uns von Tui und den Seinigen an Bord der Corvette geſchickt wurden, waren von dieſen Stämmen von Thames, die unglück-

lichen Opfer eines wilden Siegers, der ſich und den Seinigen unverſöhnliche, und in Wahrheit auch wohlverdiente Rache erwecken muß.

Shongi ſchlief auf unſerem Schiffe, und forderte während ſeines kurzen Aufenthaltes fortwährend Pulver, wogegen er uns ſeine Matten und ſüße Bataten anbot, mit welchen Gegenſtänden er eine Pirogue ganz angefüllt hatte. Er wurde mit fünf Kanonenſchüſſe ſalutirt, und erwiderte dieſe Ehrenbezeigung, indem er das Schiff verließ, ſich nach Kiddi-Kiddi begab, und daſelbſt ſein Doppelgewehr abfeuerte. In ſeiner Tracht zeichnete er ſich durch nichts von ſeinen Unterthanen aus, wohl aber war er mit mehr Vollkommenheit tättowirt, als dieſe.

Am Morgen des ſechsten beſuchte ich mit Herrn von Blaſſeville das Hippah Orokaua, zu welchem der Zugang ſehr ſchwierig iſt, denn die Bewohner ſchützen die Eingänge durch tiefe Gräben und durch aufgehäufte Steine. Bei einem feindlichen Angriffe ziehen ſie ſich jedoch in das große Hippah von Tui zurück. Die Männer von Orokaua waren, wie man uns ſagte, auf einer Expedition begriffen, und Tui, der die Zahl ſeiner Unterthanen vergrößerte, um ſich in unſern Augen ein Anſehen zu geben, behauptete, daß er zweihundert Krieger befehlige. Dieß war ohne Zweifel eine Prahlerei, denn ich zählte kaum dreißig ganz niedrige Hütten, aus welchen Weiber und Kinder auf den Knien hervorkrochen, und ich glaube, daß man ſich ſo ziemlich der richtigen Zahl nähert, wenn man drei Individuen auf eine ſolche Hütte rechnet. Einige Schritte von dem Hippah ſtießen wir auf einen ausgeſchnitzten, roth angemalten Kaſten, der auf vier Füßen ruhte; da er leer war, ſo fragten wir einen Eingeborenen, zu was derſelbe diene, dieſer aber ſuchte uns von dem Kaſten zu entfernen, und deutete uns an, daß ſich unter demſelben ein Grab befinde. Wir bemerkten noch einige dergleichen Grabmähler, immer an einſamen Orten, aber ſie ſind nicht zahlreich, und bei den kriegeriſchen und kannibaliſchen Gewohnheiten der Neu-Zeeländer ereignet es ſich in der That auch ſelten, daß ſie in Folge des Alters im Schooße ihrer Familien ſterben; der Magen ihrer Mitbürger iſt ihre gewöhnliche Begräbnißſtätte, und aus ihren Beinen macht man Flöten oder Angeln zum Fiſchfang. Wir verließen das Hippah, und beſtiegen einen Berg, von welchem aus man eine ſehr ſchöne Ausſicht genoß, und mehre Inſeln überſah, auch lag zu den Füßen deſſelben die Küſte, an welcher der unglückliche Marion ſein Leben verlor. Man erinnert ſich, daß Marion im Jahr **1772** mit zwei Fahrzeugen von Isle de France abſeegelte, um eine Entdeckungsreiſe zu machen; durch einen Sturm verlor er ſeine Maſten, und ſuchte daher in der Inſelbai eine Zuflucht. Einen Monat lang hatte er ſchon mit den Eingeborenen in

Eintracht gelebt, als er und die Seinigen, wie er ſich, ſeiner Gewohnheit gemäß, an's Land begab, niedergemacht wurden. Crozet, welcher nach dem Tode Marions die Expedition befehligte, tödtete bei einem Einfalle mehre Häuptlinge, verwüſtete ihr Gebiet, und nöthigte die Ueberlebenden, ſich in die Wälder zu flüchten; dieſe Repreſſalien ſollten aber ſpäter neue Ermordungen zur Folge haben. Crozet blieb noch vier undſechzig Tage auf ſeinem Ankerplatze, ohne jedoch etwas Neues zu unternehmen. Den Zeeländern hatte ſich dieſe Züchtigung tief eingeprägt, und Tui wurde von ſeinem Vater über die geringfügigſten Kleinigkeiten dieſes blutigen Schauſpiels auf's genaueſte unterrichtet, auch erzählte er uns den Vorfall, mit Hinweiſung auf den Schauplatz, mit einer Ausführlichkeit und Beſtimmtheit, die jeden Zweifel in die Wahrhaftigkeit ſeiner Angaben verbannten. Die Matroſen, welche mit Holzfällen beſchäftigt waren, hatten ſich, um ihr Abendeſſen zu ſich zu nehmen, in einen Kreis geſetzt, als auf einmal ein großer Häuptling in dieſen Kreis trat, ohne vorher erlangte Erlaubniß nach der Schüſſel griff, und ſich einen Theil des Eſſens zueignete. Auf dieſes erhob ſich plötzlich ein Matroſe, und ſchlug nach ihm, und nun zog, über dieſe Behandlung in Wuth geſetzt, der Häuptling raſch ſein Patu-Patu, um ſich zu rächen, aber eine Schildwache, die dieß gewahr wurde, ſchlug auf ihn an, und ſtreckte ihn augenblicklich nieder. Marion landete gerade in dem Augenblicke, als dieſer Vorfall ſtatt fand; die Eingeborenen verſammelten ſich ſogleich auf die unter ihnen übereingekommenen Zeichen, und entſchloſſen, den Mord ihres Häuptlings zu rächen, begannen ſie ihre Repreſſalien damit, den Capitain, dem ſie die Schuld beilegten, mit Keulenſchlägen zu tödten, und dann machten ſie, ohne Unterſchied auf Schuldige oder Unſchuldige, alle Leute der Schiffsmannſchaft, die ihnen in die Hände fielen, nieder. Dieſe Angabe iſt in hohem Grade wahrſcheinlich; denn Matroſen und Schiffs-Soldaten waren faſt immer noch die Urſache der, zwiſchen den Eingeborenen und Europäern ſtattgehabten Mißhelligkeiten. Dieſe civiliſirten Menſchen, die aber oft viel unvernünftiger ſind, als die ſogenannten Wilden, haben weder Urtheil noch Takt; ſie beleidigen die Eingeborenen, ihre Frauen und Töchter, beſchädigen ihr Eigenthum, und glauben, ſich alles erlauben zu dürfen, und wenn dann die Eingeborenen ſolche Ungebühr nicht dulden wollen, ſo ſind ſie im Augenblicke bereit, von ihrer brutalen Stärke Gebrauch zu machen. Ein europäiſcher Matroſe ſchießt bei der unbedeutendſten Veranlaſſung mit demſelben Vergnügen nach einem Wilden, wie nach einem Haſen, und dann erſtaunt man noch über die Folgen, die nur zu häufig aus ſolchen Gewaltthaten entſtehen. Man vergißt, daß die Wil-

den für erlittene Beleidigungen ein treues Gedächtniß haben, daß ſie ihre Rache kommenden Geſchlechtern übertragen, und, weil ſie nicht im Stande ſind, die verſchiedenen Nationen Europas von einander zu unterſcheiden, oft eine unſchuldige für Kränkungen beſtrafen, die ſie vielleicht vor einer Reihe von Jahren von irgend einem andern Europäiſchen Volke erdulden mußten. Auch La Perouſe hat für Uebelthaten büßen müſſen, die der Abſchaum von Seefahrern, deren Verbrechen nur zu oft unbekannt und unbeſtraft bleiben, begangen hat. Man darf als Beiſpiel nur die Oſterinſel anführen, die von einer gaſtfreundlichen Bevölkerung bewohnt war, welche aber von den Wallfiſchfahrern ſchändlich hintergangen wurde, von der ſie die Männer mit Gewalt weggeſchleppt, die ſie mit einer anſteckenden Krankheit vergiftet, und unter welche ſie dann zu ihrer Beluſtigung mit Kartätſchen gefeuert haben. Und nun erwartet man, daß ein europäiſches Schiff einen guten Empfang daſelbſt finden ſolle! Ein kluger Capitain wird gegenwärtig mit Inſulanern, welcher Inſel ſie auch angehören mögen, nur dann Verbindungen anknüpfen, wenn er ſich auf das Benehmen ſeiner Schiffsmannſchaft verlaſſen kann, und auch da noch muß er die höchſten Vorſichtsmaßregeln anwenden, und darf auch nicht eine vergeſſen, denn ſeine und der Seinigen Sicherheit hängt hievon ab. Zufrieden mit unſerer Excurſion, ſchlugen wir jetzt den Rückweg ein, und die Inſulaner hatten die Gefälligkeit, uns auf einer großen Pirogue, die ſie im Takte nach einem kriegeriſchen Geſange ruderten, an Bord der Coquille zurückzuführen.

Den achten wurde der Schiffszahlmeiſter Gabert mit dem großen Boote nach Kiddi-Kiddi geſandt, um daſelbſt einige Schweine für die Schiffsmannſchaft einzuhandeln. Herr v. Blaſſeville und der Geſchützmeiſter Rolland ſchifften ſich mit ihm ein, und die mitgeſandten Matroſen wurden gut mit Waffen verſehen. Die mitgenommenen Tauſchartikel beſtanden aus Musketen, Schießpulver und rothem Tuch. Nach drei Tagen kehrten ſie wieder zurück, und Herr Gabert erzählte mir folgendes von dem Reſultate ihrer Sendung: Sie fuhren zuerſt in die Bai von Korroradika ein, wo der Miſſionnär Williams ſeinen Wohnſitz hat; während nun Herr Gabert ſeinen Auftrag zu vollziehen ſuchte, begab ſich der Geſchützmeiſter Rolland in das Innere des Waldes, um einige ſeltene Vögel für mich zu ſchießen. Herr Williams bemerkte, daß demſelben Eingeborene, deren Zahl immer mehr anwuchs, folgten und er bat daher Herrn Gabert, jenen zur Rückkehr zu veranlaſſen und ihm zu ſagen, daß er in Gefahr ſtehe, völlig ausgeplündert zu werden, da die Zeeländer dieſes Theils der Bai entſchiedene Diebe

ſeyen, die durchaus keine Rückſicht auf Europäer nehmen. Von hier aus begaben wir uns, erzählt Herr Gabert weiter, nach Kiddi-Kiddi, wo die Unſrigen von den Miſſionnairen, die ſie in ihren Wohnungen, wie in einer Veſtung verpalliſadirt fanden, ſehr gut aufgenommen wurden; dagegen zeigten Shongis Leute einen Ungeſtüm und eine Kühnheit, die ſehr bedenklich erſchienen. Sie durchſuchten auf die unverſchämteſte Art die Taſchen der Herrn Gabert, v. Blaſſeville und Rolland, und als ſie erfuhren, daß ſich im Boote Pulver befinde, ſo hielten ſie Rath, wie ſie ſich deſſelben bemächtigen könnten. Indeſſen entſchloſſen ſie ſich doch nicht zu einer Gewaltthat, ohne Zweifel, weil ihnen die Kanonen unſerer Corvette Reſpect einflößten, die ihnen durch das Niederſchießen ihres Hippah's ihren Raub theuer hätten bezahlen laſſen. Gedachte Herren brachten die Nacht in dem Hauſe der Miſſion zu, in welches man, wie in den Klöſtern des Sinai, nur gelangen kann, nachdem ein Haus-Bewohner die Einlaß Begehrenden zuvor durch ein ſchräges Guckfenſter beſichtigt hat, auch führt das äußere Thor durch ein Labyrinth von ſtarken Palliſaden zu dem, ſelbſt ſehr gut verwahrten, Hauſe. Shongi beehrte Abends die Theegeſellſchaft, bei welcher Miſtreß Clerk die Honneurs machte, mit ſeiner Gegenwart, und der Gatte dieſer Dame kündigte ſein Erſcheinen mit den Worten an: **His gentlemen is master Shongi.**

Die Miſſionnaire in Neu-Zeeland haben ſich hauptſächlich mit Handwerkern recrutirt, und Herr Clerk ſelbſt war, ehe er das Apoſtel-Amt ergriff, ein Schloſſermeiſter. Nach meinen Beobachtungen haben indeſſen dieſe neuen Prediger den größten Stolz und die größte Herrſchſucht; ihr Ton iſt abſprechend und ſchneidend, und die Rohheit ihrer Manieren verräth den Mangel der erſten Erziehung. Bei den Otaheiten zeigt ſich ihr Hochmuth in ſeiner ganzen Größe, hier aber findet er ſeinen Meiſter, und muß ſich unter den eiſernen Willen der Gebieter des Landes beugen. Die Haupt-Beſchäftigung der Miſſionnaire beſteht daher auch hier im Ackerbau, deſſen Erzeugniſſe ſie an Seefahrer verkaufen, ferner im Handel mit Bauholz, Lebensmitteln u. ſ. w.; auch behauptet man, daß ſie alle die tättowirten Köpfe in Sidney einſchwärzen, die daſelbſt in hohem Preiſe ſtehen, denn man bezahlt für ſie fünfzehn bis zwanzig Dollars. Herr Clerk flüſterte uns mit geheimnißvollem Tone zu: „Könnten Sie in zehen Jahren wiederkehren, Sie würden, wie ich hoffe, mit Hilfe Gottes große Veränderungen antreffen.“ Dieſe Veränderungen ſind indeſſen leicht vorherzuſehen: entweder hat Herr Clerk bis dahin einige Piaſters zuſammengeſpart, oder ſeine Gemeinde **in spe**, denn die Miſſionnaire haben faſt noch gar

keine Proſelyten gemacht, hat ihn unterdeſſen aufgegeſſen. Doch laſſen wir dieß, und gehen wir lieber zu einigen, allgemeinen Beobachtungen über die Bewohner von Neuzeeland über.

Es wird nicht leicht Völker geben, die eigenthümlichere Beobachtungen darbieten, als die Neu-Zeeländer? ihre eiſerne Willenskraft, und ein Gemiſch von Sanftmuth und Grauſamkeit in ihren kriegeriſchen Sitten verleihen ihnen eine ganz eigene Phyſionomie. Die Neu-Zeeländer ſcheinen in der That keinen der gaſtfreundlichen Gebräuche zu kennen, der einige Stämme derſelben Race auf den Inſeln der Süd-See charakteriſirt. Sie haben einen finſtern und wilden Charakter, man könnte ſagen, Haß und Rache ſeyen die einzigen Leidenſchaften, welche ſie beſeelen; jeder Fremde, der ihr Ufer betritt, iſt in ihren Augen ein Feind. Der Beobachter ihrer barbariſchen Sitten und Gebräuche wird verletzt von ihrer Moral, ihrer Antropophagie, ihrer Zerſtörungsſucht, von der Blindheit ihres Aberglaubens und ihrer Verachtung aller der nützlichen Dinge, die zur Annehmlichkeit des Lebens gehören, und dennoch trifft man wieder Tugenden bei ihnen, die Bewunderung erregen. Jeder Zeeländer hegt die größte Anhänglichkeit zu den verſchiedenen Mitgliedern ſeiner Familie, ja ſelbſt ſeines Stammes; ihre Neigung concentrirt ſich im Innern, außerhalb ſehen ſie nur Feinde, und ſelten Alliirte, und wenn ſich auch die benachbarten Stämme unter ſich vereinigen, ſo wird dieſe Vereinigung nur durch das Intereſſe des Augenblicks geboten, und nur zu bald trennt ſie wieder Zwietracht von einander.

Die Neu-Zeeländer ſind im Allgemeinen größer und ſtärker, als die Otaheitier; ihre häufigen Kriege und ihre Märſche über die Gebirge ſtärken ihre athletiſchen Glieder, ſie ſind von hohem Wuchſe, und die Farbe ihrer Haut weicht nicht ab von der der Bewohner des mittäglichen Europa. Ihre Geſichtszüge ſind voll Ausdruck, ſelten frei und offen, aber ſie drücken gewöhnlich eine wilde Unabhängigkeit aus. In der Regel haben ſie ein ovales Geſicht, eine ſchmale Stirne, große, ſchwarze Augen voll Feuer, eine Habichts-, öfter noch eine breite Naſe, und einen großen Mund mit etwas aufgeworfenen Lippen. Die Zähne ſind vom ſchönſten Email, klein und regelmäßig. Sie tragen lange Haare, die in Locken über das Geſicht fallen, und nur die Häuptlinge binden ſie auf dem Kopfe in ein einziges Büſchel zuſammen.

Alle Frauen, welche an Bord der Corvette kamen, waren größer, ſtärker, und hatten ſchönere Formen, als die Sclavinnen, die ſie uns ſchickten, und dieſes Mißverhältniß iſt ohne Zweifel dem Mißbrauche zuzuſchreiben, der ſchon im zarteſten Alter mit letzteren getrieben wird.

Wie aber bei den meiſten Völkern die Frauen ſich durch eine größere Zartheit aller ihrer Züge auszeichnen, ſo findet man dieß in Neu-Zeeland gerade den Ideen, die wir uns von Schönheit machen, entgegengeſetzt. Die Mädchen haben in ihrer erſten Blüthezeit ein breites Geſicht, männliche Züge, dicke, und öfters durch Tättowiren ſchwarze Lippen, eine breite Naſe, unordentlich herabhängende Haare, ſind in hohem Grade unreinlich, und verbreiten einen Fiſchgeruch, der unerträglich iſt. Aber dieſes, theilweiſe ſo zurückſtoßende Bild, hat auch ſeine Lichtſeiten, und ſo ſind namentlich ihre Zähne ſo ſchön, und ihre ſchwarzen Augen ſo feurig und ausdrucksvoll, daß man nicht wohl etwas Schöneres ſehen kann. Sie haben ferner noch einen Vorzug, den man äußerſt ſelten bei civiliſirten Frauen antrifft, denn die jungen Zeeländerinnen kennen in ihrer Unwiſſenheit nicht den Gebrauch des Corſets, und haben einen Buſen, wie man ihn am ſchönſten Modell nicht reizender findet, und der, trotz ſeiner Fülle, ſich lange Zeit in ſeiner ganzen Schönheit erhält.

Das Bedürfniß, das alle Menſchen fühlen, ſich, wenigſtens ihrer Meinung nach, ſchöner darzuſtellen, als die Natur ſie erſchaffen hat, findet ſich auch bei den Neu-Zeeländern. Das Tättowiren, bei ihnen Moko genannt, beſchäftigt ſie ihr ganzes Leben lang, und jedes Jahr unterwerfen ſie ſich wieder der ſchmerzhaften Operation, die daſſelbe erfordert. Dieſes Tättowiren iſt um ſo merkwürdiger, als ſie es beim Geſichte anwenden, und da es ſehr häufig erneuert wird, ſo erzeugt es tiefe Furchen von regelmäßigen Kreiſen, die dem Geſichte einen durchaus fremdartigen Ausdruck geben. Die Bewohner der Marquiſen-Inſeln und die von Neu-Zeeland ſind die einzigen, welche ſich das Geſicht vollſtändig tättowiren, während die Otaheitier dieſen Gebrauch verloren haben, und dagegen dieſen Schmuck auf den Körper anwenden. Die Frauen der Neu-Zeeländer tättowiren die Lenden in Schlangen-Linien, die ein breites Band bilden; aber auch in ihrem Geſichte bringen ſie Zeichnungen an, die keineswegs zu ihrer Verſchönerung beitragen. Nur Sclaven, die ſchon in früher Jugend ihre Freiheit verloren, und Menſchen der letzten Claſſe ſind nicht tättowirt; alle andern Eingeborenen können ſich dieſem Gebrauche ohne Schande nicht entziehen, und je berühmter ein Krieger iſt, um ſo öfter hat er ſich ſchon dieſer ſchmerzhaften Operation unterworfen.

Das einzige Getränk dieſer Völker iſt Waſſer; ſtarke Getränke haſſen ſie, und wenn einige wenige, und vielleicht ſelbſt einige Mädchen Branntwein trinken, ſo haben ſie dieſe ſchädliche Gewohnheit während ihres Verweilens auf europäiſchen Schiffen angenommen. Sie nehmen

in der Regel täglich drei Mahlzeiten zu ſich; ihre Nahrung ſtellen ſie auf die Erde, und Jedes greift mit den Fingern zu. Die Krieger indeſſen bedienen ſich hierbei Werkzeuge, aus menſchlichen Beinen verfertigt, die ſie von einem auf dem Schlachtfelde getödteten Feinde nehmen, und ich habe von einem derſelben eine ſolche vierzinkige Gabel eingehandelt, die aus der Armſpindel des rechten Armes verfertigt, ſorgfältig geſchnitzelt und mit Perlmutter verziert war.

Obgleich die Neu-Zeeländer ſehr für den Krieg eingenommen ſind, der eigentlich die Beſchäftigung ihres Lebens ausmacht, ſo findet man doch bei ihnen keine große Verſchiedenheit an Zerſtörungswerkzeugen. Ihre Tapferkeit beſteht darin, den Feind Leib an Leib anzugreifen, ihn durch Stärke zu bezwingen, und ſie verachten jene leichten Waffen, jene Pfeile mit Widerhaken, die man, gedeckt hinter Gebüſch, abſchießt, was ihnen heimtückiſch und feige erſcheint. Mit ihren Patu-Patus ſcalpiren ſie den Feind, oder ſie durchſtoßen ihn mit ihren langen Spießen; ihre Hauptwaffe bleiben aber immer gedachte Patu-Patus, die ziemlich lang und am Handgriffe mit einer Oeffnung verſehen ſind, wodurch ein Strick gezogen wird, um ihn um die Hand zu befeſtigen. Die Schneide iſt ſo ſcharf, daß ein Streich ſogleich den härteſten Schädel zu zerſpalten im Stande iſt. Dieſes fürchterliche Inſtrument iſt theils aus Wallfiſchbein, theils aus einem dunkelfarbigen Steine, der einer ſehr hohen Politur fähig iſt, verfertigt, auch mit ſo vieler Kunſt geglättet und ausgearbeitet, daß es wohl nicht möglich iſt, etwas Vollkommeneres zu liefern. Außer dieſen Waffen bedienen ſie ſich noch der Streit-Aexte und der Keulen, von welch' letzteren die meiſten von einem rothen, äußerſt harten und gut polirten Holze verfertigt ſind.

Die Neu-Zeeländer haben eine Religion, aber nur einen ſehr einfachen äußern Kultus. Sie verehren ein höchſtes Weſen unter dem Namen Gott Vater, den Herrn der Welt, den ſie Atua nennen, aber außer dieſem glauben ſie noch an Untergottheiten, und jeder Eingeborene hat wieder ſeinen beſonderen Atua, der ſo ziemlich das iſt, was ſich der chriſtliche Glaube unter einem Schutzengel denkt. Jedes Hippoh beſitzt eine Hütte, größer als die der Einwohner, welche ſie Ware Atua, oder Gotteshaus nennen, und in welchem ſie ihre Gebete verrichten.

Die religiöſen Ceremonien verrichten die Ariki's, welche öffentlich und mit lauter Stimme Atua um ſeinen Schutz anflehen; ſie glauben feſt an Träume, die ihnen die Gottheit zuſendet, und die Prieſter entſcheiden alle Angelegenheiten, indem ſie den durch Träume kund gegebenen, göttlichen Willen auslegen. Bei ihren fortwährenden Kriegen

fangen die verschiedenen Stämme doch nie Feindseligkeiten an, ehe sie den Willen Gottes durch ihre Arikis erforscht haben.

Die Zeeländer fürchten den Tod durchaus nicht, und gehen ihm mit Muth und Seelengröße entgegen; alle ihre Gedanken sind auf Kampf gerichtet, er ist die Freude ihres Lebens, auch sucht man schon von frühester Jugend an die Einbildungskraft der Kinder durch Erzählungen von den Thaten ihrer Eltern und Verwandten zu entflammen, und in ihren Herzen einen unauslöschlichen Durst nach Gefahren und Abenteuern zu erwecken. Schon sehr frühe empfindet der Knabe das Gefühl seiner eigenen Würde, er weiß, daß keiner Frau das Recht zusteht, die Hand gegen ihn zu erheben, und daß er seine eigene Mutter schlagen darf, ohne daß diese es wagen würde, sich hierüber zu beklagen. Ein sonderbarer Gebrauch ist es auch, daß nicht der Rang des Vaters, sondern der der Mutter dem Kinde seinen Rang bestimmt. Immer sind es durch ihre Kenntnisse geachtete Greise oder die Arikis, welche die Erziehung der Kinder der Häuptlinge überwachen, und sie in die Geheimnisse ihrer Religion einweihen. Gleich den alten nordischen Scalden, belehren sie dieselben in Liedern über die Thaten der Krieger, über die Zahl ihrer Opfer, und über die Glückseligkeit, der sie im Ala Mira oder himmlischen Paradiese theilhaftig geworden seyen. Vom zwölften Jahre an wohnen diese Knaben den Versammlungen der Häuptlinge bei, und hören ihren Berathschlagungen zu; hiedurch erlangen sie die Gewohnheit, nachzudenken und reiflich zu überlegen, und der Wunsch, sich durch Thaten zu verherrlichen, wird in ihnen erweckt. Wir waren oft erstaunt, wenn wir Knaben an Bord kommen sahen, die, ohne die geringste Furcht oder Ueberraschung zu zeigen, mitten unter den Matrosen das Schiff nach allen Richtungen durchliefen, und überall mit festem Gange auftraten. Vom achtzehnten oder zwanzigsten Jahre an treten sie in die Reihe der Krieger ein; sie erbauen sich dann eine Hütte neben der ihres Vaters, verheirathen sich, und die väterliche Gewalt über sie hört nun auf.

Heirathen werden durch Kauf bewerkstelligt; der Zukünftige muß der Familie der Erwählten Geschenke machen. Die meisten der Eingebornen, namentlich die des niederen Standes, haben nur eine Frau, es scheint jedoch, daß die Polygamie den Rangatiras gestattet ist, wenigstens hatte Schongi mehre Frauen. Rui hatte seine Frau, obgleich sie einer ausgezeichneten Familie angehörte, für zwei Musketen und einen Sclaven eingehandelt, und man gab ihm dagegen, außer seiner Frau eine Anzahl feiner Neuzeeländischer Matten, und drei Sclavinnen, die, dem hohen Range seiner Frau gemäß, für deren Bedürfnisse zu

ſorgen hatten. Die Eingebornen der niederen Klaſſe erkaufen natürlich ihre Frauen mit Geſchenken von geringerem Werthe. Treuloſigkeit von Seiten der Frauen wird, wenn der Mann nicht ſeine Einwilligung dazu gegeben hat, die man jedoch mit einigen Geſchenken leicht erkaufen kann, ſehr ſtrenge beſtraft. Die Mädchen ſind frei, und können über ihre Perſon verfügen wie ſie wollen, die jungen Sclavinnen dagegen werden von ihren Eigenthümern als ein Erwerbsmittel betrachtet und behandelt, und die Häuptlinge ſelbſt verſchmähen es nicht, ſie auf europäiſche Schiffe zu ſenden, und ihnen das Erworbene wieder abzunehmen. Der Ariki heiligt die Heirathen durch eine religiöſe Ceremonie, und auch bei der Geburt eines Kindes ſoll, nach der Verſicherung der Miſſionäre in Neuzeeland, durch den Ariki eine Art von Taufhandlung vorgenommen werden. Obgleich die Frau in den Augen dieſer kriegeriſchen Inſulaner nur ein Geſchöpf untergeordneter Art iſt, ſo wird ſie doch bei wichtigen Begebenheiten zu Rathe gezogen, und die Gattin eines Ariki theilt ſogar die geiſtliche Macht ihres Mannes.

Ueber das Benehmen dieſer Völker in Beziehung auf Schamhaftigkeit will ich mich nicht näher ausſprechen, dieſe iſt eine Beleidigung der Civiliſation, und das Bild, das ich von den rohen Sitten dieſer, noch im Naturſtande befindlichen Menſchen entwerfen könnte, würde zwar, wie ich nicht zweifle, luſtig genug ausfallen, aber auch denjenigen, der nur noch einen Funken von Zartgefühl hat, abſchrecken. Die Zeeländer und alle Inſulaner der Südſee haben mich in meiner Anſicht beſtärkt, daß der Menſch durch ſeine thieriſche Organiſation der Herrſchaft phyſiſcher Bedürfniſſe unterworfen iſt, welche ſein Geiſt nicht immer regeln und mäßigen kann. In Beziehung auf Sinnlichkeit aber übertreffen die Zeeländer alle Vorſtellungen.

Die Freundſchaft, welche die Eingebornen deſſelben Stammes gegen einander hegen, iſt ſehr lebhaft, und wir waren oft Zeugen von der Art, wie ſie dieſelben an den Tag legen. Wenn z. B. einer derſelben an Bord kam, und daſelbſt einem Freunde begegnete, den er lange nicht geſehen hatte, ſo näherte er ſich ihm ſtillſchweigend, berührte mit ſeiner Naſenſpitze die ſeines Freundes, und verharrte in dieſer Stellung eine halbe Stunde lang, indem er mit kläglichem Tone unverſtändliche Worte vor ſich hin murmelte; dann trennten ſie ſich, und benahmen ſich die übrige Zeit ihres Beiſammenſeyns wie zwei Menſchen, die ſich durchaus fremd ſind.

Wenn die Zeeländer darthun, daß ſie auch für ſanftere Neigungen empfänglich ſind, ſo beweist auf der andern Seite die Geſchichte ihres ganzen Lebens, daß es wohl kein Volk gibt, das längere Zeit den

Wunsch in sich hegt und nährt, Beleidigungen zu bestrafen. Ein Zeeländer scheint den Grundsatz zu haben, daß niemals die Zeit, sondern nur Rache eine erlittene Beleidigung verwischen kann. Von diesem sträflichen Grundsatze, den jeder Eingeborene hegt, und der dem Benehmen ganzer Familien zur Richtschnur dient, rühren der unvertilgbare Haß und die ewigen Kriege her, welche diese Inseln verheeren. Der Verlust von Eltern oder ausgezeichneten Häuptlingen wird von dem ganzen Stamme lebhaft empfunden, die Stamm-Angehörigen begehen eine Trauer-Ceremonie, welche mehre Tage dauert, und wenn der Verstorbene einen hohen Rang begleitete, so opfert man immer einige Gefangene, damit sie ihm in der andern Welt dienen können. Frauen, Mädchen und Sclavinnen zerreißen sich die Brust, die Arme und das Gesicht, indem sie sich mit einem schneidenden Seehundszahne die Haut aufschlitzen, und je mehr Blut über ihren Körper rieselt, um so angenehmer ist das Opfer dem Verstorbenen; von Zeit zu Zeit erneuern sie diese Zeichen des Schmerzens. Als wir von einigen jungen Mädchen eine Erklärung über diesen Gebrauch forderten, begnügten sie sich uns zu erwidern: „Es ist der Wille Atua's, daß wir weinen." Diese Völker erweisen den Todten die religiöseste Achtung, sie balsamiren sie mit einer Kunst, wie man sie an keinem andern Orte der Welt findet, und die jene weit übertrifft, welche man anwendete, um Mumien zu erhalten. Sie beerdigen sie gewöhnlich in eigene Familienbegräbnisse; Leute des niedern Standes aber legen den Leichnam in eine Pirogue, und übergeben diese der offenen See.

Jeder Zeeländische Stamm bildet eine Art von Republik, und jedes einzelne Individuum ist durchaus unabhängig. Die Distrikte werden unmittelbar von einem Häuptling verwaltet, dessen Titel jedoch nur im Kriege anerkannt wird. In seinem Dorfe hat er keine besondere Gewalt, und kann selbst dem gemeinsten Insulaner keine Befehle ertheilen, nur braucht er nichts zu thun, und hat das Recht, von dem Ertrage der Familien einen Zehnten einzufordern; übrigens hat er keine Sclaven, als die er selbst im Kriege macht, und sein einziges Vorrecht besteht in der Art von Tättowirung, die seinen Rang bezeichnet, und die sonst Niemand anwenden darf. Man bezeugt ihm keine besondern Rücksichten, und auch keine besondere Achtung, wenn er sich zu den versammelten Kriegern begibt, und nach seinem Tode folgen ihm nicht seine Kinder in seiner Würde, sondern seine Brüder nach ihrer Geburtsfolge. Gewöhnlich aber ernennt man denjenigen zum Häuptling, der im ausgebreitesten Rufe von Tapferkeit, Unerschrockenheit und Klugheit steht. Um einen Krieg anzufangen, und um seine Krieger zu versammeln, gibt es kein anderes Mittel, als die Schande, die auf demjenigen haftet, der sich weigert in's Gefecht zu folgen, und selten ereignet es sich, daß, wenn er einen feindlichen Einfall beabsichtigt, und seine Krieger von seinen Absichten und seinen Gründen benachrichtigt, dieß nicht hinreichend wäre, sie alle zusammen zu bringen. Wenn Atua (Gott) den Krieg fordert, so finden niemals getheilte Meinungen statt. Die Häuptlinge jeden Stammes bilden einen Rath, zu welchem die Priester, und selbst einfache Krieger, die in früheren Gefechten schon einigen Ruf erlangt haben, beigezogen werden. Von den getödteten Häuptlingen werden die Köpfe als Fahnen aufbewahrt, und dienen bei ihren religiösen Feierlichkeiten als Brandopfer. Ihre Frauen werden dem Feinde übergeben, um dasselbe Schicksal zu erleiden, oder sie weihen sich selbst

dem Tode. Wenn sie eines natürlichen Todes sterben, so finden auf ihren Gräbern Menschenopfer statt.

Als den abscheulichsten Gebrauch müssen wir die Anthropophagie bezeichnen, welche kein Volk so offenkundig, und auf eine so empörende Art ausübt, wie die Zeeländer. Diese wilden, Blut- und Rachedurstigen Menschen verzehren mit lebhafter Genugthuung das noch zuckende Fleisch der unter ihren Streichen gefallenen Feinde. In Folge dieses abscheulichen Gebrauches haben sie Geschmack an dem menschlichen Fleische gefunden, und sie betrachten die Gelegenheiten, wo sie sich daran sättigen können, als Freuden- und Festtage. Ein Häuptling des Hippah Lauri, auf der Insel Ou-Motu-Arohia, bezeugte uns selbst das Wohlgefallen, das er am Verspeisen eines Leichnams finde, und bezeichnete uns das Hirn als den delikatesten Bissen, und den Hinterbacken als den kräftigsten; als er aber Zeichen des Abscheus bei uns bemerkte, versicherte er uns sogleich, daß sie niemals Europäer essen, sondern nur die schlechten Leute des Thames-Flusses und der Merkurs Bai. Er fügte mit einschmeichelnder Miene hinzu, die Europäer seyen ihre Väter, da dieselben sie mit Pulver versorgen, um ihre Feinde zu tödten. Die Leichname der, auf dem Schlachtfelde gebliebenen Eingeborenen, werden immer verzehrt, ob sie aber auch das Fleisch der Sclaven essen, die bei verschiedenen Gelegenheiten geopfert werden, dieß weiß man nicht gewiß.

Dem Kriege widmen sie fast ihre ganze Lebenszeit; der unbedeutendste Vorwand genügt, um ihn zu erklären, aber der leichteste Unfall, oder auch eine ganz einfache Genugthuung, können die Feinde zum Rückzuge veranlassen. Oft dauern die Kriege viele Jahre lang, und die gegenwärtige Generation macht oft einen Einfall, um die Niederlage ihrer Väter zu rächen. In einigen Distrikten haben sie sich aus Ursachen bekriegt, die schon vor mehr als sechszig Jahren vorgefallen sind. Nie wird ein Gefecht begonnen, ehe die Arikis Gebete verrichtet, ihren Göttern Opfer dargebracht, und deren Billigung erhalten haben. Um diese günstig zu stimmen, werden ihnen dann einige Sclaven geopfert. Wenn diese Förmlichkeiten erfüllt sind, stimmen die Streiter den Kriegsgesang an, strecken die Zunge gegen den Feind heraus, um ihm ihre Verachtung zu bezeugen, erheben dann ein gräßliches Geschrei, und nun beginnt das Gefecht. Selten dauert der Kampf lange, und wenn bei den ersten Salven ein ziemliche Anzahl getödtet wurde, so ziehen sich die Ueberwundenen zurück, wenn jedoch das Gefecht mit solcher Hitze geführt wird, daß sie Mann gegen Mann fechten, dann ist die Anzahl der Getödteten immer sehr beträchtlich.

Der siegende Theil beginnt auf dem Schlachtfelde einen Triumphgesang, und dann bringt man den Göttern die entsetzlichen Opfer dar. Die Leichname der Häuptlinge werden präparirt, und wenn die Arikis und die Götter ihren Theil haben, so bleibt der Kopf dem Sieger, der ihn als eine Siegstrophäe aufbewahrt. Das Fleisch wird gegessen, und die Beine vertheilt man, um Instrumente daraus zu verfertigen. Die Stämme bleiben so lange auf dem Schlachtfelde, als sie Menschenfleisch zu verzehren haben, und diese Nahrung, welche die Eingeborenen für geeignet halten, sie mit dem Muthe des Getödteten zu beseelen, erhöht sichtbar ihre, durch Entbehrungen und Strapatzen erschöpften Kräfte.

Indessen machen auch diese Völker Gefangene, die sie in die härteste Sclaverei führen, und welche die beschwerlichsten Dienste verrichten

müssen. Sie sind ihres Lebens nie sicher, eine Laune ihrer Gebieter bringt ihnen den Tod, oder sie werden, wenn ihre Besitzer sterben, geopfert. Bei dem Tode Korokoro's wurden drei getödtet, und bei dem Shongi's wird dieß Schicksal sieben treffen. Die Tochter des letztern, deren Gatte bei einem Gefechte um's Leben kam, rächte sich dafür mit Hilfe ihres Bruders, indem sie dreiundzwanzig Gefangene, während sie schliefen, umbringen ließ. Einer der Krieger zeigte uns während unseres Aufenthaltes mehre Gefangene, die er mit eigener Hand gemacht hatte, und drang mit aller Gewalt in uns, einen jungen, kräftigen Sclaven, für den er nur eine Muskete forderte, anzunehmen. Englische Schiffe, die Matrosen bedürfen, erhalten oft für Flinten und Pulver eine Anzahl Sclaven.

Der Kopf eines Häuptlings dient, wie schon gesagt, einem Stamme gewissermaßen als Fahne. So stolz der siegende Theil auf den Besitz desselben ist, ebenso groß ist die Trauer der Besiegten, und namentlich seiner Familie über den Verlust desselben. Er wird präparirt und mit Sorgfalt aufbewahrt, und wenn der siegende Stamm den Frieden wünscht, so läßt man den Kopf vor den Stamm tragen, den der Todte befehligte. Wenn dieser beim Anblick desselben laut aufschreit, so zeigt er dadurch, daß er den Frieden und die vorgeschlagenen Bedingungen annehmen wolle, wenn er ihn dagegen mit finsterem Blicke und stillschweigend betrachtet, so ist dieß ein Zeichen, daß er seinen Tod zu rächen sucht, und somit die Feindseligkeiten fortsetzen will, und dann beginnt der Kampf auf's Neue. Für die Besiegten ist das Bewußtseyn immer eine große Beruhigung, daß die Sieger die Köpfe der gefallenen Krieger aufbewahren, denn sie hoffen sie einst wieder zu erhalten. Wenn sie dieselben erkaufen können, so bewahren sie dieselben wie ein Heiligthum auf; seit einiger Zeit aber treiben die Europäer einen lebhaften Handel damit.

Diese Völker hegen die größte Gleichgültigkeit gegen den Tod und trotzen ihm mit erstaunenswerther Kaltblütigkeit; vielleicht hat noch nie einer von ihnen daran gedacht, daß er einst ebenso behandelt werden könnte, wie er selbst seines Gleichen behandelt; wenn ihre Gedanken einmal auf ein Blutbad gerichtet sind, so sind sie wilder als die Tiger Afrikas, sie haben dann kein anderes Ziel als Rache, und ihr einziges Bedauern ist, daß sie nicht noch seine Schmerzenslaute hören können, wenn sie ihren Feind verzehren.

Die Zeeländer haben nicht allein den Gebrauch, die Köpfe aufzubewahren, man findet diese Sitte auch auf den Inseln Ceram und Borneo, nur scheinen die Mittel, die sie zur Erhaltung derselben anwenden, sonst nirgends angewendet zu werden. Seitdem übrigens die Europäer dergleichen Köpfe kaufen, bewahren sie dieselben nicht mehr mit solcher Religiosität auf, auch ereignet es sich öfters, daß Sclaven umgebracht werden, bloß um deren Köpfe zu verhandeln.

Dem Zeeländer ist Mitleiden ein unbekanntes Gefühl; jeder Fremde, den ein Sturm an seine Küsten schleudert, oder der sie aus Neugierde betritt, geht einem grausamen Tode entgegen. Die Eingeborenen des nördlichen Theils sind die einzigen, welche Europäer, deren sie nothwendig bedürfen, unter sich dulden; die Einwohner des südlichen Theils dagegen, haben sich noch immer unumgänglich gezeigt. Alle Reisende, welche an diesen Küsten vorbeifuhren, wurden noch immer

von dieſen treuloſen und wilden Inſulanern, die nur das Recht der Stärke zu kennen ſcheinen, feindſelig behandelt.

Tasman verlor im Jahr **1642** vier von ſeinen Leuten, und nannte den Ort, wo er den Anker ausgeworfen, die Mörder-Bai; Surville wurde im Jahr **1769** angegriffen und genöthigt, von ſeinen überlegenen Vertheidigungsmitteln Gebrauch zu machen. Capitän Furneaux verlor in Cooks Meerenge neun Mann. Cook ſelbſt war fortwährend Beleidigungen und den furchtbarſten Drohungen dieſer Inſulaner ausgeſetzt, aber mit einer Mäßigung, die ſeinem heftigen Charakter gewiß viele Ueberwindung koſtete, begnügte er ſich, ſie ſeine Ueberlegenheit fühlen zu laſſen, und ließ den Gefangenen nicht die Ohren abſchneiden, wie er dieß bei den Eingeborenen der Societäts-Inſeln that. Er beſuchte dieſe Inſeln in den Jahren **1769** und **1770**. Der Capitän Marion hielt ſich im Jahr **1772** in der Inſelbai auf, welche die Franzoſen ſpäter Bai-Marion nannten, und man weiß, daß er daſelbſt mit neunundzwanzig Mann niedergemetzelt wurde. Seit dieſer Zeit wurde eine große Anzahl Schiffe von Wallfiſchfahrern genommen, und die Schiffsmannſchaft niedergemetzelt; die Liſte der, durch dieſe Kanibalen verzehrten Europäer würde ſehr groß werden. Unter den bemerkenswertheſten Begebenheiten dieſer Art, erwähnen wir nur die Wegnahme des Schiffes Boyd, von dem Capitän Tompſon befehligt, welche im Jahr **1816** ſtattfand, und die der Fahrzeuge des Capitäns Howel, der uns ſelbſt die nähern Details davon erzählte. Er ankerte mit den beiden, unter ſeinen Befehlen ſtehenden Schiffen Trial und Felicité den **30.** Nov. **1815** in dem Fluſſe Thames; die Eingeborenen benützten eine Nachläßigkeit der Matroſen, die den Auftrag hatten, ihre Bewegungen zu beobachten, ſie machten die Leute auf dem Verdecke nieder, ſchnitten die Ankertaue ab, und warfen die Schiffe an die Küſte, und die Schiffsmannſchaft, welche ſich in das falſche Verdeck zurückgezogen hatte, wurde nur dadurch gerettet, daß man die Vorſicht gehabt hatte, in dieſem Theile des Schiffes die Gewehre aufzubewahren. Durch die Luken konnten die Matroſen auf die Eingeborenen, die ſich zeigten, ganz ruhig zielen, und ſie niederſchießen, ohne einen Fehlſchuß befürchten zu müſſen, ſie ſäuberten auf dieſe Art das Schiff von ihren Feinden, von denen viele blieben, und mehre genöthigt waren, ſich in's Meer zu ſtürzen.

Mehr oder weniger aufgeklärte Menſchenfreunde haben ſich ſchon lange über die Mittel berathſchlagt, welche zur Ausrottung der Antropophagie angewendet werden könnten; die meiſten haben dieſen abſcheulichen Gebrauch ganz in Abrede gezogen, und nur eine Verläumdung des menſchlichen Geſchlechts hierin erblickt; wir wollen es nicht verſuchen, dieſe Ideen zu widerlegen, welche als Träume friedlicher Menſchen anzuſehen ſind, die ſich an ihrem Herde glücklich fühlen, und dieſen niemals verlaſſen haben. Man erzählt ſich, daß ein ſchottiſcher Edelmann, von dem Wunſche beſeelt, die Neu-Zeeländer zu civiliſiren, im Jahre **1782** mit ſechszig Bauern eingeſchifft, und alle nothwendigen Gegenſtände, um das Land anzubauen, mit ſich genommen habe; ſein Plan war, ſich am Fluſſe Thames oder an der Merkurs-Bai anzuſiedeln und die Eingeborenen zu lehren, das Land urbar zu machen, aber man hat ſeit jener Zeit nie mehr etwas von ihm gehört.

Die Wälder von America und Westindien.

Die Waldungen America's bieten einen unendlichen Wechsel von Bäumen mit ewigem Grün, deren Anblick auch denjenigen in Erstaunen setzen müßte, welcher für die Schönheiten der Natur nicht sehr empfänglich ist. Unter den verschiedenen Gattungen geben die einen der Medecin mächtige Heilmittel gegen die Krankheiten, welche die Menschen befallen; andere liefern dem Handel Specereien, die dazu dienen, den Geschmack unserer Speisen zu erhöhen, oder ihnen ein Aroma zu verleihen; wieder andere geben Farben, welche der Geist der Industrie auf Stoffe anwendet, die dazu bestimmt sind, uns zu kleiden. Die meisten eignen sich zur Verfertigung von vielen, für den Menschen mehr oder minder nützlichen, mehr oder minder wichtigen Werken; es gibt eine große Anzahl, die man mit Vortheil bei der Erbauung der bedeutendsten Schiffe, und beim Zimmerwerk beträchtlicher Gebäude verwendet. Der Stamm mehrer von diesen majestätischen Bäumen erhebt sich gerade, und ohne einen Ast, bis auf mehr als vierundzwanzig Metres *) über der Erde, und erst auf dieser Höhe beginnen sie ihre Zweige und den Reichthum ihres Laubwerks zu entwickeln. Guyana, Para, Brasilien, Peru, die an Orinoko gelegenen Ländereien, Venezuela, Colonellien, sind hinsichtlich der Natur ihrer vegetabilischen Erzeugnisse

*) Montgomery Martin, dessen Werk über die englischen Colonien diese Bemerkungen entnommen sind, bedient sich des französischen Maaßes, welches wir der Deutlichkeit wegen beibehalten.

wenig von einander verschieden, und dieselben Erzeugnisse finden sich auch auf allen Inseln des großen Archipels der Antillen, auf Cuba, Jamaica, St. Domingo, Martinique und Trinidad.

Den ersten Rang unter den Bäumen, welche sich zum Bau eignen, räumen wir dem Mara, einer Gattung der Mimosen ein, dessen Holz, vorzüglicher als die Eiche, seinen Eigenschaften nach dem Teak Indiens gleichkommt, und den großen Vortheil besitzt, daß es nicht dem Vermodern unterworfen ist. Andere, wie die weiße Ceder und der Heuschreckenbaum, von denen wir später sprechen werden, geben ebenfalls treffliches Holz für den Schiffsbau und das Zimmerwerk.

Der schwarze Zimmetbaum eignet sich nicht für den Bau; aber da sein Holz hart und dauerhaft ist, und eine schöne Politur annimmt, so gebraucht man es mit Nutzen zu Mühlrädern, und zu andern Werken, die kein sehr leichtes Holz erfordern. Dieser Baum, dessen Blätter sehr denen des Orangebaumes ähnlich sind, erhebt sich auf ungefähr sechzehn Metres, und sein Stamm hat gewöhnlich über sechzig Centimetres im Durchmesser.

Eine zweite Gattung, genannt weißer Zimmetbaum, hat Blätter von durchdringend aromatischem Geruch, die auf einen gewissen Grad den indischen Zimmet ersetzen können.

Der Heuschreckenbaum (Courbari) ist ein herrlicher Baum; man sieht Stämme von dieser Gattung, die bis anderthalb Metres im Durchmesser, und eine Höhe von mehr als zwanzig Metres haben; seine Zweige treten erst am obersten Theile des Stammes hervor; sie sind sehr mit dunkelgrünen, einförmigen Blättern überladen, deren Länge ungefähr acht Centimetres betragen mag; sie haben Schmetterlingsblumen, und die Frucht besteht aus einer sieben bis acht Centimetres langen Hilse; das Holz dieses Baumes hat eine schöne, braune marmorartige, mit Adern vermischte, Farbe. Es nimmt eine herrliche Politur an, und man gebraucht es, um Möbeln daraus zu verfertigen; da es sehr stark und dauerhaft ist, so bedient man sich desselben auch zu Rollen bei den Zuckermühlen.

Der Bollo. Die gewöhnliche Höhe dieses Baumes beträgt ungefähr fünfzehn Metres; seine Dicke beinahe zwei Metres; seine Rinde ist glatt, und von grünlicher Farbe; seine länglichen Blätter ziehen sich gegen den Stiel zusammen. Die Zweige, welche an dem Gipfel des Baumes stehen, dienen zum Decken der Häuser; sie sind dicht, und widerstehen mehr der Feuchtigkeit, als die meisten übrigen Holzgattungen von Südamerica.

Der Purpurharz-Baum, so genannt wegen der schönen Farbe seines Holzes, wenn es getrocknet ist, hat ungefähr zwanzig Metres Höhe und zwei Fuß im Durchmesser. Seine Aeste kommen, wie die des Bollo, bei dem Gipfel aus dem Baume hervor; seine Blätter haben ungefähr einen Decimetre im Durchmesser. Dieses sehr schöne und sehr dauerhafte Holz wird hauptsächlich zu Möbeln verwendet; es wird durch das Alter schwarz, und gleicht am Ende dem Ebenholz. Der Grünharz-Baum verdankt seinen Namen, wie der vorhergehende, seiner Farbe, und erreicht ungefähr dieselbe Höhe, wie dieser; sein Holz ist hart, und erhält sich sehr lange; man bedient sich desselben mit Vortheil zu der Schiffsverkleidung. Dieser Baum hat die merkwürdige Eigenschaft, daß sich sein Laubwerk jedes Jahr zweimal erneuert; seine gelblich weißen Blüthen werden dann durch eine meh-

lichte Frucht ersetzt, aus der die Einwohner zuweilen eine Art von Brod von sehr fadem Geschmack bereiten.

Der Cope, der ungefähr zwölf bis dreizehn Metres Höhe, und einen Stamm von einem Umfang von zwei bis drei Metres hat, ist sehr mit Zweigen und Blättern überladen. Sein Holz ist leicht und gut zu bearbeiten, und dient hauptsächlich zu Verfertigung von Möbeln.

Der Seidenartige-Baumwollen-Baum. (Arbre à coton soyeux) hat bis dreißig Metres Höhe und drei bis vier Fuß im Durchmesser. Aus diesem Baume verfertigen die Eingeborenen ihre großen Piroguen (Kähne); die Wurzeln breiten sich auf der Oberfläche des Bodens bis auf eine Entfernung von drei bis vier Metres aus. Der mit einer aschenfarbigen, sehr dicken Rinde bedeckte Baum hat kurze, spitzige Dorne. Die Frucht ist eine Schale, welche eine feine, seidenartige, zartgraue Baumwolle umschließt, deren Fäden aber zu kurz sind, um in Fabriken verwendet werden zu können. Man bedient sich dieses Stoffes, um Matratzen zu füllen. Die Kolibris lieben es, wegen seiner seidenartigen Weichheit, den Grund ihrer Nester damit zu belegen.

Der Palisaden-Baum; dieß ist die kleinste Gattung des Palmbaums; die Neger bedienen sich desselben, um die Wandungen ihrer Hütten daraus zu machen; sie verwenden auch die Zweige, welche sehr dünn sind, zu Kehrbesen. Der Gipfel dieses Baumes, der kaum vier oder fünf Metres hoch ist, trägt einen sehr schönen Palmkohl.

Der Pion-Baum, ein Baum, dessen Holz man vortheilhaft zu Hütten und Häusern gebraucht. Dieser Baum, welcher eine Höhe von mehr als sechzehn Metres erreicht, hat oft nicht über drei Decimetres im Durchmesser. Seine große Länge macht, daß er sich, besonders so lange er noch grün ist, wegen seiner Elasticität sehr schwer fügen läßt.

Der Fluß-Baum findet sich selten von den Ufern der Bäche und Flüsse entfernt; er wächst sehr schnell, und seine Wurzeln breiten sich über der Oberfläche des Bodens aus; sein Holz ist sehr porös, sehr schwer, so lange es grün ist, und verhältnißmäßig sehr leicht, wenn es getrocknet ist. Die große Feuchtigkeit, die es an sich zieht, sobald man es der Luft aussetzt, macht, daß man es höchstens im Innern der Häuser zu Dachsparren und dergleichen verwendet.

Der Laca-Lorbeerbaum, so genannt wegen seines unangenehmen Geruches und der Aehnlichkeit seiner Blätter mit denen des Lorbeerbaumes. Es ist dieß ein nützliches Holz, das man viel bei Schiffsverkleidungen gebraucht; der üble Geruch verliert sich, je mehr es austrocknet, und verschwindet am Ende gänzlich.

Der Perdrix- oder Sciard-Baum findet sich nur in der Nähe des Meeres; er trägt große, gelbe Pflaumen, von fadem Geschmack.

Der Oliven-, so genannt wegen seiner Aehnlichkeit mit dem wahren Olivenbaum; er liefert ein für das Zimmerwerk besonders taugliches und haltbares Holz.

Der Fensterladen (contre vent), ein großer, gerader Baum, aus dem man Balken macht; gibt auch gutes Brennholz.

Die Meertraube findet sich an den Gestaden der See; ihr Holz ist sehr stark und dauerhaft, zu was man es auch gebrauchen mag, aber es ist stets so krumm, daß man sich desselben zu keinem wichtigen Gegenstand bedienen kann; diese Meertraube trägt Beeren, ungefähr von der

Größe der Olive, und von einer sehr schönen Farbe; dieß ist eine köstliche, saftige Frucht; ihr Geschmack gleicht dem der wahren Traube; das Fleisch, der einzige, eßbare Theil dieser Frucht, hat nur sehr wenig Dicke, und umschließt einen, einer Nuß ziemlich ähnlichen, Kern, dessen harte und herbe Mandel aber zu nichts taugt. Diese Frucht wächst an langen, denen der wahren Traube ähnlichen, Kämmen; der Baum bringt dieselben in außerordentlicher Menge hervor, wenn er sich in einer günstigen Lage befindet.

Der Zuckerahorn, **Acer saccharinum**, ist auch ein sehr schöner Baum, dessen Saft die Einwohner von Canada seit mehr als drei hundert Jahren auszuziehen, und Zucker daraus zu bereiten wissen. Um den Saft zu erhalten, bohrt man bis zu einer gewissen Tiefe hinein, und steckt Röhren in das Loch, durch welche der Saft in Eimer oder Kübel läuft. Auf diese Art kann man während der Dauer des Saftes bis dreißig Galtonen Flüssigkeit gewinnen. Diese läßt man in großen Kesseln sieden, und fügt, je nachdem die Verdunstung vor sich geht, mehr bei, bis der Sirup im Stande ist, sich zu kristallisiren; dann filtrirt man die Masse, und läßt sie kalt werden.

Der Tulpenbaum, **Liriodendron tulipefera**, zeichnet sich durch seine schönen Verhältnisse, das angenehme Grün seines Laubwerks, und die Blumen aus, mit denen er sich im Frühjahr bedeckt; bis jetzt ist er aber mehr wegen seines nützlichen Holzes, als zu Verschönerung unserer Gärten gesucht.

Ein anderer, sehr kostbarer und sehr angenehmer Baum, ist die Acacie, **Robinia - pseudo - acacia**. Ein reizender Baum zur Zierde, besitzt er noch andere, viel größere Vortheile, denn er wächst außerordentlich schnell, und sein Holz ist zu allen möglichen Dingen brauchbar. Man bedient sich desselben beim Schiffbau; er ist stärker, als die Steineiche, leichter, als die rothe Ceder, und dauerhafter, als diese beiden. Unglücklicher Weise greift ihn in diesem Lande die Larve eines Insectes an, und durchlöchert ihn an allen Theilen des Stammes und der Aeste.

Die Cypressen findet man sehr häufig in America; eine von ihnen erregt das Erstaunen der Reisenden, sie steht auf dem Kirchhof von Santa Maria de Testa, zwei Meilen von Oaraca, und hat nicht weniger, als hundert und sieben und zwanzig Fuß im Umfang. Ihre Höhe beträgt ungefähr hundertundzwanzig Fuß, und sie hat, in Vergleichung zu ihrer Masse, weniger Laubwerk, als die kleinsten Bäume, von denen sie umgeben ist; einige von ihren Aesten haben dreißig Fuß Höhe. Sie ist ein Gegenstand der Anbetung der Eingeborenen, welche sie Sabino nennen. Cortez erwähnt derselben, in seiner Geschichte der Eroberung von Oaraca, als eines der größten Wunder, das er gesehen habe; er lagerte sich mit seinem kleinen Heere von Europäern unter ihrem Schatten.

Der Teufelsbaum liebt den kältesten Thonboden; er erreicht eine bedeutende Höhe; seine Form ist regelmäßig und sein Stamm gerade, aber nur als Brennholz benützbar, wobei er indessen ein sehr starkes Feuer gibt.

Der bittere oder sauere (bigarade) Orangebaum. Dieser Baum ist zu bekannt, als daß er noch einer Beschreibung bedürfte. Seine Frucht ist es nicht minder, obgleich sie nicht so sehr geschätzt wird, als sie es verdiente. Abgesehen von dem Gebrauch, den man

Die artiſtiſche Beilage.

Anſicht von S. Juan de Ulua und Plan dieſer Feſtung nebſt der Stadt Vera-Cruz. (Doppelblatt.)

A. Caſtel de San Juan de Ulua.

1) Einfahrt zu Waſſer.
2) Fort el Caballero.
3) Faro, oder Leuchtthurm.
4) ⚓ Rhede oder Ankerplatz.

B. Vera-Cruz.

1) **Pier** oder **Molo** zum Ausladen der Lichter.
2) **Aduana**, Zollhaus.
3) **Palacio**, Regierungsgebäude.
4) Kaſernen.
5) Fort San Yago.
6) Fort Concepcion.
7) **Puerta de Vergara**, führt zur Straße nach Mejico.
8) **Puerta nueva**, führt nach kleinen Dörfern.
9) **Puerta de Merced**, führt nach Medelin, Badeort.
10) **Alameda**, Spaziergang, in Stein gebaut.

C. Küſten-Fort, demolirt wie oben.

D. Ehemalige Vorſtadt von Vera-Cruz, ſeit der Inſurrection 1822—25 in Ruinen.

E. Inſel Sacrificios, wo die Franzoſen bisher mit ihren Schiffen den Hafen blokirten.

F. **La Gallega**
G. **Las Blancillas** } Korallen-Riffe.

H. **Playa**, oder ganz flache Sandküſte.

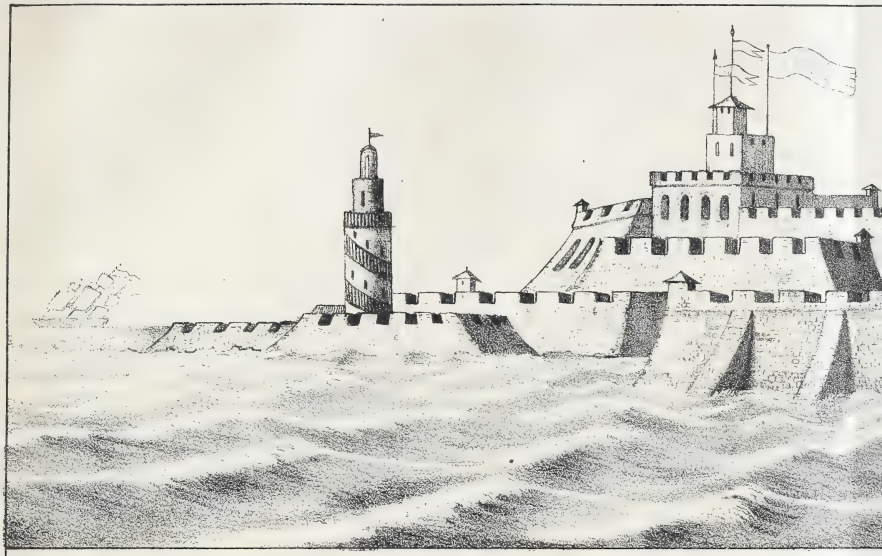
I. Mündung eines kleinen Flüßchens.

⚓ Angenommene Stellung der franzöſiſchen Schiffe in Action.

Corvette Creole, lavirend, befehligt durch Prinz Joinville.

→ Nordweſtliche und ſüdweſtliche Einfahrten zur Rhede.

August Lewald.



H
C
D
E
J
10
5

Beiträge zur Sittengeſchichte Indiens in Bildern und Legenden.

(Aus dem Oriental Annual 1839.)

Agra.

Das Fort. — Der Moti Musjid.

Das Fort Agra bringt einen gewaltigen Eindruck hervor, von welcher Seite man es betrachten mag. Die erhabenen Thürme und mächtigen ſchlachtfertigen Mauern erheben ſich übereinander zu einer furchtbaren Höhe, und geben dem Ganzen das Ausſehen eines rieſigen, vom Grunde der Ebene aufſteigenden Schloſſes, während es in der Wirklichkeit aus einer Reihenfolge von Feſtungswerken beſteht, die auf oder in die Felsſpitze eines hohen Abhanges gebaut ſind. Die Mauern werden an einigen Stellen von ſchönen Kuppeln, von Marmor oder vergoldetem Kupfer überragt, und auf der der Jumna gegenüberliegenden Seite, ſchauen die weißen Pavillons des Pallaſtes über die Feſtungswerke hinaus. Die Mauern in der Mitte des Platzes werden von der Regierung in gutem Stande gehalten, während man den äußeren Gra-

ben und die Außenwerke in Verfall gerathen läßt. Aber ich brauche meinen engen Raum nicht mit weitläufiger Beſchreibung, oder mit geſchichtlichen Einzelnheiten zu füllen. Die Schriftſteller des Tages überheben mich der Nothwendigkeit. Wer weiß jetzt nicht, was vor fünfzig Jahren kein Menſch gewußt hat, daß Agra von einem Dorfe zu einer prächtigen Stadt von Kaiſer Akbar erhoben, und von ihm Akbar-Abad genannt worden iſt. Wer nicht, daß man das Fort für uneinnehmbar hielt, bis es im Jahr 1803 von Lord Lake genommen wurde; daß es während der Regierung von Aurungzebe, und während jeder nachfolgenden, in Blut ſchwamm, bis es in die Hände der Engländer fiel; daß ſeine Kuppeln von reinem Gold zu der Reiſe nach England veranlaßt worden ſind; daß ſeine marmornen Palläſte und ſteinernen Hallen in Vorrathskammern verwandelt wurden? Wer weiß nicht, daß Delhi und Agra, die erſte und die zweite Hauptſtadt des mächtigſten und herrlichſten Reiches im Oſten, jetzt nicht viel beſſer, als ein Haufen von Trümmern ſind — ohne Handel, ohne einen Schimmer der Herrlichkeit? Wer aber dieſe prächtigen Ueberreſte in orientaliſcher Größe geſehen hat, der kann ſich kaum der Verſuchung erwehren, von ihnen zu ſchreiben oder zu ſprechen; und es iſt eine große Selbſtverläugnung, daß ich mir die Luſt verſage, meine Geſchichte gänzlich zu erzählen, beſonders wenn ich auf einen Lieblingsgegenſtand meiner Bewunderung komme.

Der Moti Musjid, oder die Perl-Moſchee, iſt das ſchönſte und anziehendſte Gebäude innerhalb des Forts Agra. Während die britiſche Regierung keinen Anſtand nahm, die koſtbaren Hallen des königlichen Pallaſtes als Vorrathskammern und Magazine zu verwenden, zeigte ſie doch hinreichend guten Geſchmack, und die billige Rückſicht auf die religiöſen Gefühle der Muſelmänner, um dieſen herrlichen Ort für die Gottesverehrung heilig zu halten, und unangetaſtet zu laſſen. Er hat ſeinen Namen von dem Material, aus dem er erbaut iſt, von einem weißen, trefflich polirten Marmor, der, unter den blendenden Strahlen einer glühenden Sonne, in der That das Anſehen der Perle gewinnt. Er ſteht beinahe in der Mitte der Citadelle, und bildet einen höchſt reizenden Gegenſtand der Bewunderung unter den wankenden Trümmern edler Gebäude; aber der äußere Anblick gibt nur einen ſchwachen Vorgeſchmack von dem außerordentlichen Ebenmaaß und der ſeltenen Vollendung des Werkes im Innern.

Sobald der Beſchauer die gewölbten Pforten hinter ſich hat, und in das am Lichte von oben geöffnete Gevierte eingetreten iſt, ſieht er ſich von allen Seiten von Mauern vom reinſten weißen Marmor umſchloſſen, welche glatt behauen, und in vollendeten ſymmetriſchen Verhält-

niſſen aufgebaut ſind. Das Auge hat mehr als dieſes glänzende Material, worauf es ruhen könnte, noch außer dem blauen Himmelsgewölbe oben, und ſeinen Widerſchein in dem Becken geheiligten Waſſers in dem Mittelpunkte des Hofes. Eine ſchöne Arcade läuft um drei Seiten dieſes Raumes, und an der vierten Seite iſt der Musjid ſelbſt, das heilige Bethaus. Die Zeichnung des Bethauſes iſt ausnehmend hübſch; viele Künſtler haben es für eines der vollkommenſten Muſter der in der orientaliſchen Baukunſt noch ſichtbaren Symmetrie erklärt; der Vordergrund beſteht aus ſieben ſchönen Bogen, auf welchen ein breiter Fries ruht; die Mitte wird durch eine weite Kuppel in den edelſten Verhältniſſen gekrönt, und an den Enden der Façade ſind zwei kleine Seitengebäude. Ein Paar niedere Treppen führen zu dem Innern hinan, welches durch Pfeiler von derſelben Art, wie die äußern, getragen wird, und mit Zwiſchenbögen von entſprechender Form gewölbt iſt; dem mittleren Bogen gegenüber iſt der Takk, oder die heilige Niſche, in welche während des Gottesdienſtes ſtets eine Abſchrift des Korans niedergelegt wird, und auf jeder Seite unter dem zweiten Bogen iſt ein kleiner Leſepult, ebenfalls von weißem Marmor. Das Anſehen feierlicher Größe herrſcht durch das ganze Gebäude, aber vor Allem werden Augen und Herz durch die außerordentliche Reinheit und den fleckenloſen Glanz des ganzen Baues ergötzt.

Hat man zur Genüge bewundert, ſo entſteht natürlich die Frage, weſſen geläutertem Geſchmack und geprüfter Geſchicklichkeit dieſer ausgezeichnete Bau zugeſchrieben werde? Der Baumeiſter war der fürſtliche, aber unglückliche Kaiſer Shah Jehan, deſſen mildes und edles Gemüth ſeinen liſtigen und ehrgeizigen Sohn Aurungzebe in Verſuchung führte, ſeinen königlichen Vater zu entthronen und einzukerkern, und ſein Reich an ſich zu ziehen. Shah Jehan folgte ſeinem Vater auf dem Throne im Jahr 1628; er war ein freundlicher und weiſer Fürſt, allgemein von ſeinen Unterthanen geliebt, und ein wahres Muſter der Vortrefflichkeit im häuslichen Leben. Er hatte vier Söhne, welche, den tückiſchen Aurungzebe ausgenommen, des Vaters Fußtapfen folgten, und ſeine Tugenden nachahmten. Aurungzebe aber zeigte ſich als ein Mann von ſeltſamem Weſen; er war argliſtig, boshaft und ſelbſtſüchtig, und ſein Vater ſah ſich genöthigt, ein wachſames Auge auf ihn zu haben. Aber ſelbſt dieſe Wachſamkeit genügte nicht, um ſeine tief verborgenen Pläne zu vereiteln. Nach verſchiedenen vergeblichen Verſuchen, die Zügel der Regierung ſeines Vaters Händen zu entreißen, legte er den Charakter eines Fürſten ab, kleidete ſich, unter dem Vorwande, ſeine Verbrechen ſühnen zu wollen, als Fahkir, und reiste in dieſem

Gewande nach Deccan; durch Beſtechung, durch Ueberreden und Verſprechungen gelang es ihm, hier ein zahlreiches Heer zu gewinnen; er marſchirte gegen die kaiſerliche Stadt ſeines Vaters, und benützte eine günſtige Gelegenheit, als ſich die Beamten des Staates in einem andern Theile befanden. Durch ein außerordentliches Zuſammentreffen von Glück und Geſchicklichkeit, wobei Liſt und Zweizüngigkeit ſeine Hauptſtützen waren, faßte er feſten Fuß in der Hauptſtadt, und verſicherte ſich der Perſonen ſeines Vaters, und eines ſeiner Brüder; die zwei andern waren von Agra abweſend, blieben eine Zeit lang in der Ferne, und griffen dann, ſobald ſie ſich hinreichend mit Truppen verſehen glaubten, den Thronräuber an, aber ohne Erfolg. Der verrätheriſche und herzloſe Sohn kerkerte jetzt ſeinen Vater in den Mauern ſeiner eigenen Feſtung Agra, mit der Verſicherung ein, daß der Tod allein ihn von dieſer Haft befreien würde.

Der entthronte Kaiſer war indeſſen nicht ganz ohne Troſt in ſeinem Gefängniſſe. Er überlebte ſeinen Sturz ungefähr ſieben Jahr, während welcher Zeit er auf das zärtlichſte durch die Geſellſchaft ſeiner Lieblingstochter, der berühmten Begum Jehanari gepflegt wurde, die die Fülle ihrer kindlichen Zärtlichkeit erſchöpfte, indem ſie freiwillig ihres Vaters Unglück, und den Verluſt ſeiner Freiheit theilte. Die Geſchichte beſchreibt dieſe treffliche Prinzeſſin als eine wunderbare Schönheit, nicht minder ausgezeichnet durch ihren herrlichen Geiſt, ihren unbeugſamen Muth, und eine Herzensgüte, der nur ihre Tugend und ihre Beſtändigkeit gleich kamen. Die Blüthe ihrer Jugend war dem Troſte ihres niedergebeugten Vaters und dem Studium der Wiſſenſchaften gewidmet, während der Umfang ihrer religiöſen Kenntniſſe einen Lieblingsſtoff ihrer Geſchichtſchreiber bildet. Man ſagt, die Erbauung des Musjid ſey von dieſer liebenswürdigen Prinzeſſin ihrem Vater vorgeſchlagen worden, unter dem doppelten Grunde, ſeinen Geiſt von dem Kummer abzuziehen, und ein Andenken an ſeine Frömmigkeit zu errichten, das nicht allein Andere veranlaſſen ſollte, ſeiner heiligen Lebensweiſe zu folgen, ſondern ihnen auch eine Gelegenheit bieten würde, ihren religiöſen Verpflichtungen nachzukommen.

Kenntniß vom Urſprung dieſes Musjid muß nothwendig das Intereſſe erhöhen, mit welchem wir ihn betrachten. Ich war um ſo mehr erfreut, in den Beſitz dieſer Thatumſtände zu gelangen, als ich mich erinnerte, das Grab dieſer berühmten Begum Jehanari in Delhi einige Monate früher geſehen und bewundert, und auf die begeiſterten Lobpreiſungen gehorcht zu haben, mit denen ein Eingeborener Stellen aus ihrer Geſchichte darin verwebte.

Nach dem beſondern, äußerſt reinen Style ihres Grabdenkmals erſcheint es mir nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe Prinzeſſin es ſelbſt ſo angegeben hat; denn es iſt ein beſtändiger Gebrauch der muhammedaniſchen Fürſten, ihr eigenes Mauſoleum während ihrer Lebenszeit zu bauen. Es beſteht aus einem ſehr ſchönen marmornen Sarkophag, der am obern Ende offen iſt, um einen Behälter für Erde zu bilden, in welche man Blumen pflanzen könnte; er iſt trefflich mit ausgehauenen Blumen, und einem Rande mit eingeſetzten Edelſteinen verziert — doch Alles in einem ſehr einfachen Style. Auf einer geglätteten Tafel iſt eine zierliche Inſchrift in perſiſchen Charakteren ſcharf eingegraben, und mit Agat beſetzt, welche übertragen alſo lautet:

„Laßt Niemand mein Grab mit etwas Anderem verzieren, als mit Erde und Blumen, denn dieſe geziemen ſich am beſten für die Ruheſtätte eines heiligen Geiſtes.“

„1094 *)“

„Die vergängliche Pilgerin, Jehanari Begum, die Tochter von Scha Jehan, und eine Schülerin des heiligen Tchiſti.“

Doch kehren wir von Delhi zu Moti Muſjid zurück. — Als ich nach langer Bewunderung dieſes wahrhaft herrlichen Gebäudes, mich halb geblendet durch den funkelnden Schimmer aller Gegenſtände um mich, aus dem Thorwege wandte, konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehen, etwas mehr über Begum Jehanari von einem wohl unterrichteten Freunde, einem Muſelmann zu erforſchen, der mich begleitete; aber ich fand, daß er mich nicht befriedigen konnte.

„Ah!“ ſagte der junge Mann mit einem hörbaren Seufzer und etwas grämlicher Miene. „Ah, großer Herr, was wird ein zärtliches Weib nicht für den Mann thun, den ſie liebt?“

„Oder eine Tochter für ihren Vater —“ verſetzte ich.

„Das iſt ſehr wahr, Herr; die Begum war Scha Jehan's Tochter.“ Aber Euer Gnaden, dem Alles bekannt iſt, muß mit der weiſen Sage vertraut ſeyn, welche ſtets im Munde derer gefunden wird, welche die Dichter leſen. „Ein ergebener Fremdling iſt theurer, als eine nachläſſige Verwandtſchaft, aber ein unfreundlicher Verwandter iſt weniger geachtet, als ein gänzlich Fremder.“ Auch iſt die Hindu-Geſchichte von

König Sadrak und ſeinem Dewan

Eurer Herrlichkeit nicht unbekannt.“ Ich äußerte meine Unwiſſenheit und meinen Wunſch, Licht zu erhalten, und der geſprächige Jüngling

*) Der Hedſchira.

begann seine Erzählung ohne weitere Vorrede, während ich mich in den Schatten einer Maueröffnung lagerte, von der aus man die Jumna übersah.

„In alten Zeiten lebte dort ein Raja, Namens Sodrak, in einem prachtvollen Pallaste, der eine weite Aussicht über die Gewässer des Braham Porton bot; er war ein Mann von großen Reichthümern, und ebenso von mildthätigem Sinne, so daß keiner, der seine Pantoffeln an seiner Thüre ließ, Ursache hatte, es zu bereuen. In allen Dingen war dieser Raja glücklich, nur in einem nicht; er besaß einen einzigen Sohn, der, nachdem er sich dreimal gegen seines Vaters Leben verschworen hatte, für immer aus seinen Besitzungen verbannt wurde. An dem Thore dieses gastlichen Fürsten wohnte ein ehrwürdiger Dewan *), der die Wohlthaten seines Herrn an alle spendete, die seine Gastfreundschaft in Anspruch nahmen, aber es war auch seine Pflicht, darüber zu wachen, daß keine Schelme und Räuber zugelassen würden. Nun hatte der redliche Diener diese Pflicht während dreier Geschlechter von der Raja Familie erfüllt, und wurde wegen seines hohen Alters täglich unfähiger, mit der erforderlichen Thätigkeit den Obliegenheiten seines Postens nachzukommen, und durch diesen Verfall seines Geistes und Körpers erlitt König Sadrak großen Schaden, denn täglich wurden auf seinem Eigenthum Plünderungen durch die Hände der Choars und Dukhaits verübt, welche sich mit leichter Mühe zu dem Schatze Eingang verschaffen konnten."

Der König ergrimmte über diesen schlechten Lohn für seine Güte, und ließ seinen Sclaven, den Dewan, rufen: „Ach, Dewan", sprach er; „hast du mit deinen Kindern nicht viele Jahre mein Salz gegessen; sind deine Söhne nicht starke, muthige Männer durch meine Nahrung geworden? Sind sie nicht ehrenvoll in meinen Diensten befördert worden?" Aber als der alte Mann dem Raja antwortete, so entdeckte dieser, daß durch den Verlauf der Jahre die Stärke und der Geist seines Dieners in eine zweite Kindheit verfallen waren. Mit vieler Rücksicht suchte sich der Raja zu überzeugen, daß dem nicht so sey; aber je mehr er den alten Dewan erforschte, desto mehr Thorheit fand er, bis er ihn endlich mit kummervollem Herzen fortgehen hieß. Und als er nun mit der gewöhnlichen Verbeugung fortging, rief der König, seinen Verlust beklagend, laut aus: „Ach! wehe mir, wer soll nun an meinem Thore sitzen, um meinen Pallast zu bewachen, und

*) Dewan, ein Thorhüter, ein wichtiger Dienst des Vertrauens im Osten.

diejenigen beobachten, die auf meine Almoſen Anſpruch machen!“ Hierauf erleuchtete der Geiſt der Weisheit noch einmal die Augen ſeines betagten Sclaven, der in Demuth zu ſeinem Herrn zurückkehrte und ausrief:

„O, mächtigſter Fürſt! Steht nicht weislich geſchrieben, daß unter einem ſtrengen Werkmeiſter die Dienſte eines Sclaven weggeworfen ſind? Bleibt er ſtille, ſo wird er als ein Thor verachtet; wird er beredt, ſo ſchmäht man ihn als einen Tollen und als einen Schwätzer; ſteht er einmal hinter dem Rücken ſeines Gebieters, ſo wird er für einen ränkeſüchtigen Geſellen erklärt; hält er ſich in einiger Entfernung, ſo ſchilt man ihn einen Trägen; iſt er geduldig und unterthänig, ſo wird er als ein Feiger gemißbraucht; iſt er nicht im Stande Mißhandlung zu ertragen, ſo ſagt man er ſey ein Halsſtarriger und ein Meuterer. Großer König, ſchwer iſt die Aufgabe eines Sclaven, unter einem ſolchen Tyrannen und ſelbſt von einem Heiligen nicht zu vollbringen. Aber was hatte Euerer Mächtigkeit Sclave auszuſtehen? Iſt er nicht mit Gunſtbezeugungen überhäuft worden? Und jetzt, da er im Begriffe ſteht, den Trank der Auflöſung zu trinken — was kann er noch thun, um ſeine Treue und Anhänglichkeit zu beweiſen? Doch, o Herr, fürchtet nicht, es könnte ein weniger ergebener Diener den Eingang zu Euerem Pallaſte bewachen. Es iſt Euerer Herrlichkeit nicht unbekannt, daß, ſo lange Euer Sclave im Thore gewohnt hat, ſeine Arbeiten getheilt, und ſeine Augenblicke der Ruhe erleuchtet worden ſind durch die Gegenwart der ſchönen Luchmi, der Göttin der Wohlfahrt, die es ſich zum Glücke ſchätzte, die Dienerin eines ſo großen und weiſen Fürſten zu ſeyn. Siehe, ſie wird den Abgang Eures Sclaven durch einen Eures Vertrauens ebenſo Würdigen erſetzen.“ Nach dieſen Worten entfernte ſich der Dewan mit einer Verbeugung.

Bald ſtand vor dem Eingang des Pallaſtes ein Wanderer, deſſen ſtarke Glieder von der Anſtrengung gelähmt waren. „O Dewan“ rief er, „ich bin ſo eben von einem weit entfernten Lande bei Eurem Pallaſte angekommen, habe Weib und Kind zurückgelaſſen, und nicht geruht, bevor ich das Antlitz des Königs Sadrak geſehen. Ich bin ein Rajhpoot, mein Name iſt Behrid; führe mich vor ſein Angeſicht.“

Bald wurde der Wanderer mit Genehmigung des Herrn dem Raja vorgeſtellt, und er ſprach mit ehrerbietigem Tone: „Siehe o König, ich bin ein Fremder in dieſer Gegend, aber als ich in fernem Lande den Ruf von Eurer Mächtigkeit, Wiſſen und Tugenden, und von den Beraubungen gewiſſer Undankbaren hörte, da reiste ich Tag und Nacht, um Eurer Majeſtät meine Dienſte anzubieten.“

Nun war König Sadrak ein ebenſo kluger, als edelmüthiger Fürſt, und fragte: „Welchen Lohn erwarteſt du?“

„Werdet nicht böſe und ſtaunet nicht, daß ich für meinen Dienſt vierhundert Goldſtücke täglich verlange.“

„Wahrlich“, entgegnete der Fürſt lächelnd, „es liegt klar am Tage, daß dich die uneigennützigſte Bewunderung meiner vielen trefflichen Eigenſchaften zu meinen Füßen geführt hat. Deine außerordentliche Beſcheidenheit iſt dein größtes Glück. Dein Handwerk bewahrt ohne Zweifel großen Geiſt und ungewöhnliche Geſchicklichkeit; mit welchen Werkzeugen übſt du dein Gewerbe?“

„Erhabenſter Raja, meine Werkzeuge ſind der beſte Theil meines Berufes; ihrer ſind der Zahl nach drei; meine zwei Arme und mein Säbel.“

„Und für ſolch eine köſtliche Kunſt begnügſt du dich mit dem unbedeutenden Lohn von vierhundert Goldſtücken täglich? dieſe übertriebene Geringſchätzung deiner Verdienſte bezeichnet dich als einen Thoren. Dewan“, fügte König Sadrak bei, „laßt dieſen Fremdling gehen, wie er gekommen iſt.“

Aber nun wagte es der Obervezier, Einſprache zu thun: „O Fürſt“, ſagt er leiſe, „verſtoße dieſen Fremden nicht ſo, es muß etwas Treffliches an ihm ſeyn. Möchte es Eurer Hoheit gefallen, ihm ſeine übermäßige Forderung nur für einige Tage zu bewilligen, und hat er ſich bemüht, ſo ſteht es in Eurer Macht, ihn zu entlaſſen, oder ihn gegen einen ſeinen Verdienſten angemeſſenen Lohn zu behalten. Es gefalle Eurer Majeſtät, ihn als Dewan in das Thor zu ſetzen, und ſeine Handlungen fortwährend bewachen zu laſſen.“ Dieſe Worte freuten den Raja, und nachdem er dem Fremden ein Zeichen ſeiner Gunſt geſchenkt, nahm er ihn in ſeine Dienſte, mit einem Gehalte von vierhundert Goldſtücken täglich.

Nachdem er ſeinen Auftrag erhalten hatte, brachte der Reiſende Weib und Kind zu dem Thore des Pallaſtes, aber man bemerkte, daß er ſie weder im Thore wohnen, noch im Schatten deſſelben weilen ließ; auch gab er keine Aufklärung über dieſes ſonderbare Verfahren, ſondern baute mit eigenen Händen eine kleine Hütte, außerhalb des Thores, am Fuße eines großen Grabes. Der Rajhpoot hatte nicht ſo bald ſeinen Dienſt angetreten, als der ehemalige Dewan zum Waſſer getragen wurde und ſtarb; aber während der ganze Haushalt ſeinen Verluſt betrauerte, ſo ſah man doch allgemein ein, daß ſeine Stelle trefflich ausgefüllt war. Es ergab ſich in wenigen Tagen, daß der Rajhpoot ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten und Eigenſchaften

war; ſeine Untergebenen achteten, und ſeine Vorgeſetzten bewunderten ihn wegen ſeines Eifers, und wegen ſeiner Beſcheidenheit; der Raja dachte auch nicht daran, ſeinen Lohn zu verringern, indem er ſich ehrlich geſtehen muß, daß ſeine Verdienſte zu gering bezahlt waren; und offenbar bildete Geiz keinen Flecken in dem Charakter des Mannes, denn wenn ihm das Geld aus dem Schatze ausbezahlt war, weihte er, ohne Gepränge, täglich eine Hälfte davon den Göttern und den Brahminen, vertheilte ein Viertel unter die Armen, und behielt den Ueberreſt für ſich ſelbſt. In ſeinen Pflichten war er nie ſäumig, in guten Werken aber ſehr beſtändig. Tag und Nacht wachte er an dem Thore des Pallaſtes mit dem Schwerte in der Hand; er war gegen Jedermann gerecht, aber gegen Niemand zu nachſichtig. So diente er dem Raja viele Jahre.

Wie den Rajhpoot Alle ſchätzten, die ihn kannten, ſo wurde ſein Sohn noch in höherem Grade der Gegenſtand der Liebe und Aufmerkſamkeit. Schön von Perſon, wie er zum Mannesalter heranwuchs, zeichnete er ſich gleich ſehr durch ſein liebenswürdiges und zartes Benehmen aus, und man erwartete allgemein, der Raja werde ihm einen Ehrenpoſten bei ſeiner königlichen Perſon übergeben, ſobald ſeine Erziehung vollendet ſeyn würde. Aber um dieſe Zeit fand folgendes Ereigniß ſtatt.

Die Stadt des Königs Sadrak ward plötzlich von einem furchtbaren Erdbeben heimgeſucht, und um Mitternacht rüttelte der raſende Sturmwind an den hohen Thürmen des Schloſſes, und die leuchtenden Blitze zuckten von Zinne zu Zinne am Pallaſt, während die feſten Mauern unter dem rollenden Donner erbebten. Nun hatte der Rajhpoot gegen ſeinen Gebrauch, mitleidig mit dem Geſchrei ſeines Weibes, das in der kleinen Hütte den Schreckniſſen des Orkans ausgeſetzt war, dieſem mit ſeinem Sohne einen Aufenthalt in den Gemächern des Thores geſtattet; und als ſie nun im Geſpräche da ſaßen, indeſſen der Sturm mit äußerſter Gewalt wüthete, hörte man am Thore einen Weheruf, und die zitternden Töne eines Geheules und Klagegeſchreis. Da rief der Dewan: „Wer ſteht außen?“ Da er aber keine Antwort erhielt, ſo öffnete er das Thor um zu ſehen, woher die Stimme gekommen wäre, konnte jedoch nichts entdecken. Nach ſorgfältiger Nachſuchung waren ſie ſehr erſtaunt, denn ſo oft der Dewan das Thor ſchloß, erneuerten ſich dieſelben ſchwermüthigen Klagen.

Da ſandte der Dewan ſeinen Sohn zu dem Raja, um ihn von dieſer ſonderbaren Erſcheinung zu benachrichtigen. Der Fürſt kam ſelbſt zu dem Thore, überzeugte ſich von der Wahrheit dieſer Klagetöne, und

befahl dem Raſhpoot fortzugehen, den Urheber derſelben aufzuſuchen, und nicht mehr zurückzukehren, bis er über die ganze Sache unterrichtet ſeyn würde. Ehrfurchtsvoll gehorchte der Dewan ſogleich ſeines Herrn Befehle, und ging fort, aber er hatte ſich nicht ſobald entfernt, als der König, der in ſeinem Innern überlegte, daß es nicht weiſe von ihm geweſen ſey, einen einzelnen Mann ohne Unterſtützung zu einem ſolchen Dienſte abzuſenden, ſein Scimitar zog, und ihm unmittelbar aus dem Thore folgte, nachdem er Behoids Sohn beauftragt hatte, Niemand außer ihnen das Thor zu öffnen. Aber König Sadrak vermochte den Dewan nicht aufzufinden, der in das Grab getreten war, an welchem er die kleine Hütte erbaut hatte.

Während er ängſtlich unter den Trümmern nachforſchte, ſah ſich Behoid plötzlich vor einem höchſt lieblichen, jungen und anmuthigen Frauenbilde, von deſſen ſtrahlendem Antlitz ſich ein Lichtglanz durch das ganze Gemach verbreitete. Der Dewan fiel vor der unübertrefflichen Schönheit auf ſein Antlitz nieder und rief: „O glorreichſte Göttin der Glückſeligkeit, warum klagſt und jammerſt du ſo?“

„O, elender Behoid“, erwiderte die Göttin, „haſt du meine Befehle vergeſſen? Haſt du mich nicht aus meinem Aufenthalte im Thorwege des Königs Sadrak vertrieben, indem du dein entehrtes Weib, deſſen Leben dir theurer war, als ſeine Ehre, vor mein Antlitz brachteſt? Elender Mann, du trägſt die Schuld an dem Untergang des edeln Fürſten, der dich ſo großmüthig aufgenommen und behandelt hat. In Folge deines Verbrechens bin ich genöthigt, meine Gunſt und meinen Schutz dem Pallaſte des Königs zu entziehen.“

Behoid erzitterte vor Furcht, und ſeine ganze Seele war von Gewiſſensbiſſen erfüllt; er ſtieß einen halb unterdrückten Seufzer aus, preßte ſein Antlitz in den Staub und ſchluchzte.“ O, du furchtbarſte Göttin, ſchmettere deinen Sclaven nicht ganz nieder, wende meinem Herrn, dem König, deine Gnade für das Opfer von deines Sclaven Leben wieder zu.“

„Nein, du treuloſer Ungläubiger“, erwiderte die Göttin, welchen Werth hat dein befleckes Leben? Aber höre, an der Reinheit und Vollkommenheit von deines Sohnes Seele könnte ich Freude finden; ihn als Sühnopfer anzunehmen, will ich mich erflehen laſſen.“ Nachdem ſie dieſe Worte geſprochen hatte, verſchwand die Göttin. Dann ſtand der reumüthige Behoid von der Erde auf, nahm ſein Schwert und kehrte zu dem Thore zurück, wo er, in Gegenwart ſeines Weibes, ſeinem Sohne mittheilte, was vorgefallen war.

Sein Sohn erhob ſich mit einem Lächeln des Entzückens auf den

Lippen, beugte das Haupt und rief aus: „Wie beglückt es mich o Vater, daß ich erkoren bin, das Wohl des Königs Sadrak, unſeres edelmüthigen Fürſten wiederherzuſtellen. Triff gut, mein Vater, denn in der That ich freue mich, ſo das Leben zu verlaſſen.“

„Laß dich umarmen, mein Einziger“, rief die weinende Mutter, „und nun lebe wohl — was können wir weniger thun? Schlage zu Behoid!“

Und der Dewan zog ſein Schwert, und hieb ſeinem Sohne mit einem Streiche das Haupt ab, und wie der lebloſe Rumpf ſchwer zu Boden fiel, ſprach er alſo: „Hier liegt in der That ein volles Sühnopfer für meine Thorheit, und ein Beweis meiner Hingebung für die Sache meines Herrn, doch welcher Troſt bleibt mir noch, nachdem ich mein einziges Kind getödtet habe? Mein Leben iſt nur eine unnütze Bürde!“ Hierauf hob er ſein Schwert, noch warm von dem Blute ſeines Sohnes, und ſtieß es in ſein eigenes Herz. Als ſeine Gattin dieß ſah, fühlte ſie den Geiſt entfliehen, nahm den Dolch aus ihres Mannes Gürtel, und war eben im Begriff, ihre Seele zu befreien, als König Sadrak zurückkehrte, und nach dem Grunde dieſes blutigen Schauſpiels fragte. Sie erzählte ihm, was vorgegangen war, und begrub dann den Dolch in ihrem Buſen.

Der edle Fürſt ſah mit Bedauern und Bewunderung auf die ausgeſtreckten Leichname dieſer ergebenen Diener. Seine Seele war mit Kummer erfüllt, und er rief aus: „So zu ſterben, iſt ruhmvoll!“ dann zog er ſeinen Scimitar aus der Scheide, und wollte eben ſein Leben endigen, als die Göttin Luchmi vor ihn trat.

„Laß deine Hand ruhen“, ſprach die Göttin in gnädigem Tone, genügt dieſes nicht? Ich will meine Bewachung dieſes Königreichs erneuern, und du ſollſt wieder glücklich ſeyn.“

„Ach Göttin“, ſprach der König, indem er auf die Erde niederſank; „warum ſoll meine Hand ruhen, wenn mir mein Leben verhaßt, und mein Königreich zu einer Bürde geworden iſt. Wenn du meine Ergebenheit ſchätzeſt, ſo befiehl, daß dieſe, meine Diener wieder beſeelt werden, und nimm dafür mein werthloſes Leben.“

„Genug“ ſprach Luchmi, „ich bin durch deine Frömmigkeit, und deine edle Liebe für deine Diener vollkommen befriedigt; ſey für immer glücklich, und empfange den Gehorſam deiner Sclaven.“ Nach dieſen Worten wurden die ausgeſtreckten Leichname von Behoid, ſeinem Weibe und Sohne wiederbelebt, und erhoben ſich, um der Gottheit ihre Ehrerbietung darzubringen, aber ſie war verſchwunden, und der König zu ſeinen Gemächern zurückgekehrt.

Als der Morgen angebrochen war, und der Raja seine Räthe und Minister versammelt hatte, sandte er nach dem Dewan, und fragte ihn was in der Nacht die Unruhe veranlaßt habe; Behoid aber, welcher nicht wußte, was seine Gattin dem König offenbart, wollte sein Verdienst verbergen, und antwortete: „O König, ein unglückliches Weib weinte, aber sie ist ihres Weges gezogen."

Darüber war der König höchlich erfreut, und sprach mit lauter Stimme vor dem versammelten Rath: „Wie kann dieser tugendhafte Diener hinlänglich belohnt werden?" Und nachdem er seine Geschichte den Großen des Reiches erzählt hatte, befestigte er mit eigenen Händen an Behoids Leib ein fürstliches Ehrenkleid, das er hatte herbeibringen lassen. Dann schenkte er ihm den vierten Theil seines ganzen Grundgebietes, und ernannte seinen Sohn zum Erben aller seiner Herrschaften.

„Ist es also nicht klar, daß ein ergebener Fremdling theurer ist, als eine nachlässige Verwandtschaft, oder ein unfreundlicher Verwandter weniger geachtet, als ein gänzlich Fremder? *)

*) Wir werden diese interessanten, bis jetzt noch so wenig bekannten Volksdichtungen, eines der merkwürdigsten Länder der Erde, im nächsten Bande des Atlas, in wechselnder Reihenfolge, oft von bildlichen Darstellungen begleitet, unsern verehrten Lesern mittheilen. D. R.

Die Inseln Rotumah und Ualan

und

Rückkehr über die Insel St. Helena nach Frankreich.

(Auszug aus der Reise um die Welt, von R. P. Lesson.)

Am 17. April 1824 lichteten wir die Anker, um Neu-Zeeland zu verlassen, und nach dem Eilande Rotumah zu segeln. Die Fahrt dahin bot wenig Interessantes dar, und am 30. desselben Monats erblickten wir letztere Insel, ungefähr auf eine Entfernung von zehn Stunden. Wir lavirten die Nacht über, denn die Winde waren veränderlich, und am 1. Mai fuhren wir um die südöstliche Spitze, an welcher uns eine Windstille festhielt. Herr von Blasseville und ich suchten, jedoch vergebens, um die Erlaubniß nach, dieses Land, von welchem die Seefahrer eine solch einladende Beschreibung gemacht haben, besuchen zu dürfen. Wir konnten uns von Rotumah ein anziehendes Kapitel für unsere Reisebeschreibung versprechen. Bevölkert von einer Menschen-Race, deren Sitten sich in ihrer angeborenen Reinheit erhalten hatten, ihre Gutmüthigkeit, ihre Treuherzigkeit, ihre, noch durch keinen längern Aufenthalt von Europäern getrübte Einfachheit, alles mußte den Wunsch

in uns erregen, dieſes intereſſante Volk näher kennen zu lernen. So aber müſſen wir uns jetzt begnügen, unſern perſönlich gemachten Beobachtungen die Details beizufügen, die wir aus dem Umgang mit dieſen guten Inſulanern zu ſchöpfen im Stande waren.

Die geringe Verbindung dieſes Eilandes mit andern Inſeln, die kleine Anzahl europäiſcher Schiffe, welche daſſelbe bis jetzt beſucht, haben demſelben ſeine urſprüngliche Phyſiognomie gelaſſen. Das gutmüthige Volk, welches dieſe Inſel bewohnt, und das von derſelben Race iſt, wie die Otaheitier, auch wie dieſe von einem fruchtbaren Boden begünſtigt wird, hat keine blutige und unmenſchliche Gebräuche. Es hat die Europäer, welche ſich auf der Inſel niedergelaſſen haben, mit außerordentlicher Zuvorkommenheit aufgenommen. Indeſſen muß doch auch bemerkt werden, daß die guten Eigenſchaften der Rotumahner, durch ihren Hang zum Diebſtahl, den ſie nur als einen Spaß betrachten, in Schatten geſtellt werden.

Quiros iſt der erſte Entdecker von Rotumah, er ging daſelbſt im Jahr **1601** mit ſeiner kleinen Flotte vor Anker. Er rühmte den freundlichen Empfang, der ihm von den Inſulanern geworden, die ihn mit Lebensmitteln im Ueberfluſſe verſorgten. Es iſt zu beklagen, daß er dieſen Dienſt mit Undankbarkeit erwiderte, indem er mehre Eingeborene gewaltſam mit ſich ſchleppte, und die andern mit Flintenſchüſſen zurückwies. Von da an verging ein langer Zeitraum, ohne daß ein Europäer Verkehr mit dieſem Volke gehabt hätte. Im Auguſt **1791** verkehrte das Schiff, die Pandora, mit Rotumah, und der Capitän Edwards, der dieß Eiland Inſel Grenville nannte, ſchrieb ſich die Entdeckung zu. Wilſon, der den Duff befehligte, und der Miſſionnärs nach Taiti und die Marqueſasinſeln gebracht hatte, landete daſelbſt am 3. Sept. **1797**. Seit dieſer Zeit nahmen einige engliſche oder amerikaniſche Wallfiſchfahrer Proviſion daſelbſt ein, und zwei Monate vor unſerer Ankunft, deſertirten acht Mann von dem Schiffe Rocheſter wegen barbariſcher Behandlung ihres Capitäns dahin, die ſich noch daſelbſt befanden. Zwei Verwieſene, die ihre Strafzeit erſtanden, und die wir vom Port Jakſon mitgenommen hatten, baten dringend, ſie auf der Inſel zu laſſen, und die Eingeborenen wetteiferten mit einander in dem Anerbieten, ſie in ihren Familien aufzunehmen, und führten ſie im Triumph an's Land. Die Einwohner berechneten die Anzahl der Schiffe, die ihnen in einem langen Zeitraume zu Geſicht kamen, auf zehn.

Die Mannſchaft des vorerwähnten Schiffes Rocheſter, hatte ſchon längere Zeit Urſache, ſich über ihren Capitän zu beklagen, der ſchon an

der Küſte von Peru einen Mann getödtet, und in der Inſelbai einen neuen Mord begangen hatte. Eine Art von Kriegsgericht verſammelte ſich am Bord, das aus fünf oder ſechs Capitäns von Wallfiſchfahrern beſtand, und bei welchem der Miſſionnär, Herr Williams, den Vorſitz führte. Jeder Matroſe mußte einen Eid auf die Bibel ablegen, und die Unterſuchungsakten wurden nach England geſandt. Als hierauf der Rocheſter auf ſeiner fernern Fahrt in die Nähe von Rotumah kam, wurden einige Leute an's Land geſchickt, die eine gute Aufnahme fanden, und ohne die geringſte Beleidigung zu erfahren bis in die Dörfer gelangten. Bei dieſer Gelegenheit deſertirten mehre Matroſen, aber der Capitän ließ fünf Häuptlinge in Eiſen legen, und ſo lieferte man ihm die Deſerteurs wieder aus. Er hatte ſich jedoch ſo barbariſch benommen, und in der Raſerei ſogar die Drohung ausgeſtoßen, das Schiff in die Luft ſpringen zu laſſen, daß im Augenblicke ſeiner Abfahrt, acht Mann, worunter zwei Offiziere ſich befanden, ſich mit einigen Effecten, Büchern und Inſtrumenten in ein Boot ſetzten, und nach der Inſel flohen. Sobald ſie daſelbſt anlandeten, wurden ſie umringt, ihre Inſtrumente zerbrochen, und ihre Kleider zerriſſen, deren Stücke die Inſulaner als eine Zierde um ihren Kopf wanden. Hierauf brachte man ihnen aber Matten, um ſich damit zu kleiden, und die Häuptlinge nahmen ſie in ihre Wohnungen auf. Die Güte der Inſulaner gegen ſie nahm täglich zu, aber man wollte ihnen noch keine Frauen geben, bis ſie erſt hinlänglich Zeit gehabt hätten, ſich zu überzeugen, ob ihnen der Aufenthalt auf der Inſel gefalle. Zweimal begaben ſie ſich zu dem Könige, um ihre Bitte deshalb vorzubringen. Endlich nach Verfluß eines Monats verſammelte man alle mannbaren Mädchen aus den betreffenden Kantons, und diejenigen, welche die Wahl traf, waren ſtolz auf dieſe Auszeichnung. Den Wunſch, Europäer zu beſitzen, muß man ſowohl der Ueberlegenheit dieſer, als der Neugierde zuſchreiben; denn die Eingeborenen von Rotumah geben ſelbſt zu, daß ſie ſehr unwiſſend ſind.

Gegen zehn Uhr Vormittags, bemerkten wir auf eine große Entfernung, fünf oder ſechs Piroguen, die gegen uns ruderten. Je nachdem ſie ſich uns näherten, erſchienen immer wieder andere, und die Anzahl derſelben ſchien fortwährend zu ſteigen. Bald legten ſie bei uns an, und die Eingeborenen ſtiegen unbedenklich, und ohne Furcht zu zeigen, an Bord. Bald war das Verdeck mit denſelben angefüllt, deren Zahl ſich auf mehr als hundertundfünfzig erſtreckte, und nahe an vierzig Piroguen umgaben die Corvette.

Dieſe Menſchen waren wie Kinder, ſie ſprachen und geſti-

culirten immer zugleich, nach Allem trugen sie Verlangen; jeder legte seine Waare aus, und für Kleinigkeiten gaben sie Cokosnüsse, Bananen einiges Geflügel, Keulen, und hauptsächlich sehr feine und mit vieler Geschicklichkeit verfertigte Matten. Diese so frohgesinnten Insulaner gaben uns indessen doch gerechte Ursache zur Klage, denn sie haben, wie alle Völker, welche dem Naturzustand nahe kommen, einen unüberwindlichen Hang zum Diebstahl. Nachdem sie den größten Theil des Tags am Bord zugebracht hatten, begaben sie sich mit Sonnenuntergang wieder auf ihre Insel zurück; doch drangen sie zuvor lebhaft in uns, ihnen dahin zu folgen, und versprachen uns Lebensmittel im Ueberfluß, und Genüsse anderer Art. Ein Häuptling, dessen Freundschaft ich gewonnen hatte, wollte mich mit Gewalt mit sich nehmen, und sandte mir, um mich nachgiebiger zu machen, Bananen, bestreute mich mit rothem und gelbem Puder, und drückte mich zärtlich in seine Arme. Meiner fortwährenden Weigerung endlich überdrüssig, warf er seine Augen auf einen Engländer, einen vormals Verwiesenen, und war so glücklich, seinen Wunsch willfahrt zu sehen. Seine Freude schien über allen Ausdruck groß.

Man kann sich einen Begriff von unserm Erstaunen machen, als wir aus den Piroguen, die sich uns näherten, in europäischer Sprache angeredet wurden. Vier englische Matrosen, Deserteurs vom Rochester, kamen an Bord, und erzählten uns die obenerwähnten Details ihrer Abenteuer. Sie waren auf dieselbe Art, wie die Wilden gekleidet, das heißt, sie trugen nichts als eine Matte, welche die Mitte des Körpers umhüllte. Seitdem sie sich auf der Insel befanden, hatte man sie, nach der Mode der Eingeborenen, tättowirt, und diese angenehmen und leichten Zeichnungen nahmen sich sehr gut auf ihrer weißen Haut aus, obgleich ihre Frauen sie mit dem Pulver von Gelbwurzel angeschmiert hatten, um sie dadurch zu verschönern, und ihre Toilette dem Gebrauche des Landes gemäß herzustellen. Einer derselben, welcher der Freuden dieses friedlichen Lebens müde war, auch sich nach seiner Familie und seinem Vaterlande sehnte, bat, und erhielt leicht die Erlaubniß, sich mit uns einzuschiffen. Er hieß Williams John, und war gebürtig von Northumberland. Dieser Mensch, ein Küfer seines Handwerks, hatte einen sanften und rechtlichen Charakter, verband damit ein gesundes Urtheil und war nicht unwissend. Er gab uns ziemlich interessante Aufklärungen über die Sitten der Insulaner, unter welchen er einige Zeit gelebt hatte. Die andern erklärten uns ihre Absicht, ihre Tage auf dieser Insel beschließen zu wollen, indem das müßige und sorgenlose Leben dieser Insulaner den größten Reiz

für sie hätte. Das Bild von Glückseligkeit, das sie von diesem Leben entwarfen, verleitete zwei Matrosen, die wir zu Sidney angenommen hatten, und die des Elendes gedachten, das ihnen in ihrem Vaterlande drohe, sich hier, wo sie eine angenehme Existenz ohne Mühe und Arbeit, verbunden mit sinnlichem Genuß erwarte, anzusiedeln.

Indessen macht man leider die Erfahrung, daß die Nähe von Port Jakson die Inseln der Südsee gegenwärtig mit Verwiesenen vergiftet, und daß der erste Gebrauch, den diese Flüchtlinge von ihrer Freiheit machen, darin besteht, die Eingeborenen gegen die Europäer, die sie aus ihrem Schooße ausgestoßen und entehrt haben, einzunehmen. Zu Rotumah beeifern sich die Einwohner, diese Gäste freundlich zu empfangen, sie mit Wohnungen, Weibern, Lebensmitteln zu versehen, und ihnen höhere Würden einzuräumen. Ehe die Deserteurs des Schiffes Rochester ankamen, hatten sie einen Verwiesenen Neger, der von Süd-Wales entwichen war, der aber indessen auf der Insel starb, zu ihrem Chau oder König erhoben. Das Leben dieses Negers bot gewiß ein sonderbares Schicksal dar; er wurde an der Küste Afrikas gekauft, nach Europa gebracht, von hier aus nach Süd-Wales verbannt, und endigte sein Leben als König einer reizenden Insel, im Südmeer!

Die Einwohner von Rotumah sind groß und gut gewachsen, sie haben ein sanftes, heiteres Gesicht, mit regelmäßigen Zügen, und die jungen Leute haben, mit Ausnahme der Farbe, sehr angenehme Gesichter. Sie tragen lange Haare, die hinten am Kopfe in einen großen Büschel zusammengebunden werden. Als sie an Bord kamen, banden sie ihre Haare, die lang und schwarz sind, los, und ließen sie als ein Zeichen der Achtung auf die Schultern herabfallen, eine Achtungsbezeigung, die sie ihren Häuptlingen erweisen. Ihre Augen sind schwarz, groß und voll Feuer, die Nase ist etwas breit, der Mund groß, zeigt aber zwei Reihen sehr weißer Zähne. In den durchbohrten Ohrläppchen tragen sie Blumen. Ihre Glieder sind sehr proportionirt, und mehr als einer der jungen Leute, die an Bord waren, hätte können als Modell dienen. Ihre Haut ist weich, sanft und von heller Kupferfarbe, und die Gewohnheit, häufig in das Wasser zu gehen, erhält sie sehr reinlich.

Diese Insulaner gehen fast nackt, sie tragen nur einen engen Maro um die Hüften, über welchen sie eine Matte fügen, die den Körper umgibt und bis auf die Knie herabfällt. Alle Stoffe, die wir ihnen gaben, verwandelten sie zu einer Kopfbedeckung, die Hemden dienten ihnen zu einer Art von Turban, und selbst mit Beinkleidern bedeckten

sie den Kopf, und ließen die Beine auf die Brust herabhängen. Ihren Körper reiben sie mit einem rothen und gelben, mit Kokosnußöl vermischten Staube ein, und dieser, nicht sehr haltbare Anstrich, macht ihre Nähe unbequem.

Ihre Frauen, welche die englischen Matrosen als sehr reizend schilderten, sahen wir nicht. Die Schuld lag jedoch nicht an den Eingeborenen, wenn wir nicht im Stande waren, selbst über die Schönheit ihrer Frauen zu urtheilen, denn sie boten uns mehr als einmal an, sie an Bord zu bringen, von wo wir sie ihnen dann den andern Tag wieder zuschicken sollten. Sie machten uns in dieser Beziehung die naivsten Anerbietungen, und begleiteten dieselben mit Pantomimen, über die auch der Ernsthafteste hätte lächeln müssen. Sie haben nur ein einziges englisches Wort gelernt, es ist aber eines von denen, welche man nicht wohl wieder geben kann.

Die Rotumahner gehorchen einem Oberhaupte, das sie Chau nennen, und das sie häufig wechseln, denn ihre Regierung scheint sich auf eine Mischung von Lehen und Wahlrechten zu gründen.

Wir erhielten einen Besuch von dem abgesetzten Könige; er nannte sich Tamanaua, hatte ein gutmüthiges Aussehen, ein einnehmendes Gesicht, und ausgezeichnete Manieren; der regierende Chau kam gleichfalls Abends, er nannte sich Nihamkao, und bekleidete erst seit ganz kurzer Zeit seine Stelle. Er war der schönste Mann von allen Insulanern, die an Bord kamen, und seine Manieren waren nicht ohne Würde. Einige Häuptlinge von Distrikten begleiteten ihn, unter andern einer Namens Takapura, der von solch furchtsamem Charakter war, daß ihn die geringste Bewegung am Bord erschreckte; jede Minute fragte er, ob man ihm nichts zu Leide thun werde, und dieß mit der Stimme eines kleinen Mädchens, wodurch seine Furchtsamkeit um so lächerlicher erschien; er war einer von denjenigen, welche der Capitän des Schiffes Rochester hatte in Eisen legen lassen, damit ihm die, auf der Insel verborgenen Deserteure wieder ausgeliefert würden.

Diese Insulaner scheinen nur sehr beschränkte Ideen von Religion zu haben, und glauben hauptsächlich an Geister. Sie begrüßen sich untereinander durch Berührung mit der Nasenspitze, und wenn sie Verhandlungen miteinander haben und höflich seyn wollen, so setzen sie sich; denn die Höflichkeit, die uns in Europa zum Stehen bestimmt, veranlaßt sie, wie noch viele andere Völker, zum Sitzen.

Sie haben, insoweit wir aus dem kurzen Umgange mit ihnen schließen können, einen sehr sanftmüthigen Charakter; ein freundliches Lächeln schwebte immer auf ihren Lippen, und ihr ganzes Gesich-

drückte Herzensgüte aus; sie erheben ein kindisches Geschrei, wenn ein ungewöhnliches Schauspiel sie überrascht und in Bewegung setzt; beim Anblick von Kakadus und Katzen, zeigten sie eine große Ueberraschung, doch zog nichts so sehr ihre Aufmerksamkeit auf sich, als ein Känguruh und eine Ente; letztere schien ihnen ein ganz besonders auffallender Vogel zu seyn. Ihr Geist ist indessen von einer solchen Beweglichkeit, daß es schwer ist, sie auf einige Augenblicke zu fesseln, und nur mit Mühe haben wir sie dahin bringen können, uns einige Worte von ihrer Sprache zu sagen. Wir fragten sie nach den Benennungen der Körpertheile, und nun glaubten sie, wir essen Menschenfleisch, auch bemerkten sie mit Zeichen von Abscheu, daß die Neu-Zeeländer Menschenfresser seyen. Sie haben dieß von den Engländern erfahren, die unter ihnen lebten, und die nach ihrer Behauptung niemals Zeugen einer Handlung waren, die auf einen boshaften Charakter dieser Insulaner schließen ließe. Ihr Hauptfehler ist der Diebstahl, und ich muß gestehen, daß sie einen großen Hang zu diesem Laster, das unsern Grundsätzen so sehr widerstreitet, zeigten. Was ihnen in die Hände fiel, betrachteten sie als gute Beute, und wenn man sie auf der That ertappte, so lachten sie, und gaben das Gestohlene wieder zurück. Man sah sich genöthigt, Leute zur Bewachung derjenigen Gegenstände aufzustellen, die leicht entwendet werden konnten, und wenn man einen Dieb auf der That ertappte, so verjagte man ihn durch Hiebe mit einem Stricke vom Schiffe, und nahm ihm das Gestohlene wieder ab. Obgleich nun die Eingeborenen gar wohl fühlten, daß sie damit etwas Unrechtes begingen, so zeigten sie doch nicht die geringste Schaam, aber die ihnen auferlegte Strafe erweckte auch keinen Wunsch nach Rache in ihnen. Auch die Kameraden, die den Schuldigen umgaben, und seinen Diebstahl verhehlten, machten sich nichts aus seinem Mißgeschick, oder lachten über seine Ungeschicklichkeit, und stahlen selbst, sobald sich ihnen Gelegenheit dazu darbot. Während ein Insulaner sich einen Gegenstand zueignete, suchten die andern unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und ihre Gewandtheit, unsere Taschen zu durchsuchen, hätte nicht größer seyn können, wenn sie auch bei den Taschendieben in London oder Paris einen Cursus durchgemacht hätten.

Während seines Aufenthaltes am Bord gab uns Williams John mehre Nachweisungen über die Gebräuche dieser Eingeborenen, die mit denen der Bewohner der übrigen Inseln der Südsee einige Aehnlichkeit haben. Die Einsicht dieses Seemannes läßt auf Genauigkeit in seiner Erzählung schließen, und so möge Folgendes hievon erwähnt seyn.

Die Insel Rotumah ist in vierundzwanzig Distrikte eingetheilt,

welche durch ebenſo viele Häuptlinge, die den Titel Hinhangatha führen, regiert werden. Jeder derſelben gelangt nach dem Altersrange zur höchſten Würde, und bekleidet dieſe zwanzig Monate lang unter dem Namen eines Chau. Bei der Ceremonie dieſes Wechſels finden keine großen Förmlichkeiten ſtatt; alle Häuptlinge verſammeln ſich, und der älteſte überreicht dem neuen Chau einen Baumzweig. Die Macht der Häuptlinge iſt ſehr groß, ſie beſitzen alle Ländereien, zwingen die Einwohner zur Arbeit, verheirathen die Mädchen nach ihrem Gutdünken, befinden ſich bei einem Gefechte an der Spitze ihres Stammes, verrichten die prieſterlichen Functionen nach der Geburt, bei der Verheirathung und bei Beerdigungen, und verwalten die Juſtiz. Indeſſen iſt bei einem Volke, deſſen Sitten ſo ſanft ſind, die Autorität eines Häuptlings die eines Vaters, und ſo wird ſie weder drückend noch grauſam.

Ueberall, wo man einem Häuptlinge begegnet, beobachtet man den, auf der Inſel üblichen Anſtand gegen ihn, und vor dem Könige iſt man gehalten, ſich zu ſetzen, und ſeine Haare loszubinden, worin die gewöhnliche Begrüßung beſteht. Die Ehrenbezeigungen, welche man den Häuptlingen erweist, die Achtung vor dem Alter, der Gehorſam des Volkes und der Kinder gegen ihre Eltern beweiſen ein Syſtem von großer Ordnung, ſowie denn auch die Gebräuche der Rotumahner ihrer Moral zur Ehre gereichen. Der Krieg ſtörte wohl zuweilen ihr friedliches Leben, aber ihr Charakter hält ſie von demſelben entfernt. Es ſind jetzt ungefähr fünf Jahre, daß Eiferſucht und nicht gehörig bezeichnete Gränzen einen Bürgerkrieg zwiſchen zwei Diſtrikten und dem Reſt der Inſel entzündeten; es kam zum Gefechte, und von beiden Theilen wurden etwa hundert Eingeborene getödtet, hierauf wurde Friede angeboten und angenommen, und alsbald verſchwand aller gegenſeitiger Haß. Einige Zeit vor dieſem Kriege wurde Rotumah von Menſchenfreſſern einer Inſel, Namens Nué, die drei bis vier Tagreiſen zur See entfernt liegt, angegriffen; die Angreifenden wurden zurückgeſchlagen, mußten wieder abziehen, und verloren einige Gefangene, die ſich noch in der Sclaverei befinden. Wenn ſich die Häuptlinge in's Gefecht begeben, ſo tragen ſie vier kleine Matten von verſchiedener Größe, und ſchmücken ihren Kopf mit Perlauſtermuſcheln; ſie beginnen den Kampf, indem ſie die feindlichen Häuptlinge angreifen, worauf ſodann das Gefecht allgemein wird. Die einzigen Waffen, deren ſie ſich hiebei bedienen, ſind zwölf bis fünfzehn Fuß lange Lanzen, Keulen, und zwei Pfund ſchwere Steine, die ſie mit der Hand ſchleudern. Nach dem Gefechte werden die Todten auf dem Schlachtfelde begraben, und ihre Grabſtätten mit Steinen bezeichnet.

Ihr bürgerliches Leben bietet anziehendere Einzelnheiten dar; sie leben in Dörfern vereinigt, und jede Familie besitzt ihr Haus. Die Dörfer werden an dem Ufer des Meers rings um den Gottesacker (den Thamura) erbaut. Die Hütte des Häuptlings steht dem Ufer am nächsten, und ist die größte, sie hat gewöhnlich 40 Fuß Länge und 25 Fuß Höhe. Die der übrigen Einwohner sind viel kleiner, doch richten sie sich nach der Anzahl der Kinder. Die einzigen Gegenstände des Ameublements bestehen aus Matten, hölzernen Kopfstützen und Tischen zum Essen; alle zeichnet die größte Reinlichkeit aus. Die Tische sind sehr niedrig, lang und schmal. Wenn sie essen, nehmen sie ein Blatt zwischen die Finger, mit welchem sie die Speisen ergreifen.

Die Häuptlinge haben einen Statthalter oder Substituten, der gelegentlich ihre Stelle vertritt, sie arbeiten niemals, und werden durch die Einwohner des Distrikts abwechselnd bedient. Sie haben auch Leute auf ihren Gütern, um diese zu bebauen. Diese Güter, und die der andern Insulaner befinden sich im Innern, und bilden eine fortwährende Linie von Anpflanzungen.

Die Gebräuche, welche sich auf Verheirathung, Geburt und Tod beziehen, sind sehr merkwürdig. Die Häuptlinge verheirathen junge Mädchen, ganz wie es ihnen beliebt, und diese haben nicht die Freiheit, denjenigen auszuschlagen, den man ihnen anbietet; oft haben sie ihn noch niemals gesehen. Was die Töchter der Häuptlinge betrifft, so muß die älteste wieder einen Häuptling heirathen, die andern den, den ihr Vater, ohne Rücksicht auf Rang, ihnen bezeichnet. Der Tag, an welchem die Heirath vollzogen werden soll, wird mit Tänzen und Festlichkeiten zugebracht, und Abends werden dann die Liebenden an's Ufer des Meers geführt, in welches sie sich nun begeben. Das Mädchen legt sich schwimmend auf den Rücken, und der Mann wascht ihr den Leib; ist dieß geschehen, so legt auch er sich auf das Wasser und sie wascht ihm den Rücken. Diese Ceremonie findet vor einer großen Anzahl Zeugen von beiden Geschlechtern statt, welche, während die Zukünftigen sich im Wasser befinden, Lieder singen. Hierauf steigen sie aus dem Meer, und nun sind sie für das ganze Leben miteinander verbunden. Die Frauen werden nicht wie Sclavinnen behandelt, sondern geliebt und geachtet; wenn aber die Frau eine Untreue begeht, so rächt der Häuptling die Ehre des Mannes, indem er der Frau mit einer Keule den Tod gibt, derjenige aber, der die Schuld theilt, wird an eine zerbrechliche Pirogue angebunden und in's offene Meer hinausgeschleudert.

Wenn ein Kind geboren wird, so begibt sich der Häuptling in die

Wohnung der Wöchnerin, und setzt sich mitten in derselben nieder. Eine Frau trägt das Kind vor ihn hin, und mischt dann in der Höhle mit ihrer Hand Kokosnußöl und Salzwasser untereinander, womit das Gesicht, das Zahnfleisch und die Lippen des Kindes eingerieben werden. Ist dieß geschehen so fragt er die Eltern, welchen Namen sie dem Kinde geben wollen, macht ihn dann mit lauter Stimme bekannt, und die Anwesenden wiederholen ihn. Diese Ceremonie, welche ungefähr eine halbe Stunde dauert, wird sechs Tage hintereinander vorgenommen. Bei dem Kinde eines Häuptlings bleibt man drei bis vier Stunden beisammen, wobei man ißt, Kava trinkt und singt.

Wenn eine Person stirbt, so wird sie in ihre Wohnung, auf einer Matte liegend, ausgestellt, unter ihrem Kopfe hat sie eine hölzerne Stütze, der untere Theil des Körpers wird mit einer Matte bedeckt, der obere aber roth bemalt. So bleibt die Leiche einen Tag und eine Nacht liegen, dann bekleidet man sie mit sechs der feinsten Matten, worauf sie unter Klagen und Weinen von vier Eingeborenen auf einem Bette in das Thamura getragen wird. Es wird ein fünf Fuß tiefes Grab gemacht, und statt eines Sarges wird dasselbe mit flachen Steinen ausgelegt, worin sodann die Leiche zu ruhen kommt. Während der Feierlichkeit sitzt der Häuptling am Grabe und singt allein eine Hymne. Wenn sodann das Grab mit Erde ausgefüllt und mit einem Leichensteine bedeckt ist, so versammelt man sich im Hause des Verstorbenen zu einer, auf Befehl des Häuptlings angeordneten Mahlzeit.

Um ihren Schmerz an den Tag zu legen, schneidet eine Frau, die ihren Mann verloren hat, ihre Haare ab, und brennt sich mit einem glühenden Stecken Mahle auf die Brust; der Wittwer dagegen macht sich mit einem scharfen Steine einen Einschnitt in die Stirnhaut und in die Schultern. Bei dem Tode eines Häuptlings trauern die Schwestern desselben, auf dieselbe Art wie die Wittwe. In diesem Falle allein findet auch zu Rotumah ein Gebrauch statt, der empörend ist. Bei dem Leichenbegängnisse eines Häuptlings versammeln sich nämlich sämmtliche Familien in dem Thamura, und hier werden zwei Knaben von zehn bis zwölf Jahren, welche die Stimme des Schicksals zu dieser Ehre beruft, von dem Nachfolger getödtet; sie werden mit einer Keule erschlagen, und zu beiden Seiten des Häuptlings, in besonderen Gruben beerdigt. Eine gleiche Ehre wird der Gattin eines Häuptlings erwiesen, der zwei junge Mädchen geopfert werden.

Außer dem Thamura jedes Dorfes befindet sich noch eine Begräbnißstätte auf dem höchsten Berge der Insel, wohin die Könige begraben werden, die während ihrer Regierung sterben. Dieser Ort, der unge-

fähr zwanzig Grabstätten enthält, wird mit größter Sorgfalt erhalten, und ist mit sehr schönen Bäumen bepflanzt.

Ihre religiösen Ideen scheinen noch sehr beschränkt zu seyn, sie glauben nur an ein höchstes Wesen, das ihnen den Tod bringt, indem es sie erstickt, auch nennen sie den Tod, Atua. Man hat den Versuch gemacht, sie mit den Lehrsätzen der christlichen Religion bekannt zu machen, indem man sie von einem Leben nach dem Tode, von der Bestrafung der Bösen, und der Belohnung der Guten unterrichtete, und alles was sie hievon verstehen konnten, hat sie in die höchste Verwunderung gesetzt.

Am 1. Mai verließen wir die Insel Rotumah, am 9. fuhren wir in den großen Archipel ein, welchen man die Carolinen nennt, und segelten ohne Aufenthalt bis zum 3. Juni weiter, an welchem Tage wir eine Insel erblickten, der wir uns näherten, um einen Ankerplatz zu suchen. Herr Berard, der mit einem Boote abgeschickt worden, entdeckte einen sichern, jedoch nicht sehr geräumigen Hafen, in welchen wir am nämlichen Tage noch einfuhren. Die Eingeborenen nennen diese Insel Unlan, und sie scheint erst im Jahr 1804 durch den amerikanischen Kapitän Crazier, der sie zu Ehren des Gouverneurs der Provinz Massachuset, die Insel Strong nannte, entdeckt worden zu seyn. Derselbe scheint jedoch keinen Verkehr mit den Insulanern gehabt zu haben, auch kann man diese Entdeckung nicht als zuverlässig ansehen, denn sie findet sich auf den neuesten, im Jahr 1822 erschienenen englischen Karten noch nicht verzeichnet. Den Hafen, in welchen wir einfuhren, nannten wir, nach unserem Schiffe, die Coquille.

Das außerordentliche Erstaunen, von welchem die Eingeborenen bei unserm Anblicke ergriffen wurden, scheint augenscheinlich zu beweisen, daß dieselben noch niemals Europäer auf ihrer Insel gesehen hatten, und man darf wohl mit Bestimmtheit behaupten, daß Franzosen die ersten waren, welche ihre Insel betraten, und wenn die Dankbarkeit nicht eine Tugend wäre, die dem Menschen lästig ist, so müßten sie sich noch lange der Geschenke und der guten Behandlung erinnern, deren sie sich zu erfreuen hatten.

Das Erstaunen, welches der Anblick der Corvette bei ihrer Annäherung erregte, die Erstarrung, die sich beim Anblick unsrer Kleider, unserer weißen Farbe, unserer Manieren ihrer bemeisterte, war unsern Nachforschungen sehr hinderlich, und ich mußte bedauern, ihre Gewohnheiten und Gebräuche nicht tiefer erforschen zu können. Das Wenige was ich davon weiß, schien mir sehr interessant, und verdient, daß man

früher oder ſpäter dieſer Inſel einen längern Aufenthalt widme, und tiefer in ihre Sitten und Gebräuche eindringe.

Die Coquille hatte kaum in dem Hafen, der ihren Namen trägt, den Anker ausgeworfen, als Herr von Blaſſeville und ich uns an's Land ſetzen ließen, und da noch Niemand von uns daſſelbe betreten hatte, ſo faßten wir den Vorſatz, zu erforſchen, ob die Eingeborenen, die in Menge an dem Ufer ſtanden, wohlwollend und gaſtfreundlich geſinnt ſeyen; dann wollten wir uns in das große Dorf begeben, welches wir vom Schiffe aus erblickt hatten, als wir längs der Küſte vorbei gefahren waren.

Wir waren noch ziemlich weit vom Ufer, als unſer kleines Boot, das von einem unſrer Diener gerudert wurde, nicht weiter gebracht werden konnte; wir ſprangen daher in's Waſſer, und gingen durch daſſelbe an das Land, wo wir eine große Hütte trafen, vor welcher mehr als hundert Eingeborene ſaßen, und ihre Mahlzeit zu ſich nahmen. Bei unſerm Anblicke erhoben ſie ein großes Geſchrei, das uns betäubte, und wobei wir nicht wußten, was wir davon denken ſollten; doch erfuhren wir bald, daß ſie nur ihr Erſtaunen damit ausdrücken wollten. Sie nöthigten uns, unter ihnen Platz zu nehmen, und nun befriedigte jeder von ihnen ſeine Neugierde. Der eine ſuchte zu erforſchen, ob die weiße Farbe unſrer Haut nicht gemalt ſey, alle aber zeigten das höchſte Erſtaunen, als ſie ſahen, daß wir unſre Hüte abnahmen, unſre Schuhe auszogen, oder ein Kleidungsſtück ablegten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß ſie geglaubt haben, dieſe Gegenſtände machen Theile unſres Körpers aus. Dieſes Erſtaunen erregten wir in allen Hütten, in die wir eintraten, und bei allen Einwohnern, denen wir begegneten; und ihr Bu-ai-ai, wodurch ſie daſſelbe ausdrückten, und das ſie mit den ſonderbarſten Gebärden begleiteten, verfolgte uns den ganzen Tag, und bei den geringſten Bewegungen, die wir machten. Einer der Eingeborenen brachte uns Kokosnüſſe und Brodfrucht, und ein Getränke, genannt Schiaka, das ich jedoch nur koſtete. Wir erwiderten dieſe Aufmerkſamkeit mit kleinen Geſchenken, die ſie glücklich machten, und verlangten dann von ihnen Führer, um uns queer über die Inſel in das große Dorf zu begleiten. Sie verſtanden unſre Zeichen ſehr gut, und drei derſelben übernahmen dieſe Mühe, und gingen uns voran. Einer derſelben ergriff meine, zum Pflanzenſammeln beſtimmte Büchſe und trug ſie ſorgfältig bis in das Dorf, wobei er ſtets ſehr geläufig mit mir ſprach, obgleich ich, von den ſchönen Sachen, die er mir ohne Zweifel ſagte, kein Wort verſtand. In allen Hütten, an denen unſer Weg uns vorüberführte, wurden wir äußerſt

gastfreundlich und zuvorkommend aufgenommen. Unser Anblick erregte überall das höchste Erstaunen, und bei Frauen und Mädchen einen großen Schrecken, aber unsern Führern gelang es bald, sie zu beruhigen. In einer Hütte öffnete eine Frau meine Weste und betrachtete meine Brust, deren Anblick so sehr ihr Erstaunen erregte, daß sie durchaus verlangte, ich solle mich aller meiner Kleider entledigen, wahrscheinlich um erforschen zu können, ob wir einer Menschenrace angehörten, die nach einem andern Urbild, als dem ihrigen erschaffen sey. Ich hielt es nicht für nöthig, die Gefälligkeit so weit zu treiben, ihrem Verlangen, so beharrlich es auch war, zu entsprechen. Diese jungen Frauen hatten den schönsten Mund der Welt, herrliche Zähne, und sehr regelmäßige Züge, aber sie waren nicht gut gewachsen. Sie sprachen unaufhörlich, und obgleich wir uns nur durch Gesten ausdrücken konnten, die gegenseitig oft nicht verstanden wurden, so hörten sie doch nicht auf zu sprechen; auch zeigten sie uns, daß das weibliche Geschlecht, civilisirt oder wild, eine große Freude am Plaudern habe. Nachdem wir uns einige Zeit ausgeruht hatten, setzten wir unsern Weg weiter fort. Wir folgten jetzt andern Führern, denn unsre ersten wollten nicht weiter gehen, und suchten uns abzurathen, tiefer in das Innere uns zu begeben. Wir gelangten an einen Fluß, wo wir eine große Pirogue fanden, welche die Eingeborenen losmachten, und in die wir einstiegen. Bald gelangten wir in die Baie Lane, und hatten die kleine Insel Lele vor uns, welche der König von Ualan, und der größere Theil der Bevölkerung bewohnt. Wir wurden am Ufer, wie im Triumphe, abgesetzt, und unsre Führer schienen stolz darauf zu seyn, so sonderbare Wesen vor ihr Oberhaupt zu bringen, wie wir es in ihren Augen waren. Wir gelangten durch eine große Anzahl krummer Straßen, an deren Enden wir breite Mauern erblickten, und namentlich bemerkten wir mit Erstaunen eine Mauer, die aus außerordentlich großen Steinen erbaut, und wenigstens fünfzehn Fuß hoch war. Diese Mauern schützen den abschüssigen Theil von Lele vor dem Andrang des Wassers, das sonst, von dem Meere aus, hereindringen würde. Alle Bewohner, Männer, Frauen und Kinder stürzten aus ihren Häusern, und folgten uns mit unbegreiflicher Neugierde.

So oft wir auf unserm Wege anhielten, wurden unsre Führer ungeduldig; wahrscheinlich stieß dieß gegen die Gebräuche des Landes an, denn sie wehrten uns auch, mit dem zahlreichen Gefolge zu sprechen, das sich uns anschloß. Mit diesem gelangten wir endlich an ein großes Gemeindegebäude, vor welchem die ganze übrige Bevölkerung im Kreise auf der Erde saß.

Als wir dieſe Verſammlung durchſchritten, um uns vor die Häuptlinge zu begeben, ertönte ein allgemeines Bu-ai-ai, und das größte Staunen malte ſich auf allen Geſichtern. Ein Häuptling kam uns entgegen, um uns in das Gebäude einzuführen, und unſre Führer ſchienen jetzt in ihr früheres Nichts zurückzutreten, indem ſie auf Händen und Knien mitten unter mehr als 300 Männern krochen; die Frauen ſtanden ungefähr in einer Anzahl von 200, ohne die Kinder dazu zu zählen, auf einer beſondern Seite. Unter einem großen Dache, ohne Mauern, ſaßen fünf bejahrte Häuptlinge in Zwiſchenräumen auf Matten, ſie hatten kein Abzeichen, waren nackt, wie die Inſulaner, und trugen nur, wie dieſe, einen engen Maro um die Lenden. Die ſehr ergötzlichen Scenen des Erſtaunens erneuerten ſich, und die Geſchenke, welche wir ihnen machten, vermehrten noch den allgemeinen Beifall, der uns zu Theil ward.

Mehr als tauſend Augen verfolgten unſre geringſten Bewegungen, und unſre Lage auf Matten, mitten unter dieſer neugierigen Bevölkerung, vor bejahrten und ehrwürdigen Häuptlingen, erinnerte lebhaft an einige jener Scenen aus tauſend und einer Nacht. Die Lage, in welcher wir uns befanden, war ſo neu, daß man ſie ſich leichter vorſtellen, als ſie beſchreiben kann. Endlich trat ein Häuptling zu uns, nahm uns an der Hand, und führte uns in eine angränzende Hütte, in welcher ſich der König der Inſel, den ſie Uraſſetone nennen, befand. Wir trafen ihn auf einer Matte liegend, und bei unſrer Annäherung verhüllte er das Haupt. Wir machten ihm Geſchenke, die ihn wieder beruhigten, denn man nähert ſich dieſen wilden Monarchen nicht mit leeren Händen. Wir bemerkten, daß alle Geſchenke, die wir den Häuptlingen bereits gemacht hatten, ihm zugeſtellt worden waren, und daß ſelbſt meine, mit Pflanzen und andern naturgeſchichtlichen Gegenſtänden angefüllte blecherne Büchſe, welche ein Eingeborener mit ſo vieler Gefälligkeit zu ſich genommen hatte, dem Könige ſchon angeboten worden war. Vergebens erbat ich ſie mir wieder zurück, es ſcheint, man bekommt nicht wieder, was der König einmal an ſich genommen hat. Ich bedauerte nicht den Verluſt dieſer Büchſe, aber wohl ihren Inhalt. Dieſer Uraſſetone war ein Greis am Rande des Grabes, vom hohen Alter ganz darnieder gedrückt, und ſeine, faſt erloſchenen Augen ſchienen zu ſagen: welch eine ſonderbare und auffallende Gattung von Menſchen erblicke ich noch, ehe ſich meine alten Augen ſchließen! denn die Farbe unſrer Haut, und unſer Anzug mußten ihm auch im höchſten Grade neu und fremdartig erſcheinen. Während wir hier ruhten, ſetzten ſich nur die Häuptlinge zu uns, das Volk aber verließ ſeinen Platz nicht. Die Frauen ſchienen

jedoch sich einer größern Freiheit zu erfreuen, denn sie bildeten, auf eine kurze Entfernung einen Kreis um uns, ohne daß man sie zurücktrieb. Der zweite Uraſſe war ein Greis, noch voller Kraft und Lebhaftigkeit und von heiterm, jedoch würdigem Aussehen. Seine Haare und sein langer, weißer Bart hingen ihm bis auf die Bruſt herab, und gaben ihm ein ehrwürdiges Ansehen. Der Reſpekt, welchen die Einwohner dieſen Oberhäuptern bezeigen, iſt ſo groß, daß er auf einen aſiatiſchen Urſprung hindeutet.

Die Zeit rückte vor, und wir mußten an die Rückkehr denken. Wir zogen es vor, auf einem andern, obgleich weitern Wege, als den wir hergekommen waren, auf unſer Schiff zurückzukehren, das wir ſehr ſpät erſt, und äußert ermüdet erreichten. Die Erzählung, welche wir unſern Reiſegefährten von unſrer Excurſion machten, veranlaßte ſie, ſich den folgenden Tag gleichfalls nach Lele zu begeben, wo ſie jedoch die Eingeborenen, die ſich indeſſen von ihrer erſten Ueberraſchung erholt hatten, ſchon nicht mehr ſo neugierig fanden, und als ſpäter noch einige Beſuche nachfolgten, ſo war von keinem Erſtaunen mehr die Rede. Iſt es aber nicht ebenſo bei dem civiliſirten Menſchen, und ſagt nicht das Sprüchwort mit Recht: „Alles Neue gefällt?“

Die Einwohner von Ualan unterſcheiden ſich von einander durch Wuchs und Geſichtsbildung. Sie ſcheinen zwei ſehr verſchiedene Klaſſen zu bilden, die des Adels oder Uraſſe, und die des Volkes, welche letzere von der Natur weniger begünſtigt zu ſeyn ſcheint. Dieſe Eingeborenen haben im allgemeinen einen kleinen Wuchs, eine große Anzahl derſelben mißt kaum fünf Fuß, und auch die Frauen ſind klein, wohlbeleibt und wohlgebildet. Dieſe Frauen zeigten bei unſerm Anblicke eine lebhafte Neugierde und ſchienen ſehr luſtig und muthwillig zu ſeyn, obgleich ſie dabei zurückhaltend und beſcheiden blieben, und wenn ſie ſich auch ihrer Luſtigkeit überlaſſen wollten, ſo führten die ſtrengen Blicke ihrer Männer ſie ſogleich wieder in die Schranken zurück.

Die Frauen auf dieſer Inſel ſcheinen zwar eine untergeordnete Stellung einzunehmen, ſie werden jedoch mit vielem Wohlwollen und mit beſonderer Rückſicht behandelt. Sie ſind ſehr treu, und ich bin gerne zu glauben geneigt, daß dieſe Tugend aus ihren Herzen, und nicht aus der ungewöhnlichen Eiferſucht ihrer Männer entſpringe, die weit entfernt waren, auch nur den geringſten Verkehr zwiſchen ihren Weibern und den Leuten unſres Schiffes zu geſtatten. Vom erſten Augenblicke unſres Aufenthaltes an, ſchienen die Eingeborenen einige Anſprüche, die unſre Matroſen gemacht hatten, ſehr gut verſtanden zu haben, ſie lachten ſehr, und machten hiebei ſehr ausdrucksvolle Zeichen, aber von

dieſem Augenblicke an entfernten alle diejenigen, welche auf dieſem Theile der Inſel wohnten, ihre Frauen, und ließen ſie in das Innere führen, und ungeachtet der guten Behandlung, die man ihnen zu Theil werden ließ, ungeachtet der Geſchenke, mit welchen man ſie überhäufte, und trotz der Sorge, die man nahm, ihnen auch nicht den leichteſten Grund zur Eiferſucht zu geben, riefen ſie, die ſich fortwährend unſre Freunde nannten, und täglich zu uns an Bord kamen, ihre Familien doch erſt nach unſrer Abreiſe wieder zurück. Sie hielten ſich in kleinen Hütten auf einem Berge verborgen, wohin mich einſt der Zufall bei einer meiner naturwiſſenſchaftlichen Excurſionen führte. Wir konnten nicht nur in der Umgegend, ſondern auch in dem Dorfe Lele die innere Einrichtung ihrer Wohnungen nach Belieben betrachten, aber wir durften unſre Aufmerkſamkeit nicht zu ſehr auf das weibliche Geſchlecht richten, wenn nicht der Blick eines Häuptlings ihr alsbaldiges Verſchwinden veranlaſſen ſollte. Oft ereignete es ſich auch, daß einige der Eingeborenen, die uns auf unſern Spaziergängen folgten, vorauseilten, und die Mädchen einſchließen ließen, wenn wir die Abſicht geäußert hatten, unter irgend einem Dache auszuruhen.

Die Bevölkerung von Ualan hat einen ſanftmüthigen und furchtſamen Charakter, die Häuptlinge allein beſitzen einen Hochmuth, der aus der Gewohnheit zu befehlen entſpringt; die Klaſſe des Volks, welche, von Kindheit an, an eine ſclaviſche Unterwerfung gewöhnt iſt, hat vor jeder höhern Klaſſe einen tiefen Reſpekt. Sie beſitzen kein Eigenthum, alles, ſie, ihre Familien und die Erzeugniſſe ihrer Induſtrie gehören dem Uraſſe, in deſſen Diſtrikt ſie geboren wurden. Die mittlern Klaſſen ſind die einzigen, die einige Freiheit genießen. Man ſieht leicht ein, daß ſolche Feudal-Geſetze oder Gewohnheiten die Energie des Charakters lähmen. Sclaviſch aus Gewohnheit, ohne zahlreiche Bedürfniſſe, ohne auswärtige Verbindungen, leben ſie in Erfüllung einiger Pflichten dahin, die in einem Lande, wo die Häuptlinge dieſelben Hütten bewohnen wie ſie, wo dieſe die gleiche Nahrung mit ihnen theilen, und gleich ihnen faſt nackt gehen, nicht ſchwer zu erfüllen ſind, und keine beſondere Arbeit erfordern. Dieſe Menſchen haben keine andern Waffen als Stöcke, und was auf dieſer Erde gewiß ſelten iſt, ſie ſcheinen den Krieg nicht zu kennen, auch ſcheinen keine Uneinigkeiten auf der Inſel zu herrſchen, die hinlänglich die Bedürfniſſe der Eingeborenen befriedigt, ſelbſt wenn die Zahl derſelben anwachſen ſollte.

Die Inſel Ualan wird durch das Oberhaupt regiert, welches den Titel Uraſſetone führt; eine große Anzahl Häuptlinge nennen ſich gleichfalls, jedoch einfach, Uraſſe's. Sie befehligen die verſchiedenen Diſtrikte

der Insel, oder umgeben den König in seiner Residenz Lele. Wir bemerkten, daß die meisten Häuptlinge schon ein hohes Alter erreicht hatten, und kaum sahen wir vier oder fünf noch in voller Kraft und Jugend. Der Uraſſetone unterlag faſt dem Gewichte ſeiner Jahre, und die Ehrfurcht, die man dieſem wilden Monarchen zollt, iſt ganz außerordentlich; man legt dieſe ſchon an den Tag, wenn nur ſein Name genannt wird. Als ſich einſt ein Uraſſe mir näherte, ſah ich, wie die Eingeborenen, die mich begleiteten, plötzlich auf die Knie und Hände niederfielen, wobei ſie ihr Geſicht ſtets gegen jenen kehrten. In dieſer Stellung blieben ſie, ſo lange er mit ihnen ſprach, dann krochen ſie ungefähr zwanzig Schritte weit, ſetzten ſich hier nieder, und erhoben ſich erſt wieder, als er ſich ſchon entfernt hatte. Als ſie bemerkten, daß wir dieſe Ceremonie nicht auch beachteten, und ihre Uraſſe's wie unſres Gleichen behandelten, ſo ging ein Theil ihres Reſpekts auf uns über, und mehrmals widerfuhr mir die Ehre der Kniebeugung, ſie beſannen ſich jedoch bald eines andern, und gingen zuletzt an uns vorüber, ohne weitere Umſtände zu machen. Solche Erniedrigung beurkundet, wie ſchon geſagt, einen mongoliſchen Urſprung.

Indien, dieſe alte Wiege der Civiliſation, ſchon ſo lange von abergläubiſchen und faſt unzerſtörlichen Meinungen beherrſcht, iſt ſeit Jahrhunderten bereits in Kaſten eingetheilt, die ſich gegenſeitig haſſen oder verachten. Die Kaſte Bramas hält ſich durch die Berührung eines Paria für befleckt!... Die Hauptzüge dieſer geſellſchaftlichen Ordnung, die ſo wenig mit der Vernunft harmoniren, findet man in Ualan wieder. Auch hier iſt die ſchwache Bevölkerung in verſchiedene Kaſten eingetheilt, und die letztere, die der Singurs, iſt nur zum Dienen beſtimmt. Nach den, allerdings unvollſtändigen Beobachtungen, die wir anſtellen konnten, ſcheint es, daß die Häuptlinge ein unbedingtes Recht auf das Eigenthum der geringern Kaſten, die in ihren Diſtrikten geboren werden, ausüben. Wir ſahen, daß Eingeborenen, denen wir ihnen gehörige Gegenſtände gegen Kleinigkeiten ausgetauſcht hatten, dieſe ſogleich von Häuptlingen wieder abgenommen wurden. Dieſes Verfahren machte nicht den geringſten Eindruck auf ſie, ſo natürlich erſchien es ihnen. Aber dieſem leidenden Gehorſam ſind auch die Häuptlinge in Beziehung auf den König unterworfen, und wir haben geſehen, daß alle Geſchenke, welche dieſe erhalten hatten, dem König überliefert worden ſind.

Die Auskunft, welche wir von den Eingeborenen in Betreff der Benennung der Kaſten erhalten haben, beſchränkt ſich auf folgendes:

1) Uraſſe ſcheint König und Adel zu bedeuten. Dieſer Name

wird den Häuptlingen des Distrikts gegeben, und vor diesem Titel allein schon demüthigt sich das Volk. Das Wort Tone allein genommen, scheint hoch, mächtig, erster, auch Familienhaupt auszudrücken. Ich schätze die Zahl der Uraffe auf der ganzen Insel auf hundert, was ungefähr den zwölften Theil der Bevölkerung betragen mag.

2) Penneme ist die zweite Klasse, die, wenn überhaupt eine Vergleichung zulässig ist, den freien oder schönen Künsten in unserm alten Europa entspricht. Unsre Freunde des Dorfes Tahignie gehörten zu dieser Klasse. Sie erbauen die Piroguen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Kunst, als die vorzüglichste, welche Kenntnisse und Geschicklichkeit erfordert, als ausgezeichnet betrachtet wird.

3) Die dritte Klasse ist die der Lisignes und scheint mit unsrer Bürgerklasse zu correspondiren. Diese Kaste wird noch geachtet, und besteht, so viel ich glaube, aus Grundbesitzern.

4) Das gemeine Volk endlich führt den Namen Singur. Es hat die angestrengtesten Arbeiten zu verrichten, und liefert Diener und Handarbeiter. Diese Klasse ist bei den Häuptlingen vertheilt, versieht die Küche, besorgt die Felder, fällt das Holz, kurz versieht die niedrigsten Dienste.

Alle diese Klassen oder Kasten sind erblich.

Sehr auffallend ist die Verschiedenheit der Bildung, in welcher diese verschiedenen Kasten stehen, die selbst unter sich eine verschiedene Sprache zu führen scheinen. Man begreift leicht, daß dadurch Fremden das Verständniß der Sprache sehr erschwert wird. Oft bezeichnete uns ein Penneme einen vor Augen stehenden Gegenstand mit einem andern Worte, als der daneben stehende Singur. Im allgemeinen haben die Uraffe die meiste Bildung.

Die Insel Ualan ist im allgemeinen nicht sehr bevölkert, und ich habe die Ursachen nicht entdecken können, welche die Bevölkerung nicht höher anwachsen läßt, wenn nicht der Grund darin liegt, daß beim Tode der Häuptlinge Kinder geopfert werden. Die Ungesundheit des Landes kann ich nicht für die Ursache halten, denn man begegnet einer großen Anzahl Greise von beiden Geschlechtern. Das große Dorf Lele, der bevölkerste Ort der ganzen Insel, kann ungefähr sechshundert

Seelen enthalten. Auf dem übrigen Theile der Insel stehen höchstens drei bis vier Hütten beisammen, die übrigen sind einzeln auf derselben vertheilt, so daß man der Wahrheit ziemlich nahe kommen wird, wenn man die Bevölkerung der ganzen Insel auf zwölfhundert Personen anschlägt.

Die Gastfreundschaft findet sich bei den Einwohnern von Ualan in hohem Grade. In welche Hütte man auch geht, man wird genöthigt Platz zu nehmen, Früchte und dergleichen zu genießen. Wir haben indessen nicht erfahren können, ob sie ihres Gleichen oder die untern Klassen ebenso zuvorkommend behandeln. Hiebei suchen sie durchaus nichts für sich zu erlangen, sie haben nie für das, was sie uns gaben, etwas gefordert, und die unbedeutendsten Geschenke gewährten ihnen die größte Freude.

Bei den Uraſſen fanden wir keineswegs eben so wohlwollende Gesinnungen; sey es aus einer Mischung von Stolz, Eitelkeit oder Geiz, oder gingen sie von der Ansicht aus, es sey unsre Schuldigkeit, ihnen Geschenke zu machen, sie zeigten sich geizig, unersättlich und von keinem edelmüthigen noch großmüthigen Charakter. Wir zwangen sie, ihre Ansprüche aufzugeben, indem wir uns lediglich darauf beschränkten, die Gegenstände, in deren Besitz sie waren, gegen andre einzutauschen, über deren Werth ein Uebereinkommen getroffen war, und mehr nicht zu geben, obgleich wir gegen die untern Klassen ein anderes Verfahren beobachteten.

Der Diebstahl ist zu Ualan fast unbekannt, und nie gab uns das Volk in dieser Beziehung die geringste Ursache zur Klage. Die einzigen Diebe waren die Uraſſen, die selbst am Bord Proben ihrer Unrechtlichkeit ablegten. Einer derselben trieb die Unverschämtheit so weit, daß er unter unsern Augen das Steuerruder unseres kleinen Bootes entwendete, und es in seiner Pirogue verbarg; man zwang ihn zur Rückgabe, jedoch ohne ihm eine Züchtigung aufzuerlegen, die er gewiß verdient hätte. Derselbe Uraſſe befahl auch seinen Leuten, Herrn v. Blasseville zu berauben, als dieser allein zum zweitenmale von dem Dorfe Lele zurückkehrte; da aber diese Leute verzagt und weibisch sind, so genügt die geringste Bewegung, um sie einzuschüchtern. Ich glaube indessen, daß wenn wir noch öfters uns allein in ihre Mitte begeben hätten, wo sie die stärkern waren, dieß einen Bruch zwischen uns und den Häuptlingen herbeigeführt haben würde. Was jedoch das Volk

betrift, so blieb dessen Gutmüthigkeit und achtungsvolle Unterwerfung immer dieselbe. Die Eingeborenen aus dieser Klasse waren immer zuvorkommend und gefällig gegen mich, in welche Hütte ich auch, wenn ich mich auf die Jagd begab, eintreten mochte, sie kamen stets meinen Wünschen zuvor, suchten mir nie etwas zu unterschlagen oder zu entwenden, und dienten mir als Führer, so oft ich es wünschte.

Den 15. Juni verließen wir die Insel Ualan, setzten unsre Fahrt durch die Carolinen fort, und trafen am 26. Juli im Hafen Dory zu Neu-Guinea ein, woselbst wir bis zum 9. August verweilten. Am 28. August gelangten wir nach der Insel Surabaia, den 2. Oktober St. Mauritius, und bald darauf hatten wir St. Helena erreicht.

Als wir das Haus besuchten, das durch das große und unglückliche Schicksal seines Bewohners berühmt geworden ist, fanden wir dasselbe in eine Scheune verwandelt. Eine Krippe stand an der Stelle von Napoleons Bett, und sein Schlafzimmer war in einen Stall umgestaltet!!! Keine Tapeten, kein Getäfel mehr, nichts erinnerte daran, daß diese Wohnung die letzte Zuflucht eines Kaisers gewesen war. Nur die Schranken, die seine Spaziergänge begränzt hatten, standen noch, und hinderten noch die Schritte der Beschauer.

Nicht weit davon stand ein schicklicheres Haus, das die englische Regierung für den Gefangenen hatte erbauen lassen, das aber noch nicht vollendet war, als Napoleon starb. Dieses Gebäude, als Wohnung bequem, mit Eleganz erbaut, mit bedeckten Gallerien umgeben, mit allem nöthigen jedoch einfachen Mobiliar versehen, wurde uns mit Prahlerei von unsern Führern gezeigt. Aber was konnte uns in diesen kalten und leeren Gemächern interessiren? Diese Bibliothek, diesen Billiardsaal, dieses Bad sah derjenige nie, an dem Hudson Lowe einen moralischen Meuchelmord verübte. Einige vom Cap herbeigebrachte Blumen hatten den Kaiser erfreut; sie öffneten eben ihre balsamischen Kronen, und ergötzten auch unser Auge. Mit dem lebhaftesten Eifer brachen wir einige davon ab, um sie getrocknet als theure Reliquien an jenen großen Mann aufzubewahren.

Traurig verließen wir Longwood. Mit welch grausamen Betrachtungen, mit welch bittern Bekümmernissen mußte die große Seele des Verbannten auf diesem kleinen Fleck Erde erfüllt seyn!... Viel-

leicht war für sein Herz nichts schmerzlicher als der Gedanke, wie viele Siege er erkämpfen mußte, um uns wieder unter ein Joch zu bringen, unter welches wir, ohne ihn, nie unsre Nacken gebeugt hätten! Wir verließen diesen Ort, ohne es nur zu wagen, noch einen Blick auf ihn zurückzuwerfen. Unsre Betrachtungen waren schmerzlich und traurig, und milderten sich erst, als wir das Asyl der ehrenwerthesten Freundschaft, der Ergebenheit ohne Gränzen betraten, denn die Treue im Unglück ist eine Tugend, wo schon die Erinnerung davon beruhigt und wohl thut, wie die Abendkühle nach einem heißen Sommertage.

Wir folgten langsam engen, und sich schlängelnden Wegen, die in ein Thal hinabführten; bald sollten wir die Stelle erreichen, wo unter einigen Steinen die Asche Napoleons ruht: „Mit Eurer Erlaubniß Genilemen!“ rief uns ein Soldat entgegen, der auf seinem Tschako-Schilde den Namen Waterloo trug, ein Soldat in rother Uniform, ein Soldat, der uns aus unsern düstern Träumereien riß, und uns aus der schönen Erinnerung der Vergangenheit plötzlich in die traurige Gegenwart versetzte. Dieser Soldat, sein Schilderhäuschen, einige Trauerweiden, eine Steinplatte, ein eisernes Gitter um dieselbe, dieß war das Grab Napoleons Bonaparte, des großen Mannes!

Ich bedurfte einiger Augenblicke, bis ich mich mit der Gegenwart eines englischen Soldaten an der Stelle dieser großen Erinnerungen versöhnt hatte. Die Gefälligkeit dieses Todtenwächters, der zum Tausendstenmale dasselbe über den großen Todten sagte, ließ uns seine Gegenwart, wenn auch nicht vergessen, doch leichter ertragen. Dieses klare und murmelnde Wasser, welches durch das Thälchen fließt, war eben dasselbe, an welchem sich Napoleon gern erfrischte! Dieser grüne und weiche Rasen, war derselbe, auf welchem er nach seinen Spazierritten, die in der letzten Zeit seines Aufenthaltes zu St. Helena so selten wurden, gern ausruhte. Mehr als einmal suchte er hier Kühle und erfreute sich der Ruhe von einigen Augenblicken. Jetzt bedecken große Weiden sein Grab. Sein Grab, das einige Steinplatten, ohne Inschrift, ohne Schmuck, ohne ein einziges Wort, das ihre Bedeutung bezeichnete, kenntlich machen; aber was sagt nicht dennoch alles dieses bescheidene Grabmahl?

Wir brachen einige Zweige von den Trauerweiden, um sie als ein heiliges Andenken aufzubewahren. Mehr als eine Thräne netzte unsre Wangen!

Wir verließen die Insel in den ersten Tagen des Januars, um in unser schönes Vaterland zurückzukehren. Am 22. März erblickten wir endlich die Küsten von Toulon, aber vergebens lavirten wir den ganzen Tag, ein frischer und durchaus conträrer Wind vermehrte die gerechte Ungeduld, mit welcher wir dem Augenblicke entgegen sahen, wo wir unser Vaterland, von dem wir so lange getrennt waren, wieder betreten würden. Bis zum 24. waren alle unsre Anstrengungen umsonst, und nun erst gelang es uns, in denselben Hafen wieder einzufahren, aus welchem die Coquille am 11. August 1822 abgesegelt war. Unsre Abwesenheit hatte 872 Tage gedauert, wir hatten uns unter den verschiedensten und entgegengesetztesten Climaten der Welt befunden, höchst ungesunde Gegenden besucht, und waren allen Einflüssen der Atmosphäre in den verschiedenen Himmelsstrichen ausgesetzt, ohne daß wir auch nur den Verlust eines einzigen unsrer Reisegefährten zu beklagen gehabt hätten. In diesem Zeitraume war die Coquille 521 Tage unter Segel, und durchlief 25,000 Seemeilen!

Der gegenwärtige Zuſtand der engliſchen Macht in Indien.

(Als Seitenſtück zu dem Urſprung und die Fortſchritte der engliſchen Macht in Indien.)

Die Rechtspflege beruht in Indien auf einem doppelten Syſteme, nämlich auf den Tribunalen der Compagnie und auf denen des Königs. Bei den Tribunalen der Compagnie ſind die Richter zur Hälfte Europäer und zur Hälfte Indier. Die königlichen Gerichtshöfe beſtehen nur aus Europäern, und ihre Gerichtsbarkeit erſtreckt ſich bloß auf Perſonen europäiſchen Urſprungs. Die Indianer ſind derſelben nur unterworfen, wenn ſie in einem gewiſſen Rayon des Hauptortes der verſchiedenen Präſidentſchaften wohnen. Nur bei dieſen Höfen wird das Urtheil durch Geſchworene gefällt. Jede durch die örtlichen Gouvernements getroffene Anordnung, welche die perſönlichen Rechte betrifft, muß, um Geſetzes-Kraft zu erhalten, bei einem königlichen Hofe einregiſtrirt ſeyn.

So weit das Gebiet ſich erſtreckt, über welches die Compagnie die unbeſchränkte Souverainetät beſitzt, übt ſie das Eigenthumsrecht über den Boden aus, nicht allein indem ſie ihn für eigene Rechnung anbauen

läßt, ſondern auch, indem ſie denſelben mit Abgaben belaſtet, die darauf berechnet ſind, den Werth des höchſten Pachtzinſes, den man möglicher Weiſe daraus beziehen kann, zu gewähren, ohne die Anzahl der Einwohner zu vermindern, indem man ſie dazu zwingen würde, das Land zu verlaſſen. Vor der Regierung der Engländer in Indien war das Land im Beſitze einer Claſſe von Menſchen, welche den Boden mit eigenen Händen anbauten, deren Occupationsrecht nie in Frage geſtellt wurde, von denen aber die Regierung einen dem Grundſatze nach unbeſchränkten Pachtzins erheben konnte, dem jedoch die Gewohnheit — ſtärker als die oberſte Gewalt — gewiſſe Gränzen geſteckt hatte. Die Art der Erhebung änderte ſich nach den einzelnen Orten. In gewiſſen Bezirken wurde jedes Dorf in Maſſe zu einer Summe beſteuert, welche die Einwohner unter ſich durch einige Beamte umlegten, die ſie zu dieſem Ende ernannten, und die dann auch mit dem Einzug der Steuern beauftragt waren; an andern wurde der Einzug durch Agenten der Regierung vorgenommen. Dieſe nannte man Zemindars oder Taloukdars. Sonſt bewilligte die Regierung den Zemindars ein Zehntel des Betrags der Einnahmen; aber im Jahr 1793 beſchloß der Marquis von Cornwallis, von ihnen die Bezahlung einer beſtimmten Summe einzutreiben, indem er ſie in die Lage von Eigenthümern verſetzte, ſich aber verbindlich machte, ſie nie perſönlich wegen des Betrags der Abgaben zu verfolgen. Man hatte ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt, die Zemindars würden ſich durch dieſe Maaßregel beſtimmen laſſen, den Anbau ihrer Ländereien zu verbeſſern, weil ſie allein den Vortheil daraus zu ziehen hätten. Leider bedienten ſie ſich ihrer Gewalt nur, um die Ryots oder Bauern zu unterdrücken, und die Compagnie faßte, um dem Uebel zu begegnen, den Entſchluß, alle Zemindarien, welche käuflich ſeyn würden, anzukaufen, und mit den Ryots unmittelbar zu unterhandeln.

Die Einkünfte der Regierung von Indien beſchränken ſich nicht auf die Summen, welche ſie vom Boden bezieht; ſie beſtehen auch aus Zöllen, verſchiedenen Auflagen, Stempelgebühren, Subſidien und Tributen, welche gewiſſe indiſche Staaten bezahlen, aus örtlichen Abgaben und dem Nutzen, welchen das Monopol des Salzes und das des Opiums abwerfen. Wir geben hier einen Auszug aus dem Budget von drei Jahren:

Einnahmen.

	1831—32.	1832—33.	1833—34.
Bengalen	9,474,084 Pf. St.	9,487,778 Pf. St.	8,844,241 Pf. St.
Madras	3,322,155	2,969,956	3,235,233
Bombay	1,401,916	1,497,308	1,600,691
Gesammtsummen	14,198,155 Pf. St.	13,955,042 Pf. St.	13,680,165 Pf. St.

Ausgaben.

Bengalen	7,535,170 Pf. St.	7,687,228 Pf. St.	7,018,449 Pf. St.
Madras	3,239,261	3,174,347	3,258,995
Bombay	2,060,498	2,034,716	1,968,645
Ausgaben für St. Helena	94,152	95,553	91,641
Ausg. in England	1,476,655	1,227,536	1,293,637
Gesammtsummen	14,405,736 Pf. St.	14,219,374 Pf. St.	13,630,767 Pf. St.
Deficit	207,581 Pf. St.	264,332 Pf. St.	
Ueberschuß			49,398 Pf. St.

Schulden.

Bengalen	31,508,574 Pf. St.	1,609,844 Pf. St.
Madras	3,351,271	112,857
Bombay	603,638	31,844
Gesammtsummen . .	35,463,483 Pf. St.	1,754,545 Pf. St.

Die große Ausdehnung des Gebietes nöthigt die Compagnie, ein sehr bedeutendes stehendes Heer zu unterhalten, welches ihr unvermeidlich beträchtliche Kosten verursacht. Das Neueste, was man hierüber weiß, ist vom Jahre **1830**. Zu dieser Zeit belief sich der Effectivstand des Heeres auf **224,444** Mann, und die Ausgaben hiefür betrugen **9,474,481** Pf. St.

Beschreibung von Bengalen.

Bengalen wird im Süden durch den bengalischen Meerbusen und den Bezirk von Midnapore in der Provinz Oviſſa, im Osten durch das Reich der Birmanen, im Norden durch Nepal und Boutan, und im Westen durch die Provinz Bahar begränzt. Die Länge der Provinz von Osten nach Westen beträgt **350** Meilen, und die mittlere Breite von Norden nach Süden **300** Meilen. Bengalen ist im Durchschnitt ein plattes Land; man trifft zuweilen Hügel, aber wenige oder gar keine

Berge. Der Boden ist leicht und sandig, und die erzeugungsfähige Erde hat nur einige Zoll Tiefe, ausgenommen an den Orten, welche die Flüsse jedes Jahr bei ihrem Austreten bedecken. Diese Provinz wird nach allen Richtungen von schiffbaren Flüssen bespühlt, von denen die meisten Beiflüsse des Ganges sind, der Bengalen von Purneah bis zum Meere durchströmt.

Die Flüsse von Bengalen verändern fortwährend ihr Bett, was man dem Umstande zuschreiben muß, daß der Boden, aus welchem diese Betten bestehen, sehr leicht ist, und der Strömung nachgeben. So lief der Cosi, den man, seiner Größe nach, mit dem Rhein vergleichen kann, unter den Mauern von Pounah hin, und fiel Rajima gegenüber in den Ganges. Nun findet der Zusammenfluß 45 Meilen weiter oben statt.

Die Erzeugnisse Bengalens vereinigen beinahe alle Getreidegattungen und Gemüse Europas mit denen, welche dem Clima des Landes eigenthümlich sind. Reis ist dasjenige Getreide, welches am häufigsten gebaut wird; man trifft es überall, und in unendlich vielerlei Gattungen. Weizen und Gerste werden beim Eintritt der kalten Jahreszeit gesät, und die Ernte findet von dem Anfang der Regen statt. Die Hirse ist ein Getreide, welches eine große Rolle in der Landwirthschaft Bengalens spielt, und der Mais wächst im Ueberfluß in den westlichen Provinzen.

Der Leinsamen, das Senfkorn, der Wunderbaum und der Sesam liefern Oel in großen Massen, Zucker, Baumwolle und Indigo gehören zu den wichtigsten Producten des Landes; ebenso der Maulbeerbaum, den man zur Nahrung für die Seidenwürmer bedarf, und der Mohn, um Opium daraus zu gewinnen. Oft macht man auf einem Felde zwei Ernten im Jahre, die erste von Weizen oder Gerste, die zweite von Hirse, von Gemüsen oder von Oelgewächsen. Die Dattelbäume findet man sehr häufig, und in den mittleren Bezirken gibt es auch Arekapalm-Pflanzungen. Ueberall trifft man im Ueberfluß Ananas, Paradiesäpfel, Citronen, Orangen, Granaten, Trauben, Mandeln, Tamarinden, Bananen, Ingwer, Carotten, Kartoffeln und Zwiebeln. Die Apfelbäume und Birnbäume gedeihen nur in den nördlichen Theilen. Die den Indiern sowohl für die Erbauung ihrer Hütten, als für andere häusliche Zwecke so nützlichen Bambus wachsen überall. Blumen findet man von großer Schönheit und allen Gattungen, aber sie haben, die Rosen und wenige andere ausgenommen, keinen Geruch.

Das Thierreich, obgleich es alle mögliche Gattungen aufzuweisen hat, gehört doch nicht zu den ergiebigen Quellen des Landes, man

müßte denn den Fisch in Anschlag bringen, den man in großer Menge und von trefflicher Qualität erhält. Bengalen hat auch wenig Mineralien, doch findet man Eisen und Steinkohle.

Die Provinz Bengalen ist in siebenzehn Districte abgetheilt, deren Bevölkerung in einem, dem Parlamente im Jahr 1832 vorgelegten Berichte, auf 23,358,750 Seelen berechnet worden ist. Dasselbe Actenstück gibt die ganze Bevölkerung der der Präsidentschaft von Bengalen unmittelbar untergebenen Provinzen zu 69,710,071 Seelen an.

Man zählt in der Provinz Bengalen zwölf Städte, wovon die Hauptstadt Calcutta 625,000 Einwohner hat; nach dieser kommt Dana mit 180,000 Einwohnern, und Mourschehadabad mit 150,000 Einwohnern, die neun andern haben zusammen 259,000 Einwohner. Die übrige Bevölkerung wohnt in einer Menge kleiner Dörfer von 100 bis 500 Einwohnern, welche in der Regel an den Ufern der schiffbaren Flüsse erbaut sind. In den Städten Bengalens nimmt jede Nation ein getrenntes Quartier ein. Hindus, Muhammedaner, Europäer haben das ihrige, und das Quartier der Hindus hat noch die Unterabtheilung, daß die verschiedenen Kasten nicht beisammen wohnen.

Der auswärtige Handel von Bengalen ist von großer Wichtigkeit. Die Ausfuhr übersteigt die Einfuhr um bedeutende Summen. Der Verbrauch und der pecuniäre Werth des indischen Opiums in China haben seit einer Anzahl von Jahren bedeutend zugenommen. Während im Jahr 1816 — 17 3210 Kisten im Werth von 3,657,000 Piastern in China eingeführt wurden, belief sich die Einfuhr im Jahr 1830 — 31 auf 18,760 Kisten im Werth von 12,904,263 Piastern.

Das Opium bildet die Hälfte des Werthes der Ladungen, welche von den verschiedenen Präsidentschaften Indiens nach China versandt werden. Dieser Handel geht übrigens durch Unterschleif vor sich. Die Schiffe, welche Opium führen, sind nur mit dieser Waare beladen. Sie bleiben in Canton, wohin sich die Chinesen mit ihren Jonken begeben, nachdem sie sich vorläufig wegen des Ankaufs verständigt, und den Preis an einen Agenten in Canton bezahlt haben, der ihnen einen Brief an den Capitän eines von den Schiffen einhändigt, von dem sie die bedungene Anzahl von Kisten erhalten. Die andern Gegenstände, welche von Bengalen nach China verschickt werden, sind Salpeter, Perlen, Carneol, Korallen, europäische Wolle- und Baumwollemanufacturwaaren. Bengalen erhält dagegen gemünztes Silber, genannt Saici-Silber, und Wechsel, welche auf die Regierung von Bengalen von der Factorie von Canton gezogen, und für den in China angekauften Thee bezahlt werden. Dieser Handel muß in Zukunft nothwendig eine andere

Wendung nehmen, da die Compagnie allen commerciellen Operationen entsagt hat.

Der Handel Bengalens mit dem arabischen und dem persischen Meerbusen nimmt eher ab, als zu.

Dagegen umfaßt sein Handel mit England eine Menge von Gegenständen. Die Hauptartikel der Einfuhr sind verschiedene Metalle, fremde Weine, Liqueurs, Baumwollen- und Wollenstoffe, Baumwollenfaden, Glaswerk und Faience. Die Ausfuhr besteht in Seide, Seidenzeuge, Indigo, Zucker, Salpeter und Lack. Unter diesen Waaren ist der Indigo der wichtigste Gegenstand, da beinahe die Hälfte des Werthes der Ausfuhr in Indigo besteht. Vor dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bezog man wenig Indigo aus Indien. Die Baumwolle bildet nur einen unbedeutenden Handelsartikel bei der Ausfuhr aus Bengalen, da diese Provinz kaum den Bedarf der Einwohner hervorbringt. Zur Zeit, da alle feinen Mousseline, die man in Europa gebrauchte, aus Indien kamen, betrug die Quantität Baumwolle, welche Bengalen erzeugte, nicht den achten Theil von dem Bedarf für seine Manufacturen. Der Mehrbedarf wurde aus Deccan, Donnab und andern Provinzen des Landes der Mahratten eingeführt. Eine der außerordentlichsten Revolutionen, die der Handel je erlitten hat, ist unläugbar die, welche durch die Einführung von Baumwollenspinnmaschinen in den Fabriken von Groß-Britannien herbeigeführt worden ist. Vor dieser Zeit kamen beinahe alle Baumwollenstoffe, die man in Europa trug, aus Indien. Gegenwärtig werden beinahe alle diese Stoffe, die man von Indien nach England einführt, wieder ausgeführt, und England fabricirt seiner Seits ein beträchtliches Quantum von solchen Stoffen zum Gebrauch der indischen Einwohnerschaften.

Mit Ausnahme der Bezirke der östlichen Gränze erzeugen alle Provinzen von Bengalen Seide, und diese bildet einen sehr wichtigen Theil ihrer Ausfuhr, welche meistens nach England geht.

Obgleich das Zuckerrohr seit langer Zeit gebaut wird, und in dieser Provinz im Ueberfluß wächst, so ist die Ausfuhr in diesem Artikel doch nur sehr schwach, was man den Auflagen zuschreiben muß, mit denen er zu Gunsten des americanischen Zuckers belastet ist. Dieser Zustand der Dinge würde sich unfehlbar ändern, wenn die Politik der englischen Regierung auf eine Gleichstellung abzielen wollte.

Der Salpeter ist im Ausfuhrhandel für Bengalen ein um so wichtigerer Gegenstand, da sein Gewicht genau im Verhältniß zu seinem Kaufswerth steht, was bei den indischen Waaren gerade das Gegentheil

iſt, und er ſomit dazu dient, die Ladung der nach Europa zurückkehrenden Schiffe zu vervollſtändigen.

Der Einfuhrhandel von Bengalen, der beſonders in engliſchen Manufacturen zum Gebrauch von China beſtand, nimmt auf eine merkliche Weiſe ab; da der Handel von den einzelnen Kaufleuten unmittelbar mit Canton getrieben werden kann.

Von Frankreich erhält Bengalen Wein und Branntwein, in größeren Quantitäten, als es früher von England bezogen hat.

Portugal bezog früher Baumwollenwaaren von Bengalen, und ſandte dagegen Weine und baares Geld. Dieſe Geſchäfte ſind in das Stocken gerathen.

Die Vereinigten Staaten von America beziehen von Bengalen Seide, Baumwollenzeuge und Indigo gegen baares Geld.

Bengalen ſchickt nach Java Baumwollenzeuge und Opium, und erhält dagegen Kupfer, Zink und Spezereien.

Von der Küſte von Coromandel bringt man nach Calcutta Muſcheln, deren ſich die Hindus für die Ceremonien ihres Gottesdienſtes bedienen; ſie machen Bracelets daraus, oder tragen ſie an den Beinen über dem Knöchel. Ihr Preis, der ſehr bedeutend iſt, wird in Reis oder in europäiſchen Waaren bezahlt. Bauholz, Teak, Kupfer, Cocosnüße kommen von Malabar, das als Bezahlung Baumwollezeuge, Metalle und Wolleſtoffe von England, Datteln, Trauben, Korallen, und Perlen vom arabiſchen und perſiſchen Meerbuſen nimmt. Die an dieſen Meerbuſen liegenden Länder liefern nach Bengalen Kupfer von Perſien, Cocosnüße, Mandeln, Datteln, Caffee, Gummi, Perlen, Leder, Pfeffer und baares Geld, das heißt, perſiſche Rupien, Tomans von Gold, und venetianiſche Zechinen.

Vom Birmanen-Reich endlich erhält Bengalen Bauholz und Bretter, mit Gold und Silber in beträchtlichen Quantitäten, in der Form von langen, platten Barren von verſchiedener Größe und Feinheit, von dem reinen Gold bis zu dem, welches zwei Drittel Legirung hat. Dieſer Handel liefert auch etwas Wachs, Sapanholz, Elfenbein und Droguerien; die Rückfracht beſteht in Baumwollezeugen, Getreide, Zucker und Opium.

Borneo führt Goldſtaub, die Molucken Spezereien u. ſ. w. ein.

Nach dem Budget der Präſidentſchaft von Bengalen beliefen ſich die Einnahmen für die Jahre 1832—33 auf 10,6,827,000 Rupien; die Ausgaben auf 88,822,395 Rupien.

Die Verhältniſſe der Präſidentſchaft Bengalen veranlaßten eine weitere Ausführung, weil ſie den wichtigſten und reichſten Theil der

englischen Besitzungen in Indien bildet. Die andern Gouvernements lassen sich kürzer fassen.

Präsidentschaft Madras.

Die Präsidentschaft Madras hat folgende Unterabtheilungen: Carnatik, Coimbatour, Mysore, Malabar, Kanara, Balaghaut und die nördlichen Circars.

Carnatik besteht aus den alten Staaten des Nabob von Arcot, und erstreckt sich vom Cap Camorin im Süden, bis zu dem Flüßchen Gundigemo, der es von den nördlichen Circars trennt.

Von einer Seite vom Meere, von der andern durch eine Gebirgskette (die Ghauts) begränzt, hat Carnatik das heißeste Clima von Indien; auf der Küste selbst ist die Hitze etwas durch den Seewind gemildert, aber im Innern des Landes, wohin dieser Wind nicht dringen kann, ist sie wirklich erstickend, und der hundertgradige Thermometer steigt oft bis auf 54° im Schatten. In den Thälern ist der Boden sehr fruchtbar, aber auf den Höhen durchaus nicht, da die starken Regen alle vegetabilische Erde wegschwemmen.

Die Einwohner von Carnatik sind der Mehrzahl nach Hindus; Muhammedaner findet man nur wenige in der Provinz. Die meisten Ländereien sind von Brahminen gepachtet, welche nicht selbst den Boden bebauen, sondern Arbeiter aus den untern Kasten verwenden.

Die Provinz Coimbatour liegt im Bereiche der östlichen Ghauts. Die Länge dieser Provinz beträgt ungefähr zwanzig Lieues, die Breite achtzehn. Die Oberfläche des Landes bietet große Abwechselung. Im Süden beträgt ihre Erhebung über den Meeresspiegel nicht 500 Metres; aber nach und nach steigt sie bis zu neun tausend, und im Gebirge nimmt dieß noch zu. Einer von den Pics, genannt Mourchousti Bet, ist acht tausend engl. Fuß hoch. Das Clima hält man für sehr gesund, und das Nilpherry Gebirge, wird von den in Indien wohnenden Europäern zu Wiederherstellung ihrer Gesundheit besucht. Während der kalten Jahreszeit fällt der Thermometer hier oft bis zum Gefrierpunkt. Im Jahr 1823 belief sich die Bevölkerung der Provinz auf 638,199 Seelen. Mit der Erziehung ist man noch weit zurück. Die Hauptstadt der Provinz ist Coimbatour. In der Umgegend der Stadt Erroad hat man beim Nachgraben einige Münzen von August und Tiber gefunden.

Die Provinz Mysore hat das viel berührte Seringapatam zur Hauptstadt.

In der Provinz Balaghaut findet man wegen ihrer sehr hohen Lage

keinen beträchtlichen Fluß. Der Boden iſt im Allgemeinen gut, und in einzelnen Theilen ſo fruchtbar, daß wenn die Erde gehörig gereinigt und auf eine paſſende Weiſe bearbeitet iſt, man zwanzig Jahre lang nichts mehr zu thun hat, als ſie vor dem Säen auszujäten. Dieſer reiche Boden iſt eine ſchwarze Düngererde, nur ſind die erſten Koſten der Urbarmachung ſehr bedeutend. Im Jahre 1807 enthielt die Provinz Balaghaut 50,258 künſtliche Teiche und Brunnen, von denen 14,000 verwahrlost waren. Es läßt ſich hieraus auf die Sorgloſigkeit der Bevölkerung ſchließen. Als dieſe Provinz den Engländern zufiel, war ſie in einem erbärmlichen Zuſtand, ſeitdem hat ſich derſelbe aber, trotz der ſehr unfruchtbaren Jahre, fortwährend verbeſſert. Abgeſehen von den Nahrungsmitteln für die Einwohner, beſtehen ihre Haupterzeugniſſe in Indigo, Zucker und Baumwolle. Die mittleren und öſtlichen Gegenden enthalten mehre Diamantenbergwerke, aus denen die Kaufleute von Golconda dieſe Steine zu beziehen pflegten.

Als die Engländer ſich des Landes bemächtigten, trugen alle Männer Waffen, und waren ſehr geſchickt in Handhabung derſelben; ihre Dörfer waren meiſtens von Verſchanzungen umgeben, und der Zuſtand der Geſetzloſigkeit, in dem ſie lebten, war ſo groß, daß ſich die Dörfer gegenſeitig bekriegten, während die Truppen des Nizam, ihres Herrn, nur damit beſchäftigt waren, die Aufſtände zu unterdrücken. Es galt kein Eigenthumsrecht. Alles gehörte der Regierung, und unter dem Volke waren Mordthaten ſo häufig, daß es keine Familie mehr gab, die nicht ſolche begangen oder erduldet hatte. Doch bei der Ankunft der Engländer veränderte ſich der Anblick des Landes, und die Vortheile des von dieſen erwählten Syſtemes zeigten ſich bald durch Vermehrung der Einkünfte und durch die Zunahme der Bevölkerung, welche in ſieben Jahren um ein Viertel ſtieg.

Die Circars des Norden ſind eine große Seeprovinz, die ſich die weſtliche Küſte des Meerbuſens von Bengalen entlang erſtreckt. An der ganzen weſtlichen Gränze hin herrſcht eine ununterbrochene Bergkette, welche für Wagen unzugänglich iſt. Das Clima in dieſen Bezirken bietet eine große Einförmigkeit. Der Boden iſt im Süden beſſer als im Norden. Man baut hauptſächlich Zucker, Tabak und Baumwolle. Die Wälder erzeugen Bauholz in großer Menge. Die Haupthandelsgeſchäfte der Provinz beſtehen in der Küſtenfahrt. Die Städte der Circars ſind groß, aber nicht merkwürdig. In der Nähe von Vizayapatam ſteht ein ſehr alter, berühmter Hindu Tempel. Die Circars gehören zu den älteſten Grundbeſitzungen der Engländer. Die Einwohner des Landes ſind beſſer gebaut, und auch ihrem Charakter

nach weit den Indianern von Bengalen vorzuziehen. Die Einwohnerschaft besteht mit sehr geringen Ausnahmen aus Hindus, die sich hier in zwei Nationen abtheilen, welche einen verschiedenen Dialect sprechen und schreiben, und auch in ihren Gebräuchen und Sitten sich abscheiden, obgleich beide den Grundlehren der Hindu-Religion zugethan sind.

Im Jahr **1753** beliefen sich die Einkünfte der nördlichen Circars auf drei und vierzig Lacs Rupien, aber nach einem im Jahr **1832** der Compagnie übergebenen Etat betrugen sie **7,668,018** Rupien (**20,000,000** Frs.)

Präsidentschaft Bombay.

Das unter die unmittelbare Gerichtsbarkeit des Gouvernements und des Rathes von Bombay gestellte Grundgebiet hat einen Flächenraum von **64,938¼** engl. Quadr. Meilen mit **6,638,810** Einwohnern. Das Verhältniß der Europäer zu der Gesammtbevölkerung ist minder bedeutend in der Präsidentschaft Bombay, als in Bengalen und Madras. Das Erziehungswesen ist noch in schlechtem Zustande. Nach einem neueren Berichte beläuft sich die Anzahl der Schulen, in den von England abhängigen Besitzungen auf **1,705**, welche von **35,153** Zöglingen besucht werden.

Die Einkünfte der Präsidentschaft Bombay beliefen sich im Jahr **1833—34** auf **2,292,682** Pfund Sterling. Die Ausgaben auf **2,660,063** Pfund Sterling.

Die Insel Bombay erhebt sich an der westlichen Küste von Hindostan, sie hat kaum acht englische Meilen Länge und drei Breite. Sie ist mit der Insel Salsette durch eine im Jahr **1805** gebaute Chaussee verbunden. Der Hafen von Bombay ist der beste und sicherste von allen englischen Besitzungen in Indien; dieser allein hat die Anlegung von Docks begünstigt. Die Hitze wird in Bombay durch den Seewind, und die Masse von Wasser gemildert, welche während der Regen fällt. Im Jahr **1716** betrug die Bevölkerung von Bombay kaum **1600** Seelen, im Jahr **1815** berechnete man dieselbe bereits auf **161,550**. Gegenwärtig beläuft sich die Bevölkerung von Bombay, wobei die vorübergehende mit eingerechnet ist, auf **229,000** Seelen.

Der größte Theil der Reichthümer der Insel ist in den Händen der Parsis, welche sehr thätig und gescheut sind. Die bedeutendsten Kaufleute gehören dieser Nation an, und beinahe alle europäischen Handelsleute haben ein Paar Parsis als Associés, welche den größten Theil der Fonds zubringen. Sie tragen asiatisches Costume, aber sie

fügen sich leichter als die anderen Orientalen den Gebräuchen Europas, und sprechen der Mehrzahl nach Englisch; beobachten aber dessenungeachtet die Gebräuche ihrer Religion auf das strengste. Obgleich die Docks der Compagnie gehören, so stehen sie doch durchaus unter der Aufsicht der Parsis, welche hier Handelsschiffe von 1000—1200 Tonnen, Fregatten und sogar Linienschiffe bauen, wozu ihnen die Wälder von Malabar und Guzerate treffliches Bauholz liefern.

Außer seinem Handel mit Europa treibt Malabar einen bedeutenden Küstenhandel mit der ganzen westlichen Küste von Indien, von Cap Comorin bis zum Golf Coutch. Seine Ausfuhr belief sich 1831 — 32 nach Groß-Britannien auf 636,626 Pfund Sterling, nach den anderen Ländern Europas auf 11,062, nach Nord- und Süd-America auf 8,990 Pfund Sterling. Die Einfuhr von allen den genannten Theilen der Welt betrug in demselben Jahre 947,848 Pfund Sterling. Dazu kommt noch ein nicht unbedeutender Handel nach den östlichen Inseln und nach den Meerbusen von Arabien und Persien.

Die beträchtlichen Abgaben, welche die Emirs von Seind an der Mündung des Indus erheben, und die gewöhnlich in Afghanistan herrschenden Unruhen haben den Handel von Bombay mit Mittelasien beinahe auf Nichts zurückgebracht.

Die westlichen Küsten von Indien sind von zahlreichen Piraten heimgesucht; um diese im Schach zu halten, hat die Regierung sich genöthigt gesehen, hier stets eine bedeutende Seemacht zu stationiren, was sehr große Kosten für die Präsidentschaft von Bombay veranlaßt.

Abgesehen von den unmittelbaren Besitzungen der indischen Compagnie, bezieht sie noch Tribute von beinahe allen indischen Fürsten, welche sie fortbestehen ließ, und hat sich selbst das Recht vorbehalten, Garnisonen in ihre festen Plätze zu legen, und in gewissen Beziehungen an der Regierung ihrer Staaten Antheil zu nehmen. Eine Beschreibung dieser zinspflichtigen Reiche gehört nicht hieher, wohl aber dürfte eine Aufzählung derselben am Platze seyn:

1. Die alte Provinz Adjmir, welche gegenwärtig in acht Fürstenthümer, nebst dem Lande Bhatties, abgetheilt ist.
2. Das Fürstenthum Couteh.
3. Das alte Guzerate, in acht Fürstenthümer abgetheilt.
4. Das alte Malwa, in ein Königreich und zwei Fürstenthümer abgetheilt.
5. Das alte Allahabad, in vier Fürstenthümer abgetheilt.
6. Das alte Agra, in vier Fürstenthümer abgetheilt.
7. Das Siehind, oder Land der Sichs.

8. Das Fürſtenthum Colapour.
9. Das Königreich Deccan.
10. Das Königreich Nagpour.
11. Das Königreich Sattarah.
12. Das Königreich Myſore.
13. Das Königreich Travancore.
14. Das Königreich Kotchin.
15. Das Fürſtenthum Sikkim.
16. Die Laquediven.

Feuilleton.

Die Peſt von Poli.

Mehre Theile von Indien ſind kürzlich von einer peſtartigen Krankheit heimgeſucht worden, welche großen Schrecken in den engliſchen Beſitzungen verbreitete, weil man befürchtete, ſie könnte ihren einen Augenblick unterbrochenen Lauf wieder beginnen, und ſich nach den Gegenden wenden, in welchen ſie ſich noch nicht gezeigt hatte. Seitdem man bemerkt hat, daß die meiſten großen epidemiſchen Krankheiten, die den Erdball durchliefen, zuerſt im Orient erſchienen ſind, ſeitdem dieſe, in anderer Hinſicht ſo bevorzugten, Gegenden der Cholera das Daſeyn gegeben haben, zieht jede neue Krankheit, die daſelbſt zum Vorſchein kommt, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Aus dieſem Grunde ſagen wir einige Worte über die gegenwärtig in einigen Theilen von Indien herrſchende Krankheit, welche man die Peſt von Poli nennt.

Im Monat Juli 1836 erſchien dieſe peſtartige Krankheit im Fürſtenthum Joudpoor, in Poli, einer großen Stadt, welche man als Niederlage für den Handel betrachtet, der zwiſchen Mittel-Indien und den Häfen von Guzerate getrieben wird. Sie raffte zuerſt 650 Chepaks (Kattundrucker) weg; dann verbreitete ſie ſich nach und nach über alle Klaſſen von Einwohnern. Man berechnet, daß dieſe Stadt, deren Bevölkerung ſich auf 15 bis 20,000 Seelen belaufen mag, 4000 Einwohner verloren hat, von denen oft 50 bis 60 an einem Tage ſtarben. Viele Einwohner entflohen in die benachbarten Dörfer, und ſcheinen die Krankheit dahin geſchleppt zu haben. Im Monat September drang ſie nach Zoogt mit zahlreichen Flüchtlingen, die ihr zu entkommen ſuchten, und im December deſſelben Jahres verheerte ſie Goudpour, die Hauptſtadt von Malwar. Dann durchzog ſie das Gebirgsland, das dieſen Bezirk vom Königreiche Meywar trennt, und drang in letzteres Land, von wo aus ſie nach und nach bis Nuſſirabad rückte, und ſich ſo den engliſchen Cantonnirungen näherte, wo die Furcht vor ihrem nahen Einfall große Unruhe erregte. Es verbreitete ſich das Gerücht, ſie habe auf ihrem Zuge 100,000 Menſchen weggerafft; dieß war aber ohne Zweifel übertrieben. Die Krankheit war ſo tödtlich, daß von drei Perſonen, welche davon befallen wurden, kaum eine genas.

Sobald man in Bombay von dieſen Verheerungen Nachricht erhielt, ſandte der Gouverneur mehre Aerzte in das Land ab, in welchem die Krankheit herrſchte. Der Doctor Maclean, welcher zuerſt in Poli ankam, glaubte in derſelben die orientaliſche Peſt, doch in milderer Form, zu erkennen; ein zweiter Arzt, welcher Anfangs anderer Meinung geweſen war, ſtimmte ihm nach längerem Aufenthalte bei, und ebenſo ein dritter, wonach die drei Doctoren einſtimmig erklärten, dieſe Krankheit ſey nichts Anderes, als die Peſt, und verbreite ſich durch daſſelbe Mittel, wie dieſe, durch die Contagion.

Das Gouvernement von Bombay ergriff ſogleich die Vorſichtsmaßregeln, die man in ſolchen Fällen zu nehmen pflegt, und es wurde eine Quarantaine an der

Gränze der engliſchen Beſitzungen errichtet. Bis jetzt hat die Krankheit — ſey es in Folge dieſer Maaßregeln, oder aus einer andern Urſache — die Königreiche Malwar und Meywar noch nicht überſchritten.

Die Symptome der Peſt von Poli ſind diejenigen, welche die andern, gewöhnlich in Indien herrſchenden Fieber äußern, verbunden mit äußeren Geſchwulſten. Keine Empfindung von Unwohlſeyn deutet die Annäherung der Krankheit an, ſie beginnt mit allgemeinen Phänomenen fieberiſcher Reaction, mit einigem Erbrechen, einer Art von Angſt, einer ſtarken Congeſtion gegen das Gehirn, und mit einem im Geſichte ſich kundgebenden, lebhaften Ausdruck von Beklommenheit und von ſchmerzlicher Empfindung im Innern. Die Geſchwulſte zeigen ſich gewöhnlich ſchon am erſten und zweiten Tage; man bemerkt die Beulen an der Weiche, an der Achſel und am Halſe, häufiger auf der linken Seite. Sie werden ſelten größer als eine Nuß; zuweilen bekommen ſie aber ein bedeutenderes Volumen, öffnen ſich, und ſtrömen eine eiterige Materie aus. Die Symptome bieten oft ſo wenig Gefährliches, daß die Kranken während des ganzen Verlaufs der Krankheit nicht einmal das Bett hüten. Im Anfang bemerkt man ſelten ein Delirium; aber meiſtens tritt kurz vor dem Tode die Schlafſucht dazu. Iſt der Fall von Bedeutung, ſo erfolgt der Tod in einem Zeitraume von drei Tagen; iſt er leicht, und zeigen ſich keine Beulen, ſo zieht ſich die Krankheit, wie die gewöhnlichen Fieber des Landes, 14 bis 20 Tage hin.

Was die Behandlung betrifft, ſo hatten die europäiſchen Aerzte ſo wenig Gelegenheit, den Verſuch mit Heilmitteln zu machen, die ihnen erſprießlich geſchienen haben mochten, daß ihre Berichte in dieſer Hinſicht durchaus nicht intereſſant ſind.

Notiz.

Nach einer Erklärung des bekannten **Dr.** Bowring in der Sitzung der k. geogr. Geſellſchaft in London, hat ein Hr. D'Orbigny, ein Genie eigener Art, mehre Anſichten von peruvianiſchen Flüſſen herausgegeben, die er niemals beſucht, aber dennoch aufgenommen hat.

Derſelbe gelehrte Doctor ſpricht in einer Abhandlung über die Umgegend von Cuſco, im Freiſtaate Peru, von Trümmern cyklopiſcher Arbeit, und namentlich von einer Hängebrücke mit doppelten Bogen bei dem Dorfe Ollantay.

— Intereſſant iſt der Bericht von Pentland über ſeine letzte Reiſe in Peru und Bolivia, wobei er die weſtlichen Küſten auf den Guadillas-Paß überſchritt, der 14,700 Fuß über dem Meeresſpiegel liegt. Nahe bei dieſem Paſſe haben Engländer ein Staunen erregendes Werk begonnen, einen Canal, der die Gewäſſer der Utſchuſuma, die jetzt in entgegengeſetzter Richtung fließt, durch einen Paß der weſtlichen Cordilleren in das Thal von Tacna führen ſoll, um die Gegend zu befeuchten. Die Stelle, wo ſich der Canal in den Fluß ergießt, liegt 14,652 Fuß über dem Meeresſpiegel.

— In der aſiatiſchen Geſellſchaft verlas man eine Abhandlung über einen ökonomiſchen Gegenſtand, welche weniger anziehend für die deutſchen Landwirthe, als für die der Provinz Ghur-Khali ſeyn dürfte; denn hier wächst die **Bassia butyracea** im Ueberfluſſe, aus der Tſchuri und Phulwa — das feſte Oel — gewonnen wird, welches ſtatt der Ghi (der gereinigten Butter) dient.

Die artiſtiſche Beilage.

Wir übergeben unſern Leſern:

Einwohner von Yucatan. Eine Metis-Frau und ihr **Mayor domo.**

Auguſt Lewald.

EINE METIS VON MERIDA.

Stuttgart: Literatur Comptoir. Lith Anst. v. W. Pobuda.

HAUSMEISTER AUF EINEM PACHTHOFE.

Beiträge zu der Sittengeſchichte Oſtindiens in Bildern und Legenden.

Hurdwar *).

(Orient. An. 1839.)

Mahadeo-Tempel. — Der Ghat.

Dem gekrümmten Lauf des Ganges fünfzehnhundert Meilen von ſeinen vielen Mündungen aus folgend, gelangt der Wanderer zu den Gränzen einer wegen ihrer romantiſchen Schönheiten, und ihres angenehmen Clima's weit berühmten Gegend, zu dem Dehra Doon Thale. Im Süden iſt es beſchützt durch die abſchüſſigen Berge der Sivalic-Kette, im Norden iſt es von der übrigen Welt getrennt durch die heiligen Gipfel der wolkenanſtrebenden Himalas; durch ſeine endloſen Wälder und wechſelreichen Wellungen fließen die heiligen Ströme Jumna und Ganges, und überall wird die ſtille Scene durch niedliche Dörfer belebt, welche dem Geſtade entlang liegen, oder vom ſchattigen Fuße eines thurmbekrönten Hügels hervorſchimmern. Es bildet jene Art von Scenerie, welche die Eingeborenen, empfänglich und dankbar für ihre Reize, zum Aufenthalt für Nymphen und Gottheiten

*) Der folgende Band wird hiezu eine Abbildung bringen.

wählen. Man hat sehr oft behaupten wollen, die Hindu seyen gleichgültig gegen den Zauber des Malerischen, aber dieß verhält sich ganz anders. Ohne feinere Bildung gibt es selten eine rasche Empfänglichkeit für das Reizende und Großartige in der Natur, und es würde deshalb unvernünftig erscheinen, bei dem ununterrichteten Wilden denselben Grad von Bewunderung suchen zu wollen, der sich bei den Gebildeten unsrer Heimath äußert; indessen ist ihre Empfänglichkeit vielleicht größer, als die der untern Klassen der Europäer; und unter den vornehmen, sorgfältig erzogenen Hindu habe ich oft scharf ausgeprägtes Entzücken beim Anblick des Erhabenen wahrgenommen. In ihren Schriften finden sich Schilderungen von Landschaften in Menge vor; folgende dem Bushanda Bamaian entnommene Worte mögen einen Beweis für ihren Geschmack geben:

„Im fernen Hintergrunde des duftigen Dwarak Thales erhebt sich in sanften Umrissen das luftbeladene Bild des azurblauen Berges, gleich einem himmlischen Geiste, der das Gewand sichtbaren Daseyns angelegt hat. Siehe, wie haben die Götter ihren Liebling mit einem schimmernden Reife von Silber und Gold, von Sonne und Schnee bekränzt; wie haben sie seine anmuthigen Formen in einen reichen Mantel von Roth und Grün gehüllt, und mit Myriaden farbiger Edelsteine geschmückt. Die heiligen Peeple und Byr träufeln klaren Honig von ihren hängenden Blättern, und die rinnenden Bäche haben sich in einen schimmernden See ausgebreitet, gleich Diamanten vom herrlichsten Glanze, um sich gemeinsam in süßem Schlummer unter kühlem Schatten zu ergötzen. Von den hervorspringenden Quellen stürzen tausend zitternde Bäche über das bunte Felsgestein hinab, gestaltet und verwandelt in zehntausend Kügelchen von zahllosen Farben, wie Amrits kostbare Früchte von Suria's rollendem Wagen geschüttelt; tausende von Vögeln wirbeln ihre begeisterten Lieder durch die Zweige, welche sich zum Bade in die köstlichen Wasser hinabneigen." Hier entwickelt der Dichter eine volle Werthschätzung für die Schönheit der Natur, und sollte diese in den Geistern seiner Leser keinen Anklang finden, so träfe man seine Worte doch wohl nicht so fortwährend in ihrem Munde.

Ich habe obige Stelle nicht allein zur Bestärkung meiner Ansicht übertragen, sondern auch um jede weitere Lobpreisung des Ortes überflüssig zu machen, in welchen ich den Leser einführen will.

Gerade, wo der Ganges, durch das Sivalic-Gebirge hervorbrechend, seinen Strom nach den Ebenen von Hindostan wälzt, liegt die Stadt Hurdwar, ein Ort von unvergleichlich großer Heiligkeit unter

den Hindu. Zu ſeinen Tempeln ziehen Pilger von allen Enden des Oſten, wo die Hindu-Religion nur immer bekannt iſt; und das heilige Waſſer dieſer wunderbaren Stadt hat ſo treffliche Eigenſchaften, daß ſo ſündhaft, ſo unrein, ſo ſchwer mit Verbrechen belaſtet der Menſch ſeyn mag, eine einzige Abwaſchung von allem Fehl befreit, vorausgeſetzt, daß den Göttern hinreichend Gold geſpendet wird. Dieſes Gold — kein geringeres Metall hat die gehörige Wirkſamkeit — muß zur Gebetzeit in den Fluß geworfen werden, und die Brahminen ſind die einzigen, welche das Recht haben, den Sand trocken zu legen, um die Stücke zu ſuchen, welche ihnen als Belohnung für ihre Dienſte übrig zu laſſen, den Göttern gefallen hat; und wenn man weiß, daß bei dem Mela, oder jährlichen großen Feſte, dreimalhunderttauſend bis eine Million Pilger zuſammenſtrömen, ſo wird man leicht begreifen, daß dieſe frommen Leute unermeßliche Schätze ſammeln.

Almoſen dieſer Art wird als die höchſte Tugend angerechnet. Ein ſo dargebrachter Gold-Mohur ſühnt die ſchwärzeſten Verbrechen ſo ſicher, als die ſtrengſte Bußübung; und dergleichen Opfergaben befähigen einen Menſchen, ungeſtraft alle Greuelthaten fortzuverüben. Zur Sühnung irgend einer ſchweren Verletzung nehmen die Brahminen zuweilen von einem Pilger ein Gelübde an, indem ſie ihn verpflichten, jedem Brahminen, der es verlangen wird, von Zeit zu Zeit eine Gabe zu reichen. Dieſe Gelübde werden ohne Zweifel häufig im Uebermaß der Gewiſſensbiſſe gegeben, und auch wohl religiös beobachtet — wenigſtens nach dem Buchſtaben, wenn auch nicht immer im Geiſte des Gelübdes, denn der Aberglaube der Hindu hält dieſe ab, ſolch' eine feierliche Verpflichtung zu brechen, obgleich ſie ſtets bereit ſind, ſich der ausgedachteſten Liſt zu bedienen, um der Unbequemlichkeit ſolcher Auflagen zu entgehen.

Indeſſen haben ihnen die Brahminen die Anſicht eingeprägt, daß, wenn die Götter auch ſolchen Eidbruch nicht offen beſtrafen, ſie doch nie ermangeln, den Betrug zu vereiteln, oder ſich auf eine andere Weiſe auf Koſten des Betrügers zu entſchädigen. Zahllos ſind die Fälle, die ſie in dieſer Hinſicht von dem Benehmen der Gottheiten erzählen, welche ſich damit begnügt haben, ihre Erhabenheit über menſchliche Liſt dadurch kund zu geben, daß ſie die Ränke derer, welche ihr Gelübde umgingen, zu ihrem (der Götter) Vortheile lenkten. Es gibt eine Erzählung, die mir ſo geiſtreich erſcheint, daß ich ihr wohl hier eine Stelle einräumen zu dürfen glaube.

Des Bania's Gelübde.

Bei dem kleinen Dorfe Mohur-ki-chowki im Sivalic-Gebirge, unter einem heiligen Banianbaume, deſſen gebogene Zweige zur Erde herabfallend Wurzel gefaßt, und ſich über einen weiten Raum ausgebreitet hatten, lebte ein betagter Bania (Kornhändler); dieſer hatte einen einzigen Sohn von großer Schönheit, den Erben ſeiner Güter und ſeines ganzen Reichthums, welchen man, als den Ertrag eines Lebens voll Fleiß, einer guten Wirthſchaft und eines beſondern Glücks für ſehr bedeutend hielt. Dieſer Mann war ſehr wohlthätig, beliebt bei ſeinen Nachbarn, und hatte weder Mangel noch Sorgen, außer in einer Beziehung. In der Fülle ſeiner Liebe für das einzige Kind war er allzu nachſichtig geweſen, und er bemerkte, daß der Jüngling, den er in allen Dingen, beſonders aber in Betreff ſeines Eigenthums, klug zu ſehen gewünſcht hatte, nachläſſig, verſchwenderiſch, gefallſüchtig und ein Spieler war. Der Vater hatte bei ſeinem Wohlſtande die Fehler ſeines Lieblings nicht ſehr beachtet, bis er ſeine Kräfte abnehmen ſah, und der lähmende Finger der Krankheit ihm warnend andeutete, daß ſein unvorſichtiger Sohn ſehr bald ſeiner Leitung und ſeines Schutzes beraubt ſeyn werde. Da erhoben ſich ernſte Gedanken und finſtere Ahnungen, denn er fand, daß ſein beſtimmteſtes Ermahnen den Leichtſinnigen nicht dazu brachte, ſeine weiſen Worte zu erkennen, und daß ſeine oft wiederholten Bitten und thränenreichen Warnungen ſpurlos an ihm vorübergingen. Er konnte nur glauben, daß im Verlauf von wenigen Jahren ſein geſammeltes Vermögen verſchleudert ſeyn würde, ſeine Schätze in den Wind geſtreut, ſeine mit der Anſtrengung eines ganzen Lebens erworbenen Ländereien, eine Beute gewiſſenloſer Gläubiger werden würden; daß ſein Kind zum zu Grunde gerichteten Verſchwender, zum ſchmutzigen Bettler herabſinken würde.

Da er einſah, daß alle ſeine Ermahnungen bei dem verhärteten Jüngling ohne Wirkung blieben, ſo dachte der nun ſterbende Vater daran, wie er ſeiner Verſchwendung einigermaßen Schranken ſetzen könnte, und als er nach langem Ueberlegen folgendes Auskunftsmittel erſonnen hatte, umgab er ſein Lager mit Brahminen, rief ſeinen Sohn zu ſich und ſprach ihn alſo an: „O Purmatti, Du biſt der Seelenkummer deines alten Vaters; Du, deſſen Wohl mir theurer war, als der Gewinn meines ganzen Lebens, haſt meinen Frieden zerſtört. Willſt Du jetzt auf meine letzten Worte hören und Dich derſelben erinnern? Wiſſe denn, mein Sohn, daß das Glück feſt ſteht, wenn es ſeine Füße

den einen auf Ehrlichkeit, den andern auf Klugheit gepflanzt hat; wer aber diese seine Stützen entzieht, der wird selbst von seinem Falle niedergeschmettert werden. Wie das Feuer nie durch Holz, der Ocean nie durch Flüsse, der Tod nie durch Opfer befriedigt werden wird, so wird Bania's Reichthum nicht für Deine verschwenderische Tollheit genügen. Alles, was mein ist, ist Dein, aber sey versichert, daß Dir nur nützen wird, was Du in Wohlthaten ausgibst, und wenn ich Dir auch alle Reichthümer der Welt hinterließe. Und damit Du nicht durch Mißleitung zu Grunde gehest, so mache ich Dich auf folgende Art zu meinem Erben. Alles, was mein ist, gehört Dein, aber gib von Deinem Schatze täglich den Brahminen ein Zehntel von der Summe, die Du den vorhergehenden Tag ausgegeben hast; stehe täglich auf, um diese Pflicht vor Sonnenaufgang zu erfüllen, und wisse, daß der allmächtige Siva durch den Mund dieser weisen Männer erklärt hat, daß am Tag, da Du Deiner Pflicht nicht nachkommst, Die Schönheit an Deinen Gebeinen verwelken wird. Um daß mein Wille getreulich befolgt werde, habe ich diese heiligen Priester mit väterlicher Gewalt bekleidet. Solltest Du, um ihrer Gewalt zu entgehen, dem einfachen Beruf Deines Vaters entsagen, oder eine Wohnung bauen, die größer wäre, als diese niedrige Hütte, oder solltest Du den Schatten dieses heiligen Baumes verlassen, so folge Dir der Fluch des Sterbenden. Dieß heischt Deine Ruhe, o Purmatti! denn obgleich durch den langsamen Fall von Wassertropfen der Topf am Ende gefüllt wird, so ist durch den Fall des Gefäßes das Wasser in einer Sekunde verschüttet." Als sich der Bania dieser begeisterten Worte entledigt hatte, wurde er zum Ganges getragen und starb.

Sobald der Geist entflohen war, wandten sich die Brahminen zu dem jungen Manne und riefen einstimmig: „Steht nicht geschrieben in der Dhurma Shastra: gewinne was Du kannst, und was Du gewinnst, behalte, und was Du behältst, vermehre, und was Du vermehrst, verwende im heiligen Opferdienst; so lange sollst Du glücklich seyn? Und wiederum: „Wie die Eiteln und Thoren ihre eigene Narrheit nicht einsehen, indem sie ihre Füße mit Edelsteinen bedecken, während ihre Köpfe mit Glas verziert sind, so verdient Derjenige Verachtung, der mit seinen Reichthümern dem Vergnügen nachjagt, während er die Wohlthätigkeit nicht liebt. Auf der Schulter eines solchen Mannes sitzt das Verderben." Mit diesen geeigneten Worten entfernten sich die Brahminen.

Als Purmatti seines Vaters Vermögen an sich gezogen hatte, so versäumte er nicht, täglich, wie ihm vorgeschrieben war, vor Sonnen-

aufgang aufzustehen, und den Priestern mit großer Genauigkeit ein Zehntel von dem zu schenken, was er Tags zuvor ausgegeben hatte; bis er sich nach vielen Monaten in eine hübsche Frau verliebte, die er hatte Kühe weiden sehen, und, sich dem Zauber ihrer Schönheit überlassend, das junge Weib vernachlässigte, mit dem er vor seines Vaters Tode verlobt worden war, und ungeheuere Summen an seine neue Gebieterin verschwendete, so daß er genöthigt war, den Brahminen täglich mehr und mehr zu geben. Dieß zehrte bald all' sein baares Geld auf; und da er fand, daß seine Verpflichtung gegen die Priester ihn eines großen Theils von dem beraubte, was er seiner Günstlingin zu geben wünschte, so umging er seine Verpflichtung unter dem Vorwande daß das, was er verschenke nicht als Ausgabe berechnet werden könne; und so waren den Brahminen bald ihre Spenden entzogen.

Jahre vergingen und Purmatti fuhr fort, seines Vaters Vorschriften dem Buchstaben nach zu befolgen, denn er fürchtete in einem unseligen Augenblicke seiner männlichen Schönheit und Stärke, worauf er so stolz war, beraubt zu werden. Da er sich aber so lange ungestraft eine Umgehung erlaubt hatte, so verfiel er am Ende in eine noch unglücklichere Verirrung. Er war Vater eines lieblichen Kindes, einer Tochter geworden, deren außerordentliche Schönheit ihr den Namen Vanadosini gebracht hatte, welcher Name Lust des heiligen Haines bezeichnet. So glänzend war ihr Antlitz, so reizend ihre Gestalt, so unübertrefflich jede ihrer Bewegungen, so sanft, so freundlich ihre Rede, daß jeder, dem es vom Glück vergönnt war, sie zu schauen, wie eine seidene Flagge wurde, die man auf einem Stabe gegen den Wind trägt; denn wohin er auch von seinem Geschicke geführt ward, so wurden doch seine Gedanken in einer unveränderlichen Richtung durch den beständigen Strom seiner Liebe und Bewunderung zurückgetrieben. Schön, wie eine himmlische Nymphe, konnte man sie kaum für eine Sterbliche halten; ihre Formen waren zarter als die der kleinsten der Weiber, die doch keine Zwerge sind; ihre zauberische Gestalt, beweglich wie die einer Antilope, schien durch ihren elastischen Tritt über dem Erdenstaube zu schweben; keiner konnte sie sehen, ohne ihr sogleich seine Ehrfurcht darzubringen.

Purmatti war in sein reizendes Kind verliebt, und wurde um seinetwillen täglich sorgsamer mit seinem Vermögen, so daß er, seit er die Mutter gefreit, sich jeder albernen Ausschweifung enthalten hatte. Aber selten gehört es zu den Gaben unvollkommener Sterblichen, daß sie ein Extrem vermeiden, ohne daß sie in ein anderes gerathen; verlassen wir die offene Straße der Thorheit, so laufen wir Gefahr den

Nebenweg durch den Moraſt verborgenen Uebels zu wählen. Wie Purmatti zuvor abſcheulich verſchwenderiſch geweſen war, ſo wurde er jetzt niedrig geizig und hartherzig; und dieſer Fehler verleitete ihn, auf Trug und Liſt aller Art zu ſinnen, um den Brahminen ihre Zehntel zu entziehen.

Eines Tags trat ein Perlenhändler von Manaar, auf der Inſel Ceylon, welcher mit Schmuck von großem Glanze und hohem Werth angekommen war, in des Bania Hütte, um etwas Reis zu kaufen, und als er das ſchöne Antlitz von Vanadoſini erblickte, ſo wurde er begierig, ſich mit einer ſo reizenden Perſon zu unterhalten; er erbot ſich ſogleich, ſeine koſtbaren Waaren auszulegen, wobei er mit der ſchlechten Sitte eines Menſchen aus einem ungebildeten Lande bemerkte, daß, obgleich es ſich nicht erwarten laſſe, daß die Tochter eines Bania Edelſteine von ſolch unſchätzbarem Werthe kaufe, die nur den Reichen vorbehalten ſeyen, es ihr doch erlaubt ſeyn ſollte, dieſelben zu ſehen. Ob nun gleich Vanadoſini, die von Allen mit Schmeicheleien überhäuft, und als weit erhaben über alle Prinzeſſinen der Welt erklärt wurde, ſich von der rohen Sprache des Kaufmanns verletzt fühlte, ſo gerieth ſie doch in Erſtaunen über dieſe herrlichen Schätze, und hörte nicht auf, jedes neue Schmuckſtück, das er ihr vorlegte, anzuſtaunen und zu bewundern, bis ſie endlich bedachte, wie ein Mann ſolche unermeßliche Reichthümer beſitzen, und unter ſeinen vornehmen Kunden ſo wenig Artigkeit gelernt haben könnte. Bei dieſem Gedanken wandte ſie ihre Augen nach dem Kaufmann, welchen anzuſchauen ihr bis jetzt ihre Beſcheidenheit nicht geſtattet hatte. In dieſem Augenblicke traf beide der Pfeil der Liebe. Nie zuvor hatte Vanadoſini einen ſo hübſchen, anmuthigen Jüngling geſehen.

Aber in dem Augenblicke, da die Liebe die Seele des ſchönen Mädchens berührte, geſchah es, daß die unhöfliche Sprache des Kaufmanns, welche zuvor nur ihre Eitelkeit verletzt hatte, nun ihren Stolz verwundete, und nur mit herber Selbſtverläugnung vermochte ſie den Unmuth vor dem ernſten Blicke des Fremden zu verbergen. Bald beſchloß ſie, ihn durch das Anſehen zu beſchämen, das ſie unter Allen genoß, welche ihres Vaters Reichthum kannten.

„Herr Kaufmann“, ſprach ſie mit einem ſtolzen Ausdrucke von Vornehmheit, der ihr bis daher unbekannt geweſen war: „was nennt Ihr das Koſtbarſte von dieſem glänzenden Tand?“

Der Kaufmann zog ſogleich einen herrlichen Kranz von ausgeſuchter Arbeit und äußerſt geſchmackvoller Zeichnung hervor, der ein Gewinde von Jasmin und Orangeblüthen darſtellte, und mit den

glänzendſten Perlen von Kondatſchi beſetzt war. „Dieß, meine ſchöne Dame", antwortete er, „iſt das Koſtbarſte." Die Bezahlung des Preiſes würde das ganze Dorf koſten, und alle Bewohner der umliegenden Ländereien zu Sclaven machen. Ein Lakh Rupien *) würde kaum zureichen."

„Dann legt dieß für mich bei Seite", ſprach Vanadoſini, „ich will meinen Vater rufen, daß er Euch den Werth bezahle." Der unhöfliche Fremde brach in ein Gelächter aus, aber das entrüſtete Mädchen hörte nicht mehr auf ſeine Worte. Sie eilte zu dem Bambus-Haine, wo ihr Vater, ſeine Hooka rauchend, im Schatten lag, warf ſich in ſeine Arme, und wandte all' den gewinnenden Liebreiz ſanfter Bitte an, den ſie ſo oft unwiderſtehlich gefunden hatte; aber da ſie mehr Schwierigkeiten fand, als ſie erwartet hatte, ſo erzählte ſie ihrem zärtlichen Vater die Art, auf welche ſie veranlaßt worden war, den Kranz ohne ſeine vorhergehende Billigung zu kaufen. Purmatti ſchalt ſie, daß ſie ſich durch die Worte des Fremden habe beunruhigen laſſen, ſtand auf, und hieß ſie in die Hütte zurückgehen, während er ſeinen Zahlmeiſter rief, um dem Kaufmann den Betrag ausbezahlen zu laſſen. Vanadoſini umſchlang mit den glühenden Armen des Vaters Nacken, und gab ihm einen Kuß zärtlicher Liebe und Dankbarkeit, wodurch er ſich hinreichend für den Preis des Kranzes belohnt glaubte. Als ſie mit entzücktem Herzen nach der Hütte zurückkehrte, bedauerte ſie unwillkürlich, daß der Kaufmann ſich nicht ſo gut zu benehmen wußte, wie ihr Vater. Mit geheuchelter Kälte — es war zum erſtenmale, daß ſie heuchelte, was ſie nicht fühlte, — bat ſie den Kaufmann, ſich zu ſetzen, indem ihr Vater ſogleich den Preis des Kranzes bringen werde. Das unzweideutige Staunen des Kaufmanns ergötzte ihr kindiſches Herz. Der Perlenhändler ſaß nicht ſtill, ſondern wandte, bis Purmatti zurückkehrte, ſeine Zeit ſo gut an, daß ſich Vanadoſini geſtehen mußte, er wiſſe ſo gut zu ſprechen, als ihr Vater, und wenn ihm etwas entſchlüpfte, was Mangel in ſeiner Bildung verrieth, ſo glaubte ſie es der natürlichen Freimüthigkeit und Ungezwungenheit ſeines Weſens zuſchreiben zu dürfen.

Obgleich der Perlenhändler von der Schnelligkeit überraſcht war, mit der man den Handel abgeſchloſſen, und augenblickliche Bezahlung verſprochen hatte, ſo konnte er doch nicht glauben, daß ein Kornhändler, der in einer ſolch' niedrigen Hütte lebte, hinreichend Vermögen beſitzen würde, um den Kranz zu kaufen, und er erwartete deßhalb, der Bania würde den Handel unter einer Entſchuldigung ablehnen, nachdem er die

*) Zehntauſend Pfund Sterling.

außerordentliche Kostbarkeit wahrgenommen, und den Preis erfahren hätte. Aber wie stieg sein Erstaunen, als er in kurzer Zeit den Bania und den Zahlmeister ankommen sah, welche Ochsen mit dem vollen Betrage seines Begehrens herbeitrieben. Er konnte sich nicht genug wundern, als man gar keinen Versuch machte, ihm von dem Betrag seines Begehrens abzuziehen, und nicht einmal den Kranz untersuchte, um sich über seinen wahren Werth zu vergewissern. Nun aber war der Perlenhändler, unähnlich den meisten von seinen Handelsgenossen, wirklich ein ehrlicher und gewissenhafter Mann, welche Eigenschaften er neben vielen andern guten Gaben besaß. Als er ein Lakh Rupien als den Preis für den Kranz nannte, hatte er nur im Scherz gesprochen, ohne zu bedenken, was er genau dafür verlangen sollte; denn er dachte nicht daran, daß Vanadosini im Stande wäre, einen so werthvollen Schmuck zu bezahlen; und als er sich dieß überlegt hatte, während man den Lakh Rupien ausbezahlte, wandte er sich an den Bania, und verlangte von diesem, er sollte ihn nur für den wahren Werth des Kranzes befriedigen; aber der Bania erwiderte, er kaufe den Kranz nicht seines Werthes wegen, sondern weil ihn seine Tochter gewünscht habe, und drückte zugleich sein Vertrauen auf die Redlichkeit des Kaufmanns aus. Als das Geld gezählt war, verlangte der Kaufmann, daß man ihm nur siebenzigtausend Rupien ausbezahlen sollte, da dieses der wahre Preis des Kranzes sey, und erklärte, wie es gekommen, daß er eine höhere Summe genannt habe. Dieses ehrenhafte Benehmen eines Mannes, von dem sie es so wenig erwartet hatten, errang die Bewunderung von Purmatti und Bickhari, dem Zahlmeister, welcher ein Mann von großem Einfluß war; beide sprachen diese Empfindungen mit großer Wärme aus, und baten ihn, daß er einige Tage bei ihnen verweilen möchte, da sie begierig seyen, nähere Bekanntschaft mit einem so vortrefflichen Manne zu machen. Sie bedurften keiner großen Ueberredung für ihre Zwecke, doch erklärte der Perlenhändler, daß er nicht länger als bis zur Morgenröthe des nächsten Tages zu bleiben vermöge, weil er in sehr kurzer Zeit eine große Reise zu machen habe; für diesen Tag nahm er ihre Gastfreundschaft gern an, denn sein Herz schlug stürmisch, wenn er an die Abreise von der Mangohütte dachte. Während der kurzen Zeit, welche der Perlenhändler bei ihnen verweilte, gewann er mehr und mehr ihre Achtung, bis er, als rasch die Nacht einbrach, und freie Mittheilung die Herzen geöffnet hatte, während die brennende Hooka ihre Geister belebte, sich plötzlich gegen seinen Gastwirth wendend, ausrief: „O Purmatti Bania, verzeiht die Freiheit meiner Sprache, aber ich bitte Euch, sagt mir, ist diese Euere schöne

Tochter verlobt?“ „Nein“, entgegnete der Bania kurz, „doch warum ſollte ein Fremder ſeines Gaſtwirths Familienangelegenheiten kennen zu lernen ſuchen?“

„Warum? weil die überirdiſche Anmuth und Schönheit der rehaugigen Vanadoſini mich mit einem Pfeil durchbohrt, und meinem Herzen die unheilbare Wunde verzweifelter Liebe geſchlagen haben. O Bania, laß Deinen Zorn nicht entbrennen wegen meiner raſchen Erklärung, aber warum ſollte ich mich von meiner Leidenſchaft verzehren laſſen, und mich von dem einzigen Hilfsmittel ferne halten? Ich beleidige Dich, aber verzeihe meine ungeziemende Eile, und höre was ich Dir zu ſagen habe. Mangelt es mir an Ehre und Achtung, ſo verabſcheue mich; werde ich aber würdig gefunden, ſo unterdrücke Dein Mißvergnügen. Zwölf Tugenden bedarf der Mann, der als tauglicher Gatte für Deine liebliche Tochter erfunden werden ſoll; er muß rein ſeyn, getreu, ehrlich, freundlich, wohlhabend, ſanft, fleißig, geduldig, großmüthig, gutherzig, zutrauensvoll und ergeben; und ich bitte, halte es nicht für eine unbeſcheidene Schätzung meines eigenen Werthes, daß ich ſage, Du ſolleſt mich als Eidam annehmen, wenn ich beweiſe, daß ich jede von dieſen Tugenden beſitze. Ich habe beträchtliche Reichthümer und gehöre zu Deiner Kaſte. Warum ſollte ich nicht offen ſprechen?“

Der Bania erhob ſich, und umarmte den Perlenhändler. „Kannſt Du“, ſprach er, „Dir alle dieſe Tugenden innerhalb zwölf Monaten zu eigen machen, ſo ſoll Vanadoſini Dein ſeyn, und eine reiche Mitgift ſoll ſie begleiten.“ Die neuen Freunde ſchieden mit vieler Herzlichkeit, und lange vor Tagesanbruch war der Perlenhändler am nächſten Morgen ſeines Wegs gezogen.

Purmatti's Ruhe war die Nacht hindurch durch ängſtliche Betrachtungen, in Betreff des künftigen Lebens ſeines geliebten Kindes, ſehr geſtört, und obgleich er die höchſte Bewunderung für den Perlenhändler hegte, ſo konnte er doch nur mit Vorſicht bei einem ihm ſo gänzlich Fremden zu Werke gehen. Kann dieſer Mann ſich ihrer Liebe würdig machen, dachte er, ſo ſoll er ſie heirathen; und unter dieſen Gedanken begann er zu berechnen, welche Summe er ihr zufließen zu laſſen im Stande wäre; dann bemeiſterte ſich der Geiz ſeiner, und er beklagte, daß er da und dort etwas ſchenken müßte, ohne im Stande zu ſeyn, dieß auch noch vollends dem Haufen von Schätzen beifügen zu können, mit dem er ſie dem Gatten übergeben wollte. Da erinnerte er ſich der ſiebentauſend Rupien, welche er den Brahminen am Morgen vor Sonnenaufgang als den zehnten Theil des Betrags, den er für den Kranz ausgegeben hatte, zu bezahlen verbunden war; aber der böſe Geiſt des

Geizes bekam Gewalt über sein Gemüth, und nachdem er lange vergebens einen Ausweg, der Bezahlung zu entgehen, zu ersinnen gesucht hatte, so beschloß er endlich — das Glück hatte sein Antlitz abgewendet — die Erfüllung der Vorschrift seines Vaters zu unterlassen, denn er glaubte, da er so lange geheimen Betrug geübt habe, so werde offene Vernachläßigung unbemerkt bleiben. Nachdem er seinen Geist durch diese Betrachtung beruhigt hatte, schlief er ein, erwachte nicht lange vor Sonnenaufgang, und war, sich auf dem Kissen hin- und herwälzend, abermals bemüht, Vergessenheit zu erringen; aber die Ahnungen eines nicht ganz verhärteten Gewissens ließen ihm keine Ruhe, und er brütete darüber, ob er nicht aufstehen, und seine Verpflichtungen an die Brahminen abtragen solle. Während sein Geist zwischen Pflicht und Neigung schwankte, brach ein glänzender Sonnenstrahl in das Gemach, und Vanadosini, welche eben eintrat, hatte nicht sobald ihres Vaters Antlitz erschaut, als sie mit einem durchdringenden Schrei ohnmächtig zu Boden sank.

Schrecken überfiel den erstaunten Vater, denn sein Gewissen weissagte ihm Schlimmes, obgleich er nicht wußte, was ihm widerfahren war; er stand rasch auf und eilte mit zärtlicher Sorgfalt seiner Tochter zu Hilfe; aber als er seine Arme ausstreckte, um sie aufzuheben, wurde er von Abscheu ergriffen, da er die Mißstaltung seiner eingeschrumpften Glieder gewahrte. Zitternd und matt, entkräftet durch die plötzliche Ueberzeugung von dem gräßlichen Unglück, das ihn heimgesucht hatte, erschüttert durch die gottlose Verletzung der feierlichen Verpflichtung, die ihm sein sterbender Vater auferlegt hatte, warf er sich neben sein Kind, und blieb lange in einem Anfall geistiger Abwesenheit. Ich unterlasse es, die Qualen des tief Betrübten zu schildern; er stand die Strafe für seinen Ungehorsam gegen des Vaters letztes Gebot aus.

Viele Tage lähmte ein bösartiges Fieber des unglücklichen Purmatti Thätigkeit, aber sobald Vernunft und Kräfte einigermaßen wiederkehrten, warf er seine Scheu, sich vor den Nachbarn in dieser beklagenswerthen Entstellung zu zeigen, entschlossen von sich, nahm einen Stab in seine Hand, und lenkte seine Schritte gegen gewisse Tempel von Mahadeo, welche auf der Anhöhe über seiner Hütte lagen, und wegen ihres hohen Alterthums sowohl, als wegen des Charakters der dienenden Brahminen in hoher Achtung bei den Frommen standen, und seit undenklichen Zeiten eine Lieblingszuflucht für die Bewohner der Umgegend gewesen waren, wenn sie die Gebete oder den Rath der Priester suchten; denn diese Männer waren als geschickte, geistige und körperliche Aerzte berühmt.

Dieſe Tempel ſind an und für ſich ſchöne Denkmäler, ſowohl hinſichtlich ihrer maleriſchen Form und Lage, als inſofern ſie treffliche Beweiſe für die Kraft und das Verdienſt der alten Hindu-Bildhauerkunſt liefern; denn viele Figuren, mit denen man ſie verziert hat, obgleich urſprünglich nur roh ausgehauen, und gegenwärtig verfallen, zeugen von Geiſt und Thatkraft, obgleich die Geſtalten und Verhältniſſe etwas unmäßig erſcheinen. Die Verzierungen am Aeußern ſind ſehr ausgearbeitet, aber beſtehen hauptſächlich aus Blumen und tief eingegrabenen, umherlaufenden Standbildern; das Material iſt rother Sandſtein; die Form iſt die aller in dieſem Theile des Landes dem Mahadeo geweihten Tempeln, hoch und viereckig, mit einem kegelförmigen Dache. Von einer erhabenen Stelle im Sivalic-Gebirge beherrſchen ſie eine weite Strecke ſchönen, wellenförmigen Landes, das mit rieſigen Bäumen bewachſen iſt, und von vielen Flüſſen durchſtrömt wird. Die Scenerie iſt über alle Beſchreibung reizend und großartig, und ich bedaure nur, daß mein Pinſel der Aufgabe, einen vollen Begriff von ihren mannigfaltigen Schönheiten zu geben, nicht gewachſen iſt *).

Nur mit großer Mühe und Anſtrengung vermochte Purmatti den Berg dieſer heiligen Tempel zu erreichen. Gebeugt durch Kummer und Gewiſſensbiſſe that er tauſende von Gelübden auf ſeiner ſchmerzlichen Wanderung, und als er ſeiner Beſtimmung immer näher kam, fand er, daß die Nervenſchwäche, unter der er litt, ſeine Schritte hemmte, und ſeine letzte Kraft zu erſchöpfen drohte, ſo daß er beinahe ſeinen Zweck zu erreichen verzweifelte. Erneuerte Hoffnung verlieh ihm indeſſen ſo viel Stärke, daß er endlich die Tempel erreichte. Er ſuchte die Brahminen auf und fand ſie auf einer Terraſſe verſammelt, die von einem überhängenden Byrbaume beſchattet war; aber ſie erkannten ihn erſt, nachdem er ſich erklärt hatte. Nach Empfang der Segnungen ihrer Gebete und ihres religiöſen Troſtes ſandte er nach Bikhari, dem Zahlmeiſter, und ſchenkte den Prieſtern einen Lakh Rupien, als den vollen Preis des Kranzes, und bat ſie mit dem Kranze ſelbſt, als der freien Gabe ſeiner Tochter, das Bild des Gottes zu ſchmücken.

Auf ſeine Fragen aber verſicherte man ihm, daß kein Opfer und keine Reue, ſondern nur der Tod allein ihm die Bürde ſeiner Strafe abnehmen könne. „Dennoch, ſprach er, verpflichte ich mich feierlich unter dem Schatten dieſer heiligen Tempel fortan täglich den Göttern die Hälfte der Summe zu weihen, die ich Tags zuvor ausgegeben

*) Hiezu die nachfolgende Skizze.

habe; und gelobe ferner jedem Brahminen, oder frommen Pilger, eine Handvoll vom feinſten Mehl zu geben, ſo oft ſie es für ihren eigenen Gebrauch oder für die Götter verlangen mögen."

Die Brahminen hatten freudig das Gelübde des reumüthigen Purmatti vernommen, von welchem ſie große Reichthümer für ihre Tempel erwarteten, und zwar nicht allein durch Purmattis Gaben, ſondern auch dadurch, daß ihr Ruf als Perſonen von wunderbarer Heiligkeit zunehmen würde; ſie beſorgten deshalb, wenn der Bania Gelegenheit zu kalter Ueberlegung gewinnen würde, wenn die Zeit die Bitterkeit ſeines Elends gemildert hätte, ſo dürfte er wieder abtrünnig werden, und ſeine feierlichen Verſprechungen nicht erfüllen. Einer von ihnen, in der Hoffnung, den Brahminen eine Aufſicht über ſein Eigenthum zu ſichern, die ſie in den Stand ſetzen würde, die ſtrenge Beobachtung des Gelübdes zu bewerkſtelligen, ſprach alſo zu ihm:

O! Purmatti, kein Sterblicher mag auf ſeine Vorſicht bauen. Wie hat Dich Deine traurige Erfahrung belehrt? War es immer in Deiner Gewalt, ſelbſt wenn Dein Wille und Deine Pflicht im Einklang ſtanden, mit erforderlicher Treue Deine eigenen Gelübde oder die Gebote Deines ſterbenden Vaters zu erfüllen? Oft wenn die guten Abſichten des Menſchen in der Fluth begriffen ſind, befindet ſich keine Fähigkeit in der Ebbe, und wiederum, wenn die Gewalt vorhanden iſt, gebricht es zuweilen an der Neigung. Nimm eine Warnung an der Vergangenheit, und laß Dein Heil nicht allein von Deiner eigenen Kraft abhängen, ſondern übertrage uns, Deinen wahren Freunden, die Macht, für die genaue Erfüllung Deiner heiligen Verbindlichkeiten Sorge zu tragen. Haſt Du nicht den unſeligen Beweis, daß die Weisheit *eines* Mannes eitle Thorheit iſt? Weisheit und Verſtand ſind nur im Rathe Vieler zu finden. Iſt es nicht wahr, daß das Wiſſen eines weiſen Mannes durch das gleichlautende Zeugniß von ein Paar Thoren in Narrheit verwandelt werden kann? Höre Purmatti, die Geſchichte von

dem Brahminen und ſeiner Ziege

und Du wirſt alsbald die Wahrheit von dem, was ich geſagt habe, anerkennen. Du wirſt ſehen, daß ſogar ein Brahmine, in Folge der unverſchämten Lüge dreier Schelme, ſeinen eigenen Sinnen nicht mehr trauen durfte. Wer kann es dann noch wagen, auf die Unfehlbarkeit ſeines vereinzelten Wiſſens zu bauen?

In alten Tagen, wie zu unſerer Zeit, wurden dieſe heiligen Tempel durch viele Brahminen von ſo außerordentlicher Frömmigkeit und Weisheit

von so reinem und himmlischem Leben bedient, daß alle Welt ausrief: „Woher kamen alle diese frommen und weisen Personen? Das ganze Land, nah und fern, wiederhallte von dem Echo ihrer Lobpreisung, und sie wurden von Allen aufgesucht, die ihres geistigen und körperlichen Rathes bedurften. Aber Genesa, dem großen Gotte der Weisheit, gefällt es zuweilen, die Seichtigkeit sterblicher Urtheilskraft und Vorsicht darzuthun, wenn sein gerechter Unwille dadurch erregt wird, daß die Menschen sich frevelhaft seine Eigenschaften anmaßen.

Unter diesen vortrefflichen Brahminen war einer Namens Suryaput, ein Mann von solcher Gelehrtheit und Geschicklichkeit, die er durch große Anstrengung und Liebe für seine heiligen Forschungen während eines langen Lebens erlangt hatte, daß man ihn bei wichtigen Fällen stets um Rath fragte; und als er sich zu der heiligen Würde eines Oberpriesters emporgeschwungen hatte, wurde er ein Orakel, und sprach den Willen des göttlichen Mahadeo aus. Dieser außerordentliche Mann war in der That ebenso ein Gegenstand der Verehrung unter den Priestern, als beim Volke; und doch fiel er vom Thurm seiner Größe. Stolz und Einbildung fanden einen Schlupfwinkel in dem Herzen dieses begabten und einst so frommen Brahminen, und äußerten sich bald in seinem hochmüthigen Benehmen gegen die übrige Priesterschaft. Eitelkeit und Eigenliebe brachten ihn dazu, daß er die alten Gesetze und Gebräuche seines erhabenen Berufes verspottete; er schmähte die Vedas sowohl, als die Diener der Götter, er höhnte die religiösen Formen, welche diese beobachteten, und führte in unsern heiligen Gottesdienst die lästerlichsten Lehren und gewisse gottlose Gebräuche ein, die eine Erfindung seines eigenen berauschten Gehirnes waren. Eine Zeit lang versuchte er es, seine unheiligen Lehren den Priestern des Tempels einzuflößen. Da sie sich aber seinen Plänen widersetzten, so forderte er das Volk mit lauter Stimme auf, ihm zu folgen, er besitze die Gewalt über die Götter, von ihnen Alles zu erhalten, was er wünsche; und er erklärte zugleich die ehrwürdigen Verordnungen ihres alten Glaubens für ein Gewebe von Unwissenheit und Betrug.

Als er so einen ungeheuern Strom geblendeter und bewundernder Anhänger an sich gezogen hatte, verließ er die Stufen dieser heiligen Gebäude, und machte sich einen Tempel in dem Stamme jenes hohlen Baumes dort drüben, wo er neue Gebräuche, und eine neue Lehre einführte, die seinem früheren Glaubensbekenntnisse unmittelbar feindlich gegenüberstand; wodurch er denn tausende von albernen Personen, die durch den Glanz seiner Versprechungen für seine Sache gewonnen wurden, dem Verderben weihte.

Unter vielen andern thörichten Dingen, die er mit Rückſicht auf ſeinen eigenen Vortheil verübte, gab er vor, das Opfer einer Ziege ſey erforderlich, ſo oft er ſich veranlaßt ſehe, die Götter um Beiſtand anzurufen, und damit nur ſolche geopfert würden, welche angenehm ſeyn dürften, erklärte er es für nothwendig, daß er die Ziege ſelbſt auswähle und kaufe, zu welchem Ende er von Allen, die ſeine Hilfe ſuchten, mit Geld unterſtützt würde; und ſo füllte er ohne Zweifel ſeine Kiſten und ſeinen Magen auf Koſten ſeiner Anhänger. Aber die Götter ließen ſich nicht lange verſpotten. Dieſer gottloſe Brahmine ſtand allein und bald war ſein Fall beſchloſſen.

Als Suryaput eines Tages vom Markte zurückkehrte, und die Ziege, die er gekauft hatte, auf der Schulter trug, wurde er von einem Gebüſche aus von drei Dukhaits (Räubern) bemerkt, welche weit hergekommen waren, und bei ihrem Hunger großes Gelüſte nach der Ziege fühlten. „Doch ſiehe", ſprach einer von ihnen, dieſer Mann iſt ein Brahmine, wir dürfen ihn nicht angreifen; wäre er eine gewöhnliche Perſon, ſo würden wir ihn niederſchlagen, und uns ſeiner Ziege bemächtigen, ſo aber müſſen wir uns fern halten. Wie fett iſt die junge Ziege; was für ein köſtlicher Biſſen wäre ihr Fleiſch, um unſern Hunger zu ſtillen! So müſſen wir ſie aber unberührt vorüberziehen laſſen.

„Allerdings", ſagte der zweite Dukhait, „dieſer iſt ein Brahmine, und wir können uns deshalb durchaus nicht in Beſitz der Ziege ſetzen. Laßt den heiligen Mann in Frieden ſeinen Weg gehen."

„Nein", ſprach der Dritte, der ein alter Mann war, „obgleich ich ſo wenig, als Ihr Willens bin, dieſem Brahminen Gewalt anzuthun, ſo kann ich doch nicht einſehen, warum wir die Ziege nicht durch Liſt zu bekommen ſuchen ſollten? Iſt es nicht ein altes Wort, daß zwei oder drei Thoren einen weiſen Mann beſiegen können? Laßt uns unſern Witz an dieſem weiſen Mann verſuchen. Ich habe einen Plan, mißlingt er, ſo mag Euer Verſtand etwas Beſſeres erſinnen." Als ſie ſofort berathſchlagt hatten, trennten ſie ſich, machten einen Umweg, und ſtellten ſich in Zwiſchenräumen an die Straße, auf welcher der Brahmine einherzog, ſo daß ihm jeder, wie durch Zufall, abgeſondert begegnen möchte.

Suryaput, der nichts von dieſen Dukhaits, oder ihrer Neigung für die Ziege wußte, ging langſam ſeines Wegs, und freute ſich wohl innerlich über den Erfolg ſeiner Trennung von ſeinen Brüdern, den Brahminen, und das Vermögen, welches er ſich hiedurch erwarb, als bei einer Biegung der Straße ihm plötzlich ein Fremder begegnete, in

deſſen Geſicht ſich das freundliche Lächeln, ſobald ſie einander gegenüber ſtanden, in Staunen verwandelte; dann war Zweifel in ſeinen Blicken zu leſen; doch nach einer kurzen Betrachtung der Ziege auf Suryaputs Schulter, erneuerte ſich ſein Staunen, und dieſem folgte ein Blick des Abſcheus; der Brahmine konnte ſich dieß nicht deuten, bis der Fremde ein Paar Schritte zurückwich, und Augen und Hände gen Himmel hebend, in Klagetönen ausrief: „O, wehe, wehe! Siehe, ein Brahmine iſt toll geworden, und befleckt ſich abſichtlich durch Berührung eines unfläthigen Hundes.“

„Ein Hund!“ verſetzte Suryaput entrüſtet. „Nennt Ihr dieſe fette Ziege einen Hund?“ „Dann deutete er nach den Hufen der Hinterbeine, die er in der Hand hatte, brach in ein ſpöttiſches Lachen aus, und rief: „Narr, ſind das die Füße eines Hundes?“ Aber der Fremde antwortete nur mit einem Blicke des herzlichſten Mitleids, und Jeder ging ſeines Wegs.

Suryaput zog ungefähr einen halben Kos weiter, und ſchaute, über die ſonderbare Täuſchung des Fremden nachdenkend auf den Boden. Eben hatte er ſeine Ueberzeugung über des Fremden unglücklichen Geiſteszuſtand laut ausgedrückt. „Ein Hund, wahrlich! Wahnſinniger!“ als er einem zweiten Reiſenden begegnete, der, als er ſich ihm näherte, und ſeine Augen auf die Ziege heftete, bei dieſem Anblick erſchrocken zurückwich, und dann ſeine Hand gleichſam abwehrend ausſtreckte, und ausrief: „Ach! ach, wie ſchrecklich! Siehe ein heiliger Brahmine entehrt ſich, indem er das ſchmutzigſte von allen unreinen Thieren auf dem Rücken trägt. Furchtbar! furchtbar! Ein Brahmine trägt einen Hund!“

Suryaput blieb verwirrt über dieſe unerklärliche Begegnung ſtille ſtehen. Dann nahm er die Ziege herab, ſchaute ſie wiederholt an, und als er ſah, daß ſie wirklich die Geſtalt einer Ziege hatte, ſtreckte er die Hand aus, da er einem Sinne nicht trauen wollte, und befühlte die Hörner des Thiers. Es iſt eine Ziege, rief er; da ließ die Ziege ihr Gemecker vernehmen. „Narr!“ ſchrie der wüthende Brahmine. „Habe ich weder Augen, noch Hände, noch Ohren?“

„Ach! Ach!“ ſprach der Fremde, wie traurig! „Der Hund bellte und der arme Wahnſinnige hielt ſeine Stimme für die einer Ziege. Armer Menſch!“ Und er wandte ſich bei Seite, da der Brahmine vorüberging, als befürchtete er, durch ſeine Berührung befleckt zu werden.

„Ach! Ach!“ ſprach der Brahmine, als er ſeine Ziege wieder auf die Schulter nahm“, es iſt doch lächerlich, daß zwei Tolle meine Ziege für einen Hund gehalten haben, aber je länger wir leben, deſto ſelt-

samere Dinge sehen und hören wir. Diese Leute waren vielleicht Brüder, beide mit demselben Geistesmangel geboren, und — doch hier kommt ein alter Bursche; er hat ganz das Aussehen eines Ziegenhirten, er kauft mir wohl meine Ziege ab.

Als der alte Mann sich dem Brahminen näherte, bereitete er sich ihn zu begrüßen, machte einen demüthigen Salem, und zog die Schuhe ab, um den Segen des Priesters zu empfangen, aber da sein Auge auf die Ziege fiel, sprang er schnell zurück, als wäre er von Schrecken und Abscheu ergriffen; dann wandte er sich ab, schlug jammernd in die Hände, und rief: „O! wehe mir, was habe ich gethan, daß meine Augen so Gräßliches sehen müssen! Ist dieser Brahmine toll, oder entwürdigt er absichtlich seine heilige Geburt und seinen geweihten Beruf, daß er einen Hund wie zum Opfer trägt. „Schrecklich, schrecklich!"

Als Suryaput diese furchtbare Anklage zum dritten Male hörte, so glaubte er, ein Gericht sey über ihn gekommen wegen seiner Abtrünnigkeit vom alten Glauben, und den geheiligten Gebräuchen dieser Religion, die er als rein und unfehlbar kannte. Der vom Gewissen geschlagene Suryaput meinte, Geneha habe einen trügerischen Schleier über ihn geworfen, und seine Befleckung dadurch möglich gemacht; in einem Anfall von Verzweiflung und peinlicher Reue, warf er die Ziege ab, floh unter lautem Klagegeschrei nach diesen Tempeln und warf sich vor den Altären nieder, die er aus Hochmuth und Eitelkeit verlassen hatte.

So machten die drei Dukhaits durch Wiederholung einer Lüge den Brahminen glauben, seine Ziege sey in der That ein Hund, und gelangten auf diese Art in den Besitz derselben. Und daraus sieht man denn, daß der Weiseste von uns nicht immer unfehlbar ist.

Purmatti hatte aufmerksam der Erzählung von dem Brahminen Suryaput zugehört, und war nun vollkommen überzeugt, daß es zu seinem eigenen Besten und zur Sicherung seiner Wohlfahrt dienen würde, in die Hände der Brahminen eine Vollmacht niederzulegen, durch welche sie in den Stand gesetzt wären, eine genaue Beobachtung seiner Gelübde zu erzwingen, damit er nicht in einem schwachen Augenblicke sich gegen die Götter verfehlen konnte; und als er dieß gethan hatte, kehrte er in seine Wohnung zurück, und suchte Trost in der

Zärtlichkeit seiner Tochter, die ihm theurer wurde, obgleich ein Unvernünftiger sie als die mittelbare Ursache seines Unglücks zurückgestoßen haben möchte.

Als sich die Nachricht von des Banias Gelübde durch das Land von Tempel zu Tempel, von Pilger zu Pilger, von Brahminen zu Brahminen verbreitet hatte, so sprachen alle fromme Gläubige, welche ein Obdach unter den heiligen Banianbäumen suchten — und zu gewissen Jahreszeiten waren deren täglich mehre Tausende — in des Bania Hütte ein, und baten um eine handvoll feinen Mehles, so daß er sich genöthigt sah, einen eigenen Sclaven anzustellen, der einzig und allein mit Vertheilung der Almosen beschäftigt war; dadurch wurde nicht nur die Ausgabe unermeßlich, sondern sein Handel war auf eine verderbliche Weise gehindert, und seine Ruhe fortwährend durch das Gedränge der lärmenden Menge gestört, die seine Hütte umlagerte. Unter diesen unseligen Umständen sah Purmatti seine Schätze täglich abnehmen, ohne daß er dem ihm in unvermeidlich scheinenden Verderben entgehen konnte.

Als er so mit diesen Sorgen kämpfte, besuchte ihn abermals der Perlenhändler, der sein Unglück sehr beklagte, und ihm Hoffnung einzuflößen suchte; er überredete den Bania, ihn eine Tagereise nach Hurdwar zu begleiten, hier die heiligsten Brahminen des geweihten Ortes zu befragen, und die Kraft der Abwaschung an dem berühmten Ghat am Hari zu versuchen. Purmatti gab gern seine Zustimmung zu diesem Vorschlage, aber als er sich diesen frommen Männern vorgestellt, ihnen die Geschichte seines Unglücks erzählt, bedeutende Geldsummen ausgetheilt, sich fortwährend gebadet, ihren lautesten Segen empfangen hatte, und der unabläßige Gegenstand ihrer Gebete gewesen war, so erfuhr er am Ende, daß sich die Brahminen seines Geburtsortes nicht getäuscht hatten, wenn sie ihn versicherten, daß die Verfolgungen seines Geschickes nur mit seinem Tode endigen würden. Der Perlenhändler duldete nicht, daß die Verzweiflung die Oberhand über Purmattis Hoffnungen gewann, und drang mit Eifer und Liebe in ihn, daß er ihn auf seiner Reise den Ganges hinab zu Sivas *), auserwählter Stadt

*) Siva und Mahadeo sind Namen, welche ohne Unterscheidung derselben Gottheit gegeben werden. Der erstere ist vielleicht mehr in Bengalen, der letztere in den westlichen Provinzen gebräuchlich.

Benares, begleite; würde er da keine Erleichterung finden, so sollte er ihn nach der heiligen Insel Ceylon begleiten. Diesem setzte der Bania die Unmöglichkeit entgegen, seine Heimath zu verlassen, ohne seines Vaters Fluch noch mehr auf sich zu ziehen; aber der Perlenhändler wußte seine Zweifel zum Schweigen zu bringen, indem er ihm zuredete, seine Tochter als Pfand für seine Absicht zurückzukehren, unter dem Schutze der Brahminen zu lassen; und obgleich er sich nur mit bekümmertem Herzen von seinem geliebten Kinde entfernte, so entschloß er sich doch endlich, den Perlenhändler zu begleiten; dennoch belebte ein Strahl der Hoffnung seine Brust, weil er seine Leiden für zu schwer hielt, als daß sie von den Göttern ihm ohne irgend eine Milderung auferlegt werden sollten.

Als Purmatti und der Perlenhändler zu Vanadosini zurückkehrten, theilten sie derselben ihres Vaters Entschluß mit, der bald das weiche Herz des zärtlichen Kindes gebrochen hätte; denn sie hatte doppelte Ursache, über die Abreise der Beiden unruhig zu seyn, da der Perlenhändler ihrem Herzen täglich theurer geworden war. Am Vorabend berief Purmatti die Brahminen aus den Tempeln von Mahadeo, theilte ihnen das Vorhaben seiner Pilgerschaft mit, und sagte ihnen, nachdem er sein geliebtes Kind ihrem Schutze empfohlen hatte, daß er es ihnen anheimstelle, alle die Geldsummen zu beziehen, welche sein Freund Bikhari, der Zahlmeister, für die strenge Erfüllung seines Gelübdes erheischte.

Als der Bania diese Anordnungen getroffen hatte, zog er sich nach seinem Lager zurück, und brachte die stillen Stunden der schlaflosen Nacht in peinlicher Ueberlegung zu, bis sich ein unglücklicher Gedanke in seine Seele schlich. Sollte, sprach er in seinem Innern, sollte ich meine Rückkehr länger verschieben, als ich vermuthe, sollte mich der Tod auf den gefahrvollen Pfaden meiner Pilgerfahrt überraschen, und der ganze Rest meines einst so bedeutenden Vermögens während meiner Abwesenheit zu Grunde gehen, was wird dann aus meinem Kinde werden? Diese bittere Betrachtung versetzte ihn lange in eine unüberwindliche Angst. „Ach! Ach!“ rief er laut mit erzwungenem Lachen. „So will ich wenigstens das furchtbare Uebel verzögern. Die Hand dieses übermäßig groß gewachsenen Sclaven, den ich in meiner Blindheit erwählt habe, um das schöne Mehl auszutheilen, ist wie die Hand eines Riesen, und der Schurke, der sich an der schmählichen Aussicht auf

meinen Untergang ergötzt, vermehrt seine natürliche Thätigkeit zehnfach, um die Mildthätigkeit zu steigern; aber welcher Sterbliche hat eine Hand, die so zart gebaut ist, wie die meiner kostbaren Vanadosini. Ach!! in dem schmalen Thorwege meiner Hütte will ich einen Sitz für sie errichten, ehe ich abreise, und dort soll sie täglich ihren Platz einnehmen, und mit dem kleinen Maaße ihrer weichen Hand die religiöse Erfüllung meines Gelübdes vollziehen. Zehntausendfachen Segen über den gütigen Geist, der mir diesen herrlichen Gedanken eingeflüstert hat. Und hienach stand Purmatti freudig auf, und errichtete einen Sitz für seine Tochter in dem engen Thorwege, wo sie ohne Beschwerde ihre Hand voll Mehl an jeden Bittenden austheilen sollte. Hier will ich sie lassen, während sich mein Vermögen in den Händen von Bikhari wieder vermehrt, und wenn ich mit dem Perlenhändler zurückkehre, werde ich sie noch hier sitzend, und ihres Vaters Gelübde gegen die Götter erfüllend finden.

Als der Tag angebrochen war, und er seiner Tochter die erforderlichen Belehrungen über seine Pflichten gegeben hatte, riß er sich aus ihrer thränenreichen Umarmung los, und der Perlenhändler nahm einen zärtlichen, aber ehrfurchtsvollen Abschied von ihr, und so traten die Pilger ihre mühevolle Reise an. Nach der genauesten Berechnung hatten sie tausend Meilen zu reisen, ehe sie zurückkehren konnten, und dieß hofften sie in einem Jahre zu vollbringen.

Die schöne Vanadosini, obgleich in Thränen gebadet und niedergebeugt von ängstlicher Besorgniß für diejenigen, welche sie so zärtlich liebte, hielt es nach ihres Vaters Abreise für nothwendig, sogleich ihre Pflichten anzutreten, und da die Brahminen hintereinander mit ihren Bitten, um eine Handvoll Mehl erschienen, waren sie insgesammt ungemein erstaunt über die lieblichste der Frauen, die mit der eigenen zarten Hand Purmattis Wohlthaten vertheilte. Sie durchschauten seine betrügerische Absicht, aber da sie sich über die Maaßen für die geringe Gabe durch die Ehre, dieselbe durch eine so hübsche, zarte Hand zu empfangen, und durch den Anblick einer so außerordentlichen Schönheit entschädigt fanden, so fühlten sie sich nicht geneigt, Purmattis List zu verwerfen oder zu beklagen, sondern sie lobten vielmehr seine Klugheit. Aller Mund überfloß von begeisterten Anpreisungen der unvergleichlichen Vanadosini; der Ruf ihrer Reize verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit durch alle Theile des Landes, und Schaaren strömten her-

bei, um ihr Angeſicht zu ſchauen; viele legten ihr himmliſche Eigenſchaften bei, und von Tauſenden ward ihr göttliche Ehrerbietung dargebracht. So kunſtlos und ungeziert die ſanfte Jungfrau war, welche dieſen Aufruhr von Bewunderung und Liebe erregte, ſo konnte ihr doch der Grund davon nicht entgehen, und da ſie ihres Vaters Befehlen nicht ungehorſam werden durfte, ſo nahm ſie Zuflucht zu einem Schleier, welcher ihre Perſon ſo ſehr verhüllte, daß man nicht mehr das Geringſte davon ſehen konnte, als die zarte Hand, mit der das Mehl gemeſſen wurde. Doch dieſes Mittel, weit entfernt ihre läſtigen Sclaven zu entfernen, erregte vielmehr ihre Neugierde und entflammte ihre Einbildungskraft, ſo daß ſie täglich neue Verſuche wagte, und unter dem Gewühle, das vom Morgen bis zur Nacht den heiligen Schatten des Banianbaumes entweihte, mußte ſie in der Geduld ihren einzigen Troſt ſuchen. Die Brahminen, unter deren Obhut ſie von Purmatti geſtellt worden war, ſahen ſich genöthigt, wirkſame Maßregeln zu ihrem Schutze zu treffen, was nur dadurch zu bewerkſtelligen war, daß man des Banias Hütte mit einer mächtigen Truppe bewaffneter Mannſchaft umgab, welche für ihren Unterhalt nach und nach eine bedeutende Summe erforderte; überdieß verlangten die Prieſter eine ſchöne Belohnung für ihre Aufſicht, und dieſe Umſtände, nebſt dem gänzlichen Verluſte alles Handels, und die zahlloſen, nie endigenden Pilger, welche Vanadoſini wegen des Mehls umlagerten, zehrten täglich mehr an dem übriggebliebenen Eigenthum des abweſenden Purmatti, ſo daß man einſehen mußte, es werde binnen kurzem nicht eine Rupie mehr übrig ſeyn. Dieß war ſehr betrübend für Bikhari, den Zahlmeiſter, welcher indeſſen kein Mittel zu erſinnen wußte, um dem einbrechenden Verderben einen Damm entgegenzuſetzen; als ein frommer und gewiſſenhafter Mann, wollte er ſich nicht in die Erfüllung der Gelübde ſeines Freundes miſchen, und baute darauf, daß der Götter Gunſt Vanadoſini ihren Schutz und ihre Unterſtützung angedeihen laſſen würde.

Mehr als zwölf Monate waren ſeit der Abreiſe der Pilger abgelaufen, und noch kehrten ſie nicht zurück. Furcht und Angſt bemächtigten ſich der armen Vanadoſini, wenn ſie bedachte, was das Schickſal derer geweſen ſeyn möchte, die ihr ſo theuer waren; zudem brachten Sorge und Anſtrengung, und die Kenntniß von dem bevorſtehenden Verderben ihres Vaters eine traurige Wirkung auf ihre Geſundheit und ihren Geiſt hervor; die Farbe wich von ihrer ſchönen Wange, ſie lächelte nicht mehr, ihre ſanften Augen ſchwammen in Thränen, und

ihre runde Geſtalt verlor nach und nach die liebliche Vollkommenheit. Endlich erſchien ſie zum erſten Male nicht zu der beſtimmten Stunde des Sonnenaufgangs, um die harrende Menge zu beſchenken; ein gefährliches Fieber feſſelte das zarte Mädchen an das Krankenbett; aber ſtatt der unglücklichen Vanadoſini, kam Bikhari und erklärte mit gebrochener Stimme und geſenkten Blicken, daß nichts mehr von Purmattis Vermögen in ſeiner Kaſſe geblieben ſey. Allgemeiner Jammer und Mitleid wurde nun aus der Menge vernommen; und die Anweſenden zerſtreuten ſich unter Gebeten für Vanadoſinis Wiederherſtellung und die glückliche Rückkehr ihres nun beinahe in die Zahl der Heiligen verſetzten Vaters.

Kaum hatten ſie ſich von dem Dache des heiligen Banianbaumes entfernt, als Purmattis und des Perlenhändlers Ankunft dem ehrlichen Bikhari angekündigt wurde, der glücklich von der Laſt ſeiner Angſt befreit zu ſeyn, ſich beeilte, dieſelben zu begrüßen. Mit zarter Vorſicht theilte er ihnen das Uebel mit, das Purmatti, durch ſeine eigene verderbliche Liſt, vom Himmel auf ſein Haus herabgerufen hatte; der unglückliche Mann verwünſchte ſich wegen ſeiner Miſſethat, geſtand die Gerechtigkeit ſeiner Beſtrafung zu, flehte die Götter um Vergebung an, und rief aus: „durch Laſter und Thorheit, durch Habſucht und unvernünftige Leidenſchaft für unſer eigenes Fleiſch und Blut entſtehen Sorgen und Beraubung. So wird dem Blinden Weisheit gelehrt. Höre die Warnung mein Sohn; Jugend, Vermögen, Liſt und eine unbedachte Handlung bringen ſtets Gefahr. Welches Maaß von Unheil wird nicht von allen vieren in Verbindung herbeigeführt werden? Unter allen Beſitzthümern erſcheinen Erfahrung und Beiſpiel vornehmlich werthvoll; der Weiſe nennt ſie die oberſten Reichthümer, weil ſie nie verloren gehen, geſtohlen, oder zu Grunde gerichtet werden können; und wie durch die Verbindung von Gold das Glas den Glanz des Edelſteins gewinnt, ſo erhalten die minder Vollkommenen einen Schimmer durch die Geſellſchaft der Weiſen und Guten. Und wiederum, wer darüber wacht, ſchlimmen Neigungen Einhalt zu thun, wer überlegt ſpricht, mit Vorbedacht handelt, ein pflichtgetreues Kind, ein gewiſſenhafter Vater — alle dieſe werden tauſend Jahre lang kein Unglück anrichten; aber betrachte dagegen die Lage derer, die unordentlich genießen, und die Nahrung die ſie zu ſich nehmen. Welch' eine kurze Verbindung, um ſich gänzlich zu vernichten!“ Als er dieſe Worte der Weisheit geſprochen hatte, eilte Purmatti, ſein trauerndes Kind zu umarmen.

Die Rückkehr ihres Vaters trug sehr viel dazu bei, das körperliche und geistige Leiden der schönen Vanadosini zu heben, und in wenigen Tagen sah man sie unter dem dunkeln Schatten des runden Banian in Gesellschaft mit dem Perlenhändler und Bikhari ruhen. Der Gegenstand des Gespräches nahm die ganze Gruppe gleichmäßig in Anspruch; das verschämte Erröthen, und das bescheidene Lächeln Vanadosinis würden leicht haben errathen lassen, was des Perlenhändlers Stimme endlich laut aussprach: Alles, Alles, gehört ihr und euch Purmatti; daß ich durch der Götter Gunst wohlhabend bin, habt ihr erfahren; und nach so langer und strenger Prüfung meines Gemüthes möcht ihr selbst einsehen, ob ich die andern eilf Tugenden besitze, die ich euch genannt habe. O sprecht und sagt mir, daß der Schatten dieser Bäume von nun an meine Heimath seyn soll.

Und er ward seine Heimath.

Eine Scene an Bord eines Sclavenschiffes.

Im Monat Januar des vorigen Jahres verbreiteten sich seltsame Gerüchte auf der Insel Jamaica, in Beziehung auf ein Verbrechen, das nach der allgemeinen Sage an Bord des Arrogante, eines portugiesischen Sclavenschiffes, verübt worden seyn sollte, welches kurz zuvor von dem englischen Kriegsschiffe the Snake (die Schlange) genommen worden war. Bald verlieh ein reicher Pflanzer, Herr Evelyn, diesen Gerüchten den Nachdruck einer peinlichen Anklage. Er gab dem Sekretär der Colonie die unglaublichen Gerüchte an, die zu seinen Ohren gelangt waren, und sogleich wurden zwei gerichtliche Commissionen, die eine in Montego, die andere in Lucea beauftragt, Untersuchungen einzuleiten. Nur nach langer Zeit und eifrigen Nachforschungen gelang es diesen Specialcommissionen endlich im Monat August 1838 ihre Ansichten und ihr Urtheil über die barbarischen Acte festzustellen, welche eine wilde Habgier den furchtbar blutigen Annalen des Sclavenhandels beigefügt hatte.

Man weiß, daß in Folge feierlicher Uebereinkunft, welche von allen Mächten Europas die Billigung erhalten hat, der Sclavenhandel streng verboten ist. Die Seestaaten Frankreich, Dänemark, Spanien, Portugal u. s. w., haben sich nach und nach den Unterdrückungsmaßregeln angeschlossen, welche England seit geraumer Zeit getroffen hatte, um dieser gehässigen Seeräuberei ein Ziel zu setzen. Aber die Unternehmungen der Sclavenhändler kommen noch sehr häufig vor, trotz der exemplarischen Strafen, welche die Kreuzer von England und Frankreich über die auf offener See gefangen genommenen Sclavenschiffe verhängt haben. Die ihren Familien entrissenen Schwarzen finden noch Käufer unter den Pflanzern der südlichen Provinzen der Vereinigten Staaten, in Brasilien, auf Cuba und auf andern spanischen und portugiesischen Inseln. Das Sclavenschiff der „Arrogante", der Schauplatz der Thatsachen, die wir hier geben, war in offener Verletzung der Gesetze in dem Augenblicke begriffen, da er von dem Snake erblickt, verfolgt und genommen wurde.

Man war einige Tage von den Küsten von Guinea entfernt, als dieses Kriegsschiff unter den Befehlen des braven Kapitän Milar, eine lebhafte Jagd auf das Sclavenschiff machte. Während der Arrogante mit vollen Segeln floh, bemerkte man eine außergewöhnliche, geheimnißvolle Bewegung an seinem Bord. Einige Menschen warfen mit größter Eile einige Gegenstände in die See, deren Beschaffenheit und Gestalt man durchaus nicht genau unterscheiden konnte, die sie aber ohne Zweifel nicht zur Kenntniß der Engländer kommen lassen wollten. Hatte das Sclavenschiff außerdem, daß es sich der Verletzung der Gebote der Menschheit schuldig gemacht, noch ein anderes Verbrechen begangen? Suchte es in der Ueberzeugung, dem Eifer des Verfolgers nicht entgehen zu können, von dem es schon im Bereiche seiner furchtbaren Batterien gehalten wurde, die materiellen Beweise dieses Verbrechens in den Gewässern des Oceans zu begraben, deren Tiefe das Geheimniß so mancher kalten Greuelthat empfangen und bewahrt hat?

Eine von dem Snake abgesandte Schaluppe ergriff Besitz von dem Sclavenschiffe, und man nahm sogleich das erforderliche Protokoll auf, um die Confiscation zu rechtfertigen. Als man den Kapitän über die seiner Gefangennehmung vorangehenden Thatumstände befragte, schien er sehr bewegt, was dem ehrenwerthen Kommandanten des Kriegsschiffes nicht entging. Da sich indessen die Unruhe und Bläße dieses Menschen

durch seine außergewöhnliche Lage erklären ließen, so erregten sie in den Engländern keinen finsteren Verdacht. Die abgezehrten Neger wurden nach der Bucht von Montego gebracht, und vorläufig unter den Schutz von Herrn Roby, einem Zolleinnehmer (Collector of Customs), gestellt.

Diese armen Leute, welche sich nicht verständlich machen konnten, und überdieß vom Eindrucke des Schreckens gefesselt wurden, der ihnen von ihrer Gefangenschaft geblieben war, sprachen anfangs keine Klage gegen den Kapitän und die Mannschaft des Sclavenschiffes aus. Man verwendete sie, wie dieß gebräuchlich ist, als Arbeiterlehrlinge bei den Pflanzern der Colonie. Hier fanden sich endlich Landsleute und Dollmetscher unter den Schwarzen, welcher man sich, wie ihrer, bei dem Anbau der Ländereien bediente, und sie konnten die furchtbaren Umstände einer Mordscene erzählen, deren Opfer einer von ihnen gewesen war. Aus der doppelten Untersuchung des Colonialgerichtes stellte sich Folgendes heraus:

Nach allen Zeugnissen waren die armen Sclaven, Männer, Weiber und Kinder, der Mehrzahl nach wie Waarenballen im untersten Raume aufgehäuft, der grausamsten Behandlung unterworfen worden. Mit Ausnahme von vier Negern, die man beim Manövriren, oder als Küchengehülfen verwendete, waren sie beständig unten im Schiffe geknebelt geblieben, wo sie aus Mangel an Luft und Raum kaum athmen, und sich drehen konnten. Als Speise erhielten sie mit Salzwasser gekochten Reis; man gab ihnen zu jeder Stunde Peitschenhiebe, und diejenigen, welche unterlagen, wurden sogleich über Bord geworfen.

Aber diese Barbareien waren nur das Vorspiel einer höllischen That, die vom Kapitän und der Mannschaft nach einer viertägigen Fahrt ersonnen und ausgeführt wurde.

Unter den Schwarzen, welche die menschliche Ladung der Arrogante bildeten, war eine Familie, bestehend aus zwei Brüdern und einer Schwester, alle von demselben Vater und derselben Mutter, wie die Untersuchung sagt. Der Aeltere, ein Mann von merkwürdigem Wuchse und bedeutender Körperkraft, nannte sich Minna; der andere, unter dem Namen Lawley bekannt, war zwanzig Jahre alt, und wurde zu Zeiten an Bord als Küchengehülfe verwendet; die Schwester, Sydea genannt, welche ihr Loos theilte, war ein Mädchen von achtzehn Jahren.

Minnas Betragen ſcheint nicht ſo beſchaffen geweſen zu ſeyn, daß dadurch der Zorn der Portugieſen und ihres Führers erregt werden konnte. Wurde er alſo unter Allen zum Opfer erwählt, ſo geſchah es aus cannibaliſcher Luſt und mit kaltem Blut.

Eines Tags, ungefähr zur Zeit des Sonnenuntergangs, ergriff die Mannſchaft ungewöhnliche Maßregeln, um das Verdeck frei zu machen, und der Beobachtung zu entgehen. Man befahl den Kindern von zwölf bis dreizehn Jahren, die man ſonſt überall umhergehen ließ, ſich in den untern Raum zu begeben. Nachdem man den Küchengehülfen Lawley über die Blutsbande befragt hatte, durch die er mit Minna zuſammenhing, entfernte ihn der Capitän unter einem Vorwande, der ſich auf ſeinen Dienſt bezog. Dann ſpannte man ein Tuch quer über das Verdeck, um Alles, was hinter dieſer Tapete vorging, vor den Blicken zu verbergen.

Hierauf ließ man Minna heraufkommen, und zum erſten und letzten Male ſeit dem Tage, da er mit den Seinigen in den Raum des Schiffes geworfen worden war, konnte der unglückliche Schwarze einen Augenblick frei athmen. Man ließ ihn an dem Ueberreſte von dem Mahle des Kapitän Theil nehmen; man hieß ihn niederſitzen, und gab ihm Rum zu trinken; Minna mißbrauchte, wie man dieß haben wollte, die Freuden ſeines Glückes, und verfiel bald in einen Zuſtand völliger Trunkenheit. Man war nun ſicher, mit ſeiner athletiſchen Kraft leichtes Spiel zu haben, und ſtieß ihn hinter das Tuch.

Die Portugieſen hatten gehofft, kein Auge vermöchte den Schleier zu durchdringen, mit dem ſie ſich umgeben hatten. Aber die Vorſicht wollte nicht, daß ein ſo großes Verbrechen unbekannt bliebe. Die Kinder, welche ſich heimlich genähert, und an dem Tuche niedergeduckt hatten, zwei Küchengehülfen, und der unglückliche Lawley ſelbſt, von Angſt herbeigezogen, und beinahe des Bewußtſeyns beraubt, waren Zeugen des an der Perſon von Minna verübten Mordes. Man hatte dieſen niedergeworfen, und ſeinen Kopf auf ein Stück Holz gelegt. Zwei Männer hielten ſeine Hände auf dem Rücken, zwei andere drückten ſeine Beine feſt zuſammen. Ein Matroſe hielt ein großes Meſſer an die Kehle des Opfers, dieſes ſprach zweimal krampfhaft den Namen ſeiner Schweſter aus und rief: „Sie tödten mich! Sie tödten mich!“

Dieſes verzweiflungsvolle Geſchrei drang bis zu Sydea, und wurde von allen Sclaven gehört, welche das Mädchen umgaben. Dann trat tiefe Stille ein, und trotz der Vorſichtsmaßregeln, welche die Portugieſen getroffen hatten, indem ſie eine Schale unter Minnas Kopf ſtellten, verbreitete ſich ſein Blut auf dem Verdecke. Die Sclaven konnten es durch die Zwiſchenräume der Bretter ſickern und tropfenweiſe zu ſich herabfallen ſehen. Man ſchüttete das in der Schale geſammelte Blut ſofort in das Meer, und goß eine große Menge Waſſer auf das Verdeck, um es zu waſchen. Der Kapitän und die ganze Mannſchaft hatten dieſer gräßlichen Scene beigewohnt, oder daran Theil genommen.

Der Zweck der Mörder war hiebei folgender: ſie wollten das Fleiſch des Opfers den andern Schwarzen als Nahrung vorſetzen. Für ſich ſelbſt litten ſie keinen Mangel an Mundvorrath. Außer einigen Ueberreſten von Zwieback und Reis, beſaßen ſie noch ein Schwein, und die Hühnerſtälle waren gut verſehen. Aber ſie wollten dieſe Mittel für ſich ſelbſt bewahren, oder einer Laune ausgeſuchter Barbarei fröhnen.

Lawley und die kleinen Schwarzen, welche Zeugen des von den Portugieſen begangenen Mordes geweſen waren, erzählten die Sache ſogleich den andern Sclaven, und das Verſchwinden Minnas, den man von dieſem Tage an nicht mehr ſah, machte es ihnen nur zu gewiß, daß man ihren Bruder ermordet hatte. Sie ſollten noch dem grauſamſten Beweiſe unterworfen werden. Die Portugieſen, ſtets von den Negern beobachtet, arbeiteten noch an demſelben Abend, und am andern Morgen daran, den Leichnam in Stücke zu zertheilen. Das Meer empfing den Kopf, die Hände, die Füße und die Eingeweide. Man behielt das Herz und die Leber, welche man mit einem Theile der Schultern und Schenkel für den Verbrauch des Tages beſtimmte. Die übrigen Theile des Körpers legte man in einen großen Topf mit viel Salz.

Minnas Fleiſch, von dem man Haut und Knochen ſorgfältig weggenommen hatte, wurde den Schwarzen drei Tage hintereinander, bis zu der Ankunft des Snake vorgeſetzt. Nach der Angabe der Zeugen war es ganz roth, und man durfte es nur ſehen, um zu erkennen, daß es keineswegs Rindfleiſch, Schöpſenfleiſch oder Schweinefleiſch war;

überdieß wurde das Schwein, das einzige Thier, welches noch an Bord übrig geblieben, erst achtundvierzig Stunden nach Ermordung des Negers geschlachtet. Die Portugiesen waren besorgt, in ihrem Topfe nichts von dem abscheulichen Nahrungsmittel finden zu lassen, das sie für die Sclaven bestimmten, um es unkenntlicher zu machen, schnitten sie das Fleisch in kleine Stücke, und vermischten es mit etwas in Wasser gekochtem Reis.

Man denke sich den Widerwillen und Eckel der Schwarzen. Lawley rief ihnen verzweiflungsvoll zu, sie sollten die gräßliche Speise wegwerfen; Sydea brach in ein jammervolles Schluchzen aus. Beide stießen, trotz Drohungen und Schlägen, das Fleisch, welches man ihnen vorsetzte, von sich; nur die Hälfte ihrer Gefährten hatte den Muth, ihrem Beispiele zu folgen. Die Wenigen, welche aus Furcht nachgaben, spuckten alsbald wieder aus, was sie in den Mund genommen hatten. Bis auf das Blut gepeitscht, fielen die Widerspenstigen unter dem Hagel von Schlägen ohne Bewußtseyn nieder, und blieben oft in einem Zustande völliger Unempfindlichkeit auf dem Boden ausgestreckt liegen; mehre stürzten zusammen, ohne sich wieder zu erheben.

Eilen wir zum Schlusse dieser gräßlichen Geschichte. Am vierten Tage endlich befreite der Snake die Ueberlebenden. Als feige Mörder hatten die Portugiesen selbst Furcht; sie beeilten sich, den Rest der für die Neger bereiteten Speisen, den großen Topf, welcher noch einige Stücke von Minnas Leichnam enthielt, einige im untern Schiffsraum liegende Leichname und die Hühnerställe in das Meer zu werfen, wahrscheinlich um dem Gewichte einer zukünftigen Anklage den Schein vollkommener Entblößung gegenüberzustellen.

Alle diese Thatumstände wurden nach und nach von den, auf dem Arrogante vorgefundenen Negern jedes Alters und Geschlechtes bestätigt, die nun auf den Pflanzungen von Herrn Evelyn, de Castos, Attwood und Andern angestellt und auf zu große Entfernungen von einander getrennt waren, als daß sie sich hätten über die verschiedenen Umstände des Verbrechens verständigen können, welche sie ungefähr in denselben Worten erzählten.

Es ist bemerkt worden, daß man zwei Untersuchungscommissionen in Montego und Lucea mit dieser Sache beauftragte; während die erstere die Schwere der Anklage anerkannte, hielt sie dieselbe doch nicht

für zureichend, um materiell und moralisch den Thatbestand eines Verbrechens darzuthun, welches allen Gefühlen der menschlichen Natur widerstrebt; die letztere dagegen faßte, nach langer und reiflicher Erwägung, eine andere Ansicht, und es läßt sich wohl behaupten, daß ihre Ueberzeugung allgemein von der öffentlichen Meinung getheilt wurde. In dem Berichte, welchen die ehrenwerthen Richter der Commission von Lucea an den Gouverneur von Jamaica, Sir Lionel Smith, unter dem 9. August 1838 abfaßten, drücken sie die Ueberzeugung aus: „daß der Sclave Minna mit kaltem Blute von dem Kapitän und der Mannschaft des Sclavenschiffes, der Arrogante, ermordet worden sey, daß man einen Theil seines Körpers und seiner Glieder den Negern als Nahrung gegeben habe; daß dieses doppelte Verbrechen gegen die letzte Periode der Fahrt stattgefunden habe, und daß dabei, wenn sich auch die Gründe nur schwer ermitteln lassen, doch kein Umstand als nicht mit den Grausamkeiten aller Art übereinstimmend erscheine, welche die Portugiesen seit ihrer Abfahrt von den Küsten von Afrika bis zum Zusammentreffen mit ihrer britischen Majestät Schiffe verübt hätten."

Fahrten im canariſchen Archipel.

(Letzter Artikel aus dem Werke von Sabin Berthelot und Barker Webb über die Canariſchen Inſeln.)

Als wir nach mehrjährigem Aufenthalt in Teneriffa die Inſel gänzlich erforſcht hatten, machten wir einige Fahrten in den ganzen Archipel, deren Reſultate ſchon theilweiſe mitgetheilt ſind; was ich hier ſchließlich neben dem Reiſebericht gebe, kann deshalb nur als Nachtrag betrachtet werden.

Am 21. Mai 1830 ſchifften wir uns in Santa Cruz, auf einer ſpaniſchen Goelette, der Regierung gehörig, ein, welche nach Lancerotte beſtimmt war. Der Kapitän war aus Sevilla und hatte einen berühmten Ahnen, jenen Nacheiferer des großen Colon und den Entdecker von Paſia. Don Alonſo de Hojeda, dieſer würdige und kühne Seemann hätte ſich aber ſchwerlich ſeinen Nachkommen, den neueren Sevillano zum Schiffsjungen erkoren, der ſo unerfahren in der Nautik war, wie kaum ein britiſcher gemeiner Matroſe. Ueberhaupt habe ich an Bord dieſes Schiffes vieles in Betreff der jetzigen ſpaniſchen Marine für erklärlich gefunden, und wundere mich nicht mehr über den ſchlechten Erfolg aller See-Expeditionen nach Amerika, während des Unabhängigkeitskrieges der Colonien. Am Bord herrſchte durchaus keine Disciplin.

Die Mannſchaft, faſt ausſchließlich aus Andaluſiern beſtehend, lärmte fortwährend auf dem Verdeck, widerſprach und gehorchte nur nach Zanken. Am 22. Mai waren wir auf der Höhe von Canaria; die Einen riethen auf Fuertaventura zu ſteuern, da der Wind uns entgegen war, die Andern an der Küſte hin zu laviren. Der Kapitän befahl, eine Wendung zu machen. Der Steuermann antwortete mit einem y para que (weßhalb); der Kapitän ſaß auf dem Hintertheile mit dem Fernrohr in der Hand, ſah nach dem Horizont, und wagte keine Segel aufzuſpannen. Am Abend wurden die Segel eingezogen, und wir machten drei Tage lang denſelben Weg, den wir bei Tage zurückgelegt hatten, vom Winde getrieben, in der Nacht wieder zurück. Endlich, am 25., erreichten wir die Spitze von Lancerote, und fuhren die Küſte dieſer entlang, welche der früher gegebenen Darſtellung von der Dürre und Oede dieſes Landes entſpricht. Nichts wie Felſen und Streifen dürren Sandes.

Wir landeten in Arrecife, ſicherlich dem beſten Hafen der Canarien, wo ſich eine Stadt durch den Handel mit Soda zu bilden anfängt, welche von dem **Messembryanthemum crystallinum**, oder der **glacialis** gewonnen wird. Die Stadt iſt aber noch immer nicht viel mehr als ein Flecken, ob auch ſehr hübſch gebaut und reich. Die ganze Umgegend iſt dürr; nach der Aernte findet man kein Grün; nirgends findet man Quellen, Raſen und Schatten; man glaubt ſich in die Sahara verſetzt. Hin und wieder finden ſich zwar künſtliche Raſen, allein dort hat man eine Felsſchicht durchhauen müſſen, bevor man an urbares Land kam. An ſolchen Orten befindet ſich ein Maierhof in der Tiefe. Somit iſt jene Pflanze, woraus man die Soda gewinnt, das **Messembryanthemum crystallinum** eine wahre Wohlthat für das Land. Sie ſcheint auf dem dürren Boden um ſo beſſer zu gedeihen, denn ſie wächst ſogar auf den Lawa- und Schlackenſchichten, welche von der beſchriebenen furchtbaren Eruption von 1730 herrühren. Ihr Anblick iſt des Morgens wahrhaft entzückend, denn ſie iſt dicht mit Thautropfen beſetzt, der Boden unter ihr iſt naß, und der Durſtige kann ſich an ihr laben. Die Einwohner gewinnen ſo einen großen Theil des Waſſers, das ſie verbrauchen.

Von dort begaben wir uns nach Teguize auf Eſeln von reinem Blut. Man verzeihe den Ausdruck, allein er drängte ſich mir auf, denn hier und in Fuertaventura, hat dieß Thiergeſchlecht, obgleich ge-

zähmt noch ganz das Ungeſtüme und den Muth des ſogenannten Onagar *). Sie ſind voll Kraft und Muthwillen, und ſcheuen nie die gefährlichſten Pfade. Der Eſel, den ich ritt, ſtolzirte wie ein Pferd der Reitſchule. — Unſer Gepäck trugen Kameele, deren Race, wie ich ſchon bemerkte, der Eroberer Betencourt aus Afrika einführte.

Teguize, gegenwärtig San Miguel, iſt die Hauptſtadt der Inſel. Den Namen verdankt ſie der Tochter des letzten Königs der Guanches, der Geliebten des Macion Betencourt, der dem Eroberer nachfolgte, und ſich mit der Dame ſeines Herzens vermählte, nachdem er ritterlicher Weiſe ihren Namen der neugebauten Hauptſtadt ertheilt hatte. Der Palaſt der ehemaligen Herren prangt aber jetzt nicht mehr mit dem frühern Glanze; außer den Formen deſſelben, geben nur einige alte Kanonen auf der Citadelle Kunde von früherer Zeit. Man zeigte uns auch das Haus des Clavijo, des Ueberſetzers von Buffon, der unter Carl III. in Spanien „den Denker" herausgab.

Wir fanden Unterkommen in einem Kloſter, verließen aber den Ort ſehr bald, und richteten unſern Weg auf die Oaſe des Thales Heria. Von dort machten wir einen Ausflug auf die Inſel Graciosa, die, noch wüſter wie Lancerote, Naturforſchern eine bedeutende Ausbeute an Seevögeln und Moluſken gibt, und wo wir unſere Sammlungen bedeutend vermehrten. Am nächſten Tage kehrten wir nach Lancerote zurück, und eilten nach Arecife, um uns dort nach Fuertaventura einzuſchiffen. Auf unſrem Wege bemerkten wir die Trümmer eines Schloſſes der Guanches, welches einſt die Eroberer mit Bewunderung erfüllt hatte, und auch jetzt in ſeinem gänzlichen Verfall einen impoſanten Anblick gewährt. Es iſt nämlich ein Cyklopenbau, jene ſonderbare Bauart, die man in Griechenland, in Deutſchland, in England und Irland findet, und die dort eine Urzeit andeuten, deren Urſprung ſich aber auf den Canarien hiſtoriſch nachweiſen läßt. Hier beſteht er aus Baſaltſtücken, die übereinander gethürmt ſich durch Schwere halten, einander in die Fugen greifen, und ſo eine Mauer bilden. — Erſtaunenswerth bleibt es, wie dieſe Maſſen gehoben werden konnten.

Von Arecife ſchifften wir uns nach Fuertaventura ein; nach vier Stunden landeten wir bereits in Puerto-Cabras. Dieſer Hafen iſt ein zweiter Stapelplatz für Korn und Soda. Einige Straßen bilden

*) Wilden Eſels.

sich auf einer früheren Sandküste, allein die Gegend ist ohne Wasser; Dreiviertelsjahre lang bietet das Land den Anblick einer Wüste, und der Name Herbaria, der ihm im Alterthum sicherlich gegeben wurde, weil die Mauritanier Jubas während der Regenmonate landeten, schien uns eine Verhöhnung, denn es war bereits Juli, und die Hitze unerträglich. Dennoch reisten wir in das Innere, zuerst nach Antigua, wo uns mehre englische Kaufleute, die mit Soda handelten, in einer Scheune empfingen. Die Beschreibung des Landes habe ich bereits gegeben; wir durchzogen die Umgegend, um unsre Vögelsammlung zu vervollständigen, und waren hierin glücklich. Ebenfalls kann ich zu der Beschreibung der alten gothischen Hauptstadt Belancaria nur noch hinzufügen, daß der Eroberer dort das Recht der Normandie einführte, welches theilweise noch gilt, und daß man wahrscheinlich noch im eilften Jahrhundert dort das Französische sprach.

Bald darauf schifften wir uns nach Canaria auf der Brigantine Severa ein, welche zum Fischfang auf der afrikanischen Küste bestimmt war, an der Canaria anlegen wollte, und, wie alle Fahrzeuge der Art, stark bemannt war. Die Severa hatte jetzt eine Ladung Vieh eingenommen; sie war eine wahre Arche Noah's. Hühner, Schaafe, Kameele, Hunde, brüllten, bellten und blöckten durcheinander, bis die Seekrankheit das Concert beendete, und die ganze Truppe zum Schweigen brachte. Bald auch hielt der Capitän das Fahrzeug an, und ein Dutzend armer Familien aus Canaria, die in Fuertaventura an der Aernte gearbeitet hatten, schiffte sich ein. Dieß war uns natürlich nicht angenehm, allein wir mußten uns fügen. Darunter befanden sich mehre Weiber mit Säuglingen, deren Geschrei, wie es schien, sich nicht sobald beruhigen würde. Auch die Thiere fingen ihr Concert wieder an, sobald sie fühlten, das Schiff stehe stille. Um es zu vermeiden, benutzten wir zwei Stunden Rast, um die Küste zu besehen, die uns aber weiter Nichts bot, als die dürre, traurige Einöde der ganzen Insel. Nichts desto weniger fanden wir dort zwei Engländer in einer Scheune, als Comptoir. Der Handel mit Soda hatte sie herbeigezogen.

Nachdem die Severa wieder unter Segel gegangen war, flog sie bei der Halbinsel Herdia vorüber. Hier änderte sich die Gestalt der Küste; anstatt der dürren Sandebene bemerkten wir mahlerische und wilde Felsen. Wie bedauerte ich, die Halbinsel nicht erforschen zu können, denn dort hätte ich mir vielleicht eine Mumie verschafft, da die Guanches von Fuertaventura diesen Felsenstrich zu ihrem Begräbniß-

orte wählten; und da mehre Mumiengrotten, wie ich bereits erwähnte, dort gefunden wurden.

Unsere kurze Reise sollte jedoch nicht ohne Sturm vorübergehen. Der Wind ward heftig; der Horizont wurde drohend und bald brach auch die Nacht herein, um die Schrecken zu vermehren. Starke Windstöße legten das Schiff auf die Seite, und bewirkten an Bord eine furchtbare Unordnung. Wellenschläge überschwemmten das Verdeck; die Passagiere stürzten sich in den unteren Raum, fielen, und wälzten sich unter die Thiere, die man nicht mehr bändigen konnte. Es entstand ein noch grelleres Concert, wie das frühere, welches das Geheul des Sturms in Zwischenräumen übertönte; Alles drängte sich in den Winkeln zusammen, nur die Kameele, deren Zaum man an die Schiffswand gebunden hatte, kauerten ruhig mit ihrem Vordertheile nieder, und regten sich nicht, wenn ihre Seite einen Stoß erhielt. Ich befand mich in der Cajüte, mit einem Dutzend Frauen und Kindern, deren Wimmern das Geheul der Thiere beinahe übertönte. Außerdem war der Gestank unerträglich; ich konnte es in der Cajüte nicht mehr aushalten und ging auf's Verdeck. Der Capitän, ein Isleño, ein anderer Seemann und der geborene Spanier standen an der Barre. „Der Wind ist stark, redete er mich an, aber die Barke ist fest." Wir wurden von dem Winde in der Richtung nach Canaria fortgetrieben. Die Matrosen spotteten über das Mißgeschick der Reisenden, und über den Lärm im untern Raum. Ich sah, daß ich es mit abgehärteten Leuten zu thun hatte. Bald auch ließ der Sturm nach; man spannte ein Segel auf, und mit Tagesanbruch ankerten wir im Hafen de la Luz.

Kaum hatten wir uns an's Land begeben, um unsere Lastthiere zu erwarten, und um nach einem Nachtlager uns umzusehen, als wir einen neuen Beweis der schon so oft von mir gepriesenen Gastfreundschaft der Isleños erhielten. Eine canarische Dame, die Keiner von uns kannte, lud uns zum Frühstück ein. Donna Maria Candelaria, die uns diese Einladung zukommen ließ, bewohnte ein Landhaus am Meere, um die frische Seeluft zu genießen. Sie war eine alte, unverheirathete Dame von munterer Laune, obgleich bereits 60 Jahre alt. Da sie täglich vor der Morgenröthe aufstand, hatte sie unser Fahrzeug von weitem gesehen, und alsdann bemerkt, wie wir mit unsrem Reiseanzuge und mit den Jagdflinten an's Land sprangen. Unsre Koffer, kurz unser ganzes Gepäck hatte ihre Neugier erregt, sie schickte nach Kundschaft aus, und diese erhielt sie von einem Fremden, der uns in Fuertaventura gekannt hatte. Als wir daher anlangten, kannte sie bereits

unſre ganze Geſchichte. „Sie müſſen, redete ſie uns an, vom Sturme ſehr ermüdet ſeyn.“ Nehmen Sie daher dieſe Erfriſchungen und machen Sie keine Umſtände. Ich biete Ihnen eine Gaſtfreundſchaft an, die Sie bald genöthigt ſeyn würden, von mir zu erbitten, denn der Weg bis zur Stadt iſt noch weit, und in der Umgegend iſt kein anderes Unterkommen zu finden. Wir nahmen das Anerbieten mit Freuden an; Donna Maria ſetzte ſich neben uns, und das Geſpräch begann bald in der vollkommenſten gegenſeitigen Vertraulichkeit. „Ich liebe die Fremden, ſagte ſie uns, und pflege alle Gelandeten auf dieſem Strande aufzuhalten. Zwei Drittel meines Lebens habe ich damit zugebracht, Piaſter zu ſammeln; gegenwärtig verbringe ich meine Zeit und meine Einkünfte. Dieſe unabhängige Exiſtenz ſcheint mir vorzüglicher, wie die Geſellſchaft eines Gemahls. Ueberall wohne ich auf meinen Landgütern nur kurze Zeit; bald im Innern, bald am Ufer des Meeres, bald in der Stadt.“ Sie führte wirklich ein Nomadenleben. Ihre Munterkeit, Offenheit und Herzensgüte hatten ihr viele Freunde erworben; ihre Empfehlung war uns ſomit von großem Nutzen, als wir das Innere der Inſel durchſtreiften.

Die Kameele langten an, und wir nahmen unter Dankſagungen Abſchied. „Reiſende, ſagte ſie uns lachend, pflegen unbeſorgt hinſichtlich ihres Nachtlagers zu ſeyn. Allein in Las Palmas gibt es nur eine ſchlechte Herberge.... Ich kenne die Eigenthümerin des Hauſes und will Ihnen eine Empfehlung mitgeben. Ihr Führer, Tio Pedro, wird Ihnen das Haus zeigen. Tio Pedro gehorchte; nach einer Viertelſtunde waren wir auf dem Wege nach der Ciudad de las Palmas.

Ueber die Mannigfaltigkeit unſerer Reiſe brauchten wir uns nicht zu beklagen. Wir hatten uns auf einem Fahrzeuge eingeſchifft, das wie die Arche Noa's beladen war, einen Sturm überſtanden, bei unſerer Ausſchiffung ſogleich eine Freundin gefunden, und durchſchritten jetzt die Thore einer eleganten und ſchönen Stadt. Nur Seereiſen können ſo plötzliche Uebergänge gewähren. Am Abend vorher hatten wir am Hafen, wo wir uns einſchifften, den Anblick der Wüſte, jetzt das Bild der Civiliſation. Die Sonne ſchien hell in der Palmenſtadt, als unſer Führer vor einem Hauſe hielt, das er als die Herberge bezeichnete. Ein ſchönes Mädchen empfing den Brief der Donna Maria, und ſagte uns, nachdem ſie ihn geleſen: „die Herrin des Hauſes iſt auf einige Tage verreist, und ich bin beauftragt, die Fremden in Abweſenheit derſelben zu empfangen. Eure Gnaden können keine beſſere Empfehlung bringen. Donna Maria wird zufrieden ſeyn.“ Alsdann wies ſie uns unſre Zimmer an. Das Haus war elegant möblirt, und der Saal

hauptsächlich zu prächtig für eine Herberge. Wir fragten nach der gewöhnlichen Zeit des Mittagessens, um uns darnach einrichten zu können. Die Patrocinita erwiderte, wir möchten es nach unserer Bequemlichkeit bestimmen, und wir wählten deßhalb die französische Sitte, um vier Uhr zu speisen.

Wir waren kaum zwei Tage lang in unserer Wohnung, als Tio Pedro unsre Täuschung zerstörte. Er begegnete uns auf der Straße und kündete uns die baldige Ankunft der Donna Maria an. „Sie kommt heute Abend sagte er, zum Verdruß der Fischer, denn sie läßt das Beste aufkaufen, und pflegt nicht zu handeln. Die Fische sind zu Geschenken für ihre Freunde bestimmt, und Sie erhalten die Besten." — „Wie? diese trefflichen Fische, die Ihr in dem Korbe habt, sind unser?" — „Gewiß muß doch ihr Haus zuerst versehen werden." — „Ihr Haus? Wir sind also in keiner Herberge." — „Bah! Eine Herberge befindet sich nicht in der Stadt. Eure Gnaden wohnen bei Donna Maria."

Wir befanden uns wirklich in Verlegenheit. Der Scherz war nicht übel, da wir aber einmal die Wahrheit erfahren hatten, mußten wir uns anderswo eine Wohnung suchen. Wir kehrten deßhalb nach Haus zurück, um dort zu überlegen, was wir ferner thun sollten. Neue Ueberraschung. Donna Maria war uns zuvorgekommen und empfing uns lächelnd: „Wie befinden Sie sich? Hat Patrocinita ihre Pflicht erfüllt?" — „Ja Señora, wir konnten kein besseres Unterkommen finden, und Ihre Gesellschaftsdame hat ihre Rolle trefflich gespielt." Bei dieser Antwort biß sich Donna Maria auf die Lippen: „Ich sehe wohl, man hat mich verrathen; irgend ein Schwatzhafter, vielleicht ein Eifersüchtiger — wie, Sie sind böse? wollen Sie mich sobald verlassen, und mich beleidigen, indem Sie bei einem Andern Gastfreundschaft suchen, denn in diesem Lande haben Sie keine andere Hilfsquellen. Sie müssen jetzt einmal hier bleiben, mein Haus ist groß genug; Sie werden mir in keiner Weise beschwerlich fallen." Was war zu thun? Wir blieben, und dieß bekam uns sehr wohl; denn Donna Maria erwies uns die Aufmerksamkeit einer Mutter, mit einer Herzensgüte und einer Uneigennützigkeit, die auch bei ärmlicher Bewirthung gerührt haben würde.

Wir blieben in der Stadt mehre Tage lang, welche wohl verdient, daß man in ihr verweilt. Gegenwärtig enthält sie **12000** Einwohner. Eine schöne steinerne Brücke über der Schlucht Giniguada verbindet die beiden Stadttheile; Triana, nach der Vorstadt Sevilla's benannt, wo der lebhafteste Handel betrieben wird, und Vegueta, wo der Adel, die Magistratur und der Clerus wohnen. Unter den Gebäuden dieses

Stadttheils, ist das der Inquisition durch sein düsteres Aussehen auffallend, denn es ist aus schwarzer Lava erbaut. Das furchtbare Tribunal hat hier manches Auto da fé gefeiert; so wurden 1567 ein Guanche, 1576 ein Maure, und 1559 zwei Portugiesen verbrannt. Daneben liegt das Schulgebäude. Als 1820 die Inquisition durch Einführung der Constitution aufgehoben wurde, langte die Nachricht mitten in der Nacht an. Die Studenten läuteten plötzlich die Todtenglocke. Als die Einwohner, durch den Lärm beunruhigt, herbeiliefen, riefen ihnen die jungen Leute aus den Fenstern zu: „Beruhigt Euch und seyd froh; die Nachbarin ist todt. Es lebe die Constitution!“

Die Cathedrale ist ein herrliches Gebäude. Sie wurde 1500 vollendet und besteht aus fünf gothischen Schiffen, einem in der Länge, welches von vier andern durchschnitten wird. Ihr Aeußeres gleicht vollkommen der Kirche St. Sulpice in Paris, die auch ungefähr aus derselben Zeit stammt. Säulen, Chor, Kirche, Altäre, Alles ist prächtig und mit Kostbarkeiten geschmückt. Ueber diesen ist eine große silberne Lampe von 100 Mark Gewicht besonders auffallend. — Dort ruht der Dichter Ceyrasco, den Cervantes als seinen Lehrer in der Poesie feiert, und der so oft schon erwähnte Viera, der Geschichtschreiber seines Vaterlandes im vergangenen Jahrhundert, ebenfalls auch als Naturforscher nicht unberühmt. Beide waren Mitglieder des Domkapitels.

Der Stadttheil Vegueta enthält außerdem vier Klöster, die Gefängnisse und die Gerichtshöfe, kurz alle öffentlichen Gebäude.

Zwölf Tage verweilten wir in der Palmenstadt, als unsre Begier nach Excursionen wieder erwachte, nachdem wir eine Gegend nahe bei der Stadt besucht hatten. Vor wenigen Jahren war dieselbe noch ein Morast. Gegenwärtig ist sie mit Meierhöfen, Zuckerfeldern und Weingärten bedeckt. Man sieht, die Canarier sind gewerbthätiger, wie die übrigen Spanier. Zunächst besuchten wir die Caldera von Bandama, welche ich bereits früher schon erwähnt habe. Sie ist ein erloschener Vulcan mit eingesunkenem Krater, von 1000 Fuß hohen und steilen Felswänden umringt, wo aber schon gegen die Mitte der Anbau beginnt. Im Inneren liegen Pachtungen, Urwälder von den Bäumen aller Climate, die von einer treibhausähnlichen Hitze gepflegt werden, und grünende Maisfelder, unter denen ein Bach, der aus der Lava entspringt, sich hinschlängelt. Wir brachten dort einen Tag zu, und begaben uns dann nach Telde, einer Stadt von 4000 Einwohnern, in deren Nähe uns ein englischer Park entzückte, den ein reicher Isleño sich mit dem feinsten Geschmack angelegt hatte, ob er gleich nie über sein Vaterland hinausgekommen war. Von dort besuchten wir den

bereits beſchriebenen Cumbre und die Tejada, mit deren Erforſchung wir drei Monate zubrachten. In den Niederungen der letzteren bereicherten wir unſre Sammlungen, denn dorthin pflegen ſich Vögel vom Feſtlande Afrikas in dichten Schwärmen zu begeben. Mein Reiſegefährte konnte aber die dortige Sumpfluft nicht ertragen, und bekam das Fieber. Wir mußten nach der Palmenſtadt zurück, wo er durch die Pflege der Donna Maria bald genas.

Endlich trafen wir Vorbereitungen zu unſerer Abfahrt nach Palma. Als wir den Tag derſelben beſtimmt hatten, verſah Donna Maria unſre Barke mit einer ſolchen Menge von Vorräthen, daß dieſe für eine Reiſe nach Indien genügt hätten. Beim Abſchied gab uns dieſe vortreffliche Frau einen neuen Beweis ihres guten Herzens. „Als Sie unſre Gebirge durchſtreiften, ſagte ſie uns, tröſtete ich mich während Ihrer Abweſenheit mit der Hoffnung, Sie wiederzuſehen. Jetzt aber ſcheiden Sie für immer. Leben Sie wohl.“ Dieſer Abſchied rührte uns bis zu Thränen. Wir umarmten unſre liebenswürdige Freundin, und am Abend gingen wir unter Segel.

Anfangs war der Wind günſtig; als wir aber an der Küſte Teneriffa's vorüberfuhren, wurde er ſchwach, und wir brachten mehre Tage zu, ehe wir jene Geſtade, wo wir ſo lange verweilt hatten, hinter uns ließen. Allein auch dieſe Fahrt war nicht ohne Reize. Die Rambla, Batara u. ſ. w. bleiben Punkte, die der Reiſende ſtets bewundert, er mag ſie noch ſo oft geſehen haben. Endlich ward der Wind wieder friſch und wir fuhren auf Palma zu.

Plötzlich hörte ich auf Spaniſch, mit franzöſiſchem Accent, die Worte: „Wenn dieſer Wind anhält, wird unſre Ueberfahrt nicht lange dauern.“ Ich blickte mich um, und ſah, daß der Sprechende den Matroſen beim Manöveriren half. Auf meine Fragen erzählte er mir ſeine Geſchichte. Er war aus Toulon, und hatte als Steuermann des Indomptable an der Schlacht bei Trafalgar Theil genommen. Dieſe Niederlage hatte ſein Schiff ſo zugerichtet, daß es in der Nacht jenes merkwürdigen Tages Schiffbruch litt. Der Erzähler ward gerettet, aber bald darauf als Kriegsgefangener in Spanien zurückgehalten und mit 300 Unglücksgefährten nach den Canarien geſandt. Die Isleños nahmen ſie aber ſämmtlich gaſtfrei auf, und viele fanden auf den Canarien ihr zweites Vaterland. Der Intendant des Königs hatte Sorge getragen, jene Gefangenen auf allen Inſeln unterzubringen, und ihnen Werkzeuge zu Arbeiten zu verſchaffen. Auch die Einwohner ſuchten das Schickſal der Fremden zu erleichtern. Der ehemalige Steuermann des Indomptable ward zuerſt Handelsdiener eines Kaufmanns in Santa-Cruz, dann

dessen Associe und endlich selbstständig. Er hatte sich ein Vermögen erworben, wie es ihm unter ähnlichen Verhältnissen in Frankreich nicht hätte zu Theil werden können.

Am nächsten Morgen liefen wir in den Hafen von Santa-Cruz de Palma ein. Wir sahen die Stadt beim Sonnenaufgang. der Anblick war entzückend; eine Straße zieht sich neben der Küste hin, andere erheben sich amphitheatralisch auf den Felsen, wo der Basalt seinen dunkeln Schein mit dem Grün der Gärten und Bäume vermischt, und wo jene merkwürdige Höhlenstadt sich befindet, von ärmeren Klassen gegenwärtig bewohnt, und von den Guanches erbaut, die ich schon früher erwähnte. In derselben Art ist das merkwürdige Thal, die Caldera, schon beschrieben, welches eben so wie die Caldera von Bandama, alle Stufen der Vegetation, aber in größerem Umkreise und imposanter vereinigt. Am nächsten Tage begaben wir uns dorthin, durch den schon erwähnten Barranco de las Angustias, dem Auswege der zahlreichen Quellen jenes merkwürdigen Thales. Als wir die Stadt verließen, war die Gegend der von Teneriffa ähnlich, denn Palma ist nebst dieser Insel die am meisten gebirgige des Archipels. Freundliche Kornfelder, Weiler auf Zuckerfelder wechselten mit steilen, oft von Wäldern gekrönten Felsen ab. Bald ward der Wind rauher; wir geriethen in die Schlucht, und mußten über Felsen klimmen, die uns unübersteiglich erschienen wären, wenn unsre Führer mit der Gewandtheit der Canarier sich nicht hinaufgeschwungen hätte. Wir wollten nun umkehren, aber unsre Leute versprachen uns bessere Pfade. In Kurzem waren die Felswände so hoch und eng, daß wir den Himmel nicht mehr sehen konnten. Den Weg erschwerten eine Menge Bäume, die ein Orkan von den Berggipfeln gestürzt hatte. In den wild dahin brausenden Strom sahen wir oft voll Schauder von einer schwindelnden Höhe; jeder Fehltritt bedrohete uns mit dem Tode. Nach einer gefahrvollen Stunde stiegen wir an das Ufer hinab; die Schlucht erweiterte sich; wir erblickten vor uns einen ungeheuren, obeliskartigen Felsen, und als wir ihn umgangen hatten, eröffnete sich vor uns das Thal der Caldera, umringt von schroffen Steinwänden, im Inneren mit gigantischen Felsen besät, auf denen Urwälder standen, und von denen Wasserfälle sich herabstürzten, von Quellen durchschnitten, und mit Bäumen aller Climate, mit Palmen, Feigenbäumen, Fichten, gigantischen Haidekräutern dicht besät. Der Duft aromatischer Pflanzen schwängerte die Luft, die wir nach unsrem beschwerlichen Marsche begierig einschlürften. Wir lagerten unter einer ungeheuren Fichte, die gewiß schon den Guanches ihren Schatten geboten hatte, und schliefen bald bei der erquickenden Wärme des ewigen

Frühlings im Freien ein. Am nächsten Morgen wollten wir die Caldera durchforschen; allein ein dichter Nebel ruhete auf dem Thale, so daß wir kaum fünf Fuß weit sehen konnten. Eine nähere Erforschung war unmöglich; wir kehrten auf einem bequemeren Wege zurück.

Noch einmal sah ich auf meinen Wanderungen, die länger als einen Monat dauerten, die merkwürdige Caldera von dem höchsten Gipfel der Insel. Der Riesenbaum, unter dem ich geschlafen, erschien wie Gesträuch, die Felsen wie Blöcke, und die Caskaden wie dünne Streifen. Das Resultat dieser Wanderung ist bereits mitgetheilt.

Jetzt aber empfand ich auch das Heimweh nach dem schönen Frankreich, und kehrte nach Santa-Cruz de Teneriffa zurück, wo ich ein genuesisches Schiff erwartete, welches mich in zehn Tagen in das Mittelmeer brachte.

Feuilleton.

Notizen.

Nach den neueſten Berechnungen der britiſchen Regierung haben ihre Colonien eine Ausdehnung von 2,200,000 Quadratmeilen, und eine Bevölkerung von 105,100,000 Menſchen. Davon ſind 800,000 Lutheraner oder Calviniſten; 700,000 gehören zur anglikaniſchen Kirche; anderthalb Millionen ſind katholiſcher und griechiſcher Religion; 26,000,000 ſind Muhammedaner, 75,000,000 Hindus ꝛc. Das zur Vertheidigung dieſes ungeheuern Gebietes beſtimmte Heer beſteht aus 56,000 Mann europäiſcher, 156,000 indiſcher und farbiger Truppen, und aus einer Miliz von 250,000 Weißen. Die Einkünfte des engliſchen Staates aus den Colonien beſtehen aus 23,000,000 Pf. St. Der Aufſtand in Canada und das Verhältniß Indiens hat jedoch zur Folge gehabt, daß die Ausgaben des Mutterlandes für die Colonien in vergangenem Jahre die Einkünfte um 2 Millionen überſtiegen haben. Die Ausfuhr Großbritanniens nach den Colonien wurde auf 10 Millionen, und die Production der Colonien ſelbſt auf 400,000,000 angeſchlagen.

— Das ſtreitige Gebiet an der nördlichen Gränze der Vereinigten Staaten hat in Betreff der Einkünfte und des Anbaues geringere Wichtigkeit, jedoch deſto größere, als der einzige Communicationsweg zwiſchen den öſtlichen und weſtlichen Beſitzungen der britiſchen Krone im nördlichen Amerika, welcher während des Winters zu benutzen iſt. Ferner beherrſcht dieß Gebiet den Lauf des St. Lorenz-Stroms. Wären die Amerikaner im Beſitze deſſelben, ſo würden ſie eine fortwährende Controlle über die Schifffahrt auf dieſem Fluſſe ausüben können. — England wird deßhalb jenen Landesſtrich in keiner Weiſe aufgeben. Die Regierung beabſichtigt, im Fall der Beſitz der Amerikaner nach dem Tractat von 1783 bewieſen würde, einen anderen Länderſtrich ſtatt deſſen abzutreten, oder eine beſtimmte Geldſumme als Entſchädigung den Vereinigten Staaten zu bezahlen. Uebrigens griffen nicht allein die britiſchen Coloniſten zu den Waffen, ſobald die Milizen des Staates Maine jene Gegend beſetzen wollten, ſondern auch die Mohawk-Indianer boten dem Gouverneur von Canada ihren Beiſtand gegen die Vereinigten Staaten an.

— Auch in den Cap-Colonien ſind Unruhen ausgebrochen. Die Coloniſten von Cap Natal haben eine feindliche Stellung gegen den Gouverneur angenommen. Der Gouverneur war, wie es heißt, genöthigt, Truppen gegen ſie abzuſenden.

— Die Nachricht vom Tode des Dictators von Paraguay hat ſich nicht beſtätigt.

— Die Streitigkeiten des Gouverneurs von Jamaica mit der Provinzial-Verſammlung von Jamaica haben zur Folge gehabt, daß die günſtigen Verhältniſſe der Neger und Herren, die ſich bereits zu bilden begannen, auf's Neue unterbrochen wurden. Eine zahlreiche Verſammlung in Kingſton beſchloß, diejenigen Neger, welche nicht zum Lohne von drei Schillingen arbeiten wollten, aus den Wohnungen auszutreiben, welche dieſelben nach der Emancipationsacte beſitzen. Aehnliche Beſchlüſſe wurden in beinahe allen Diſtricten der Inſel gefaßt. Die früheren Streitigkeiten begannen ſo-

mit auf's Neue. Die Neger weigerten ſich, zu arbeiten, ſo daß mehre Aernten zu Grunde gingen. Der Gouverneur mußte ſich hier wieder in's Mittel legen. Er verkündete den Negern in einer Proclamation, ihre ehemaligen Herren beſäßen allerdings das Recht zu jener Maaßregel, nach vorhergegangener Kündigung, die ſie nur durch Arbeit vermeiden könnten. Zugleich wurden Anſtalten getroffen, um die Ruhe zu erhalten; mehre diſſentirende Prediger, welche die Neger aufgeregt hatten, wurden in Haft genommen u. ſ. w. — Jene Unruhe hat ſich von Jamaica auch auf andere weſtindiſche Beſitzungen der britiſchen Krone verbreitet, welche bisher eine beſſere Ausſicht boten. Auch in Trinidad und Barbados haben die Neger plötzlich größeren Lohn verlangt, und die Feldarbeiten mußten deßhalb unterbrochen werden. In Demerary währt die Einwanderung weißer Arbeiter, anſtatt der farbigen, fort. Ende Februar waren dort wieder 50 Deutſche angelangt.

— Nach Berichten aus der britiſchen Inſel St. Lucie hat das Erdbeben am 12. Januar, welches Martinique verwüſtete, auch dort bedeutenden Schaden angerichtet, wenn auch nicht in demſelben Grade, wie auf der franzöſiſchen Colonie. Es wurde nur ein Stoß verſpürt, allein dieſer war ſo heftig, daß mehre Häuſer einſtürzten, und einige Menſchen verſchüttet wurden.

— Man lieſt im Canton-Regiſter vom 13. Decbr.: Der Nachrichter hatte von der Regierung Befehl erhalten, Alles anzuordnen, um auf dem Platze der Fremden-Comptoirs die Strangulirung eines Chineſen vorzunehmen, welcher verbrecheriſcher Weiſe in ſeinem Laden Opium zum Rauchen verkauft hatte. Nie war eine Hinrichtung auf dem Platze vorgenommen worden; unzufrieden über dieſes Vorhaben, welches ſie für eine Beleidigung hielten, verſammelten ſich die Fremden, um ſich den Vorbereitungen zu der Hinrichtung zu widerſetzen. Da ſie eine drohende Haltung annahmen, ſo wurden die Henkerswerkzeuge entfernt und nach der alten Straße von China gebracht. Die Chineſen, welche durch Inſtinct und Temperament neugierig und unbeſcheiden ſind, wurden für die Fremden ſo läſtig, daß dieſe genöthigt waren, ſich ihrer Stöcke zu bedienen.

Wüthend hierüber, leiſtete das Volk einen kräftigen Widerſtand. Die Chineſen ſtießen ihr gewöhnliches Geſchrei aus, und es flogen Steine über die Köpfe der Fremden. Der Volkshaufe, der mit jedem Augenblicke zunahm, belagerte das Haus, das ihnen als Zufluchtsort diente, und deſſen Thore man verrammelt hatte. Der Pöbel, an deſſen Spitze Kinder waren, ſtürzte ſich gegen mehre fremde Comptoirs und zerbrach die Fenſterſcheiben; es mochten ſich etwa 7—8000 Chineſen von der niedrigſten Claſſe auf dem Platze zuſammengerottet haben. Endlich erſchien eine Abtheilung Soldaten, die man herbeigerufen hatte, und die Ruhe wurde wieder hergeſtellt. Zur Sicherheit des Quartiers bivouaquirte die Wache auf dem Platze der Comptoirs. Die großen Laternen von verſchiedenen Farben, welche dieſes improviſirte Lager beleuchteten, boten ein wahrhaft maleriſches Schauſpiel. Der unglückliche Opiumhändler Hogew-Kong wurde auf dem Landungsplatze erdroſſelt. Die hierüber erlaſſenen Befehle des kaiſerlichen Hofes von Peking waren unzweideutig.

— Die Stadt Algier iſt der Schauplatz eines ſehr traurigen Ereigniſſes geweſen. Am 1. Mai war zur Feier des Namensfeſtes des Königs von Frankreich auf der Eſplanade Bab-el-Duet ein Feuerwerk bereitet. Das Thor der Stadt iſt auf dieſer Seite ſehr eng; das Gewölbe erſtreckt ſich auf zehn bis zwölf Metres, iſt aber nicht drei Metres breit, und erſchwert bedeutend den Durchgang für die Menge, die ſich dahin zieht. Unmittelbar am Ende derſelben findet man rechts einen ziemlich langen Graben von fünfzehn bis zwanzig Fuß Tiefe, vor dem

man nur durch eine schlechte, hölzerne Schranke geschützt ist.

Schon vor der Stunde des Feuerwerks drängte sich viel Volk auf eine Weise herbei, welche Gefahr ahnen ließ. Es waren, ohne Uebertreibung, wenigstens zwölf tausend Menschen auf diesem Punkte versammelt, was die Behörden wohl hätte zu einer Vorsichtsmaaßregel bestimmen sollen.

Der Himmel war mit Wolken bedeckt, und es hatte den Anschein, daß bald ein Gewitter ausbrechen würde; nach dem Feuerwerke wollten Alle zugleich nach Hause eilen; der Eingang des Thores hat eine Trichterform; bald war das Innere des Gewölbes vollgestopft; zwanzig Mal mehr Menschen, als es aufnehmen konnte, hatten sich zusammengeschaart; das Gedränge wurde so stark, daß der Durchgang völlig gehemmt war; man stieß, man schrie; die Behendesten erhoben sich über die Andern, die Schwächsten sanken, man ging über ihre Körper, man zermalmte sie mit den Füßen; Hüte und Shawls gingen verloren; die Kleider wurden zerrissen; die Verwirrung überstieg alle Begriffe; Kinder wurden in den Armen ihrer Mütter erstickt; die Frau eines Bäckers sah sich genöthigt, den Arm ihres Gatten loszulassen, fiel vor ihm nieder und wurde zertreten, ohne daß er ihr zu Hilfe kommen konnte.

Die schlechte Schranke am Graben wich dem ersten Andrange; die Menge, welche daran lehnte, verlor das Gleichgewicht, und stürzte in den Graben; ein gräßliches Geschrei erhob sich aus der Tiefe.

In diesem furchtbaren Gemenge wurden Schädel verletzt, Rippen eingedrückt, und Arme und Beine gebrochen; die Klagetöne, die sich von dem Schlunde herauf vernehmen ließen, wo sich das Jammern der Verwundeten mit dem Röcheln der Sterbenden vermischte, waren wahrhaft schaudererregend.

Die Soldaten von der Wache, welche man herbeirief, um die Ordnung wieder herzustellen, trugen nur dazu bei, den Tumult zu vermehren; bei der Absicht, diejenigen zu beschützen, die sie zu Boden fallen sahen, bedienten sie sich jedes Mittels, um die Andern zurückzustoßen; ohne zu bedenken, daß dieß Volk der unbezähmbaren Wogung des Meeres glich, hielten sie das Bajonnett entgegen, und theilten rechts und links Säbelhiebe aus; die Befehle des Officiers, der den Posten commandirte, wurden gänzlich mißverstanden.

Diese schauerliche Scene hatte die traurigsten Folgen. Obgleich man die Wahrheit noch nicht völlig ergründen konnte, so haben die Behörden doch wenigstens mit Gewißheit in Erfahrung gebracht, daß drei Personen auf eine schauderhafte Art gestorben, und zwanzig schwer verwundet worden sind; die Zahl der letzteren scheint indeß viel zu gering angegeben.

Der Schrecken hatte sich dergestalt aller Anwesenden bemächtigt, daß eine im Innern der Stadt, wenige Schritte vom Thore, gegen ein in Trümmern liegendes Haus geschleuderte Frau nach und nach vom Schutte bedeckt wurde, den die herbeiströmende Volksmasse mit den Füßen aufwühlte; den Leichnam dieser Unglücklichen fand man erst am andern Morgen in einem Zustande, den man sich wohl denken mag.

Die Behörden haben sich schwere Verantwortung dadurch zugezogen, daß sie keine bessere Vorkehrung für die Sicherheit des Volkes getroffen hatten. Nachdem das Unglück geschehen ist, baut man eine steinerne Mauer an dem Graben.

Die artistische Beilage.

Wir übergeben unsern Lesern:

Peruanische Baumwollespinnerin.

August Lewald.

Peruanische Mädchen, Baumwolle spinnend.

Inhalts-Verzeichniß

des

erſten Bandes.

1839.

Seite

Friedrich von Waldecks Schilderung von Yucatan:

Vorwort 1

I. Tabasco 3

II. Schilderung von Yucatan im Allgemeinen 12

III. Campeche 97

IV. Merida 193

V. Die Ruinen von Uxmal oder Izalan 289

Aus der Reiſe um die Welt, von R. P. Leſſon:

IV. Die Inſeln Borabora und Neu-Zeeland 49

V. Die Inſel Waigiu 145

Seite

VI. Die Inſel Buro, eine der Gewürz-Inſeln 266
VII. Die Inſel Amboina 306
VIII. Aufenthalt in Port-Jackſon auf Neu-Süd-Wales . 385
IX. Neu-Zeeland 449
X. Die Inſeln Rotumah und Ualan, und Rückkehr über die Inſel St. Helena nach Frankreich 493

(Siehe auch Atlas 1838. Bd. II.)

Die canariſchen Inſeln (Fortſetzung der Auszüge aus der **Histoire naturelle des Iles Canaries, par MM. Barker-Webb et Sabin-Berthelot**):

I. Reiſe nach den Canarien. — Santa-Cruz 135
II. Laguna 172
III. Schulen und Univerſität 178
IV. Ausflug von Laguna. — Orotava 228
V. Die Mumie. — Der Orkan 419. 424
VI. Fahrten im canariſchen Archipel 559

(Siehe auch Atlas 1838. Bd. II.)

Vermiſchte Aufſätze.

China. Von W. N. Wedhurſt, Mitglied der Geſellſchaft der Miſſionäre in London 22. 77

Der Mord des Mamelucken. (Aus dem Tagebuche eines franzöſiſchen Reiſenden.) 84

Reiſe in Lappland und Nowaja-Semlja 111

Die Ureinwohner-Racen von Nordamerika und ihre Verhältniſſe zu den europäiſchen Pflanzern. (Siehe Atlas 1838. II. S. 144.) . . . 121, 157, 337, 416

Vera-Cruz und St. Jean d'Ulloa 184

Der Urſprung und die Fortſchritte der engliſchen Macht in Indien . . 241, 328, 355

Der gegenwärtige Zuſtand der engliſchen Macht in Indien 515

Aufenthalt und Reiſen in Mexico, von 1825 bis 1834:

Bemerkungen über das Land und ſeine Erzeugniſſe, über das Leben und die Sitten der Einwohner 433

Seite
Die Wälder von Amerika und Weſtindien 474
Beiträge zur Sittengeſchichte Indiens in Bildern und Legenden . . 481. 529
Eine Scene an Bord eines Sclavenſchiffes 552

Feuilleton.

Literatur.

94.

Notizen.

47. 96. 142. 192. 239. 285. 335. 382. 432. 528. 570.

Vermiſchtes.

Eine Eſelsjagd. 45.

Wohlthätigkeitsanſtalten in New-Orleans. 95.

Das Heer von Runjeet-Singh. 189.

Die große Mauer von China. 191.

Neueſtes über die Wirkung der Sclaven-Emancipation in den britiſchen Colonien. 238.

Eine Kindsmörderin in Algier. 283.

Criminal-Geſchichten in Algier. 428.

Die Peſt von Poli. 527.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Zur Beſchreibung der canariſchen Inſeln:

Soldat in Canaria, zur Revue reitend. Nach S. 48.

Das Innere einer ländlichen Wohnung auf Teneriffa. Nach S. 240.

Anſicht von Adexe und den Felſen von Hio und Carasco auf Teneriffa. Nach S. 288.

Ciudad de las Palmas. (Die Palmenſtadt auf Teneriffa.) Nach S. 336.

Aus de Laborde's maleriſcher Reiſe in den Orient:

Gärten von Tarſus. Erſtes Blatt. Nach S. 96.

„ „ „ Zweites Blatt. Nach S. 192.

Gruppen von Kameelen und Dromedaren, nach der Natur. Nach S. 144.

Zur Schilderung von Yucatan:

Reisen in Yucatan. Nach S. 384.

Karte der Provinz Yucatan. Nach S. 432.

Eine Metis von Merida.
Hausmeister auf einem Pachthofe. } Nach S. 528.

* * *

Das Fort S. Juan de Ulloa und Plan dieser Festung nebst der Stadt Vera-Cruz. Nach S. 480.

Peruanische Baumwollespinnerin. Nach S. 572.